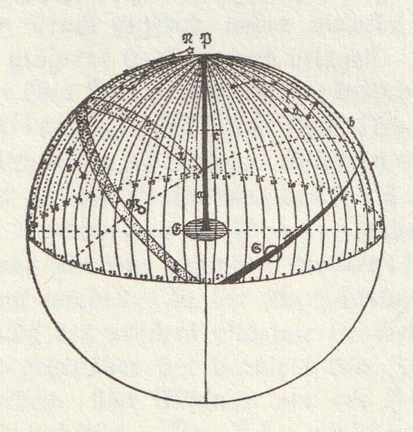
Das Rätsel der Edda
und der arische Urglaube

Von
Otto Sigfrid Reuter



Erster Band

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Viertes bis sechstes Tausend.

Mit zahlreichen Übersichten und Abbildungen.

1922
Verlag Deutsch-Ordens-Land, Sontra in Hessen.



Vorwort
zur 2. Auflage des 1. Bandes.

Die zweite Auflage dieses 1. Bandes kann, ein halbes Jahr nach der ersten in Druck gegeben, neben vielerlei kleineren eine nur geringe Zahl größerer Ergänzungen bringen. Hervorgehoben seien besonders die über Heidrun und ihre indische Entsprechung (Abschn. I), über Sleipnir (VI 2 und Anm. 176a) über die Zählung des altnordischen hundrad im Grimnirliede (Anm. 154) sowie der Hinweis auf die Verbreitung des Brückenspieles (Anm. 60). Die Tränen der Freyja haben verwandtem Märchenzuge gemäß Deutung gefunden, die Brisingen konnten näher bestimmt werden. In der Übersichtstafel (Abb. 6) ist die Übereinstimmung der arischen Stämme im Gebrauche der 27 Mondhäuser gegenüber der babylonischen Zwölfzahl zeichnerisch betont worden. Der Abschnitt von der Himmlischen Zahl wurde überarbeitet. Der Himmelsbrücke ist ein Nachtrag gewidmet worden.

Die auf dem neuen Wege gewonnenen großen Ergebnisse mußten dagegen dem in Kürze erscheinenden zweiten Bande vorbehalten bleiben, der auch den Namen- und Sachweiser für beide Bände bringen wird.

Bremen, im Erntemond 1922.

Otto Sigfrid Reuter.

Inhalt.

Namen= und Sachweiser befinden sich am Schlusse des zweiten Bandes.

Verzeichnis der Abbildungen.

Abb. 3, 5, 6, 7 nach den Entwürfen des Verfassers gez. v. A. Giroud, Bremen.

Einleitung.

Im Gegensatze zu den stammverwandten Völkern der alten Inder und Perser hat der germanische Zweig der arischen Rasse keine Heiligen Schriften, die als solche anerkannt wären, hinterlassen. Der indische Veda nicht minder wie das persische Avesta genießen in ihrer Heimat seit Jahrtausenden als Richtschnur des Glaubens und Lebens höchsten Ansehens; die germanischen Arier dagegen büßten unter der Wirkung der christlichen Eroberung ihre Glaubensüberlieferungen fast gänzlich ein. Vornehmlich mußte es den Bekehrern daran liegen, alle höhere Glaubenskunde, wie die Schöpfungssage, die Urgottessage, die Sage von der Ordnung der sittlichen Welt, also den inneren geistigen Halt der unterworfenen Völker zu vernichten und, wo die Reste nicht ganz zu tilgen waren, sie ins Böse zu verkehren.

So konnte es kommen, daß das Glaubenstum unserer Vorfahren, erst unterdrückt und verstümmelt, dann zerrissen und verhöhnt, heute völlig unverstanden nur noch ein Gegenstand gelehrter Forschung geblieben ist. Viele haben sich vergeblich gemüht, die Springwurzel zu finden, welche den verschütteten Berg eröffnen und den heiligen Schatz wieder ans Licht führen sollte. Die schriftliche Überlieferung des germanischen Gottums in der nordischen Edda und den wenigen deutschen Überresten ist aber so lückenhaft, daß das Beste, das geistige Band, welches die Teile einst zusammenhielt, kaum noch zu erkennen ist und daß die Wiederherstellung allein aus dieser Überlieferung nicht gelingen kann. Es läßt sich vielmehr dieses Band erst von neuem knüpfen, wenn man die ältesten Überlieferungen des urverwandten Zendvolkes, des Ahnen der späteren Perser, und der vedischen Inder zum Vergleiche heranzieht, eine Zeit also, in welcher die drei großen Stämme noch in einem Urstamme des Lebens und Glaubens vereinigt gewesen sein mögen, eine Wegspur, welche schon Jakob Grimm deutlich gewiesen und andere, jedoch ohne zu wesentlichen Ergebnissen zu kommen, nach ihm aufgenommen haben.

Die nachfolgende Untersuchung beschränkt sich jedoch nicht auf den Weg vergleichender Mythologie, der im besten Falle um den Berg herum, nicht aber in ihn und seine Geheimnisse hinein-

führt, sondern unternimmt es, die Grundpfeiler des Glaubens selbst, die Wurzel des religiösen Lebens vom Schutte der Zeitalter zu befreien. Dabei ergibt sich, daß diese Wurzel lebt und zwar lebendig noch in uns selbst. Ein gewaltiger Fernblick erhellt die verdunkelten Jahrtausende und verbindet unsere schwankende führungsbedürftige Gegenwart wieder mit dem Grundmauerwerke der Schöpfung im arischen Geiste.

I.

Die Ausgrabungen von Boghazköi.

Die in den letzten Jahrzehnten von der Deutschen Orient-Gesellschaft im kleinasiatischen Trümmerfelde der alten Chetiterhauptstadt, dem heutigen Boghazköi, vorgenommenen Ausgrabungen haben durch die reichen Inschriftenfunde über die großen Völkerwanderungen des 2. vorchristlichen Jahrtausends, insbesondere über den Zug der Arier aus Europa nach Asien, bedeutende Aufklärung gebracht. „Um 2500 v. Chr.", so schließt Emil Forrer, [1]) „kamen von Norden über den Kaukasus die Urinder und übten durch ihre weit überlegenen religiösen Vorstellungen, die wohl erst am Kaspischen Meere entstanden sind, auf die Kassier einen nachhaltigen Einfluß aus. Unter dem Drucke stets neu eindringender Indogermanen suchte der Teil, dessen Land in der Kur-Ebene dem Feinde offen lag, neue Wohnsitze, und fand sie zuerst in Westmedien . . . und dann in Babylonien. Die Urinder aber — oder wenigstens ein Rest von ihnen — müssen ihre Sitze bis in das 14. und 13. Jahrhundert behalten haben und dann ihrerseits nach Osten abgedrängt worden sein." Die indogermanischen „Kanesier" hatten „sich nach ihrer Einwanderung aus Europa [2]) in Phrygien niedergelassen und hier ein großes Reich begründet mit Kanes als Hauptstadt." Ihre Sprache war „schon um 2000 v. Chr. auch im Lande Hatti im engeren Sinne in Gebrauch." „Von dem Reiche Kanes aus hat sich in der folgenden Zeit das kanesische Volk als ein in seiner nationalen Eigenart scharf umrissenes Mischvolk über ganz Kleinasien verbreitet bis nach Kizwadna, den harrischen Grenzländern, Syrien und Arzawa, wo es überall die herrschende Schicht der Edlen bildete."

Zu den Zeugnissen indischer Götter in Boghazköi (1400 bis 1200 vor Christus), hatte sich schon Eduard Meyer [3]) geäußert. Nach ihm „muß eine arische (iranische) Dynastie spätestens im 15. Jahrhundert im nordwestlichen Mesopotamien die Herrschaft gewonnen haben, vielleicht aber noch beträchtlich früher. Man sieht, die Ausbreitung der Arier aus der gemein-

samen Heimat nach Südosten ins Indusgebiet, wo wir sie in der vedischen Zeit antreffen, und nach Westen, nach Iran, bis nach Medien und Persien, und in einzelnen Scharen noch weiter darüber hinaus, ist ungefähr gleichzeitig erfolgt, in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends. Der letzte Ausgangspunkt kann nur das Gebiet des Oxus und Jaxartes gewesen sein, ... die Invasion kann sehr wohl auch von weiterher erfolgt sein und Baktrien lediglich das letzte vorübergehende Durchgangsgebiet gebildet haben. — Die Vergleichung der Sprache, Religion und Literatur der Inder und Iranier hat gezeigt, daß beide sich erst in relativ recht später Zeit aus dem einheitlichen, geschichtlich völlig greifbaren Volk der Arier differenziert haben und zwar wesentlich in Folge der von denselben Grundanschauungen ausgehenden, dann aber in diametral entgegengesetzter Richtung verlaufenden religiösen Entwicklung der beiden Zweige, die in Indien zum Brahmanismus führt, in Iran durch die neue von Zarathustra geschaffene spekulative Religion bestimmt wird." Zarathustra muß — nach Eduard Meyer —, da die Meder schon um 715 Bekenner seiner Religion waren, etwa um 1000 vor Christus gelebt haben. Übrigens haben die Arier das Pferd[4]) mitgebracht, das in Hammurabis (1900 v. Chr.) Gesetz (§ 7, 8) noch unbekannt ist, während als beweglicher Besitz „Rind oder Schaf, Esel oder sonst etwas" genannt werden; so trägt das Pferd im Babylonischen noch den Namen „Esel des Berglandes". Auch „nach § 224 f. behandelt der Tierarzt nur Rind und Esel; das Pferd ist auch hier nicht genannt." Dieser Umstand beweist nach Eduard Meyer, daß die Arier damals noch im Vorrücken waren; „seit 1760 wird das Pferd häufig erwähnt." — „Die große Völkerverschiebung, durch die die Mitte der (kleinasiatischen) Halbinsel von dem thrakisch-indogermanischen Volk der Phryger besetzt wurde, ist erst durch die große Völkerwanderung zu Anfang des 12. Jahrhunderts (vor Christus) herbeigeführt worden, welche wir seit langem aus den Berichten und Wandgemälden Ramses III. kennen. Dieser Völkerwanderung ist, wie Ramses III. erwähnt, auch das große Chetiterreich erlegen, dessen Urkunden ... um 1300 abbrechen."

Da die Besetzung der südgriechischen Inseln durch die indogermanischen Stämme schon im Jahre 1000 vor Christus beendet war, können wir deren Auswanderung aus dem Norden ebenfalls um etwa 1200 vor Christus ansetzen und als einen Teil der großen indogermanischen Völkerwanderung ansehen, die nach Kleinasien und in die griechische Halbinsel vordrang.

Einstimmend läßt sich W. Tomaschek in einer sehr zurückhaltenden Arbeit über die alten Thraker[5]) über diesen Gegenstand aus: „Die drei südlichen Halbinseln Europas, ferner Kleinasien samt dem armenischen Hochlande, der Alburz und Zagros, der Hindukusch und das Pamirplateau, haben durchweg

nordische Volkstümer erhalten. Ja, bereits an der Schwelle der geschichtlichen Zeit, haben die Arier, das östlichste Glied der voreinst eine zusammenhängende und geschlossene Masse darstellenden Indogermanen, den eurasischen Bergzug überschritten und an der Seite der allophylen (fremdrassigen) Südvölker eine neue Heimat gefunden. Die prähistorische und linguistische Forschung hat die Bedeutung Europas als einer Heimstätte urkräftiger Völker dargetan, mögen sich auch zur Bildung der Indogermanen oder wie man sie jetzt nennen will, der Ario-Teuten, verschiedene Rassentypen aus Süd und Ost zusammengefunden haben, die Sprachen selbst weisen mit Entschiedenheit auf einen europäischen Ursprung. Hatte aber einmal ein nordisches Volk den Weg in die allophyle kleinasiatische Region gefunden, so blieb es daselbst und ward allmählig der Kraft verlustig, Rückstöße in die alte Heimat auszuüben."

Die Stellung Gustav Kossinnas zur „Herkunft der Germanen" ist bekannt genug: „Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im 3. Jahrtausend vor Christus, die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen." Boghazköi lehrt nichts Anderes.

Nach diesen Zeugnissen, auf die ich mich beschränke, stimmen die vorgeschichtliche und die geschichtliche, die Sprach- und die Siedelungsforschung heute darin überein und es darf als wissenschaftlich begründet gelten, daß die indogermanische [6]) Urheimat Europa war, und da es sich um nicht geringe Völkermassen handelt, so muß diese Heimat ein weites Gebiet umschlossen und also wohl von der Ostsee bis zum Kaspischen Meere und darüber hinaus gereicht haben.

Ist aber dem so, so muß es in dem einheitlich bestimmten Völkergebiete der indogermanischen Rasse auch eine ursprüngliche Übereinstimmung in Sitte und Glauben gegeben haben. Indische Lehre findet sich deutlich in der aus Thrakien stammenden orphischen Lehre wieder, aus welcher unmittelbar Pythagoras schöpfte. Thrakien ist die Quelle der griechischen Glaubenserneuerung und Vertreter der altarischen Unsterblichkeitslehre. Vergl. Anm. 6a. So scheint dieses weite Volksgebiet sich als das Bindeglied zwischen dem germanischen und iranisch-arischen Glauben zu erweisen, der anscheinend auf diesen beiden äußersten vorgeschobenen Posten seine eigentümlichste Ausbildung erhielt und seine Grundlage am zähesten bewahrte.

II.

Der Weltbaum.

Ein hessisches Liedchen:

Mimameide
steht auf der Haide,
hat ein grün's Röcklein an,
sitzen drei Jungfern dran [7])

hat, wenn es als echt angesprochen werden dürfte, eine Vorgeschichte, die in die älteste Gemeinsamkeit der arischen Völker führt, in eine Zeit, die noch um Jahrtausende vor die biblischen Urkunden zurückreicht.

Die nordgermanische Überlieferung weiß viel von dem Baum zu sagen:

Voluspa 2: [8])

„Neun Welten kenn' ich, neun Räume des Maßbaums,
Der unterhalb der Erde wurzelt."

Voluspa 19 f.:

„Eine Esche kenn' ich, Yggdrasil [9]) heißt sie,
Den gewaltigen Baum netzt weißes Naß:
Von dort kommt der Tau, der die Täler befeuchtet;
Immergrün steht er an der Urd Quelle.
Es steht ein Saal am Stamme des Baumes,
Drei weise Jungfraun wohnen darin" . . .

Voluspa 27:

„Ich weiß Heimdalls Horn verborgen
Unterm Himmelsluft trinkenden heiligen Baum."

Voluspa 47: (Im Endkampf)

„Yggdrasils Esche bebt stehend,
Es rauscht der alte Baum."

Grimnir 25 ff.:

„Heidrun heißt die Ziege, die auf Heervaters Saale steht
Und die Zweige Lärads [10]) verzehrt;
Die Krüge füllt sie mit klarem Met,
Nimmer versiegt dies Naß.
Eikthyrnir heißt der Hirsch, der auf Heervaters Saale steht
Und die Zweige Lärads verzehrt;
Von seinen Hörnern trieft es in Hwergelmirs Quell,
Dorther stammen die Ströme all.
— Die Pferde benutzen zur Fahrt
Nach Yggdrasils Esche die Asen täglich,
Wenn sie reiten, zu sprechen das Recht." —
„Drei Wurzeln sendet nach drei Seiten
Yggdrasils Esche aus:
Unter der einen wohnt Hel, unter der anderen die Riesen,

Die dritte das Menschenvolk deckt.
Ratatosk heißt das Eichhorn, das da rennen muß
An Yggdrasil auf und ab.
Oben hört es des Adlers Worte,
Die es nieder zu Nidhogg bringt.
Der Hirsche vier nagen, die Hälse biegend,
Die obersten Triebe ab . . .
Mehr Würmer liegen an den Wurzeln der Esche,
Als ein unkluger Affe meint:
(Grafwitnirs, des „nagenden Wolfes" Söhne)
Verzehren die Zweige des Baums.
Yggdrasils Esche muß Ungemach leiden,
Mehr als ein Menschenkind ahnt:
Oben frißt der Hirsch, es fault die eine Seite,
Während Nidhogg die Wurzeln benagt . . .
Yggdrasil ist der beste unter allen Bäumen" . . .

Fjolswid 13 ff.:
„Wie heißt der Baum, der mit breiten Ästen
Die weite Welt überwölbt?
Mimameid [11]) heißt er, kein Mensch weiß es,
Aus welchen Wurzeln er wuchs;
Niemand ahnt's, was ihn niederstreckt,
Feuer nicht fällt ihn, noch Stahl.
Was bringt den Tod dem trefflichen Baume,
Da nicht Feuer ihn fällt, noch Stahl? . . .
Seine Früchte soll man ins Feuer legen,
Wenn ein Weib in Wehen sich krümmt:
Nach außen kommt dann, was innen war,
Solche Macht hat für Menschen der Baum . . .
Wie heißt der Hahn, der da sitzt in dem hohen Baume
Und ganz von Gold erglänzt?
Widofnir heißt er, im Wetterglanz steht er
Auf Mimameids Geäst;
Mit einer Sorge ängstet er furchtbar
Sinmara und Surt."

Skirnir 35 f.:
Reifhüller heißt der Riese, der dich haben soll,
Vor dem Totengatter drunten, —
Unter des Baumes Wurzeln.

Gylf. 15: Wo ist die Hauptstätte oder heilige Stätte der Götter? — Sie befindet sich an der Esche Yggdrasil, wo die Götter alle Tage ihr Gericht halten sollen . . . Die Esche ist der größte und beste aller Bäume. Ihre Zweige erstrecken sich über alle Welt und ragen über den Himmel empor. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht und verbreiten sich sehr weit: Die eine ist bei den Asen, die zweite bei den Reifriesen, wo ehemals Ginnungagap war, und die dritte ist über Niflheim.

Unter dieser Wurzel liegt Hwergelmir und Nidhogg benagt sie von unten. Unter der Wurzel aber, die zu den Reifriesen sich verästet, ist der Brunnen Mimirs, in dem Weisheit und Einsicht verborgen liegt. Er ist überaus weise, weil er das Wasser der Quelle . . . trinkt. [12]) Die dritte Wurzel der Esche ist am Himmel belegen und unter dieser Wurzel befindet sich der Brunnen der Urd. Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte und an jedem Tage reiten sie dorthin über Bifrost, die auch Asenbrücke genannt wird. [13]) — Unter der Esche an dem Brunnen steht ein Saal und aus diesem kommen drei Jungfrauen; sie heißen Urd, Werdandi und Skuld (wir nennen sie Nornen)."

16. „In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem großes Wissen verliehen ist; zwischen seinen Augen sitzt der Habicht (Wedrfolnir) . . . Ein Eichhörnchen, mit Namen Ratatosk läuft an der Esche auf und ab und trägt dem Nidhogg und dem Adler die gehässigen Worte zu, die beide übereinander äußern. Vier Hirsche . . . Soviele Schlangen aber sind im Hwergelmir bei Nidhogg, daß keine Zunge sie aufzuzählen vermag . . . Weiter wird berichtet, daß die Nornen, die am Brunnen der Urd wohnen, jeden Tag Wasser aus dem Brunnen schöpfen und den Schlamm nehmen, der um den Brunnen liegt, und damit die Esche besprengen, damit ihre Zweige nicht faulen oder hart werden. Jenes Wasser aber ist so heilig, daß alle Dinge, die hineingelangen, so weiß werden wie das Häutchen, das man Skjall nennt, welches innen unter der Eierschale liegt. — Den Tau, der von (der Esche) herabtrieft, nennen die Menschen H o n i g t a u und von ihm nähren sich die Bienen. Z w e i V ö g e l finden auch in dem Brunnen der Urd ihre Nahrung; sie heißen Schwäne und von ihnen stammt die Vogelart ab, die seitdem diesen Namen führt."

17: Der Brunnen der Urd am Himmel. Ebendort Breidablik, Balders Sitz; Himinbjorg, Heimdalls Haus; dort auch Allvaters Hochsitz, von wo er über die ganze Welt sieht.

Gylf. 51: (Im Endkampf) „Da erzittert die Esche Yggdrasil."

Über die Zahl und Lage der 3 Wurzeln herrscht in Gylf. 15 eine heillose Verwirrung. Die Vol. kennt 3 Wurzeln: die Himmelswurzel mit der Urdquelle, die Wurzel unterhalb der Erde und die Helwurzel. [14])

Grimnirlied kennt ebenfalls 3 Wurzeln der Esche, über Hel (Nidhogg), über der Riesen- und über der Menschenwelt.

Gylfaginning behauptet an mehreren Stellen eine Himmelswurzel wie Voluspa; einigt sich auch mit dem Grimnirliede in der Helwurzel (Nidhogg). Anscheinend sind zwei Vorstellungen ineinandergelaufen. Die eine Vorstellung kannte gleich der persischen nur die eine Himmelswurzel, die auch in Indien bezeugt

ist. Der zweiten Vorstellung, der des Grimnirliedes, mit drei Wurzeln in irdischer, unterirdischer und riesischer Richtung scheint eine Deutungsumstellung zu Grunde zu liegen.

Die Weltesche ist der heimliche Held der Voluspa; mit ihr beginnt die Weissagung, mit ihr endet sie. Der Weltbaum steht im Weltbrande ächzend, aber aufrecht; [15]) in seinem Stamme birgt sich das neue Leben.

Das persische Avesta [16]) bietet folgende Belege:

Yascht 12, 17: „Auch wenn du dich, o aschaheiliger Raschnav, auf jenem Baum des Adlers befindest, der inmitten des Sees Vourukascha steht, der gute Heilmittel, kräftige Heilmittel birgt, der Vispobisch „Allheiler" heißt, auf dem aller Pflanzen Samen niedergelegt ist."

Videvdat 5, 17: „Das Wasser entlasse ich, der Ahura Mazdah, [17]) aus dem See Vourukascha, zugleich den Wind und die Wolken."

18: . . . ich schwemme, was unlauter ist, fort . . ., ich schwemme das alles auf einmal hin zum See Puitika.

19: Diese Dinge wallen beständig innerhalb des Sees auf und ab; mit Läuterung fließen dann die Wasser aus dem See Puitika zum See Vourukascha, zum Baume Hvapi.

Hier wachsen meine Pflanzen, alle, von allen Arten."

Der See Vourukascha ist das himmlische Meer; das himmlische Naß spült auf Erden (im See Puitika, dem irdischen Wasser) alles Unlautere hinweg und steigt wieder auf zum See Vourukascha, der nach Vid. 5, 17 nicht nur den Regen, sondern auch Wind und Wolken aus sich entläßt.

Inmitten des himmlischen Meeres steht der Baum Vispobisch, der den Namen „Allheiler" trägt; ein anderer Name also für Hvapi.

Die Wurzeln dieses allheilenden, aller Pflanzen Samen tragenden Baumes wachsen droben im himmlischen Meere. Yascht 1, 30: [18]) kennt noch den Namen Gaokerena für den „Allheiler".

Yasna 9, 16: „Darauf sprach Zarathustra: Verehrung dem (Gotte) Haoma! Der wohlgeschaffene . . ., der gute, als Heiltäter eingesetzte . . ., wohlwirkende . . . mit biegsamen Schößlingen, ist, wenn sie ihn trinken, höchst förderlich und bereitet für die Seele die beste Bahn!

17: Ich rufe zu mir herab Deine Rauschbegeisterung, herab die Kraft, herab die Sieghaftigkeit, herab die Gesundheit, herab das Heiltum . . . Gedeihen, Wachstum.

19: Todwehrer Haoma.

22: Haoma verschafft den gebärenden Frauen Besitz herrlicher Söhne.

23: Haoma teilt denen, die als Mädchen lang unverheiratet geblieben sind, einen Gatten und Fürsorger zu.

Yasna 10 und 11, Yascht 20: beziehen sich auf die irdische Pflanze, die den Haomarausch erzeugt, der allein dem Ahuramasda wohlgefällig ist.

Haoma ist hiernach Gott und Pflanze. Nach dem Bundehesch [19]) wächst Hom in der Quelle Arduisur, er wird auch Gaokerena genannt. Er verleiht Unsterblichkeit. Nach dem Minokhired [20]) wächst er im See Vourukascha, am verborgensten der Orte, um ihn kreist beständig der Fisch Khar-mahi und wehrt die Frösche und andere schlechte Geschöpfe von ihm ab, die ihn zu vernichten drohen. Nach dem Bundehesch sind es eine Eidechse, die Angramainjus (Ahriman) eigens zur Vernichtung des weißen Haoma geschaffen hat, und 10 Fische, die diese Eidechse zurückhalten müssen; einer dieser Fische muß beständig seinen Kopf gegen die Eidechse gekehrt haben, um sie zu beobachten.

Nach Videvdat 20, 4 wachsen um den einen Baum Gaokerena viele zehntausende Heilkräuter.

Im Ganzen haben wir einen läuternden, wachstum- und rauschtrankspendenden Baum „Allheiler", dessen Wurzel im Himmel ist, den Baum „des Adlers".

Der persische Haoma ist im indischen Soma nachgewiesen. [21])

Rigveda X 31, 7: „Was war das Holz wohl und was der Baum, aus dem den Himmel sie, die Erde zimmerten?"

Ath. V 4, 3; VI 95, 1: „Der Feigenbaum, bei dem die Götter weilen im dritten Himmel hier von uns, dahin spendeten die Götter (das Heilkraut) Kushtha."

Rigv. X 135, 1: „unter dem schönbelaubten Baum, wo Yama mit den Göttern trinkt."

Nach Kaushitaki Brahmana Upanishad I, 3 steht der Baum Ilpa „in der vom See Ara umgebenen Welt des Brahman jenseits des alterlosen Stromes." Ilpa ist der somaträufelnde Feigenbaum.

Kathaka Upanishad VI, 1: „aufwärts die Wurzeln, abwärts die Zweige hat jener ewige Aswattha; er heißt Samen, er Brahma, er Amrita. In ihm beruhen alle Welten."

Rigv. I, 164, 20—22: „zwei Vögel, zueinander gesellte Freunde, setzen sich auf denselben Baum. Der eine ißt die süße Feige, der andere schaut, ohne zu essen, zu."

Wir fügen noch aus der späteren Bhagavad Gita [22]) hinzu: „Unvergänglich nennt man den Asvattha-Baum, dessen Wurzeln oben und dessen Zweige unten sind, dessen Blätter die heiligen Lieder bilden. Abwärts und aufwärts erstrecken sich seine Zweige, deren Triebe die Sinnesobjekte sind; und abwärts breiten sich seine Wurzeln, die zum Handeln führen in der Men-

schenwelt. Seine Gestalt wird hier (auf Erden) nicht in dieser Weise wahrgenommen, weder sein Ende, noch sein Anfang, noch seine Dauer." — Er ist das „erste Wesen".

Nach Grimn. 25 steht auf Walhalls Dach die Ziege Heidrun; sie nährt sich von den Zweigen des weltüberlaubenden Baumes und füllt die Krüge mit nie versiegendem Met. Gylf. 39: „Aus ihren Zitzen rinnt Milch, mit der sie den Zuber füllt. Diese Milchströme sind so mächtig, daß alle Einheerer sich einen tüchtigen Rausch daraus trinken können." In der persischen Überlieferung fehlt diese Ziege. Im vedischen Indien dagegen findet sich eine bedeutsame Entsprechung: „Die im Vordergrund stehenden mehr oder minder menschenähnlichen großen Götter sind [23]) von einer Art göttlicher Tierwelt umgeben. Häufig begegnen zwei Wesen, welche die Fähigkeit selbständig aufzutreten kaum mehr haben und eben nur als Überbleibsel fortgeführt zu werden scheinen: „Die Schlange vom Grunde" und der „einfüßige Ziegenbock". Über beider Wesen wissen wir wenig Bestimmtes. Die Schlange hat ihren Wohnsitz am Grunde der Gewässer (vgl. Gylf. 4. 15, 16: Die „funkelnde Natter" Nidhogg im Quell Hwergelmir an der Unterweltswurzel der Weltesche). Der Ziegenbock wird als Träger aller Wesenheiten, als Stütze von Himmel und Erde beschrieben; er scheint mit seinem einen Fuß als eine Art tierisch-dämonische Säule gedacht, auf der das Universum ruht." Auf die Frage, warum das All nicht zusammenstürzt, antwortete man: weil ein Ziegenbock mit einem Bein es als Pfeiler trägt. Oldenberg spricht sich gegen die Deutung des Ziegenbocks als „solarisches Wesen" aus. Für uns ist wichtig, daß der Ziegenbock, dessen einziges Bein die Weltsäule ist, gerade an der Stelle steht, wo sich die Ziege Heidrun der Edda befindet, nämlich am Himmelspol, eine überraschende Gemeinsamkeit der Vorstellungen, die nicht auf einem Zufalle beruhen kann. Wir dürfen schließen, daß diese Vorstellungen der gemeinarischen Quelle entstammen, daß der Weltbaum darin als Weltsäule, die Ziege als himmlisches Wesen gedacht ist. Ein Ziegenbock ist freilich keine metspendende Ziege, aber die Vorstellung hebt ihn in eine solche Höhe, daß der Bedeutungswandel dagegen unerheblich erscheint. Im vedischen Opferbrauch nimmt der Ziegenbock eine bedeutende Stellung ein. [24]) Auf „ziegenbefahrenen Wegen" soll Gott Pusan den Toten ins Jenseits fahren; Ziegenböcke ziehen den Gott Pusan wie den nordischen Thor. Die Schlange im Grunde und die Ziege im Wipfel des Weltbaums scheinen also beide urarischem Vorstellungskreise anzugehören. In einem altdeutschen Gedichte [25]) steht eine Ziege auf einem „heiligen" Baume.

Wenn die Einheerer sich vom Sonneneber nähren, so zielt Heidruns Met, welcher die Helden tränkt, auf die Gewitterwolke. Nicht nur ist Thors Blitzgespann, sondern auch die Aigis des

Zeus, die „Sturm- und Donnerwolke unter der bildlichen Vorstellung eines Ziegenfells“ [26]) zu vergleichen. Wenn im vedischen Indien der Ziegenbock angeredet wird: „Triff nicht Himmel und Erde mit deiner Glut, nicht Luft noch Bäume“, [27]) so ist auch hier der Ziegenbock als Sinnbild der Blitzwolke gesehen.

Der indische Feigenbaum, das irdische Abbild des Aswatthabaumes, wird heute noch bei allen Pagoden und Tempeln gepflanzt. [28])

Für den germanischen Glaubenszweig ist bezeugt, daß der heilige Baum neben dem Gotteshause gepflanzt wird. Die Schilderung des heiligen Baumes von Upsala stimmt mit der Darstellung der Weltesche überein. [29])

Aus der folgenden Übersicht wird die Übereinstimmung der Weltbaumsage bei den Germanen, dem Zendvolke und den Indern im Einzelnen ersichtlich. Klar tritt aber auch aus der Darstellung, wenn man von der Vergleichung absieht, die geistige Eigenart der drei arischen Stämme hervor, wobei trotz der äußerlich gleich großen Übereinstimmung zwischen der germanischen und persischen Gestaltung der Weltbaumvorstellung doch Germanen und Inder eine tiefere Denkweise zu verbinden scheint.

Der Weltbaum in der Darstellung der

Germanen.	Parsen.	Inder.
1. Umfaßt das Weltall. Vol, 2, Fjolsw. 13, Gylf. 15.	reicht vom Himmel zur Erde. Videvdat 5, 17, ff.	„Himmel und Erde sind aus ihm gezimmert.“ Rigv. X. 31, 7.
2. „Der beste aller Bäume.“ Vol. 47. Grimn. 44. Gylf. 15.	„Allheiler“. Yascht 12, 17.	„In ihm beruhen alle Welten.“ Kathaka Up. VI, 1.
3. „Kein Mensch weiß es, aus welchen Wurzeln er wuchs.“ Fjolswid 14.	„er wächst am verborgensten Orte.“ Minokh. (Spiegel. Gramm d. Parsispr. p. 172).	„seine Gestalt wird nicht wahrgenommen.“ Bhag. XV, 1 f.
4. Hat drei Wurzeln. Grimn. 25. Gylf 15. (Vol. 2; 19; 39). a) am Himmel; am Brunnen der Urd. Vol. 19; 27. Gylf. 15. 17. = „See“; cod. reg. Vol. 19, 3.	eine Wurzel. Yascht 12, 17. a) am Himmel; „inmitt. d. Sees Vourukascha“; „in der Quelle Ardvisur“. Yascht 12. 17. Bundehesch XVIII.	eine (zwei) Wurzeln. Kaushitaki Brahm. Up. I, 3 (Bhag. XV, 1 f.) a) am Himmel; „in der vom See Ara umgebenen Welt des Brahman jenseits des alterlosen Stromes.“ Kaush. Br. Up. I 3. Rigv. I 24, 7. Kath. Up. VI 1. Maha-Narayana Up. X 20.

b) in der Erde Vol. 2. Grimn. 25. Gylf. 15. c) in der Hölle Grimn. 31. Gylf. 15. Vol. 39.	b) — c) —	b) in der Erde Bhag. XV 1 f. c) —
5. Von den Schwänen auf dem Himmelssee der Urd „stammen alle Schwäne ab.“ Gylf. 16.	„auf ihm ist aller Pflanzen Samen niedergelegt.“ Yascht 12, 17.	„er heißt Samen“. Kathaka Up. VI 1.
6. Hilft den gebärenden Frauen. Fjolswid 16.	„verschafft den gebärenden Frauen Besitz herrlicher Söhne.“ Yasna 9, 22 f.	
7. „von dort kommt der Tau, der die Täler befeuchtet.“ Vol. 19.	„das Wasser entlasse ich, Ahuramasda, aus dem See Vourukascha, zugleich den Wind und die Wolken.“ Videvdat 5, 17.	
8. Der Tau des Baumes heißt „Honigtau“ = Met. Gylf. 16.	spendet den Haomatrank. Yasna 9, 16 f.	träufelt Soma Rigv. I 164.
9. Der „Met“ der Heidrun „berauscht“ die Einheerer. Grimn. 25. Gylf. 39.	„ich rufe zu mir herab deine (Haomas) Rauschbegeisterung.“ ebda. und 10, 11. Yascht 20.	Soma ist Rauschtrank. (Kuhn, Herabkunft, S. 114; Cankara zu Riv. I 164).
10. Der Met (Milch) „nährt die Einheerer“ = Unsterblichkeitstrank. Gylf. 39.	Haoma „bereitet der Seele die beste Bahn“; ist „Todwehrer“ = Unsterblichkeitstrank. Yasna 9; 17, 19.	„ist Amrita“ = Unsterblichkeitstrank. Kath. Up. VI 1.
11. Der Baum überdauert mit neuem Leben den Weltbrand. Vol. 47. Wafthr. 45.	überdauert den Weltbrand; „aus ihm bereiten sie die Unsterblichkeit.“ Bundehesch XVIII.	
12. Das Wasser des Sees der Urd (darüber der Baum steht) macht alles, was hineingelangt, weiß. Gylf. 16.	das Wasser des Sees Vourukascha (in dem der Baum steht) spült alles Unlautere weg. Videvdat 5, 17 f.	

13. Nidhogg (viele Würmer) benagt die Wurzeln. Grimn. 32, 35. Gylf. 15, 16.	Eine Eidechse (Frösche u. a.) umkreist feindselig die Wurzeln; zehn (ein) Fische wehren dem Angriff. Bundehesch XVIII, Minokhired (bei Sp., Gr. d. Parsispr. p. 172).	Die „Schlange vom Grunde". s. Oldenberg, R. d. V. 70.
14. „In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem großes Wissen verliehen ist; zwischen seinen Augen sitzt der Habicht." Gylf. 16. Grimn. 32.	„Baum des Adlers", d. i. des Caena, des weisesten Vogels. Yascht 12, 17. Yt. 13, 97. Zwei Vögel, Amru u. Camru. Yt. 13, 109.	„zwei Vögel, zu einander gesellte Freunde, setzen sich auf denselben Baum; der eine von ihnen ißt die süße Feige (die Götterspeise), der andere schaut, ohne zu essen, zu." Rigv. I 164, 20.
15. Ein Eichhörnchen vermittelt die Haßworte zwischen Adler und Nidhogg. Grimn. 32. Gylf. 16.		
16. Vier Hirsche (einer) nagen die oberen Triebe ab. Grimn. 33 (26). Gylf. 16		
17. Die Ziege Heidrun, welche Met spendet, nährt sich von seinem Wipfel. Grimn. 25. Gylf. 39.		Der „Ziegenbock auf der Weltsäule". s. Oldenberg, Rel. d. Veda 70. 77.
18. Die Götter halten täglich Gericht an Yggdrasils Esche. Grimn. 29, 30. Gylf. 15.		„der Feigenbaum, bei dem die Götter weilen", „wo Yama mit den Göttern trinkt". Ath. V 4, 3. Rigv. X 135.
19. Der Baum hat mehrere Namen: Maßbaum, Yggdrasil, Mimameid, Lärad, Esche.	Vispobisch, Hvapi, Gaokerena, Haoma. Yascht 12, 17. Videvdat 5, 19. — Yascht 1, 30.	Aswattha, Palaça, Soma, Feigenbaum. Kath. Up. VI 1. Bhag. XV 1. Cankara zu Kaush. Br.

Vol. 2, 19. — Grimn. 30, 44. Gylf. 15. — Fjolsw. 14. 18. Grimn. 25, 26. — Gylf. 39. — Vol. 19. — Grimn. 31. 35. Gylf. 15, 16. 51.	Videvdat 20, 4. — Yasna 9, 16 f.	Up. I 3 (bei Kuhn S. 114). — Ath. V 4, 3.

Nach Voluspa 2 ist der Weltbaum „in der Urzeit, als Ymir lebte" s c h o n d a. Er umfaßt die 9 Welten. Indem die Seherin diesen Weltbaum vor Beginn ihrer Schöpfungserzählung erwähnt, macht sie ihn zum Schauplatze. Von seiner Schöpfung erzählt sie nichts, er war vor ihr da, ihr riesisches Wissen reicht nur zurück bis zum Schöpfungsbeginne, zu Ymir. Der Weltbaum ist also nicht nur vor den Riesen und nicht nur vor den Göttern, sondern schon v o r allem Leben, vor Himmel, Hölle und Erde da; er ist nicht die Schöpfung, sondern Urgrund und Halt der Schöpfung. Seine Wurzel ist unterhalb der Erde (2); sie ist aber auch am Himmel (19) und in der Riesenwelt (27); d. h. wiederum, daß in dem A l l b a u m, welcher selbst Odin trägt (Yggdrasil = Odins Träger), Himmel, Erde und Hölle, Götter, Menschen und Riesen, Schöpfung, Leben und Zerstörung, Licht und Finsternis, Gut und Böse enthalten sind. Da der Baum also Inbegriff des Alls ist, so muß er wie vor der Schöpfung, so auch nach ihrem Untergange leben. Darum sieht die Seherin ihn mitten im Toben des Weltuntergangs aufrecht stehen (47); das Feuer fällt ihn nicht. So ist also die Weltesche mit Recht der heimliche Held des herrlichen Gedichts, der Held des Alls, der Sinn des Weltalls, wie der Inder vom Weltbaume sagt: „er ist Brahman". Darum ist der Weltbaum als unsterblich auch Bewahrer des Lebens über den Weltbrand hinaus, in ihn birgt sich der Lichtsinn der Schöpfung, er ist über Raum und Zeit, Unsterblichkeit taut er über das All, er ist seiende und tätige Gottheit.

In der Auffassung des Avesta, die mit der germanischen in der „Wurzelbenagung" u. a. aufs auffälligste übereinstimmt, während diese in der indischen Darstellung sich nicht erkennen läßt, scheint trotz der umfassenden Weite des Bildes doch eine eingeschränktere Deutung, insbesondere als Kraft und Fruchtbarkeit spendender Regenbaum möglich. Das Wesen des Sees Vourukascha[30]) scheint auch das des in ihm wurzelnden Baumes zu bestimmen. Die indische und germanische Deutung zielen aber völlig auf den Weltallsbaum; beide kennen im Gegensatze zur persischen Auffassung den Versammlungsort der Götter an seinem Stamme. Zu dem gewaltigen Tiefsinn Indiens gesellt sich bei den Germanen die höchste seherische Bildnerkraft.

Auch darin stimmen die drei alten Überlieferungen überein, daß der Weltbaum nicht in das engere mit dem Sittlichen verbundene Glaubensgefüge, das zum Endkampfe der guten und bösen Gewalten aufragt, eingegliedert ist. Er kennzeichnet sich dadurch als Gotteshalt der Schöpfung, als ein Bild des die Zeit durchragenden unsichtbaren Lichtbaums, wie er als solcher denn auch bei uns noch als Weihnachtsbaum alljährlich in der dunkelsten Zeit sichtbar erscheint. Auch in Indien soll ein Baum zu gewissen Festzeiten mit Lichtern besteckt werden. Aus dem weltüberspannenden Baume taut auch dem Inder Unsterblichkeit.[31])

Was die persische Fassung betrifft, so besteht die Möglichkeit, daß die Einschränkung der Bedeutung des Baumes auf die zarathustrische Gesetzgebung zurückführt, in welcher Hinsicht die germanisch-indische Übereinstimmung eine geschichtliche Begründung erhalten könnte.

Die Voluspa erhielt ihre vorliegende Gestalt um 900 nach Christus. Der „Weltbaum" aber reicht in die Zeit der altarischen Gemeinsamkeit zurück, ist mithin auf ein Alter von mehr als 4000 Jahren zu schätzen. Die babylonische Schöpfungssage kennt den „Lebensbaum". Der größere arische Sinn wird sich in der Folge dieser Untersuchungen noch deutlicher offenbaren.

III.

Die Himmelsbrücke.

Eine der Hauptstützen des altpersischen Glaubensgebäudes, das uns im Avesta entgegentritt, ist die Cinvat (Tschinevad)-Brücke, die „Brücke des Scheiders". Nach Yasna 19,6 will Ahuramasda (Ormuzd) die Seele des Beters „sogar dreimal über die Brücke in den besten Lichtraum führen." Nach Videvdat 13,9 wird für den Übeltäter die Cinvatbrücke unüberschreitbar sein. Nach Videvdat 19,29 ff. gelangt der Tote an die masdageschaffene Cinvatbrücke, um dort, wenn er gerecht befunden wird, zum höheren Dasein hinübergebracht zu werden. Der Schlechte kommt von dort zum Abgrund der Finsternis, Duzakh, zur Hölle.[32]) Und Yasna 50,13 sagt: „Das Gesetz gedenkt an den Schlechten wie an den Guten, dessen Seele zittert an der Brücke Cinvat, wünschend zu erlangen durch ihre Taten und Zunge die Pfade der Reinheit." Und Khorda-Avesta 14, 4,6 Sp.: „Preis dem Manthra-Cpenta, der für die Seele an der Brücke die Befreiung von der Hölle bewirkt und sie hinüberführt zu jenem Paradiese der Reinen. Möge ich die Brücke Cinvat überschreiten zum Paradiese." Es gibt Sünden, die auf der Brücke entschieden werden.[33]) Im Minokhired[34]) ist Tschandor ein anderer Name der Brücke.

Videvdat 19,30 und 13,9 weiß von den Brückenwächtern, welche Hilfe bei der Überführung der Seele über die Brücke leisten: „Jenes schöngeschaffene tüchtige wohlgewachsene Mädchen stellt sich ein mit den beiden Hunden, mit einem Strick versehen, die gewandte kunstfertige; die zerrt der Druggläubigen schlechte Seelen in die Finsternis hinab; die bringt die Seelen der Aschagerechten über die Cinvatbrücke hinüber zum Uferdamm der geistigen Yazatas.“ Dem Schlechten begegnet ein häßliches Mädchen.[35])

Die Brücke des Scheiders führt also aufwärts zum Himmel und abwärts zur Hölle, nachdem das Gericht gesprochen worden ist.

* * *

Der Weltallsströme, die nach nordgermanischer Überlieferung unter der Weltesche entspringen, sind viele; sie werden im Grimnirliede[36]) mit ihren Namen aufgeführt. Will Thor zum Göttergericht den weiten Weg wandern, so muß er solche Ströme durchwaten, denn „in brennender Glut steht die Brücke der Asen.“ Und Grimnir 44: „der Brücken beste ist Bifrost.“ Fafnir 15: „Bifrost bricht“, wenn beim letzten Kampfe die Götter hinüberreiten. Gylf. 13: „Die Götter schlugen zwischen Erde und Himmel eine Brücke, die Bifrost heißt; sie ist der Regenbogen. Aber so fest sie ist, sie wird doch brechen, wenn zum letzten Kampfe Muspels Söhne hinüberreiten.“ Gylf. 15: „Die dritte Wurzel der Esche ist am Himmel belegen und unter dieser Wurzel befindet sich der Brunnen der Urd. Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte und an jedem Tag reiten sie dorthin über Bifrost, die auch Asenbrücke genannt wird. Das Rote, was du im Regenbogen siehst, ist brennendes Feuer. Zum Himmel hinauf würden die Bergriesen gehen, wenn alle, die es wollen, sie betreten könnten.“ Gylf. 17: „Am Himmel ist ferner der Ort, welcher Himmelsburg heißt; dieser Saal steht am Rande des Himmels am Brückenkopfe, wo Bifrost den Himmel erreicht.“ Gylf. 27: „Heimdall, der weiße Ase, er ist groß und heilig. Er wohnt bei der Brücke Bifrost an dem Orte, der Himmelsburg heißt. Da er der Wächter der Götter ist, so sitzt er dort am Rande des Himmels, um die Brücke gegen die Bergriesen zu hüten . . . Er besitzt das Horn, welches Gjallarhorn heißt (das gellende) und seinen Ton kann man in allen Welten hören.“ Gylf. 51: „Wenn beim Endkampfe Muspells Schar über Bifrost reitet, zerbricht die Brücke. Heimdall bläst in das Gjallarhorn und ruft dadurch alle Götter zur Versammlung.“

Da die Götter alle Tage über Bifrost zur Gerichtsstätte reiten, so ist offenbar der Regenbogen nur ein Märchenbild der stets vorhandenen Brücke. Die Ansicht, als ob allein der sichtbare Regenbogen dichterisch Asenbrücke und Bifrost genannt

worden sei, ist irrig. Nach Grimm[37]) glaubt noch unser Mittelalter, daß eine Reihe von Jahren vor dem Jüngsten Gerichte der Regenbogen nicht mehr erscheinen werde. Da sich der Regenbogen in der christlichen Schilderung des Jüngsten Gerichts nicht findet, so muß eine deutsche Erinnerung an die Verbindung von Asenbrücke, Bifrost, Regenbogen und Endkampf vorliegen.

Diese Bifrost d. i. Bebe-Rast führt also von der Erde zum Himmel, von Heimdall gegen die andringenden Riesen gehütet. Es ist dieselbe Brücke, die noch Jahrhunderte später in der Ereks Vidf. Saga[38]) erwähnt wird, wenn vor dem Betreten des grünenden Jenseits eine „schmale Brücke" überschritten werden muß.

Einer weiteren Brücke erwähnt nun die Jüngere Edda:[39]) „Hermod d. i. Odins Sohn, der sich erbot, zur Hel hinabzureiten, um Balder zurückzubitten, ritt 9 Nächte, bis er zu dem Flusse Gjoll kam, über den eine goldbelegte Brücke führte. Modgud (die „mutige Kriegerin") bewachte die Brücke; sie sprach: „Gestern ritt Balder mit 500 Begleitern hier hinüber, aber nicht weniger krachte die Brücke, da du sie allein betrittst."

Diese Modgud scheint auch in dem Liede „Brünhilds Helfahrt" als die Riesin wiederzukehren, die der Brünhild den Weg weigert, indem sie ihr ihre Schuld vorwirft. Sie klagt die Brünhild an, daß sie den Mann einer anderen aufsuche, daß Menschenblut an ihren Mörderhänden klebe; darum dürfe sie nicht zu den Häusern, in welchen Sigurd bei der Hel wohne. Brünhild sei nur, um Weh zu bereiten, auf die Welt gekommen. Die Riesin scheint also auf der Giallarbrücke zu hausen, über welche auch Brünhild wie Balder und Hermod zur Hel fährt. Wenn Müllenhoff[40]) in der Riesin die „Personification ihres eigenen Gewissens, ihrer eigenen Vergangenheit, der sie Rede und Antwort stehen muß", erblickt, so ist diese Anschauung in größerem Sinne durchaus richtig. Zu beachten ist hierbei, daß Brünhild der anklagenden Riesin Rede und Antwort steht, daß sie sich ausdrücklich verteidigt und daraufhin den Weg frei haben will. Das Ganze wird so zu einer Darstellung des Gewissensgerichtes, nur daß es ins Jenseits auf den Helweg verlegt ist, dorthin wo sich die Wege zu den lichten und den finsteren Räumen des Jenseits scheiden. Hofft doch Brünhild, daß ihr dauerndes Glück drüben in der Hel neben Sigurd blühen werde, wie denn Sigurd selbst eine glückliche Stätte dort bei der Hel gegönnt sein sollte.[41])

Dies Gespräch erinnert an die persische Darstellung, nach welcher die Seele „zittert an der Brücke Cinvat", wenn sie durch ihr Reden und Tun die lichte Welt zu erlangen hofft.[42]) Und die eigenen bösen oder guten Werke treten auf der Cinvatbrücke in Gestalt des „kunstfertigen, mit einem Strick versehenen" Mädchens dem Toten entgegen.[43]) So ist auch im persischen Glauben das Gericht auf der Brücke, welche ja eine Brücke des Scheiders ist, das Gewissensgericht selbst, so daß also die Brücke

im germanischen wie im persischen Gottume eine innerweltliche Tatsache bedeuten würde. „Die eigenen Taten" entscheiden.[44])

Vol. 44 wird vor der Hölle der Hund G a r m erwähnt. Beim Endkampfe kämpft er mit dem Asen Tyr.[45]) In dem eddischen Gedichte Balders Träume reitet Odin „niederwärts in Hels Tiefen; da kam aus der Höhle ein Hund ihm entgegen. Die Brust war dem mit Blut befleckt, den Vater des Zaubers verfolgt er bellend." Da Hermod zur Hel hinab über die Brücke des Höllenflusses Gjoll reiten mußte, so mußte wohl auch Odin diesen Weg nehmen. Dann lauert der Hund Garm also an der Gjallarbrücke vor dem Höllentor und es liegt nahe, sich der beiden Hunde der Cinvatbrücke zu erinnern, deren Amt dasselbe zu sein scheint wie das Garms, dem die Brust mit Blut befleckt ist.

Der Fluß Gjoll[46]) fließt den „Göttern nahe und rinnt von da zur Hel." Der Name erinnert an des Wächters der Himmelsbrücke, Heimdalls Gjallarhorn.

Das alte norwegische Lied Draumakvaethi[47]) kennt noch diese Brücke und legt ihr eine eigentümliche Bedeutung bei:

„S e l i g , w e r i n d i e s e r G e b u r t s w e l t d e n A r m e n g i b t e i n e K u h ,
E r b r a u c h t n i c h t s c h w i n d l i g z u g e h e n a u f d e r h o h e n G j a l l a b r ü c k e." (Vgl. Nachtr. S. 180 f.)

Nach österreichischen Volksmärchen[48]) werden die Seelen der Gerechten von ihren Schutzengeln über den Regenbogen in den Himmel geführt. Auch in diesem Märchen ist der Regenbogen nur ein äußerliches Anschauungsmittel für die ewige Richterbrücke.

Bei Hans Sachs wird einer vom Regenbogen herabgestoßen. Nach einer altfränkischen Volkssage ist der Seelenweg ein bloßes Schwert über ein Wasser.[49])

Nach Edward B. Tylor[50]) wird von einem irischen Edelmann Owain gedichtet, welcher im Jahre 1153 durch die Höhle „St. Patricks Fegfeuer" die Hölle erreichte; auch er mußte vorher eine schmale Brücke, die über einen Totenfluß führte, überschreiten. Es ist dieselbe Brücke, die noch in dem Traumgesicht — schmale Bretter führen über einen Schwerterstrom — des Holsteiners Godeskalk 1189 und des Dänenkönigs Hading auftaucht.[51]) Für die Einheit der Gjallarbrücke und Bifrost spricht sich auch N e c k e l[52]) aus.

Im Liede von Fafnir nun heißt es im 15. Gesätze vom Endkampfe der seligen Götter und Surts: „Bifrost bricht, wenn über die Brücke sie reiten, und die Pferde schwimmen im Fluß." In der sinnlichen Anschauung, welche gleichnishaft den Regenbogen und die Milchstraße in Betracht zieht, ist unter diesem Flusse das L u f t m e e r zu verstehen. Wafthrudnir 16 meint diesen selben Fluß: „Der Fluß heißt Ifing, der die Fluren der Götter

von denen der Thursen trennt; in Ewigkeit soll er offen strömen, nimmer friert seine Flut." Und denselben Fluß meint auch Grimnir 21: „Thund rauscht, die (Sonne) schwimmt noch fröhlich im Fluß; schwierig scheint es der Schar der Gefallenen, zu durchwaten den wogenden Strom." Es ist derselbe „Sund", der im Harbardsliede dem Thor den Rückweg von seiner Fahrt ins Riesenland zur Höhe von Asgard durch Odins Spott hindert, der Nachtstrom des Weltalls, den Thor erst bei Tagesanbruch (Harb. 58) überwinden soll. Auch nach Grimn. 29 (Gylf. 15) muß Thor täglich die scheidenden Ströme durchwaten. Es sind aber viele Flüsse, die durchfließen der Götter Gau, die wie Gjoll den Göttern nahe und von da zur Hel fließen. So wie nun die Pferde der Götter in diesem Flusse schwimmen müssen, wenn Bifrost bricht, und wie es für die Gefallenen schwer ist, diesen Strom zu durchwaten, so muß im ganzen Zusammenhange verstanden werden, wenn Vol. 39 vom Nastrandsale sagt: „Durchwaten dort sah ich wilde Ströme Meineidige Männer und Mordgesellen." Hierher gehört wohl auch 36: „Es ergießt sich von Osten durch giftige Täler Mit Schwertern und Dolchen die schäumende Slidr (die Schlimme)." Jedenfalls waten die Bösen in den zur Hölle führenden Strömen voller Qualen. Über diese Höllenströme führt aber die Gjallarbrücke, auf welcher das Totengericht gesprochen wird. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Riesenhörigen nach gefälltem Richterspruche von dieser Brücke in den Höllenstrom stürzen, durch welchen sie der Hölle zuwaten, möglich auch, daß sie durch Modgud oder durch den Höllenhund Garm, der hierdurch seine Bedeutung erhält, hinabgestürzt werden. Die Asenwürdigen kommen wie Balder und Sigurd, wie Hermod, Odin und Brünhild über die „goldbelegte" Brücke zu der glänzenden Totenhalle, welche dem Wesen nach eins mit Walhall ist.

Bifrost heißt Bebe-Rast, Zitterstrecke, wie man auch bei uns eine Strecke wohl nach Rasten zählt. In der Liederedda heißt die Brücke Bilrost, schwankende Strecke. Im Eirikliede 3 fragt Odin, als der tote König Eirik zu ihm gen Walhall reitet:[53]) „Was donnert dort, Bragi, als wenn eine Tausendschaft zittert (bifisk) oder eine allzu große Schar?" Das Wort bifisk weist auf Bifrost. Beide Namen aber kennzeichnen die Brücke: Nicht nur bebt diese Brücke selbst, sondern es zittern auch die hinüber müssen. Die Tausendschaft „zittert"; der Barmherzige braucht nicht „schwindlig zu gehen" auf der hohen Gjallarbrücke. Und „es donnert", da die Brücke von jener Totenschar betreten wird, und Bragi antwortet: „Es kracht alles Bankgetäfel, als wenn Balder wiederkommen wolle;" ähnlich redet Modgud zu Hermod (Gylf. 49), als er die goldbelegte Gjallabrücke überreitet: „Nicht weniger kracht die Brücke, als da Balder mit 500 Begleitern hinüberritt." Der Sinn dieser Anrede ist wohl höhnischer Art:

Der gute lichte Gott Balder bringt selbst mit 500 Begleitern die Brücke nicht so ins Krachen wie du einzelner Hermod; viel taugst du also nicht, obgleich ich dir hier wegen deiner Götterzugehörigkeit nichts anhaben kann. Auch in diesen Worten spricht sich demnach die Aufgabe der Brückenwächterin aus: sie ist zur Ausführung des Brückengerichtes bestellt und muß nun den Gott untätig über die Brücke reiten lassen, ohne ihn gleich einem Riesenhörigen in die Höllenströme stürzen zu dürfen. Und in Balders Träumen 3 bebt die Erde, als Odin zur Hel, also ebenfalls über diese Brücke reitet. Der Sinn ist verständlich: Wer zu den Asen gehört, kommt trotz des Bebens hinüber; so Balder, Sigurd, Odin, die Einheerer wie Hakon und die anderen; wer zu Loki, zu dem riesischen Teile der Schöpfung gehört, wie die Meineidigen, Mörder, Ehebrecher, der stürzt in die unter der Brücke herbrüllenden Schwerterströme voller Gift und watet durch sie hindurch zu den „Leuten der Hel", zum Nastrandsaale.

Während die eddische Überlieferung fast ein Jahrtausend nach Beginn unserer Zeitrechnung noch die klarste Übereinstimmung mit der „Brücke des Scheiders" in den Glaubensvorstellungen der alten Arier Persiens aufweist, finden sich bei den Mohammedanern und Juden nur undeutliche Anklänge an das große und sehr viel ältere Vorbild. Nach mohammedanischer Vorstellung, für welche Grimm 794 die Belege beibringt, müssen alle Seelen mitten in der Hölle über eine Brücke, die dünner als ein Haar, schärfer als die Schneide eines Schwertes und zu beiden Seiten mit Dörnern und spitzem Gesträuch besetzt ist. Nach anderem Berichte wähnen sie, daß sie vor dem jüngsten Gerichte eine Stange von glühendem Eisen, die über eine grundlose Tiefe gelegt ist, betreten werden, jedem Gläubigen legen sich alsdann seine guten Werke unter die Füße. Die Juden reden von einer drahtschmalen Höllenbrücke, über die aber nur die Ungläubigen zu wandeln haben. Die Brücke ist hier zu einem Höllenstück geworden, sie führt nicht aufwärts und entscheidet nicht.

Der babylonischen Schöpfungssage ist die „Brücke" überhaupt nicht bekannt.

* * *

Nach alter deutscher Rechtssitte wurde Gerichtes vielerorts „auf der Brücke" gepflogen.[54] An und über einem Flusse wird es gehegt, so in Hessen an und über der Werra. Das Gauding in Grebenstein tagte auf der Brücke unter freiem Himmel. Das Sal- und Brückengericht zu Würzburg hatte im Besonderen zwei Dingstätten oder Saalen, an beiden Seiten der Mainbrücke, in der einen Saal wurde über Schuld und Schaden, Haut und Haar gerichtet, in der andern (der schwarzen Saal) über Hals und Hand. Zu Wildburgstetten hielt man westfälische heimliche Gerichte auf der Brücke und warf die Verurteilten gleich von der Brücke hinunter.

Schon bei Gregor von Tours wird eine Ehebrecherin von einer Brücke in den darunter herfließenden Strom gestürzt.

Im Jahre 1000 war Hjalti Skeggjason auf Island getauft worden und lästerte nun die Götter. Der Gode Runolf klagte gegen ihn auf Gotteslästerung und „setzte das Gericht auf der Brücke der Oexar-A nieder, indem er beide Zugänge zu der Brücke mit den Waffen verteidigen ließ.“ [55]) In diesem Gericht wurde Hjalti wegen Gotteslästerung (Godga) auf drei Jahre geächtet.

Bekannt ist durch Gellerts Fabel „Der Bauer und sein Sohn“ nach Burkard Waldis Esopus (1557) die „richterische Brücke“, auf welcher der Lügner gestraft wird. Da der griechische Aesop diese Fabel nicht berichtet, darf für sie deutscher Ursprung angenommen werden.

Jedenfalls finden wir in der Gellertschen Fabel, die noch heute lebendig und voller Wirkung ist, das alte Brückengericht selbst überliefert, und da diese Überlieferung gänzlich mit der nordischen übereinstimmt, so ist der Beweis gewonnen, daß diese Gerichtsbrücke, die sich auf keinerlei kirchliche Überlieferung gründen läßt, ältester gemeingermanischer Vorstellungswelt entsprossen ist und diese selbst bezeugt.

Zugleich tritt aber auch die alte arische Gemeinsamkeit von Gottum und Recht hervor: Das irdische Gericht war die Spiegelung des himmlischen, jenseitigen Gerichtes. Alles Recht war göttlichen Ursprunges, und wer es verletzte, empfing sein Urteil auf der Brücke nach menschlichem und göttlichem Rechte. [56]) „Die Sonne bringt es an den Tag.“ Bei „scheinendem Tage“ wurde Gerichtes gepflogen.

Der Name P o n t i f i c e s der vornehmsten römischen Priesterschaft wurde nach Plutarch meistens als „Brückenmacher“ gedeutet und zwar nach gewissen Opfern, die sie auf der Tiberbrücke verrichten mußten und „die für die ältesten und heiligsten gehalten wurden.“ Alljährlich am 15. Mai wurden am großen Reinigungsfeste Menschenbilder von der hölzernen Brücke in den Fluß geworfen, „vor alters Menschen.“ [57]) Auch hier scheint deutlich die alte Heiligkeit des Brückengerichts durchzuschimmern; das Hinabstoßen des Verurteilten in den Strom bedeutet dessen Opferung und spiegelt das jenseitige Schicksal des Verletzers göttlicher Ordnung wieder.

Sichere Erinnerung an die alte G e r i c h t s b r ü c k e i n V e r b i n d u n g m i t d e m H u n d e G a r m lebt in der deutschen Volkssage.

„Unweit von Ptenin, einem Dorfe, das eine Stunde von Merklin liegt, fließt ein Bächlein, über welches ein schmaler Steg führt. Bei diesem Stege soll vor alter Zeit ein kalbgroßer schwarzer Hund gelegen sein, der eine zentnerschwere Kette von Eisen nach sich schleppte. Wenn jemand über den Steg wollte,

so mußte er den Hund streicheln und zu ihm sagen: Azor, laß mich über den Steg gehen! Tat ihm das Jemand nicht, so ließ ihn der Hund bis in die Mitte des Steges gehen, folgte ihm dann und stieß ihn ins Wasser. Jetzt ist der Hund verschwunden und Niemand weiß wohin." [58])

In einer anderen Sage [59]) erscheint der Hund als Teufel:

„Ein Geistlicher habe ein Hündchen so gerne gehabt, daß ein Amtsbruder bei einem Besuche, dies bemerkend, ihn alles Ernstes tadelte, sein Herz an so was zu hängen, und ihm den Rat gab, sich je eher je lieber davon los zu machen. Der Geistliche ging in sich und warf auf einem Spaziergange den Liebling vom Steg herab in den Bach. Als er ihn jedoch untersinken sah, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: Ach, wie dauerst du mich! Der Hund antwortete sogleich, indem er (der Teufel) ihn sonderbar anblickte: Du mich auch! und versank."

Zahlreiche deutsche Sagen erzählen von unterirdischen Hunden mit glühenden Augen, und auch dem Faust erscheint der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes. Der Hund wird meist als kalbgroß bezeichnet. Auch in der Gellertschen Fabel von der „richterischen Brücke" soll in geringer Verschiebung des Zusammenhanges das Lügenbild eines kalbgroßen Hundes die Strafe auf der Brücke herbeiführen.

Von den Höllenhunden in Edda, Avesta und Veda wird noch weiter unten die Rede sein. Ihr Zusammenhang mit der deutschen Volkssage erscheint gesichert und damit auch die alte Gemeinsamkeit der jenseitigen Gerichtsbrücke.

In vollster Klarheit strahlt aber die alte Himmelsbrücke als Weltscheide zwischen Licht und Finsternis in dem noch heute durch ganz Deutschland, auch in Schweden verbreiteten „Brückenspiele", so im alemannischen Kinderliede: [60])

„Chatze, Chatze-müsli:
Es sitzt e Frau im Hüsli;
Chatze, Chatze-müggeli:
Es sitzt e Frau uf'm Brüggeli,
Gisch mer nüd, bist e Säubengel;
Gisch mer öppis, e goldiger Engel."

Und noch klarer, wenn die Kinder in langer Reihe gegen ein von 2 Kinderarmen vorgestelltes Tor stürmen:

„I möcht' über d' holländische Brugg!
Sie ist verheit und broche.
Lönd sie wiedrum mache
Mit isige Stachle!
Um welche Lohn?
Die hinterst·Geisbohn! —
I möcht' über d' silberig Sihlbrugg!
D' Brugg ist bschlosse
Mit Silber übergosse

Und goldige Schibe.
Der Letzte mueß do blibe!"

Die holländische ist wohl hel-ländische oder höllische Brücke? Kann eine Überlieferung klarer sein? Weltallsweisheit aus Kindermund! — Vgl. die Nachträge S. 180 f.

* * *

Es wird behauptet, daß Walhall eine verhältnismäßig junge Vorstellung des germanischen Nordens sei; die ältere lasse alle Menschen gleichmäßig zur Hel fahren.[61] Das würde gegen die „Urbrücke" sprechen.

In der Tat gehen sogar die lichtesten Gestalten der Ursage wie Balder und Sigurd nach der eddischen Überlieferung zur Hel und von Walhall ist nicht die Rede. Es kommt jedoch nicht auf diese Namen, sondern darauf an, welches Schicksal diesen Lichtgestalten im Jenseits bevorsteht.

Nach „Balders Träume" 6 f. fragt Odin die Riesin im Helreiche: „Für wen sind die Bänke mit blitzenden Ringen, Die glänzenden Dielen mit Gold belegt?" Und er erhält die Antwort: „Für Balder steht hier gebraut der Met, Ein Schild bedeckt den schimmernden Trank." Und im Kurzen Sigurdsliede 69 heißt es von Sigurd: „Dann trifft seine Ferse die Pforte nicht, Das glänzende Tor, das ringgeschmückte, Wenn dem fürstlichen Herrn mein Gefolge sich anschließt. Nicht ärmlich wird unser Einzug sein." Und von der Hel hoffte Gudrun Sigurds Wiederkehr.[62]

Ganz anders doch winkt das Jenseits dem Riesenangehörigen:[63]

„Einen Saal seh' ich stehen der Sonne fern,
Auf Nastrand, die Türen nach Norden gerichtet;
Durchs Rauchloch strömte ein Regen von Gift,
Denn die Wände des Saals sind umwunden von Schlangen.
Durchwaten dort sah ich wilde Ströme
Meineidige Männer und Mordgesellen;
Dort sog Nidhogg an entseelten Leibern,
Der Wolf zerriß Menschen."

Das sind die „Leute der Hel",[64] die auf dem Schiffe Naglfar, das Loki steuert, zum Endkampfe gegen die Götter heranrücken. Nicht aber gehören Balder und Sigurd, obgleich sie bei der Hel weilen, hierzu; Balder kehrt heim, nachdem im Endkampfe Hel samt allen ihren Leuten zerstört ist.

Mithin enthält auch die vermeintlich ältere Helvorstellung schon den Unterschied der Aufnahme in getrennten Räumen, finsteren und lichten. Und allein darauf kommt es an. Nach Gylf. 34 erhielt Hel „Macht über 9 Welten." Die 9 Welten aber sind das Weltall insgesamt, innerhalb dessen auch die Götter hausen; und somit mußte auch die „jüngere" Walhall mit Odin ihrer Macht und ihrem Bereiche unterworfen sein und es besteht

der Widerspruch zwischen der jüngeren und der älteren Auffassung nur in den Worten, nicht in der Sache. „Aus Hel sterben die Menschen nach Niflhel" heißt es Wafthr 43. Hel mit ihrer Macht über 9 Welten umschließt also Nifhel und Walhall, Böse und Gute.

Dadurch daß Balder und Sigurd zur Hel fahren, werden sie nicht ewig dem Zusamenhange der lichten Mächte entzogen. So wird es erst erklärlich, daß Balder bei der endlichen Vollendung der Schöpfung aus der zeitweiligen Verfinsterung wiederauftaucht, während Hels Macht als riesischen Ursprungs vergeht. Die Hel-Ortskunde war von geringerer Bedeutung und dichterischer Freiheit überlassen. Die sittliche Ordnung des Weltalls dagegen bleibt durch die Verdunkelung, welche die Lückenhaftigkeit der nordgermanischen Schriftüberlieferung über das Verhältnis von Hel zu Walhall zu werfen scheint, deutlich erkennbar. Es ist dieselbe Gesinnung, welche sich in der Cinvatbrücke und in Bifrost ausspricht, die im Leben einen fortwährenden Kampf für das Licht gegen die Finsternis sehen, wenn auch die Vorstellungen dichterischer Freiheit genießen mögen.

Wie die Edda kennt auch das vedische Indien 9 Welten; in der obersten Lichtwelt weilen die Frommen (Zimmer, Altind. Leb. 358), die 3 Himmel der Edda entsprechen den 3 Himmeln des Rigveda (5,60,6); und wie Niflhel als neunte Welt bezeichnet wird, so heißt es von dem Missetäter im Rigveda (7,104,3): „Unter den 3 Erden allen soll er wohnen." Dieser Ort heißt Karta, Grube (Rigv. 2,29,6): „Schützt uns, ihr Götter, daß der Wolf uns nicht verschlingt, daß wir nicht in die Grube fallen."

Daß der Kampftod auch altindischem Glauben religiöse Pflicht ist, beweist eine Stelle aus Manus Gesetzbuch:[65]) „Der König muß beim Herannahen des Todes seinem Sohne die Sorge für das Reich überlassen und den Tod im Kampfe aufsuchen, oder wenn kein Krieg ist, den Hungertod wählen." So findet auch Ardschunas[66]) zwischen den göttlichen Geistern „kampferschlagene Helden" in des Götterfürsten Indra leuchtender Stadt. Im 2. Gesange heißt es ausdrücklich noch: „Wer dem Kampfe feige entflohen, schaut jene Welt der Guten nicht." Und so mündet auch die Lehre der Bhagavadgita[67]) in die Mahnung: „Nichts ist dem Krieger besser als gerechter Krieg, Von selbst bereit eröffnet ihm des Himmels Pforte sich."

Wenn also schon Altindien seine Walhall d. i. den Götterhimmel für die im Kampfe Gefallenen hatte, so ist das Alter der Vorstellung bei den arischen Stämmen überhaupt bezeugt. Sie dem germanischen Norden und dem germanischen Zweige überhaupt abzusprechen, weil sie in der bruchstückhaften Überlieferung nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist, geht nicht an; mit gleichem Rechte könnte man in der reinen Helvorstellung eine sehr späte aber vorübergehende vernünftelnde Denkweise

des nordischen Altertums finden. Die Nachricht des Appian,[68]) daß die Germanen den Tod verachten, weil sie auf eine Auferstehung hoffen, ist genügende Bestätigung.

Es folgt hieraus, daß aus dem behaupteten Fehlen einer älteren nordischen Walhallüberlieferung kein triftiger Einwand gegen die urarische Scheidebrücke hergeleitet werden kann.

* * *

Im ganzen Zusammenhange ist noch die Stellung Heimdalls, des Himmelswächters und Gjallarhornbesitzers zu ermitteln.

Der Name bedeutet „Weltglanz"; hiernach wird er[69]) der „weißeste Ase" genannt; er ist Asengott, weiß aber die Zukunft den Wanen gleich. Nach Vol. 46 und Gylf. 51 „beginnt das Ende beim Klange des alten Gjallarhornes, laut bläst Heimdall"; nach Vol. 27 ist bis dahin „das Horn verborgen unter dem Himmelsluft trinkenden Baume." Nach Lokas. 48 ruft Loki spottend dem Gotte zu: „Stets stehen mußt du mit feuchtem Nacken, Wenn du als Hüter des Himmels wachst." Seine Wohnstätte ist Himmelsburg, dort wo Bifrost den Himmel erreicht.[70]) Er ist nach Riglied 1 der wackere alte weise Ase und begründet die 3 rassisch gekennzeichneten Stände. Nach Gylf. 27 ist er „groß und heilig". Er wurde von 9 Jungfrauen geboren, die alle Schwestern waren. Das geht wohl auf die 9 Räume der Welt, die 9 Göttinnen des Weltbaums nach Vol. 2. Seine Zähne sind von Gold. Er sitzt am Orte, wo die Brücke den Himmel erreicht, um diesen gegen die Bergriesen zu schützen. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht bei Nacht ebenso gut wie bei Tage hundert Meilen weit. Er kann auch hören, daß das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wächst, sowie überhaupt alles, was einen Laut von sich gibt. Den Ton seines Gjallarhornes kann man in allen Welten hören. Sein Roß heißt Gulltopp (Goldzopf). Im Endkampfe töten Heimdall und Loki sich gegenseitig.[71]) Leider ist uns gerade das Gylf. 27 erwähnte Heimdall-Lied nicht erhalten.

Wenn man bedenkt, daß der Ansturm der Riesen gegen die Brücke unter lautem Toben des Weltunterganges vor sich gehen soll und daß die Bergriesen auch gerade kein leise schleichendes Geschlecht sein werden, so erscheint Heimdalls, des weißesten Asen, Fähigkeit, das Gras und die Wolle wachsen zu hören, in merkwürdigem Lichte. Seine Tätigkeit erschöpft sich offenbar nicht in der Erwartung der „Bergriesen" und des letzten Ansturmes der Götterfeinde. Offenbar ist seine Wachsamkeit zu jeder Stunde vonnöten, weil das Riesische dauernd über die Brücke zu den Göttern zu gelangen sucht.[72]) Heimdall, als weißester Ase zugleich der vollkommenste Gegensatz zu Loki, weist als Wächter der Brücke mit Hilfe jener Modgud und des Hundes Garm alles Riesische, also auch die Leute der Hel, die Meineidigen und Mörder, alles Nichtasische ab, so daß sie von

der „hohen Gjallabrücke“ in die „wilden Ströme“ stürzen „voll von Gift, Dolchen und Schwertern“: Er ist Gerichtsherr auf der Brücke, auf welcher des Gerichtes dauernd gepflogen wird. Eben darum muß er auch Sproß aller 9 Welten sein, weil sein Gericht durch alle 9 Welten reicht. Er ist ja auch[73]) „höher (meiri) als alle“ und „die Erdkraft wars, die den Edlen nährte, Eiskaltes Meer und des Ebers Blut“; Erde, Meer und Sonne haben ihn also genährt als die innere Geistesnahrung des Weltalls. In Übereinstimmung hiermit nennt ihn Vol. 1 den Vater der Menschen, seiner heiligen Kinder. Das alles erinnert an Helios, der „alles sieht und hört“, und an Ahuramasdas Gericht auf der Cinvatbrücke. Eine ursprünglich „erhabenere Rolle“ Heimdalls in hohem Altertume vermutet auch Grimm 214. Fast dem vedischen Mitra-Varuna scheint der „große, heilige, Weltglanz“ zu gleichen. Dem höchsten indischen Gotte, der alles sieht, Recht und Unrecht unterscheidet und dem der Regenbogen, von vielen Müttern gezeugt — wie Heimdall von 9 Müttern, — nahesteht.[74]) Scheint doch auch Varuna später von Indra wie Heimdall von Odin verdrängt zu sein.[75])

Vertritt Heimdall somit das lichte Asenwesen als solches, so ist sein Wächteramt erklärt und sein Kampf gerade mit dem finsteren Loki zum Schlusse nur die selbstverständliche Folge aus beider Wesen. Über die Brücke kommt niemand, der seines, Heimdalls, Wesens nicht ist, und somit ist Heimdall das Gottesgewissen der Schöpfung und, wie er von der Himmelsburg beide Brückenseiten übersehend Licht und Finsternis immerdar unterscheidend wahrnimmt, so ist er die „große und heilige“, die eigentliche Gesinnung der Götter. An seinem Dasein allein scheitert das riesische Beschreiten der Brücke; sein Wesen, durch alle Welten verbreitet, ist das stets aufmerksame unbeirrbare Gottesgericht auf der Brücke, welches die Wege zum Licht von denen zur Finsternis scheidet. In ihm lebt die Gesinnung der masdageschaffenen Cinvatbrücke. Von hier aus klärt sich nun auch der Name seines Gjallarhornes; Heimdall ist der Wächter auf der Gjallarbrücke, dem schwindlichten Stege, auf dem nicht zu beben braucht, wessen Leben den Lichtmächten diente. Die Brücke ist nach allem eine innerweltliche Tatsache; sie bricht im Endkampfe, bis dahin aber ist sie das stets wachsame Weltgericht diesseits und jenseits, das in den Brückengerichten des Volksrechtes und in der Sage, ja selbst im Kinderspiele eine äußerliche Darstellung findet.

Daß die Gleichung Brücke gleich Gewissensgericht nicht zu kühn und etwa nur unsere Erfindung ist, beweist das Avesta in den oben angeführten Stellen, wonach dem Toten die guten Taten in Gestalt eines schönen Mädchens, die schlechten Taten aber in Gestalt eines häßlichen Mädchens auf der Brücke entgegenkommen, womit die dem Gotte begegnende mutige Kriegerin,

die der Brünhild entgegentretende hartgesinnte Riesin in der eddischen Überlieferung, aber auch noch die Gesinnung des Draumakvaethi aufs deutlichste übereinstimmen.

* * *

Im Gewitter wird die Brücke sichtbar, aber sie ist zu allen Zeiten unsichtbar da. Alle Tage reiten die Götter hinüber. Daß in Bifrost die Naturdeutung als Regenbogen nicht am Platze ist, geht auch daraus hervor, daß an anderer Stelle der Wodansweg (die Irminsstraße, Milchstraße, Eriksgata) als Weg zu den Göttern genannt wird.[76]) Wenn Helgi (H. Hund. 2, 47) vor Tagesanbruch wieder „im Westen von Windhelms Brücke" sein will, so kann Bifrost auch nach diesem Zeugnis nicht der Regenbogen sein. Diese sichtbaren Lichtbrücken deuten umgekehrt nur das Bestehen der unsichtbaren d. h. innerweltlichen und jenseitigen Brücke an. Sie sind Märchen.

Die Vorstellung mag derart gewesen sein, daß der Totenweg[77]) als Brücke zwischen Erde und Himmel gedacht wird; oben empfängt ihn das Gericht. Entscheidet es wider den Toten, so wird dieser auf der jenseits wieder abwärts führenden Hälfte der Bogenbrücke von der Gehilfin Heimdalls — schön dem Tüchtigen, häßlich dem Schlechten erscheinend — und dem blutbefleckten Helhunde in die Giftströme, die zur Hel führen, hinabgestoßen, — während der Asenwürdige oben, wo die Brücke den Himmel berührt, in die „Himmelsburg" eintritt.

Wie in der germanischen Vollendungslehre wird auch nach dem Glauben des persischen Avesta die Brücke des Scheiders am Ende verschwinden. Und in beider Lehre aus demselben Grunde: Die bis dahin im Argen liegende Schöpfung ist vollendet, das Böse geschwunden, weil völlig besiegt und in Licht gelöst. Eine Brücke des Gerichtes ist überflüssig geworden.[78])

* * *

Nach allem ergibt sich folgende Übersicht:

Die Brücke (Weltscheide)

bei den

Germanen.	Parsen.
1. Bifrost, Bilrost = Beberast, schwankende Strecke. Asenbrücke. Gjallarbrücke = Gellbrücke. Grimn. 44. Gylf. 15, 17, 27. Windhelms Brücke. Helg. Hund. 2; 48.	Cinwatbrücke, Brücke des Scheiders. Videvdat 19, 30 u. a. Brücke Tschandor. Minokhired.
2. Die Brücke bebt, der Tote geht schwindlicht auf ihr. Gylf. 49. Eiriksmal 3. Draumakvaethi.	Die Seele zittert an der Brücke Cinvat. Yasna 50, 13.

3. Sie scheidet Götter- und Riesen, Asen- und Riesenhörige. Gylf. 15, 17, 27. Vol. 39. Alemannische Kinderspiele.	scheidet die Anhänger des Lichtes von denen der Finsternis, die Aschagläubigen von den Druggläubigen. Vid. 19, 29 f. Yasna 45, 11.
4. Sie führt zu den Göttern und zur Hel. Grimn. 44. Gylf. 15, 17, 49.	zu den Lichträumen Ahuramasdas und in das Reich der Finsternis. Yasna 19, 6. Vid. 19, 30. 13, 9. Yasna 45, 11.
5. Auf der Brücke wacht der weiseste Ase Heimdall = Weltglanz, groß und heilig, gegen die asenfeindlichen Riesen. Gylf. 15, 17, 27. Thrym. 14.	Ahuramasda, die Gottheit des Lichtes, führt den Guten über die Brücke in den Lichthimmel. Yasna 19, 6.
6. Unter der Brücke fließen die Höllenströme, Gjoll. Grimn. 28. Vol. 39. 36.	Unter der Brücke befindet sich der Abgrund der Finsternis, Duzakh. Vid. 19, 30.
7. Dem asenzugehörigen Hermod tritt auf der Brücke zur Hel eine Jungfrau, Modgud-Mutige Kriegerin, entgegen und kann ihm nichts anhaben; der Brünhild eine Riesin. Gylf. 49. Brünh. Helritt.	Dem Toten tritt auf der Brücke ein schönes mit einem Stricke versehenes Mädchen entgegen, welches die Schlechten zur Hölle hinabzerrt. Vid. 19, 30. 13, 9. Dem Guten ein schönes, dem Schlechten ein häßliches Mädchen. Yascht 22, Sp.
8. Zwischen dem Heltore und der Brücke lagert der blutbefleckte Hund Garm. Dem asenzugehörigen Odin kann er nichts anhaben. Bald. Tr. 2. 3.	Zwei Hunde zerren die Seelen der Bösen von der Brücke in den Abgrund. Vid. 19, 30. 13, 9.
9. Das Beschreiten der Brücke erfolgt sogleich nach dem Tode. Eiriksmal 1. Hakonarmal 10. Gylf. 38.	drei Tage nach dem Tode. Vid. 19, 28 f.
10. Die Brücke bricht im Endkampfe der Welt. Sie ist in der vollendeten Schöpfung nicht mehr nötig, weil aller Zwiespalt in ewiges Licht aufgelöst ist. Fafn. 15. Gylf. 13. 51. Vol. 64. 66.	Die Brücke Cinwat wird nach dem Endkampfe nicht mehr sein, die Scheidung ist nicht mehr nötig, weil die Schöpfung vollendet und das Böse selbst Licht geworden ist. (Bundehesch 31.) Yascht 19, 11. 19, 89. Yasna 62, 3.

In den indischen Quellen ist mir eine Stelle im 3. Gesange der Kathaka-Upanishad aufgefallen, welche von einer Brücke,

die zum Jenseits führt, handelt: „Wir können dieses dreifältige Feuer kennen lernen, diese Brücke, über welche die Opferer schreiten; wir können auch diesen unvergänglichen Brahma erkennen lernen, dieses höchste, furchtbefreite Wesen, dieses Gestade, wo die Menschen landen, die den Ocean des Lebens überschreiten."

Auch die Chandogya-Upanishad[79]) scheint eine Erinnerung an die Weltscheidebrücke zu bewahren: „Der Atman (das Selbst), der ist die Brücke (der Damm), welche diese Welten auseinander hält, daß sie nicht verfließen. Diese Brücke überschreiten nicht Tag und Nacht, nicht das Alter, nicht der Tod und nicht das Leiden, nicht gutes Werk noch böses Werk, alle Sünden kehren vor ihr um, denn sündlos ist diese Brahmanwelt. Darum fürwahr, wer diese Brücke überschritten hat als ein Blinder, der wird sehend, als ein Verwundeter, der wird heil, als ein Kranker, der wird gesund. Darum fürwahr auch die Nacht, wenn sie über diese Brücke gehet, wandelt sich in Tag. Denn einmal für immer licht ist diese Brahmanwelt." Der vedische Inder fürchtet auch den „Strick" der Recht und Unrecht schauenden Gottheit;[80]) es könnte der eingangs erwähnte „Strick" der Brückenwächterin des Avesta hierzu gehalten werden.

Und anderes klingt an. Unter dem Pfade, der[81]) in Yamas, des Totengottes, Reich hinabführt, scheint Wasser zu fließen, denn „auf Furten kommen sie hinüber" heißt es Atharvav. 18, 4, 7. Und an anderer Stelle[82]) wird dem Toten geraten: „Dies Rohr besteige als Fahrzeug, auf dem Rohr gehe den Weg." Des Höllenabgrundes erwähnen auch andere Stellen.[83]) Volle Übereinstimmung aber mit den beiden Wächterhunden an der Cinvatbrücke zeigen dann die beiden Hunde Yamas, die der Seele auflauern:

„Die wechselnd wachen, schläfre ein,
laß schlafen, nie erwachen sie", Rigv. 1, 29, 3.
„Lauf graden Wegs vorbei an den zwei Hunden,
der Sarama, die bunt sind und vieräugig."
Rigv. 10, 14, 10 f.

„Wenn weißer Sarameja du,
wenn brauner du die Zähne fletschst,
dann leuchten sie den Schwertern gleich
in dem Gebiß des schnappenden.
O Sarameja, bell den Dieb,
den Räuber an, o lauf zurück!
Was bellst du Indras Sänger an?
Warum willst du uns Böses tun?" Rigv. 7, 55, 2 ff.

Dunkle Erinnerung an ein Totengericht scheint sich Rigv. 10, 12, 8 zu finden:

„Der Rat, zu dem die Götter sich versammeln,
der tief geheime, er ist uns verborgen,
dort künde uns dem Varuna als schuldlos
Gott Savitar und Aditi und Mitra.“

In einem jüngeren vedischen Texte, den Oldenberg 541 anführt, heißt es noch: „Bei König Yama scheiden sich die Menschen, die der Wahrheit hienieden treu sind und die Unwahres reden.“

Im eddischen Fjolswidliede befindet sich Freyja-Menglöd in der Gewalt der Riesen, also der Götterfeinde, der Finsternis. Zwei Hunde bewachen sie „mit gierig gähnendem Schlund; sie sind wild und stark und es wachen die beiden, bis die Götter vergehn. Beschieden ist's ihnen, im Schlafe zu wechseln, der eine schläft nachts, der andre am Tage.“ [84]) Wenn diese beiden Hunde (garmar) mit dem Hunde der Hel Garm in Beziehung gesetzt werden dürfen, wäre die vedische Übereinstimmung im Besonderen wegen des abwechselnden Wachens schlagend. In den Götterheimen werden Hunde nicht erwähnt.

Der nordische Name des Höllenhundes Garm ist aus der altnordischen Sprache bisher nicht erklärt; Müllenhoff [85]) hält ihn für die Verkürzung eines nicht mehr erkennbaren Kompositums. Der Name entstammt zweifellos urältester Vergangenheit. Eine sprachliche Gleichung möchte aber zur vedischen Sarama führen, wie sich sanskr. satam, lat. kentum, altnord. hundrad (hundert) entsprechen. Hierzu möchte auch der avestische Name S a r w a r a , der menschenfressenden Schlange (= Hund, wie die Midgardsschlange auch Jormungand d. i. Allwolf genannt wird) zu vergleichen sein. [86]) Die volle Bestätigung bringt wohl die Heranziehung einer Bemerkung Wilfords: [87]) „Yama hat 2 Hunde, von denen der eine, nach den Puranas, Kerbura [der griechische Kerberos] und Sabala oder „verändert“ heißt, der andere Syama oder schwarz; der erstere heißt auch Trisiras oder dreiköpfig und hat als Epitheton das Attribut Kalmasha, Kitra und K i r m i r a , alle in der Bedeutung von b e s u d e l t oder b e f l e c k t.“ Wir erinnern uns an die vorhin erwähnte Schilderung des eddischen Höllenhundes G a r m (Balders Träume 2 f.): „Der war blutig um die Brust vorne“. In der Bedeutung „besudeln, beflecken“ findet sich aber altnordisch gryma. [88]) In dem Namen Garm = der Blut„besudelte“ spricht sich das Amt des höllischen Brückenwächters aus. Die Gleichung scheint völlig zu stimmen, sprachlich und sachlich. — Übrigens ist Sarama, die Mutter der beiden Höllenhunde, Indras Hündin, welche prüft, ob die Wege des Rechts beschritten sind. [89])

Unsere Übersicht wäre hiernach unter Punkt 8 für die Totenhunde (Brückenwächter) wie folgt zu ergänzen: bei den

Germanen.	Parsen.	Indern.
8. Zwischen dem Heltore und der Brücke lauert der Wächterhund. Vol. 44. Bald. Tr. 2. Gylf. 51. Deutsche Volkssage (Henne am Rhyn Nr. 229, 233).	Zwei Hunde zerren die Seelen der Bösen von der Brücke in den Abgrund. Vid. 19, 30.	Zwei Hunde lauern dem Bösen auf. Rigv. 1, 29, 3. — 10, 14, 10 f. — 7, 55, 2 ff.
Zwei Hunde vgl. unten.	ein weißer und ein gelber, beide vieräugig. Vid. 8, 8, 16 ff. — Spiegel, Av. II, CXV.	ein weißer und ein brauner (schwarzer), beide vieräugig. Rigv. 10, 14, 10 f. 7, 55, 2 ff. Oldenberg, Rel. d. Veda S. 538.
er heißt Garm Vol. 44. Die Brust ist ihm blutig. Bald. Tr. 3 vgl. gryma = besudeln. Kurz. Sig. 60, 8.	Sarwara Jasna 9. 11. griech. Kerberos.	ihr Name: Söhne der Sarama, in den Puranas als Kirmira bezeichnet = „besudelt, befleckt". Wilford a. a. O. Weber, Ind. Stud. 2, 297: Karbura.
umbellt lange den nicht zur Hel gehörigen Odin. Bald. Tr. 3.		„was bellst du Indras Sänger an?" Rigv. 7, 55, 3.
Zwei Hunde (garmar), stark, wild, gierig, gähnenden Schlundes vor der Riesenburg abwehrend, nur den Rechten einlassend. Fjolsw. 19 ff. Vgl. Müllenhoff 5, 138.	s. oben.	s. oben.
der eine schläft tags, der andere nachts. — Fjolsw. 22.		als Tag und Nacht erklärt, vgl. Weber, Ind. Stud. 2, 296.
sie wachen abwechselnd. Fjolsw. 22.		sie „wachen abwechselnd". Rigv. 1. 29, 3.

Nach allem ist die geschichtliche Folgerung unabweislich gegeben, daß die Sinnsage von den Höllenhunden allen drei Großstämmen der Arier vor ihrer Trennung gemeinsamer gefestigter Besitz war, so fest wie der von dem Weltbaum. Das Sinnbild der Brücke als Weltscheide, ursprünglich ebenfalls gemeinsamer Besitz, erblaßte in des üppigen Indiens aufkeimender vorwiegend allgottümlicher (pantheistisch - monistischer) Entwicklung vielleicht im Zusammenhange mit des obersten Gottes Mitra-Varuna Verdrängung durch Indra,[90]) während die in härterer Welt lebenden Iranier und Germanen innerhalb der bleibenden Einslehre den zweiheitlichen Weltkampfglauben im altgemeinsamen Sinnbilde um so folgerechter und klarer ausbauten: An malerischer Kraft, dichterischer Schönheit, wilder Erhabenheit und gottümlich-sittlicher Größe überragt die germanische Weltbrücke selbst die zarathustrische Überlieferung der Iranier; wie im Weltbaum so bewahrten die Germanen auch in der Brücke den ursprünglichen Glauben der Arier am reinsten.

* * *

Die Gellertsche Fabel von der „richterischen Brücke“ wirkt noch heute stark und oft wohl nachhaltig auf das Kindergemüt. Und doch ist diese Gerichtsbrücke, im Volke meist „Lügenbrücke“ genannt, nur ein schwacher Nachklang des urarischen gewaltigen Sinnbildes der Weltscheide. Wer deren Sinn erfaßt, dem ist sie Leben, dem schenkt sie heilige Scheu vor dem Selbstbetruge im Gewissen, dem gibt sie klare Wegerichtung im Kampfe um ein ewiges Ziel mit der ältesten arischen Glaubenslehre: *Der Welt noch unvollendete Schöpfung liegt im Argen. Durch Kampf bis zum Selbstopfer für Gott und gegen die Finsternis hilft der Mensch diesseits und jenseits zur Unterwerfung des Bösen und zur Vollendung der Schöpfung im Lichte. Diese tritt im Endkampfe der durch die Gottesbrücke geschiedenen lichten und finsteren Mächte ein.*

Im Einzelnen hat sich ergeben:

Die Jüngere Edda sagt, Bifrost sei der Regenbogen. In den älteren Liedern findet sich jedoch diese Gleichung nicht und wir dürfen sie nach dem Ergebnis unserer Untersuchung für einen Beweis ansehen, daß die wirkliche Bedeutung der Brücke von dem christlichen Verfasser der Jüngeren Edda nicht mehr erkannt wurde. Wir müssen sogar auch in allen anderen Fällen, in denen eine Widerspiegelung von Jahreszeiten- oder Tagesvorgängen naheliegen scheint, weit tiefere Zusammenhänge mit den geheimnisvollen Wurzeln des inneren Menschenlebens und mit den großen Gedanken des arischen Urglaubens voraussetzen und nachzuweisen suchen. Die sogenannte Natursymbolik erscheint dann als eine späte Verzärtelung und als eine schwächliche Spielerei,

wenn nicht letzten Endes als eine gefährliche Verfälschung unserer gesamten urgermanischen Geisteswelt. Wie der Germane von innen heraus dichtet und gestaltet, so mag ihm freilich das stets wiederkehrende Schauspiel des Wechsels von Tag und Nacht, Sommer und Winter ein Sinnbild dieser seiner inneren Welt- und Lebensgeheimnisse geworden sein, das Äußere aber rein als äußere Vorgänge zu vergöttlichen, ihnen eine wesentliche Bedeutung beizulegen, konnte seinem grüblerischen Geiste nicht genügen. Die Gottessage entspringt tieferen Quellen und die Brücke ist ein Beweis dieser größeren und höheren Glaubensart.

Die Untersuchung hat ferner ergeben, daß die eddische Überlieferung nicht allein aus sich selbst erklärt werden kann, weil sie bruchstückhaft und oft gerade der geistige Kern nicht in den Bruchstücken erhalten geblieben ist. Wir müssen daher die urarischen Zusammenhänge zu Rate ziehen und sehen dann erst die wahre und gewaltige Größe der tragenden Grundpfeiler unseres eingeborenen Glaubensgebäudes wieder aus den Tiefen der Erde, in welche sie versunken waren, auftauchen. Es kommt hinzu, daß unter der überlieferten Göttersage die gottümliche Lebenswurzel verdorrt und daß ohne den inneren Zusammenhang mit dieser Lebenswurzel auch die nordische Göttersage ohne Leben und Wahrheit ist. Wir sehen, daß auf ihrer Grundgemeinsamkeit die drei Großstämme der Arier jeder eine hohe Blüte gottümlichen Lebens und Glaubens entfalten und zwar jede der Blüten von reicher Eigenart und von wundervollem Glanze und reinem Duft, aber ihren Sinn empfangen sie aus der göttlichen Urwurzel.

Auch die „Himmelsbrücke" kann ihrem Wesen nach nur aus dem Gesamtzusammenhange des urarischen Gottums verstanden werden. Wir beschränken uns hier darauf zu sagen, daß sie nicht vornehmlich Gerichtsbrücke sondern Weltscheide ist, d. i. sie moralisiert nicht, sondern schafft neue Tatsachen. Der Endkampf zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod, Gut und Böse, zwischen Odin und Surt, Ahuramasda und Angramainjus steht bevor; da sammeln sich die Heere, da scheiden sich die Heergenossen jeder an seinen Ort, bis das Horn ertönt. Erst in kleinerem Verstande ist die Brücke Gerichts- und Urteilsstätte, dadurch ihre sittliche Ordnung mit dem letzten Ziele, der Neugestaltung der Welt verbindend. Der höchste Friede zieht erst nach höchstem Kampfe herein. So bezeichnet der durchgängige Zweiheitsgedanke (Dualismus) in Persien wie im germanischen Glaubensbereiche nur eine Vorstufe; die Welt ist Kampf zwischen Schöpfung und Zerstörung, weil sie noch nicht vollendet ist. Die Vollendung aber wird durch das Einsetzen des Lebens, durch das höchste Selbstopfer gewonnen; Gewinn des Todes ist der Sieg des Ewigen.

Wie das Gottall von innen heraus, aus dem menschenähnlichen Urleibe gebildet worden,[91]) wie die Götter danach im

Innern der Welt ihren Wohnsitz nehmen, von dem aus sie alles leiten und ordnen, so geht die große Scheidung der aus Riesischem und Göttlichem gemischten Welt in die zwei Heerlager des Lichts und der Finsternis vom innersten Gefühlsgrunde des Menschen aus; denn gerade in diesem ringen die beiden Urfeinde gewaltig um den Sieg und so muß die Scheidung zunächst auch im Menschen selbst vollzogen, dann im Gottall ausgefochten werden, bis die Heere versammelt sind und der letzte Kampf ausgefochten werden kann. So stellt sich das innere Gewissensgericht in das größere Gotteswalten, der Mensch nimmt an der Erlösung und Neugestaltung der Welt in jedem seiner Augenblicke teil. Die Welt ist also auf Tat und Kampf gestellt, aber nur Tat und Kampf der reinsten göttertreuen Gesinnung haben diesen eigentlichen Weltwert. Die Brücke entscheidet und scheidet unablässig durch jedes Herz und jedes Zeitalter und wirft auch den, der dies nur als sein eigenes Heil berechnete, in die Schwerterströme zu den Feinden der guten Götter hinab. Nur derjenige, welcher in sich den Gotteskampf zum guten Ende kämpfte, kämpft auch den großen Kampf der Schöpfung auf der Seite des Ewigen mit.

Soweit der Zusammenhang zwischen dem germanischen und dem Zendstamme des späteren Persiens in Frage kommt, dürfen wir uns also freuen, in der Gerichts- und Weltscheidebrücke, welche Babylon nicht kennt, ein Kernstück unseres ältesten Gottums wiedergefunden zu haben. Trotz eines Alters von wenigstens vier Jahrtausenden ist diese älteste Brücke der Welt noch heute frisch wie am ersten Tage und jedermann erfährt täglich, im Leben oder im Tode, gläubig oder ungläubig, daß diese Brücke zum Grundmauerwerke der Schöpfung gehört.

IV.

Altgermanischer Sternenhimmel.

Mit dem Eindringen der christlichen Bekehrung drang auch das Bestreben ein, im Volke alle und jede Erinnerung an den alten Glauben, an die wirksamen Gottesmächte Allvaters, die Götter, zu zerstören. Hatten unsere Vorfahren doch das ganze Weltall glaubens- und gottümlich verklärt, so daß nichts blieb, das nicht in irgendeiner Hinsicht mit dem göttlichen Bau der Welt zusammenhing und von ihm Sinn und Bedeutung lieh. Das Gericht des Volkes „tagte", d. h. Gerichtes wurde nur bei scheinendem Tage gepflogen, denn das allsehende Licht, die Sonne, sollte das Recht an den Tag bringen. Das ganze Leben war dieser Art voller Weihe; die für uns unscheinbarste Handlung hatte doch bei den Vorfahren immer noch irgendeine tiefe Beziehung zu den tragenden göttlichen Mächten. Das alles wurde

in jahrhundertelanger Arbeit zerstört. Und so kommt es denn, daß wir auch von unserem alten Sternenhimmel getrennt worden sind; die römische Bildung zerstörte auch diesen einstigen Zusammenhang.

Viele werden staunend fragen, ob denn überhaupt unsere Vorfahren sich mit den Sternen und der Beobachtung des Himmels abgegeben hätten, welches doch nicht Sache eines so ungebildeten barbarischen Volkes gewesen sein könne. Diese mögen sich ein wenig belehren lassen.

Schon Jornandes,[92]) ein gotischer Schriftsteller im 6. Jahrhundert n. Chr., berichtet im 11. Kapitel seiner Gotengeschichte, daß die Goten in ihrer Heimat zur Zeit des römischen Sulla von einem ihrer mit fast königlichem Ansehen bekleideten (offenbar sagenhaften) Lehrer Dikenaeus außer in der Philosophie, Ethik, Logik und Physik auch in der Astronomie unterrichtet worden seien. „Durch den Vortrag der theoretischen Philosophie leitete er sie auf das Betrachten des Himmels hin und lehrte sie, die Bahnen der 12 Himmelszeichen und den Weg der Planeten durch dieselben zu beobachten und die ganze Sternkunde zu betreiben; er setzte ihnen auseinander, wie der Mond wächst und abnimmt, und wieweit die feurige Sonnenkugel den Erdkreis an Größe übertrifft, oder er machte ihnen klar, unter welchem Namen oder welcher Bezeichnung die 346 Sterne, die am Himmelsgewölbe auf- und untergehen, von Osten nach Westen jäh hinabsinken. Was muß das für eine Freude gewesen sein, fährt Jornandes fort, da heldenmütige Männer, wenn sie die Waffen für kurze Zeit ruhen ließen, mit den Lehren der Philosophie erfüllt wurden? Da konnte man sehen, wie der eine nach der Lage des Himmels, der andere nach der Beschaffenheit der Kräuter und Gesträuche forschte, dieser das Zu- und Abnehmen des Mondes, jener Sonnenfinsternisse beobachtete und sich bei der Erklärung beruhigte, wie er, der nach Osten eilen wollte, durch die kreisförmige Bewegung des Himmelsgewölbes erfaßt, nach Westen zurückgebracht wird.“

Und auf Island lebte jener Sternen-Odd, der wegen seiner Sternenkunde berufen wurde, an der Einführung des christlichen Jahres mitzuwirken; er gehörte einem Geschlechte an, in dem die Sternenwissenschaft erblich war. Auch von einem Schweden Raudulf[93]) wußte die Vorzeit, daß er den Gang von Sonne und Mond zu berechnen verstanden habe, daß er den Lauf aller Gestirne und namentlich derer kannte, die für den Zeitenwechsel wichtig sind. Er bestimmte die Länge von Tag und Nacht und wußte die Stundenzahl anzugeben, selbst wenn kein Stern sichtbar war. Auch in seinem Geschlechte scheint diese Sternenkunde Erbbesitz gewesen zu sein.

In der Edda, den geringen Bruchstücken heidnischer Überlieferung, die uns ein gutes Glück erhalten hat, ist nur wenig über

den Sternenhimmel unserer Altvordern zu finden. Die Götter „nahmen Funken aus Muspellsheim und setzten sie mitten in Ginnungagap oben und unten an den Himmel, um die Erde zu erleuchten. Allen Lichtern gaben sie ihre Stellen; danach werden Tage und Jahre gezählt" — so berichtet [94]) Snorre Sturluson, der gelehrte Verfasser der Jüngeren Edda. Derselbe überliefert die uralte Orendelsage. [95]) Thor habe den Aurvandil aus dem Riesenlande mitgebracht, über die Eisströme her, und seine erfrorene Zehe an den Himmel geworfen, daher das Sternbild den Namen Aurvandils Tâ, d. i. Orendels Zehe, trage; es muß im Frühjahr sichtbar geworden sein, d. h. zur Zeit, da der Sommergott Thor aus dem Winterriesenland heimkehrt. Wir wissen nicht, welcher Stern damit bezeichnet war; nur daß es ein helleuchtender ist, geht aus einem angelsächsischen Gedichte hervor: „Heil Orendel, der Engel glänzendster, über Mitgard sende den Menschen, du lichter über den Sternen —." Danach mag Grimm mit Recht den Morgenstern unter dem alten eddischen Namen vermuten.

Noch eines Namens erwähnt die Edda. Thor wiederum, nach anderer Überlieferung Odin, [96]) warf des Riesen Thiazi Augen an den Himmel und schuf Sterne daraus. Diese Augu Thiassa mögen die Zwillinge sein, wir wissen nichts darüber. Aber „Lokis Brand" heißt heute noch auf Island der wildfunkelnde Sirius.

So scheint es, knüpfte sich an jeden der leuchtenden Sterne oder an deren augenfälliges Zusammenstehen eine Erzählung von Göttern und Riesen. Es waren nicht irgendwelche toten Namen, die den Himmel zu einem Wörterbuche gemacht hätten, es lebte der Himmel den frommen Vorfahren wie ein offenes, weit aufgeschlagenes, dichtgeschriebenes Buch, geziert mit leuchtenden Bildern, Märchen, Mahnungen, eine wahrhafte Gottesschrift, während die Bekehrer ein irdisches Buch brachten, dessen Inhalt weit weniger zu leuchten schien als der gestirnte Himmel. Die Gottesmacht offenbarte sich den staunenden, hinauf und über sich gekehrten Augen ihrer Verehrer und Bekenner so voller Wunder und Mären, daß sie Nacht für Nacht zu staunen finden und des Staunens nicht müde werden konnten. Der gläubige, fromme und ernste Sinn, der „den gestirnten Himmel über sich und das moralische Gesetz in sich" verehrte, fühlte sich heimisch im glänzenden Weltall, in der großen Gotteshalle, durch welche der unsichtbare Weltbaum mit den leuchtenden Sternen in dem blauen Nachtgezweig aufragte. Denn dieser Weltbaum ging mitten durch der Menschen Herz, der Weihnachtsbaum, der Jahr für Jahr an seinem Feste die Zeitfolgen überglänzte. Die große Heilige Schrift des Himmels wurde von jedem gelesen und die Schrift war von seltsamer Schönheit und schien unvergänglich, bis sie von den Bekehrern unleserlich gemacht wurde.

Im Saterlande und im Jeverlande ist um Neujahr bis zum Tage der Heiligen Drei Könige,[97]) also in den Heiligen Zwölften, den Weihnächten, zu der Zeit, da die Götter bei den Menschen einkehren, das Wandern mit dem Saebenstern gebräuchlich, einer Nachahmung des Siebensterns aus Papier. Die Städte Antwerpen und Groningen haben dasselbe Sternbild im Siegel und in England malt man es auf die Weinhausschilder.[98]) Um Weihnachten kehrt der alte liebe Gott bei den Menschen ein; Wodans Sternbild ist dieses Siebengestirn, der Wagen. Himmelswagen nennt ihn unser Altertum, Karlswagen, Herrenwagen die Schweiz. Alles weist auf den obersten Gott und eine niederländische Handschrift von 1470 zeugt ausdrücklich dafür: Wodanswagen ist der Name der Sieben Sterne;[99]) mit Recht, als des großartigsten, würdigsten Sternbildes unseres nördlichen Himmelskreises. Der oberste Gott, der das Weltall mit seinem grübelnden Geiste schaffend durchweht, der um Weihnachten als ein armer alter Wanderer die Menschenherzen prüfte, ob sie ihn aufnähmen, dort oben am nächtigen Himmel fährt er, der unsichtbare, auf leuchtendem Sternenwagen dahin, ein Mahner durch die irdische Nacht, ein Geistleuchtender über der menschlichen Finsternis. So umfährt der Gott Erde und Himmel, er ist immer auf der Fahrt und auf der Wanderung, ruhelos weht der Gottesgeist durch Menschenherzen hier unten und fährt dort oben durch die leuchtenden Scharen der ewigen Gestirne. Ihn selbst sieht das menschliche Auge nicht, aber das Bild seines Wagens wirkt mächtiger auf das im Aufblicke staunende Gemüt: Die Gottesmächte walten über uns.

Auch ihre Freude wollten unsere Altväter haben. Über dem mittleren Sterne der Deichsel steht noch ein Sternchen, der Alkor der Schulwissenschaft. „Hans Dümken sitt opm Wagn“ sagt man in Holstein; Dümeke heißt er allgemein in Niederdeutschland; Zup-Dümeken in Westfalen. Auch Fuhrmann ist sein Name und Knecht, Reuterlein und Knechtfink. Däumling steckt dahinter und der Wilde Jäger, der in Ewigkeit zu jagen wünscht, wie eine Sage hierüber erzählt, daß er für diesen Wunsch auf den obersten der drei Deichselsterne versetzt worden sei. Auch dies Geschichtchen deutet auf den Wodanswagen hin.

Das ähnliche Sternbild des Kleinen Bären, der Kleine Wagen, hat im Norden auch seinen heimischen Namen, die Isländer sehen die „Melkweiber am Himmel“ darin.

Ähnlich werden die Plejaden, bei uns noch häufig „Siebengestirn“ (obgleich es ein dichter Sternenschwarm ist) genannt, in Deutschland und im Norden im Volke als eine „Henne mit sieben Küchlein“, Klucke, Kluckerin, Kluckhenne betrachtet. In Dänemark Abendhenne. Auch hier erscheint altes Sagengut in volkstümlichem Gewande.[100])

Die drei hochglänzenden Sterne des Oriongürtels tragen mehrfach heimische Namen. Die drei Mader nennt sie Oberdeutschland, drei Mäher, welche nebeneinander ihre Arbeit auf der Himmelswiese verrichten. Rechen heißen sie am Rhein, Pflug in althochdeutschen Glossen. Mögen diese Benennungen einen tieferen Sinn bergen oder einfacher Vergleichung entsprungen sein, der Norden hat uns auch hier echte Überlieferung bewahrt. Noch heute heißen die drei leuchtenden Sterne des Orion dort Friggjarrockr, Friggerok, Friggas Rocken. Während der oberste Gott auf dem Wagen gewaltig die weite Welt durchschweift, sitzt die hehre Göttermutter am stillen Rocken und spinnt, das echte Bild einer deutschen Hausfrau jener entschwundenen Zeit. Blickte der Mann zum leuchtenden Bilde des Wagens empor, weil sein Geist gleich dem Gotte vorwärtstrieb und grübelte und erfand und sich sehnte, der Frauen Auge hing an dem schönen ruhigen Glanze des Spindelrockens, von dem die unsichtbare Gottesmacht, die Mutterschaft des Alls, den goldenen Flachs spann, ein Bild des Hausfriedens, der emsigen mütterlichen Arbeit. Die beiden Gottesmächte, die zeugende und die gebärende Kraft Gottes, die obersten und großen Schöpfungsmächte, Wodan und Frigg walteten durch die blaue Nacht, wenn das fromme Auge nur aufwärts sich wenden wollte. Sie kannten keine Ruhe; als ewig erschienen sie, wenn auch der Altvordern tiefgründiges Schauen noch Zeit und Wechsel in ihnen erkannte und über ihnen das ewige Geheimnis ahnte und ehrte. Wahrlich eine hehre Heilige Schrift, die nicht in irdischen Buchstaben, aber in Bildern von gewaltigem Glanze erschien. Wohl mochte da das Auge des Knaben dürstend an der Pforte unergründlicher Geheimnisse hängen, die sich dort oben „geheimnisvoll offenbar" zu öffnen schien; das dunkle Tor der Nacht offenbarte den Zugang in eine Welt überirdischen Lichtes, das ungreifbar und unbegreifbar richtend über den Menschen und über der Erde dahinströmte, wie das rings umfassende Aufglänzen eines silbernen Meeres. Alles war Wunder, nichts offenbar. Aber gerade, daß der Mensch nichts anderes als die tiefsten Wunder ringsum über sich sah, das machte die Welt so wundervoll, so herausfordernd zu kühnen Taten, weil es nunmehr galt, mitzuschaffen, mitzutaten im großen Gottall. Nicht begreifen galt es, nicht eine tote Wissenschaft, sondern leben überall, den Gott, der in die Brust eingeboren war, fortzeugen, die Götter, die Gottesmächte des Lichtes, in ihrem Kampfe mit der Finsternis zu unterstützen. In der Brust dieser Menschen erglänzt wie die Ahnung eines vollkommeneren, eines wahrhaftigen deutschen Lebens, das lichte Bild des Drachenbezwingers, des strahlenden Gottsohnes, der immerdar kämpfte und sich nicht fürchtete, weil er es nicht verstand.

Man könnte sagen, jenes Sternbild, das die Nordländer Friggs Rocken benannt hätten, habe in Deutschland selbst viel-

leicht doch anderen Namen getragen, einen Namen von geringerer Bedeutung und ohne die innere Kraft jenes anderen. Aber auch in Deutschland eignet die Spindel der lichten Göttermutter. Eine gemeinsame Kunde vom Geschicke der Götter, der siegmächtigen, erfüllte unseren sagen- und dichtungsreichen Norden und ein Himmel gab seinen blonden Geschlechtern allnächtlich geheimnisvollen Unterricht; wie die Sprache des Nordens in jener Zeit in Niederdeutschland, Schweden, England, in Dänemark und Norwegen, von Island bis zur Ostsee, in die südländischen Meere hinab und hinauf bis Grönland und Winland einheitlich war, die eine niederdeutsche Sprache, in der sich der Norden verstand und fand,[101]) so wölbte sich auch über dies eine Geschlecht die eine „goldene Schrift durch den Sternenraum" und gab ihm Mahnung, Lehre, Gebot, Sage und Gotteskunde. Sie zählten die Zeit nach Nächten, da nach ihrem Glauben das Licht aus der Nacht geboren worden; und so waren es die gestirnten Nächte auch, mehr noch als der scheinende Tag, welche „das Gemüt zu immer neuerer Bewunderung" zogen und in denen sich die große Gemeinsamkeit des blonden Nordstammes bezeugte: Das göttliche Paar, dessen Kinder sie sich wußten,[102]) zog über ihnen allverehrt am blauen Gewölbe des Weltalls dahin.

Die beiden herrlichsten Sternbilder, Himmelswagen und Spinnrocken waren den höchsten Gottesmächten, den Lebensspendern und Hütern des Geistes und der Sitte, der zeugenden und der gebärenden Gottheit geweiht. Wem aber galt jenes dritte gewaltige Wunder der Sternennacht, jenes breithinströmende Sternenband, das wir mit dem nur von der griechischen Schulwissenschaft verstandenen Namen der Milchstraße belegen? Irminstraße und Iringsweg heißt diese in unserem eigenen Altertume, Vroneldenstraet in Niederland; altnordisch Vetrarbraut d. i. Winterweg.[103]) Was mögen diese Namen bedeuten? Die Irminstraße erinnert an die Irminsul und den Irmingot und das Irmindiot des alten Hildebrandliedes. In der Milchstraße haben wir mit dem gesamten indogermanischen Altertum den großen Heerweg des Himmels zu sehen. Und hiermit stimmt überein, was Ansgar, der Bekehrer der Schweden, von dem alten schwedischen König Erich berichtet, daß er die Milchstraße nach Walhall emporgeritten sei, wonach die Straße Eriksgata, Erichsweg genannt sei. — Der Name Iringsweg (Erich und Iring will Grimm gleichsetzen) gründet sich auf die alte Sage jenes Krieges zwischen den Sachsen und Thüringern. Iring, der Ratgeber des Thüringerkönigs, erschlug ihn zugunsten der Sachsen; verfehmt erschlug er auch den feindlichen König und legte den Thüringer nun über den Feind, damit der im Leben Besiegte im Tode überwände. Ich kann nicht umhin, in dieser rätselhaften Gestalt den alten Todesgott Odin zu sehen, der „Kriege erregt", um Helden sterben zu lassen, damit sein Göttergefolge für den End-

kampf sich mehre. Iring bahnte sich den Weg und verschwand. Und hiernach ist, so erzählen die Quellen, der Iringsweg genannt. Sie alle die Helden folgen dem Herrn über Leben und Tod den Heldenpfad, den Heerweg hinauf nach Walhall. — Odin, heißt es in der Edda, bekommt die eine, Frigg die andre Hälfte der Toten. Da wird es verständlich, daß der große Heerweg der zu den Göttern emporsteigenden Helden auch Vroneldenstraet genannt wird, Frauen-Hilden-Straße, denn Frau Holda eben ist die Mutter aller Huld, die lichte gute Gottesmutterkraft, die im weiten Himmelssaal einer züchtigen Hausfrau gleich an der leuchtenden Spindel sitzt. Zu den Göttern, den obersten Lichtmächten, führt also die breite schimmernde Straße den hinauf, der der Götter würdig ist, den Tapferen und Furchtlosen, den Helden, der am Göttergeschicke mitwirken soll. Den kalten Winterweg zur Walhall, der Totenhalle, hinauf zu gehen, die eine Halle des herrlichen Lebens war, das war des Helden höchstes Ziel; nicht den Strohtod zu sterben, sondern durch Kampf hindurch zum lichten Saale Wodans und Friggas, geleitet von den Walküren, aufzusteigen, das war die unendlich wiederholte Mahnung der goldenen Sternenschrift, einprägsam, jedem forschenden Auge geläufig. Denn wer nun in der schimmernden Nacht die staunenden Blicke erhob, der sah über sich die Mächte Gottes in leuchtenden Bildern walten und erblickte zugleich den einen gewaltigen Weg, der aus sich selber leuchtend durch Kampf und Nacht zu jenen, dem Tapferen bestimmten, Gotteshöhen führte. Leben und Tod lehrte ihn diese Goldene Sternenschrift; nicht Märchen allein und Sage, sondern Gott selbst sprach in gewaltigen Bildern zu dem Herzen, das ihn unter den Namen von Göttern nur durch Ehrfurcht schaute!

Andere Zeitalter kamen; die Heerzüge aus dem fernen Frankenlande unter Karl bezwangen den alten Glauben, dessen Schrift bis heute in jedem tapferen Herzen und im leuchtenden Sternenall bewahrt blieb, wenn auch Namen und Worte im breiten Strome des Vergessens sanken. Es ist unser Glaube, der dort droben lebt!

V.

Die Deutung der nordischen Felsbilder.

Im westlichen Norwegen und Schweden, vornehmlich in Bohuslän, in Östergötland und dem südöstlichen Schonen sowie dem norwegischen Smaalenes Amt bis hinauf zum Fjorde von Drontheim finden sich zahlreiche und oft sehr umfangreiche Felszeichnungen, deren Ursprung von der Forschung in die Bronzezeit, von Kossinna in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahr-

tausends, verlegt wird. In ebene oder schräge Felsflächen tiefer oder flacher eingehauen, enthalten sie zahlreiche Schiffs-, Tier- und Menschenbilder, Gefährte und ähnliches. Doch sind diese Vorwürfe fast durchweg wiederkehrend; selten, daß ein Baum sich findet. Häuser kommen überhaupt nicht vor. Diese Bilder sind durchsetzt von mannigfachen Kreisen, Fußsohlenbildern und von einer Fülle einzelner oder gehäuft stehender Punkte. Das Vorkommen der vielen fast spiegelglatt geschliffenen Felsbuckel im skandinavischen Gebirgsrücken wird auf die Tätigkeit der Gletscher in der Eiszeit zurückgeführt. [104])

Man hat diese Bilder als Darstellungen des damaligen Lebens, von Waffen, Kriegszügen, Jagden und anderem aufgefaßt. Andere haben darin eine Art sinnbildlicher Darstellungen gottümlichen Inhaltes sehen wollen. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß an mehreren Stellen das Hakenkreuz in vortrefflicher Ausführung auftritt. Eine Deutung, welche restlos befriedigen könnte, ist bisher nicht gelungen. Dies scheint daran zu liegen, daß die Erklärer allzu abhängig vom einzelnen Gegenstande der Darstellung sind, daß sie den durch alles hindurchgehenden großen gemeinsamen Zug nicht bemerken und als grundlegend erkennen.

Demgegenüber muß uns bei der Betrachtung der Felszeichnungen, die inzwischen in einem Tafelwerke veröffentlicht [105]) worden sind, auffallen:

1. Die durchgehende phallische Auffassung der Gestalten; eine nicht seltene Vogelköpfigkeit, die ihr Flugwesen anzudeuten scheint;
2. ihre schwebende Haltung;
3. ihre meist hoch erhobenen Hände, oft in Übergröße;
4. die Verbindung dieser Gestalten mit Kreisen, vielfältigen Schleifenwindungen, Schiffen und Wagen;
5. die Durchsetzung der Bilder mit zahlreichen einzeln und gehäuft stehenden Punkten. die in einigen Bildern durch strahlende Sterne ersetzt sind;
6. die Verbindung der Gestalten und Gefährte mit diesen einzelnen oder gehäuft stehenden Punkten oder Sternen;
7. das Fehlen von Hausbildern und irdischem Bedarf.

Schon, daß alle diese Gestalten, menschenähnliche und Tiere (Pferde, Rinder, Vögel u. a.), zu *schweben* scheinen und durch die Zeichnungsweise diesen Eindruck des Schwebens offenbar auch erwecken sollen, läßt darauf schließen, daß es sich nicht um irdische, sondern um himmlische Schilderungen, um Darstellungen von Gottheiten handelt. Dies wird auch durch den ausgesprochenen phallischen Charakter der Bilder bezeugt. Auch daß die Gestalten meist beide Arme hoch mit übergroßen Händen wie segnend oder betend erheben, läßt den gleichen Schluß zu. Für irdische Verhältnisse würde auch das Ineinandergreifen von Gestalten, Händen, Gefährten u. a. nicht zu erklären sein; das wird erst möglich,

wenn wir sinnbildliche Darstellungen von Gottheiten annehmen. Auch daß Häuser sich nirgends eingeritzt finden, läßt vermuten, daß diese Gestalten irdischer Behausung zu entraten wußten. Und schließlich geben die zahlreichen einzeln und gehäuft stehenden Punkte, Speichenräder u. a. uns den unauslöschlichen Eindruck des — gestirnten Himmels wieder.

Denn daß diese zahlreichen Punkte (bisher meist „napfartige Vertiefungen" genannt) in der Tat nichts anderes als die Sterne selbst andeuten sollen, geht aus den Bildern in der Domäne Backa, Gemeinde Brastad (Tafel 1, 5 und 6) hervor, in denen statt der sonst üblichen Punkte sich ausdrücklich in gleicher Größe und Stellung achtstrahlige Sterne finden, die erst in den neueren genaueren Nachbildungen sichtbar sind. (Vergl. Abb. 1).

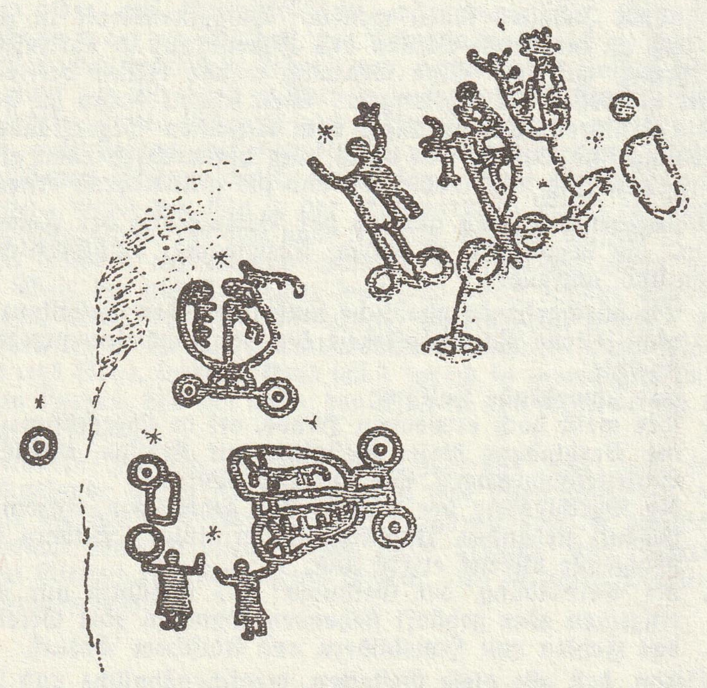


Abb. 1: Sternenwagen.
Domäne Backa, Gemeinde Brastad. Schwed. Felsb. Hagen 1919. Tafel 6. Ausschnitt.

Wenn wir nun von dem gewonnenen Grundgedanken, in den Felsbildern eine Darstellung des gestirnten Himmels zu haben, ausgehen, so bietet uns die Deutung der Bilder selbst keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr.

1. Die Schiffsbilder. Wir wissen aus dem Altertum, daß Sonne und Mond als Schiffe des Himmels angesprochen wurden, die auf dem Himmelssee dahinfahren. Die Vorstellung

derartiger Schiffe ist aber nicht nur den südlichen und östlichen Völkern, sondern auch den germanischen (wie Tacitus berichtet) bekannt gewesen. Selbst in der Edda findet sich eine ausführliche Angabe hierzu:

> „Es zimmerten den Skidbladnir in der Zeiten Anfang
> Iwaldis Söhne einst,
> der Schiffe bestes, dem schimmernden Freyr,
> dem kecken Kinde des Njord." (Grimnir 43).

Die Jüngere Edda (43) bemerkt hierzu: „Das Schiff ist so groß, daß alle Asen mit ihrer gesamten Kriegsrüstung darin Platz haben, und Fahrwind hat es, wohin man fahren will, sobald das Segel aufgezogen ist. Wenn man aber nicht mit ihm in die See fahren will, so kann man es zusammenfalten und in der Tasche tragen: so künstlich ist es aus allerlei Dingen zusammengesetzt." Die See, auf welcher Freyr sein Schiff benutzen kann, ist aber Noatun, Schiffsgarten, am Himmel belegen, wie wir an anderer Stelle dartun. Eben dieser wanische Schiffsgarten wird nun auf den Felsbildern dargestellt. Es stimmt dazu ausdrücklich die phallische Darstellung des Freyr zu Upsala, die aus Meister Adam von Bremen bekannt ist.

In den Zeichnungen erscheinen die Schiffe häufig mit Kriegern besetzt, oft aber auch (Tafel 1 und 2) gehen die Sternkreise unmittelbar aus den Schiffen hervor; oft auch schwebt ein einzelner Stern über, vor oder unter dem Schiffsbilde. Wir wollen zunächst annehmen, daß den Sternen ein solches Gefährt angedichtet, daß also die Sterne selbst als Gottheiten angesehen wurden. Dann wären die menschenähnlichen Gestalten nichts anderes als eben diese Sterngottheiten, deren phallische Natur und erhobenen Hände sie als segende Fruchtbarkeitsspender, als Wanen, genügend ausweisen.

Wenn sie gelegentlich ihre Schiffe verlassen zu haben und sogar im Kampfe miteinander begriffen zu sein scheinen,[106]) so zeigt sich hierin, daß nicht die Sterne, sondern die Gottheiten des Himmels selbst den eigentlichen Gegenstand der Darstellung ausmachen sollen. Gibt doch z. B. der Anblick eines Gewitters genügend Anlaß, die Fruchtbarkeitsmächte des Himmels in gelegentlichem Kampfe begriffen zu wähnen.[107]) Und so geht auch bei Seneca noch der Kampf der Sterne dem Untergang der Welt vorauf. Die Sternschnuppenfälle mußten den Sinn der alten Beschauer des Himmels mächtig aufregen. Und in der Tat sehen wir in einigen Felsbildern[108]) die Gottheit von ihrem Schiffe herunterstürzen.

Übrigens sah noch der Kirchenvater Augustin in den Sternen Engel, also himmlische Wesen.

2. Die Wagenbilder. In weit geringerer Zahl als die Schiffsbilder finden sich als Gefährte der Sterngottheiten Wagen mit einem Roßgespanne dargestellt. Am wichtigsten erscheint hier

die Darstellung aus Backa (vergl. unsere Abb. 1). Auch mit den Wagen sind segnende Gestalten oder große Gebetshände verbunden. Neben oder über diesen Wagen und Gestalten findet sich je ein achtstrahliger Stern. [109])

Aus dem germanischen Altertume ist das Sternbild des Wodans- oder Irminswagens, des Großen Himmelswagens geläufig. Von den persischen Magiern berichtet Dion Chrysostomus, daß sie den höchsten Gott als den vollkommenen und ersten Führer des allervollkommensten Wagens besingen. Sie unterhalten dem Zeus zu Ehren einen Wagen mit Nysäischen Pferden. Dieses ganze Weltall hängt (nach der persischen Lehre) von der Regierung eines einzigen ab, der es mit vollkommenster Geschicklichkeit und Macht wie einen Wagen lenkt. [110]) Auch die Sonne und die Erde hatten ihren Wagen, wie Xenophon berichtet. Und wie den indischen Himmelsgottheiten allgemein Wagen zugelegt wurden, dem Indra, Agni, den Maruts, den Açwin, ist bekannt. [111]) Ich setze zum Vergleich eine Stelle aus dem dritten Teile des Mahabharatam [112]) her:

„Als er nun dem Bezirk nahte, der unsichtbar den Sterblichen,
Erdenwandelnden, sah Wagen er, wunderschön, zu tausenden.
Dort scheinet Sonne nicht, Mond nicht, dort erglänzet das Feuer nicht,
sondern in eigenem Glanz leuchtet allda durch edler Taten Kraft,
was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird,
ob weiter Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper sind."

Und ferner:

„Jenen himmlischen Wald sehend, der von himmlischem Sang erklang,
trat er nun ein, der Machtvolle, in des Indras geliebte Stadt;
der Götter Wagen sah Ardschun tausende, welche gehn nach Wunsch,
sowohl stehend als auch gehend, in unbegrenzter Zahl . . .
(es) nahete nun der Machtvolle unter Muschel- und Trommelschall
der großen Sternenheerstraße, Surawithi wird sie genannt."

Nach Tacitus [113]) ist das Gefährt der Göttin Nerthus zu berühren nur dem Priester gestattet; ähnlich berichtet Herodot (7, 40) von jenem heiligsten Wagen der Perser: „Den Wagen selbst darf kein Mensch betreten." Nach der Jüngeren Edda (49)

besitzt Freyr ebenso wie Freyja einen Wagen als Gefährt. Der Perser preist den himmlischen Wagen:[114]) „Ich will den Wagen verehren, den er der schaffende heilige Geist gezimmert hat, den sternengeschmückten, den von Geistern gezimmerten, den Wagen des Mithra." Wenn wir hinzufügen, daß Thor auch Wagenthor genannt wird, so finden wir die heiligen persischen Wagen, des höchsten Gottes, der Sonne und der Erde wieder in der germanischen Entsprechung bei Wodan, Freyr, Freyja, Nerthus und Thor.[115])

Aus allem geht hervor, daß wir in den Wagen der Felszeichnungen, die durch die beigegebenen strahlenden Sterne als Sterngefährte ausgewiesen werden, dasselbe wie in den Schiffsbildern zu sehen haben. Es handelt sich nicht um irdische, sondern um himmlische Gefährte der Sterngottheiten. Gelegentlich[116]) sind Schiff und Wagen sogar miteinander verbunden dargestellt.

3. Die Fußsohlenbilder. Der Erklärung boten bisher die häufigen Bilder von Fußsohlenpaaren, die sich zwischen den Schiffen u. a. verstreut finden, Widerstand. Wir müssen uns die starke Vorstellungsweise der Alten vergegenwärtigen. So heißt es in dem herrlichen orphischen Hymnos[117]) auf Apollon, daß er in der Nacht die Wurzeln der Erde von unten beschaut. Ich stehe nicht an, in den Fußsohlen die „Götterspuren", die hoch am Himmel über den Irdischen schweben, zu sehen. Diese Fußsohlenbilder sollen demnach wahrscheinlich ebenfalls nichts anderes als Sinnbilder der Himmlischen sein.

4. Übereinanderstehen der Bilder. In manchen Darstellungen reihen sich Schiffe übereinander, aber auch Wagen u. a. Ich halte es für möglich, daß darin das Aufsteigen eines besonders hellen oder angesehenen Gestirns hat angedeutet werden sollen.[118])

5. Die Schleifenbilder. Auf vielen Felsen finden sich seltsame Schleifengebilde, verschlungene, in sich verlaufende Bänder dargestellt.[119]) In unsrer Wiedergabe (Abb. 2) befinden sich am oberen Rande zwei dieser seltsamen Seilverschlingungen, welche bisher als „Dingseile" der das Göttergeding hegenden Gottheiten angesprochen worden sind.[120]) In anderen Darstellungen befindet sich ein ähnliches Seilgebilde am Bug eines Sternschiffes, oder scheint von 2 Schiffen gezogen zu werden. Auch treten solche Seilverschlingungen ohne weiteren Zusammenhang gesondert auf. Die Deutung erscheint um so schwieriger, je enger man sich an das einzelne Gebilde hält und wohl gar die eddische Göttersage oder germanische Bräuche zu Hilfe nimmt. Unterstellt man aber unsere Auffassung der Felszeichnungen als Darstellungen der segnenden, Fruchtbarkeit spendenden Himmelswelt, insbesondere der mit dem Sternenhimmel verbunden gedachten Gottheiten, so erhellt sich auch dieses Dunkel auf eine einfache Weise.

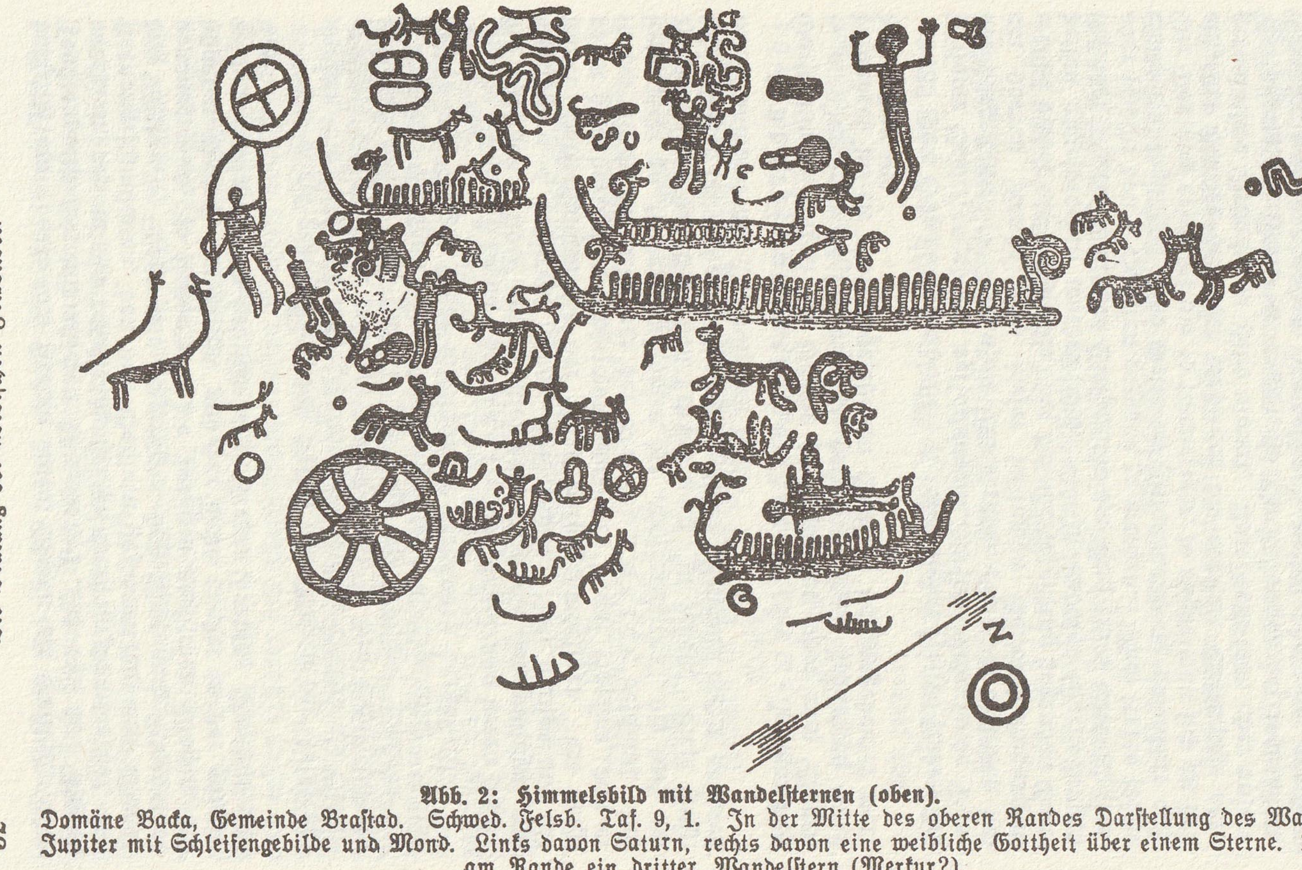


Abb. 2: Himmelsbild mit Wandelsternen (oben).
Domäne Backa, Gemeinde Brastad. Schwed. Felsb. Taf. 9, 1. In der Mitte des oberen Randes Darstellung des Wandlers Jupiter mit Schleifengebilde und Mond. Links davon Saturn, rechts davon eine weibliche Gottheit über einem Sterne. Rechts am Rande ein dritter Wandelstern (Merkur?).

Im Jahre 1920 beobachtete ich während des meist heiteren Frühjahrs und Sommers, wie der Wandelstern Mars scheinbar von Osten her sich immer mehr dem gleichfalls mit dem gesamten Standsternhimmel scheinbar nach Westen zu sich bewegenden Hauptstern der Jungfrau, der Ähre (Spica), näherte, sie um etwa 2 Vollmondbreiten überholte, dann stillstand, um darauf mit schneller Bewegung wieder zurück, d. h. an der Ähre vorbei, ostwärts zu wandeln. Diese Beobachtung läßt sich in ähnlicher Weise bei den anderen Wandelsternen machen und sie ist von jeher auch dem Altertume aufgefallen. So erwähnt z. B. Cicero in seiner Schrift über die Natur der Götter [121]) diese scheinbare Zickzackbewegung der Wandler wie folgt: „Besonders bewunderungswürdig aber sind die Bewegungen der 5 Sterne, die man fälschlich Irrsterne nennt. Denn nichts irrt, was in aller Ewigkeit sein Vorschreiten und sein Rückschreiten und die übrigen Bewegungen unwandelbar und fest bewahrt. Und dies ist bei den genannten Sternen um so bewunderungswürdiger, weil sie bald verschwinden, bald wieder erscheinen, bald sich nähern, bald sich entfernen, bald vorangehen, bald nachfolgen, bald sich schnell, bald langsam bewegen, bald sich gar nicht bewegen, sondern auf eine gewisse Zeit stillstehen . . . Der Stern, den wir Saturn nennen, ist von der Erde sehr weit entfernt und beschreibt in etwa 30 Jahren seine Bahn, und obwohl er auf dieser Bahn viele wunderbare Erscheinungen zeigt, indem er bald vorangeht, bald zurückbleibt . . ., so macht er dennoch in der ewigen Dauer der Weltalter keine Veränderung, sondern zeigt die nämlichen Erscheinungen in den nämlichen Zeiträumen. Unterhalb von ihm, der Erde näher, kreist der Jupiter; er durchläuft denselben Kreis der 12 Sternbilder (des Tierkreises) in 12 Jahren und zeigt in seinem Laufe dieselben Abwechselungen wie der Saturn." Nachdem Cicero auch für den Mars, für Merkur und Venus ähnliche Erscheinungen festgestellt hat, fährt er fort: „Diese bei den Sternen herrschende Unwandelbarkeit, die außerordentliche Übereinstimmung, die in den Zeiten ihrer Umläufe trotz der so mannigfaltigen Bahnen in aller Ewigkeit stattfindet, können wir uns nun nicht ohne Verstand, Vernunft, Überlegung denken. Da wir aber diese Geisteskräfte bei den Gestirnen finden, so können wir nicht umhin, sie selbst unter die Götter zu zählen."

Die seltsamen scheinbaren Zickzackbewegungen der Wandler zwischen den Standsternen des Himmelsumschwungs sind uns erst seit Kopernikus erklärbar geworden.

Da die Erde sich in unserer Ausdrucksweise in der Westostrichtung um die eigene Achse dreht, so bewegt sich scheinbar das Himmelsgewölbe mit seinen Standsternen ihrer Umdrehung entgegen, von Ost nach West. Die mit der Erde um unsere Sonne

kreisenden Wandelsterne dagegen bewegen sich sämtlich dauernd in der gleichen Richtung wie die Erde. Diese ihre einzige Bewegung nennt man daher r e ch t l ä u f i g; die entgegengesetzte Bewegung, von Ost nach West, r ü ck l ä u f i g.

Die Wandler beschreiben in größerer oder geringerer Entfernung nahezu Kreise (eigentlich Ellipsen) um die Sonne, zwar nicht in derselben Ebene wie die Erdbahn, sondern mehr oder weniger geneigt zu dieser, aber sie treten doch sämtlich nicht aus dem Sternbildbande des Tierkreises hinaus. Während der Erdumlauf um die Sonne uns unser Zeitmaß des Jahres gibt, gebrauchen Venus 225 Tage, Mars 1 Jahr 321 Tage, Jupiter 11 Jahre 315 Tage, Saturn 29 Jahre 167 Tage usw., um ihre einmalige Bahn um die Sonne zu vollenden. Daraus folgt, daß die Erde die langsameren Wandler wie Mars, Jupiter und Saturn während ihres Umlaufes überholt, d. h. zwischen der Sonne und ihnen schneller kreist, im Verhältnis der Umschwungszeiten. Wenn z. B. Saturn einmal die Sonne umwandelt hat, so ist inzwischen die Erde etwa 29mal zwischen ihm und der Sonne, den entfernteren Wandler 29mal überholend, hergefahren.

Wie erwähnt, laufen die Wandelsterne sämtlich dauernd in gleicher Richtung um die Sonne, d. h. von West nach Ost, dem scheinbaren Himmelsumschwung der Standsterne entgegen. In der nachstehenden Zeichnung (Abb. 3) kreisen Erde und Mars um

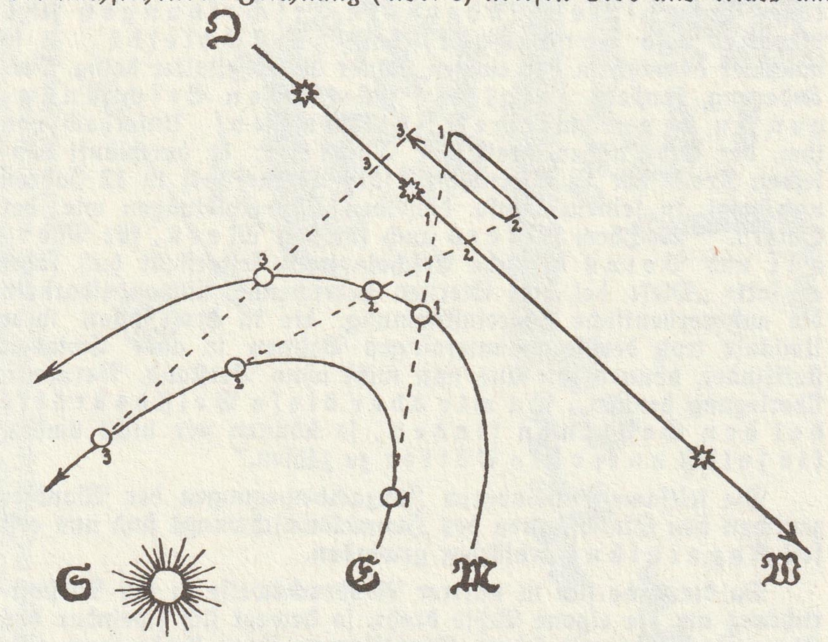


Abb. 3: Scheinbare Schleifenbahn der Wandler.
S = Sonne, E = Erdbahn, M = Marsbahn, OW = Standsternhimmel.

die Sonne. Von der Erde gesehen dreht sich der Standsternhimmel scheinbar von Ost nach West, also der Erddrehung entgegen. Die Sichtlinie 1 zeigt den Mars am Himmel OW bei Punkt 1. Einige Zeit später, wenn die Erde den Mars überholt hat, werden die beiden Wandler, die sich in gleicher Richtung bewegen, bei 2 stehen; die Gesichtslinie von der Erde zeigt den Mars am Standsternhimmel OW, jedoch den westlichen Sternen näher gerückt bei 2. Scheinbar also ist Mars (seiner ursprünglichen Richtung entgegen) von Ost nach West mit den Standsternen gewandert, d. i. rückläufig, während er in Wirklichkeit von seiner eigentlichen rechtläufigen Richtung nicht abgewichen ist. Bei weiterem Umschwung der Erde wird Mars wieder die Rechtläufigkeit aufzunehmen scheinen. Beim Übergange von der Recht- in die Rückläufigkeit und umgekehrt scheint der Wandelstern eine Zeit lang still zu stehen. Aber wir sehen ein, daß alle diese Abweichungen von der dauernden Rechtläufigkeit der Wandelsterne nur scheinbare sind und aus der Verschiebung der die Wandelsterne verbindenden Gesichtslinien gegen den Standsternhimmel herrühren.

Ein Wandler, der wie Jupiter zu seinem vollen Umlauf um die Sonne rund 12 Jahre braucht, unter dem also die Erde 11mal in dieser Zeit hereilt, macht während dieses einmaligen 12jährigen Umlaufes scheinbar 11 rückläufige Bewegungen, welche dem Auge des Beobachters als Schleifen erscheinen. Da nach dem zweiten Keplerschen Gesetze der Leitstrahl in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschreibt, d. h. die Bahngeschwindigkeit der Wandler nach der Entfernung von der Sonne wechselt, so erscheinen diese Schleifen von verschiedener Dauer, verschiedener Größe und Wiederkehr. Die scheinbaren Schleifen ergeben also am Himmel ein Bild völliger Unregelmäßigkeit. Berechnungen vor etwa 10 Jahren ergaben als Zwischenzeiten zwischen 2 aufeinander folgenden rückläufigen Bewegungen bei:

Venus	Mars	Jupiter	Saturn
585	780	399	378 Tage.
Dauer dieser Bewegung:			
42	70	121	140 Tage.
Größe dieser scheinbaren Bewegungen:			
16°	15°	10°	8°.

Für das Jahr 1920 ergibt der Stand der Wandler andere Zahlen. Mars war 79 Tage (vom 14. März bis 1. Juni) rückläufig über scheinbar 18°; Saturn 136 Tage über 6,5° (Nautisches Jahrbuch 1920 unter „Planetenörter").

Da bei ausgestrecktem Arme die Handquerfläche etwa 10° des Himmels überdeckt, so fallen diese scheinbaren Bewegungen in den Kreis gewöhnlicher Sichtbarkeit.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese seltsamen auffallenden Bewegungen der Wandelsterne schon zur Zeit der Entstehung der nordischen Felszeichnungen beobachtet worden sind. Eine auf die See angewiesene Bevölkerung hatte trotz der häufigen Unsichtigkeit nicht nur genug Gelegenheit, derartige Beobachtungen anzustellen; sie bedurfte der Sternbeobachtung, um ihre Schiffe sicher über die wüste See zu leiten. Dabei mußten diesen Menschen die im Gegensatz zu den Standsternen ruhig und ungewöhnlich hell glänzenden Wandelsterne auffallen, welche, gering an Zahl — denn nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn kommen in Betracht, — zum Unterschiede von den unzählbaren Standsternen des Himmels dauernd unter diesen, welche immer die gleiche Stellung bewahrten, einherwandelten, mehr noch, nichts anderes als dauernd seltsame Schleifen und Zickzackbewegungen am Himmel vollführten.

Da die Wandler diese Schleifen immer nur dann vollführen, wenn sie im Widerschein (Opposition) gegen die Sonne am nächtlichen Himmel in ihrem höchsten Glanze stehen, so erscheinen diese Bewegungen, wenn auch stets zwischen anderen Sternen, so doch alljährlich nahezu an derselben Stelle des Nachthimmels.

In den Felsbildern finden die Wandelsterne daher eine besonders ausgezeichnete Wiedergabe. Die „Gottheit" scheint an seltsamen S c h l e i f e n g e b i l d e n zu schweben, wie dies besonders auf dem großen Himmelsbilde von Backa (unsere Abb. 2) sichtbar wird. Ich stehe nicht an, in den beiden oberen, der Schiffs- und Manngottheit, die Wandler Saturn und Jupiter, in dem rechts einsam in das Bild tretenden Schleifenstern Merkur oder Abendstern zu erkennen. Solche Schleifengebilde sind auf den Bildern, wie gesagt, nicht selten. Sie mußten ja die Vorstellungen von den himmlischen Pfaden der Gottheiten mächtig anregen. Manchmal scheinen daher die Schleifen die Hauptsache zu sein.[122]) Dann ist der Wandler selbst nur durch Sterne oder Schiffe angedeutet; weit merkwürdiger mußte ja auch deren seltsame B e w e g u n g sein, die einer Irrfahrt auf hohem Meere glich. Die einfache Schleifenbewegung des Merkur oder des Abendsterns scheint auf anderen Bildern[123]) wiederzukehren, ein Beweis für die Bedeutsamkeit der bisher für sinnlos gehaltenen Linien. In den Schleifendarstellungen nahmen die nordgermanischen Sternbeobachter des 2. vorchristlichen Jahrtausends den Kern der Epicyclentheorie des Ptolemäus voraus.

Wir sehen die Planetengottheiten gleich den übrigen Sterngottheiten als segnende Wesen behandelt. Wie andere Gebilde erscheinen sie nicht allein, kleinere Gestalten scheinen unter, über oder neben ihnen zu schweben. Von einer mit ungewöhnlich scharfem Sehvermögen begabten Verwandten hat mein sterngelehrter Vater nach seinem eigenen Berichte sich mehrfach planmäßig die wechselnde Stellung der größeren 4 Monde des

Jupiter, die sie zu erblicken behauptete, genau angeben lassen, diese Angaben mit dem Fernrohre seiner Warte stets sofort nachgeprüft und richtig befunden. Der alte Mädler sagt in seiner „Populären Astronomie" (5. Aufl. S. 244) von den Jupitermonden, daß „einzelne Personen von seltener Scharfsichtigkeit zuweilen einen oder den anderen wahrgenommen haben." Es besteht also durchaus die Möglichkeit, daß die ungeschwächten Augen der skandinavischen Schiffer wenigstens den lichtstärksten Mond des so überaus auffälligen Wandlers Jupiter als einen dauernden Begleiter auf seiner Reise erkannten und nun solche Begleiter auch anderen Himmelsbewohnern beilegten. Als Standsterne konnten sie ihnen nicht gelten, denn diese Monde begleiteten ja den mächtigen Stern auf seiner seltsamen Schleifenfahrt, stets verbunden mit ihm, durch den unverändert bleibenden Garten der Standsterne. Die Unselbständigkeit dieser Begleiter mögen sie gelegentlich auf den Felsbildern in der Einarmigkeit oder Armlosigkeit ausgedrückt haben. Auf Abb. 2 hat der kleine munter mitschwebende Begleiter des „Jupiter" (oben in der Mitte) seine Arme fröhlich behalten. Im übrigen werden Planetenmonde (4 des Jupiter) erst wieder drei Jahrtausende später nach Erfindung des Fernrohrs durch Galilei entdeckt.

6. Die Tierbilder. An Tieren erscheinen fast nur Rinder, Pferde und Vögel. Auch diese dürften nur die „Geister" der Gestirne, Sinnbilder der einwohnenden Bewegtheit und Fruchtbarkeit des Sternenhimmels darstellen. Im persischen Avesta [124]) erscheint derselbe „prächtige glanzvolle" Stern Tistrya in verschiedenen Gestalten, in der „eines fünfzehnjährigen glänzenden, klaräugigen, hohen, überstarken, machtvollen geschickten Mannes", während der ersten 10 Nächte; während der zweiten 10 Nächte in der Gestalt „eines goldgehörnten Rindes"; während der dritten 10 Nächte in Gestalt „eines weißen schönen Rosses mit goldfarbigen Ohren und goldbeschlagenen Zügeln im Lichtglanze schwebend." Ebenso nimmt an anderer Stelle die Gottheit Verethragna die Gestalt eines Pferdes an.[125]) Das Tier (Rind oder Pferd) wird so Vertreter der Gottheit. Und ähnlich erscheinen im arischen Altertume Sonne und Mond als Adler und Falke im Weltbaume, dem „Glanzwalde" und Vorbilde des arischen heiligen Haines. Selbst wenn Reiter in den Felsbildern auftauchen, so dürfen auch sie nicht anders denn als Sinnbilder der Himmelsgeister angesprochen werden.

Die „Himmelsjagd" ist ein altes Sinnbild des Sternenganges. Aus dem Scherz der Abb. 4 geht zur Genüge hervor, wie fern die Felszeichner einem Sternenkult standen; in Chaldäa wäre ein solches Bild Gotteslästerung gewesen. Der „Lichthirsch" tritt zweimal auf den Himmelsplan dieses Bildes und über allem (unser Bild 4 gibt nur die oberste Spitze eines großen Gemäldes) schwebt das segnende große Gestirn.

7. Der Baumbilder sind nur wenige. Möglich, daß dabei an das urarische Gottheitssinnbild des Weltbaums gedacht ist. Für wahrscheinlicher möchte ich halten, daß die altdeutsche Bezeichnung „Gerichtsbäume“ (stalboume) [126]) für Sterne verglichen werden dürfe. Auch die Bäume sind ja Sinnbilder des Wachstums und der Fruchtbarkeit, deren Segen von den göttlichen Sternen niedertaut.

Das „große segnende Gestirn“ unserer Abbildung 4



Abb. 4: Himmelsbild mit Hauptgestirn, Lichthirschen und Sternenjagd. Kreis Tanum, Gemeinde Tanum. Schwed. Felsb. Taf. 23, 1; oberster Teil.

schwebt (wie erwähnt) über einem gewaltigen Himmelsgetriebe, davon hier nur die oberste Spitze wiedergegeben ist. Die Scheibe wird links von einem Sterne geleitet, rechts von einer auf einem anderen Sterne stehenden Gottheit getrieben. Durch Ver-

gleichung mit anderen Bildern erweist sich diese Gestalt als weiblich. Wie fast alle die Geistwesen ist auch dieses mit einem Vogelkopfe begabt, wodurch offenbar lediglich ihre Flughaftigkeit, ihre himmlische Wesenheit und Unirdischheit angedeutet werden soll. Ähnlich wird Ahuramasda mit einem Adlerhaupte dargestellt, der ägyptischen Gottheiten nicht zu erwähnen. Wie der Heilige Geist in Gestalt einer Taube dargestellt wird, so darf man in dieser Bildung nicht etwa einen geringeren Grad der Gottheitsanschauung erkennen wollen. Die Mächte des Himmels sind nicht von Menschenart und dies eben läßt sich, will man sie überhaupt als bewußte Wesen auffassen, nur dadurch andeuten, daß man ihnen die „Flugfähigkeit" beilegt. Die Gottheiten rein nach Menschenart zu bilden, könnte noch weit eher als minderer Glaubensstand angesehen werden.

Aus der großen Gestirnscheibe, die wir, weil sie über dem nächtlichen Sternenhimmel steht, nicht als Sonne, sondern als Mond anzusprechen haben werden, treten nach allen Seiten handähnliche Gebilde hervor, links eine Hand mit 5 Fingern, darüber eine andere mit 4, oben und unten je 3 Hände mit je 3 Fingern. In zahlreichen Darstellungen erscheinen die hocherhobenen Segenshände der Himmelsgeister mit nur 3 Fingern begabt in derselben Gestalt wie die aus der Mondscheibe hervortretenden Gebilde. So dürfen wir mit Fug in diesen Händen den Segensausstrom des großen Nachtgestirns erblicken, wie der Mond im alten Glauben (im Abschnitt über die Himmelskönigin wird dies näher erwiesen) Fruchtbarkeit spendet.

Die Zahl der Segensfinger beträgt 27. Diese Zahl entspricht genau den 27 Tagen des Sternmonats, über dessen Geltung im alten arischen Glauben und Kalender im Abschnitte über die „Himmlische Zahl" sowie im 2. Bande Weiteres beigebracht werden wird. Diese Geltung reicht von Skandinavien bis nach Indien. In unserem Felsbilde haben wir die älteste Spur.

Die 27 Tage des Sternmonats begründeten eine 9tägige Woche. Schwieriger erschien es, die beiden sichtbaren Lichthälften des Monats (Neumond und Vollmond) mit der ungeraden Tageszahl des Monats zu vereinigen. Der Felszeichner hilft sich auf eine einfache Weise. Die Segensfinger bilden (entsprechend den 3 Wochen des Sternmonats mit der heiligen Zahl 9) drei Abteilungen, oben 3×3 und unten 3×3 „Finger"; die mittlere Woche muß nun in 2 Teile geteilt werden, es erscheint also dieser mittlere 9tägige Abschnitt nur mit 2 Händen, jedoch von 5 und 4 Fingern. Die Zahl 9 erscheint auch auf den nahe umgebenden Schiffen unserer Abbildung, die Zahl 3, aus welcher die 9 besteht, auch in den Geweihsprossen der „Lichthirsche". Die Neunzahl erscheint in der Edda und im gesamten arischen Altertum von großer und zwar (wie wir noch sehen werden) „himmlischer" Bedeutung.

Jedenfalls dürfen wir in dieser Felszeichnung von Tanum die Darstellung des Mondes erkennen; dieser eignet einem weiblich gedachten Himmelswesen. Der Mond ist als zeitbestimmend dargestellt; und zwar gilt der Sternmonat von 27 Tagen, welche die alte arische 9tägige Woche begründen und die Heiligkeit der Dreizahl umschließen. Die Erscheinungen der beiden Monatshälften mit Neu- und Vollmond sind gleichfalls als zeitbestimmend dargestellt. Alle diese Ergebnisse werden uns im Verlaufe der Untersuchung wiederum begegnen.

Es liegt auf der Hand, daß die nordischen Felszeichner diese Gelegenheit, ihrem Glaubenswissen Ausdruck zu geben, nicht ungenutzt haben vorübergehen lassen, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß mancherlei Unaufklärbares erscheint. So wächst aus der Brust einer liegenden Gestalt (vergl. Abb. 2) eine andere aufwärts. Und andere Gedankenverbindungen, Verschlingungen u. a. sind nicht selten. Bedeutsam ist das mehrmalige Auftreten einer alles andere weit (um das 5—20fache) an Größe überragenden, mit einem mächtigen Speere ausgerüsteten Gottheit. Sie mag den Himmelsgott selbst, Tyr oder sein arisches Urbild, bedeuten sollen; denn die Sage von der Einhändigkeit Tyrs kann aus späterer Zeit stammen; aber auch im anderen Falle braucht keine Darstellung einen Mythus, der nur eine bestimmte Beziehung andeuten sollte, in jedem Falle aufzunehmen. So wird Hephäst von den Griechen keineswegs hinkend dargestellt.

Wir dürfen uns nicht an der zeichnerischen Unvollkommenheit der Bilder stoßen; sie mußten mit Steinen in den Granit eingeklopft werden. Ihre Herstellung wird handwerksmäßig betrieben sein, etwa wie im Mittelalter ein frommer Stifter die Mutter Gottes darzustellen einem Maler übergab, der oft mit geringer Kunst und frommem Sinne sein gleichmäßiges Geschäft betrieb. Dazu sind diese Felszeichnungen Erzeugnisse einer im äußersten Nordwesten weitab von den Hauptsitzen des arischen Geschlechtes ärmlich hausenden, sich notdürftig nährenden Bevölkerung. Wenn wir die Felsbilder mit Kossinna, Sophus Müller u. a. in das 16. Jahrhundert vor Chr., also in die Jüngere Bronzezeit legen, so würden doch gleichzeitig Handwerkserzeugnisse von höchster Schönheit und Vollendung entstanden sein, wie die damaligen Bronzewaffen oder auch wohl Steinzeichnungen nach Art der von Kiwik in Schonen [127]) ausweisen.

Man muß übrigens vergleichend bedenken, daß die Schönheit der griechischen Bildnerei erst 1200 Jahre später auftaucht. Aber auch da ist die Art in gleicher Form heiliges Zeichen und Gewaffen der Götter und ihre himmlischen Gestalten sind sternumleuchtet. (Abb. 11). Selbst die Unschuld der phallischen Darstellung der Fruchtbarkeits- und Segensgewalten eint das späte griechische Auge mit dem Sinne ihrer so viel älteren Verwandten.

Je weniger unser nördlicher Erdteil, insbesondere die skandinavische Halbinsel sich infolge des oft Monate anhaltenden Nebels und Regens der klaren Sichtbarkeit des Sternenhimmels erfreute, um so mehr mußte den Bewohnern daran liegen, den Anblick und die Gunst der alle Frucht und Freude spendenden himmlischen Gewalten zu erlangen. Die Bilder sind nicht in senkrechte, sondern in wagerecht oder schräg liegende Felsflächen eingehauen und wenden also gleichsam ihr Gesicht dem Himmelsgewölbe zu, als wollten sie dessen Gnade erflehen und mit stummer aber dauernder Bitte zur Erde herabziehen. So wendet noch 100 Jahre später der deutsche Hausvater oder Priester, der das Schicksal befragen will, nach des Tacitus Bericht (Germ. 10), mit einem Gebet an die Götter den Blick gen Himmel.

Belege für die arische Geltung des Sternmonats, griechische und indische Entsprechungen zu den Fußsohlenbildern als Götterzeichen sowie die Entzifferung der Felsbilderzahlenschrift u. a. finden sich im zweiten Bande.

Wir fassen also zusammen: Im 2. Jahrtausend vor Chr. erblickten die nordischen Arier (denn das Hakenkreuz weist die Felszeichner als solche genügend aus) in der mächtigen Himmelswölbung den Sitz aller Fruchtbarkeit und alles Segens. Der Sitz der Götter der Edda findet in jener Zeit schon seine verläßlichen Spuren. Es ist ein lebendiger Himmelsglaube, der die Germanen jener frühen Zeit bewegt; dieser Glaube an die Wirksamkeit des himmlischen Segens war geistiger Art; die Sterne und der Himmel selber glichen geistigen Mächten mit Seele und Sinn. Jene Zeit hatte nicht „Götzen", betete nicht „Fetische" an, sondern Götter des Himmels, den Himmel als Lenker des Alls.

Für Deutschland sind dieselben Göttervorstellungen in Felsmeißelungen derselben Zeit bezeugt. So fand sich eine solche an der Innenwand des südlichen Schlußsteins einer Steingruft mit den eingehämmerten Gestalten dreier Götter mit erhobenen Gebetshänden zu Anderlingen im Kreise Bremervörde.[128]) Diese Götterbilder erscheinen gleichfalls schwebend, jedoch ohne Gefährt und ohne Sterne. Da aber der Zusammenhang mit den nordischen Felsbildern klar zu Tage liegt, so dürfen wir in dem Fehlen der Gefährte und Sternzeichen auch für Deutschland den Beweis unserer oben ausgesprochenen Ansicht erkennen, daß in den nordischen Felsbildern weder die Gefährte noch die Sterne selbst die Hauptsache sind, sondern daß es sich um Darstellungen der himmlischen Segensbewegungen, der Licht und Leben spendenden Himmelsgewalten handelt, die „von unten als Sterne gesehen werden." Die Macht dieser Himmelsgottheiten reicht in die dunkle, tiefverschlossene Steinkammer der Toten. Und so ist das Anderlinger Bild das Zeichen des Unsterblichkeitsglaubens

der Germanen im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, eine Vorstellung, welche derjenigen verwandt ist, die vom urmächtigen heiligen Weltbaum den Unsterblichkeitstau herniedersinken läßt.

Wir dürfen also in den nordischen Felszeichnungen nicht bloße Übungen einer kindlichen Himmelskunde, Sternbilder und Himmelskarten erblicken, obgleich manches dazu verlocken könnte [129]) und mehrerlei Absichten darin verborgen sein mögen. Vielmehr bleibt nichts anderes übrig, als darin zur Dauer bestimmte Weihbilder, Gebets-, Bitt- und Dankopfer an die himmlischen Gewalten und deren obersten Herrn zu erkennen, fromme und durch ihre Geduld erschütternde Äußerungen eines unsterblichen Glaubens.

VI.

Die Himmlische Zahl.

1. Die Tore Walhalls.

An den großen Beispielen des Weltbaums und der Weltscheidebrücke haben wir nicht nur eine älteste Gemeinsamkeit der germanischen, iranischen und indischen Glaubensvorstellungen erweisen können, sondern sahen auch schon, gleichsam aus dem gestrüppüberwachsenen Schutt und Moder der Jahrtausende, unverwesliche Grundpfeiler des urarischen Glaubensgebäudes wieder ans Licht emportauchen. Die nachfolgende Untersuchung wird das gewonnene Ergebnis von einer neuen Seite beleuchten und überraschend bestätigen. Handelt es sich doch darin schließlich auch um den einstimmenden Ursprung einer noch heute geltenden Einrichtung, von welcher ein jeder täglich Gebrauch macht, ohne diesen Ursprung zu kennen oder gar ihre über die sinnfällige Erscheinung hinausweisende Bedeutung zu beachten.

Die altnordische Seherin, welche den Untergang dieser aus dem Leibe des argen Urriesen gebildeten Schöpfung in der Götterdämmerung voraussieht, erzählt auch vom Anbeginne dieser todgeweihten Welt und vom ersten Wirken der diesseits entstandenen Götter: [130])

„Da gingen zu Sitze die Götter alle,
die heiligen Herrscher, und hielten Rat:
Sie benannten die Nacht, Neumond und Vollmond,
die Zeiten all zur Zählung der Jahre."

In dieser dichterischen Darstellung liegt offenbar angedeutet, daß die herrschende Jahrzählung von den Germanen für eine sehr alte, ja urälteste Einrichtung, die noch von den Göttern selbst herrührte, angesehen wurde. Und es scheint daraus mit Sicherheit entnommen werden zu dürfen, daß diese Jahrzählung und Zeitenberechnung, eben weil sie auf die Götter zurückgeführt

wurde, auf wirklicher Beobachtung, d. i. auf Sonnen- und Mondumlauf, beruhte. Die Geschichte erzählt,[131] wie von anderen nordischen Himmelskundigen, auch von einem Schweden Raudulf, daß er den Gang von Sonne und Mond zu berechnen verstand, den Lauf aller Gestirne und namentlich derer kannte, die für den Zeitenwechsel wichtig sind. Wir mögen von dieser Himmelskunde der Nordleute noch so gering denken wollen; an dem geschichtlichen Zeugnisse, daß diese Sternenwissenschaft im Erbbesitze einzelner Geschlechter gepflegt wurde, dürfen wir uns für die Zwecke unserer folgenden Untersuchung genügen lassen.

Die großen himmelskundlichen Überlieferungen des asiatischen Altertums werden auf das im 4. Jahrtausend vor Chr. zu Babylon blühende nichtsemitische, hochentwickelte Volk der Sumerer zurückgeführt. Von ihm übernahmen ein gewaltiges Gut an Erfahrung und Forschung semitische Eroberer, die Chaldäer, die seit 3000 v. Chr. zu Babylon herrschten. Nördlich davon hatte sich die ebenfalls semitische Großmacht der Assyrer mit der Hauptstadt Ninive gebildet, die im 8. Jahrhundert vor Chr. ihre höchste Blüte erreichte. Um das Jahr 606 wurde Ninive von südwärts vordringenden Ariern zerstört, die das iranische Reich der Meder mit der Hauptstadt Ekbatana gründeten. Von diesem arischen Stamme hatte sich schon 2000 Jahre früher ein Zweigvolk, losgelöst und war erobernd in Indien eingedrungen, wo es um 1500 v. Chr. bereits seßhaft erscheint. In diesen Jahrhunderten entstehen im arischen Indien die Götterloblieder des Veda, deren schönste an Mitra-Varuna, den allsehenden Himmelsgott, und an Pradjapati, den Herrn aller Wesen, gerichtet sind. Die indoiranische Gemeinsamkeit liegt damals schon ein Jahrtausend zurück. Vor jener Zeit ist auch der westliche europäisch-germanische Zweig eigene Wege gegangen und wir dürfen die indo-europäische Urzeit, d. h. das arische Urvolk, als eine Lebens- und Glaubensgemeinschaft des Kernes der weißen Rasse in und vor das 4. Jahrtausend vor Chr. ansetzen. Die alte Himmelskunde der arischen Stämme traf in Asien auf die sumerische alte Himmelskunde. Aber während diese von den Babyloniern zu einem verwickelten Sterndienste verbildet wurde, erhielten sich die Arier die angeborene Art, Erscheinung und Wesen zu trennen und den Weg zu diesem im Unsichtbaren zu suchen.[131a]

Nach dem Zeugnisse des Ptolemäus wurde bei den Chaldäern jedes der 12 Zeichen des Tierkreises in 10 Teile geteilt, das ergab 120 Saren, welche je wieder in 6, insgesamt 720 Neren zerfielen. Jede Nere wurde wieder in 10 Unterabteilungen geschieden, diese wieder in neue 60 Teile. Das ergäbe für den gesamten Himmelsumlauf in mystischer Gleichung 720×10×60=4 3 2 0 0 0 Sonnenjahre, nach deren Umschwung sich die Himmelsumwälzung erneuen würde. In solcher Bedeutung tritt diese Zahl allerdings erst bei dem babylonischen Schriftsteller

Berossos (zu Alexanders des Großen, also in persischer Zeit) auf. Der Zusammenhang mit der sogenannten platonischen Zahl 12 960 000, in welchem die Zahl 432 000 auf babylonischen Rechentafeln aus Nippur (mindestens 2000 vor Chr.) erscheint, sichert ihr keineswegs eine Bedeutung als Weltalterzahl, als welche sie bei den Indern erscheint. [132])

Nach der Grundlehre der Inder ist ein Tag Brahmas gleich 4 320 000 000 Jahren, eine Calpa. Der 1000ste Teil einer Calpa ist ein Tchaukery von 4 320 000 Jahren. Das Tchaukery wird wieder in 12 000 Götterjahre eingeteilt und enthält (einschließlich der Morgen- und Abenddämmerungen), nach dem Verhältnis 4, 3, 2, 1 umgerechnet, die 4 Weltalter:

1. das Satiajug (Devajug) zu 1 728 000 = 4×432 000,
2. das Tiraitajug zu 1 296 000 = 3×432 000,
3. das Twabarjug zu 864 000 = 2×432 000,
4. das Calyjug zu 432 000 = 1×432 000,

also zu insgesamt 4 320 000 = 10×432 000 Jahren.

Die Zeitdauer der Morgen- und Abenddämmerungen der Weltalter beträgt für dieselbe Reihenfolge

1. — 288 000 = 4 × 72 000,
2. — 216 000 = 3 × 72 000,
3. — 144 000 = 2 × 72 000,
4. — 72 000 = 1 × 72 000,

zusammen 720 000 = 10 × 72 000 Jahre,

so daß die Grundzahl der Weltalter mit der Zahl der Tage des altarischen Gemeinjahres (432—72=) 360 übereinstimmt. Dieses altarische Gemeinjahr muß also die sinnbildliche Grundlage des ganzen Weltaltergebäudes gegeben haben.

Man bemerkt, daß die Anzahl der indischen Weltaltereinheiten 4+3+2+1 die altarische Heilige Zehnzahl ergibt, die Grundzahl unseres Zahlengebäudes. Sie sind wohl dadurch gewonnen, daß das Tchaukery von 4 320 000 in 10 Teile von je 432 000 Jahren geteilt wird, von denen 4 Teile das 1. Weltalter, 3 das 2., 2 das 3. und 1 Teil das 4. gegenwärtige Weltalter ergeben. Auch das scheint, und zwar im Sinne des Weltalterumschwungs, bedeutsam, daß die Weltalterfolge 1 bis 4 sich in der Folge der die 10 Einheiten zusammensetzenden Verhältnisziffern 4, 3, 2 und 1 umkehrt. Ähnlich entspringt, anderer Zeugnisse nicht zu erwähnen, nach einem Liede des Rigveda, [133]) vor dem Beginne der Schöpfung die Unendlichkeit der Kraft, diese aber wiederum der Unendlichkeit, indische Denkweise bezeugend. Die Zahl 432 000 hat nach allem einen völlig mystischen Charakter angenommen, was sich in der Folge noch mehr bestätigen wird.

Jedenfalls hat diese geheimnisvolle Zahl in Indien eine weit höhere Bedeutung als in Babylon, wo sie im Grunde doch nur

gelegentlich erwähnt wird. Wenn Babylon diese Zahl im Zusammenhange mit dem 12 geteilten Tierkreise denkt, wie Hilprecht vermutet, so kennt das älteste Indien wohl die 4 Weltalter, die sich aus dieser Zahl bilden, aber die Zwölfteilung des Himmels ursprünglich nicht.[134] Demnach muß die Zahl 432 000 in Indien eine andere und vielleicht tiefere Bedeutung haben als in Babylon.

Der indischen „Mondhäuser" (Konstellationen, Mondörter) im Tierkreise werden in ältester Zeit 27 angenommen, in Unterteilung[135] für Tag und Nacht mithin 2×27=54.

Sämtliche Zahlen, in welche sich die Zahl 432 000 auflösen läßt, haben himmelskundliche Bedeutung. „Die wahren Grundzahlen, so äußerte sich schon 1819 von der Hagen,[136] sind überall Naturzahlen. Der große indische 24 000jährige Kreis mit kleineren 60jährigen Kreisen entsteht aus der angenommenen Mittelzahl von 54 Sekunden des jährlichen Vorrückens der Nachtgleiche."

In der Tat eilt nach der heutigen Berechnung der Frühlingspunkt im Laufe des Jahres der Sonne auf ihrer Bahn etwa 50, 2″ entgegen, so daß der vor Jahrtausenden im Sternbilde des Widders eintretende Frühlingspunkt heute bereits im Sternbilde der Fische liegt. Diese Voreilung des Frühlingspunktes ist (vergl. Abb. 5) eine Folge der pendelnden Bewegung der Erd- und somit auch der Weltachse. Sie erfolgt derart, daß die Weltpole von Ost nach West einen Kreis um die Pole der scheinbaren Sonnenbahn in etwa 25 920 Jahren beschreiben. Die 24 000jährigen Großen Jahre der indischen Sternkundigen wären also mit staunenswerter Genauigkeit ermittelt und in die Zahl 432 000 eingegliedert.

Aber 50,2 und 54, welche letztere Zahl v. d. Hagen in der Zahl 432 000 richtig enthalten sah, liegen doch allzuweit auseinander, um eine solche Deutung rechtfertigen zu können. Vielleicht bringen uns die 27 indischen Mondhäuser weiter.

Ich versuche zunächst, der Entstehung der bisher unerklärten Zahl 432 000 auf eine einfache Weise nachzugehen.

Dem heutigen bürgerlichen Jahre ist die scheinbare Umlaufszeit der Sonne im Tierkreis um die Erde vom Frühlingspunkte bis zu ihm zurück zugrundegelegt. Man rechnet es mit 365 Tagen um etwa 5¾ Stunden zu kurz und muß daher alle 4 Jahre 1 Tag einschalten und alle 400 Jahre 3 Schalttage ausfallen lassen.

Die älteste Himmelskunde nutzte stattdessen dieses sogenannte siderische Sonnenjahr für ein bürgerliches Jahr von 360 Tagen und half sich mit anderer Einschaltung der dem wahren Umlauf eignenden überzähligen 5 Tage.

Soweit das Sonnenjahr.

Gleichzeitig ist eine Zählung der Zeiten mit Hilfe der Mondumläufe möglich. Die Dauer der Umlaufzeit des Mondlichtes

um die Erde, eines *Mondmonats*, beträgt etwa 29,5 Tage; wir rechnen heute mit 30 und 31, den Hornung mit 28 Tagen, so daß 12 dieser Zeitspannen unser Jahr mit 365 Tagen ausmachen. Es sind also Sonnen- und Mondjahr zur Ausmessung der Zeit einander künstlich angeglichen.

Den Zeitraum, welchen der Mond braucht, um in seiner Bahn an dieselbe Stelle des Himmels in Bezug auf die Standsterne zurückzukehren, nennt man zur Unterscheidung vom Mondmonat einen *Sternmonat*; seine Dauer beträgt rund 27 (27, 32) Tage oder 54 Tage und Nächte. Die Belege für die Geltung des Sternmonats im ältesten indischen Kalender finden sich im zweiten Bande dieser Untersuchungen. Seine Beobachtung ist leichter als die des Mondmonats nach dem Neulicht und wird daher älter sein.

Wollte man nun Sonnen- und Mondumlauf in ihrer scheinbar gleichen Bahn zwischen den Sternen mit einander rechnerisch übereinkommen lassen, so mußte die Sonnenbahn in die 27 Tage oder 54 Tagnächte des *Sternmonats*, die Mondhäuser des später von den Griechen so genannten „Tierkreises“, *entsprechend dem siderischen Sonnenjahre*, einstimmen. Eine solche für Sonnen- und Mondumlauf geltende gemeinsame Zählung empfängt ihre Berechtigung dadurch, daß die Bahn des Mondes nur wenig, etwa 5°, gegen die scheinbare Sonnenbahn geneigt ist, so daß gleicherweise Mond und Sonne (wie die Wandelsterne) immer durch die Sternbilder des Tierkreises wandern. Dies aber war den Indern bekannt. [137])

Die Überlegung mag nun folgender Art zum Ziele geführt haben: Das Jahr wird zu 360 Tagen angenommen; diese Zahl, welche eine Himmelsteilung in 36 Zehngrade (Dekane) bewirkt, muß sich zur 36 eine andere suchen, in welcher auch die Zahl 27 des Sternmonats aufgeht. Die Vielfachen sind:

1 × 36	= 36	7 × 36	= 252	1 × 27	= 27	7 × 27	= 189	13 × 27	= 351
2	= 72	8	= 288	2	= 54	8	= 216	14	= 378
3	= 108	9	= 324	3	= 81	9	= 243	15	= 405
4	= 144	10	= 360	4	= 108	10	= 270	16	= 432.
5	= 180	11	= 396	5	= 135	11	= 297		
6	= 216	12	= 432	6	= 162	12	= 324		

In beiden Vielfachenreihen treten die Zahlen 108, 216, 324 und 432 auf, aber erst das letzte Vielfache beider Zahlen, 432, liegt höher als die Zahl 360 der Tage des Rundjahrs und entspricht der Absicht, die Zahlen 360 und 27 als den gleichen Kreis bezeichnend rechnerisch übereinanderzulegen: *Sonn- und Mondweg sind dasselbe*, für die Sonne durch die Zahl 360, für den Mond durch die Zahl 27 ausgedrückt. Die Zahl 432 erhebt sich damit zum Range einer Weltallszahl (Sternzahl).

Der oben erwähnten indischen Zusammensetzung der 432 aus der Jahreszahl von 360 und 72 (je 36) der Dämmerungszeiten fehlt, da das Jahr keine derartigen Dämmerungen besitzt, jede

natürliche Grundlage. Sie verrät späte Deutelei und kommt daher für unsere Untersuchung nicht in Betracht.

Sonne und Mond mit den Standsternen geben nun im alten Glaubenswesen ein Sinnbild der vereinigten Urlichtmacht des Weltalls, im vedischen und vorvedischen Indien Mitra-Varuna genannt. Die Zahl 432, welche den Sonnenmondlauf herbergt, erscheint daher als die Grundziffer des Weltalls; es handelt sich nicht mehr um irdische Jahrläufte, sondern um göttliche Zeitalter, und da nach alter arischer Lehre „für Brahman 1 Tag 1000 Weltperioden währt und 1 Nacht nach 1000 Weltperioden endet", [138]) so wird die Zahl 432×1000=432 000 als mystische Zahl des göttlichen Lebens betrachtet und 1000 Weltzeiten (Tchaukery) von je 10×432 000 Jahren ergeben 1 Tag Brahmas zu 4 320 000 000 Jahren. Das irdische Jahr, vom Himmel abgeleitet, ist Grundlage des Weltjahres.

Es ist mehrfach behauptet worden, daß die von Hultsch und Adam gefundene „Platonische Zahl" 12 960 000 die Grundlage des indischen Weltaltergebäudes sei, [139]) indem sie „als Ausdruck der Präzession der Äquinoktien das allgemeine Zahlengesetz für das gesamte Universum darstelle und dieses in allen seinen Teilen, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, durchdringe und beherrsche."

Wir haben diese Zahl schon als Dauer des 2. Weltalters, des Tiraitajug, gefunden und es ist auch aus sich selbst deutlich, daß die dauernde Voreilung der Frühlingsnachtgleiche (Präzession der Äquinoktien) sich zur Abgrenzung einer Weltaltereinheit nicht eignet, da sie lediglich sternkundlicher Art mit willkürlichem Beginne ist. Die wahre Voreilungszahl erscheint auch nur mit ihren Grundziffern in den alten sternkundlichen Nachrichten; [140]) sie ist in der Reihe von 180 000 bis 8 640 000 [als 1 Tchaukery (Mahajug) von 4 320 000 weniger 1 Satia- oder Devajug von 1 728 000 Jahren = 2 592 000] nur als eine höhere Zehnerstufe der wahren Voreilungszahl enthalten; will man diese als solche ansehen, so muß man auch zugeben, daß sie nirgendwo wie 432×10^n als weltalterbestimmend auftritt, daß sie also nur mit dieser Zahl zusammenhängt, d. h. in sie eingegliedert sein könnte.

Betrachten wir noch einmal die Entstehung der Voreilungszahl. Der Frühlingspunkt (vgl. Abb. 5) rückt in rund 72 Jahren um 1° vor, so daß er die 360° des Tierkreises (dessen jüngere Einteilung) in 25920 Jahren zurückgelegt und seinen angenommenen Ausgang im Sternbilde etwa der Fische wieder erreicht haben wird. Die Einheit 72 ist in 360 fünfmal, in 432 sechsmal, im wahren Voreilungsumlaufe 360mal, in der „platonischen Zahl" 18×10^n mal enthalten. Dies rührt daher, daß, wie eingangs erwähnt, die altbabylonische Himmelsumwälzung in 720 Neren und weiter in 720 × 10 × 60 = 432 000 Jahre eingeteilt worden

ist; deren Einheit ist aber nicht 720, sondern 360, d. h. die Tageszahl des Sonnenjahres. Diese 360 Tage des Sonnenjahres sind mithin die Einheit, in welche sämtliche Zahlen des Weltaltergebäudes einstimmen; daraus ergibt sich, daß die Einheiten 72 (=2×36), 2592 (=2×36×36) und 1296 (=36×36) ursprünglich nicht die Voreilungseinheit 72 sind und daß das ganze Zahlengebäude samt der vermuteten „Voreilungszahl" 25 920 (=2×36×360, an deren Statt in den Nippurtafeln doch nur die Zahl 25 920×10², also das Hundertfache der wahren Voreilungszahl erscheint) zwangsläufig auch ohne deren Kenntnis aus der Grundzahl 360 des Sonnenjahres lediglich als deren Vielfaches entstanden sein kann. Soll das Weltaltergebäude himmelskundlich begründet werden, und dies steht außer allem Zweifel, so wäre die Eingliederung der Voreilungszahl, falls sie bekannt war, eine Notwendigkeit gewesen. Andererseits ergibt sich aber, daß die Voreilungszahl mit ihrem willkürlichen Beginne nicht die Grundlage der Weltalterschlußzahl sein kann und daß diese einen anderen Ursprung haben muß.

Erst wenn man nicht die wahre Vorschreitungszahl 25 920, sondern die künstliche von 24 000 als Großes Voreilungsjahr oder Weltjahr annimmt, kommt man durch Umrechnung auf Jahrestage (24 000×360) ebenfalls zu den großen Schlußzahlen 864, in welchen 432 zweimal enthalten ist. Andererseits ergeben erst 500×25920, wie Hommel erkannt hat, 12 960 000=3600²; aber auch schon 2×1296 ergibt 2592=2×36×36; alles eben führt auf die Einheit der Jahrestage 360 und läßt ebenfalls in diesem Zusammenhange nicht die Voreilungszahl, sondern in Verbindung mit den 27 Tagen des Sternmonats das Sonnenjahr als grundlegend erkennen.

Die Großen Weltjahre auch der Pythagoräer enden tatsächlich dann, wenn nach beendetem Umlaufe die Gestirne wieder den gleichen Stand haben wie früher, wenn also der Frühlingspunkt wieder im Widder liegen wird. Die Anpassung mit 24 000-jährigen Umläufen würde aber ein bereits vorhandenes Grundgebäude voraussetzen. Hierzu kommt, daß die Weltalter in Zerstörung enden. Eine solche Zerstörung wird durch den Umlauf des Frühlingspunktes nicht begründet, wohl aber durch die Erscheinung der Jahreszeiten,[141]) die in den Sonnenwenden einen deutlichen Einschnitt im Zeitenablauf versinnbildlichen. Soll doch das Ende durch den „großen Winter" angekündigt werden. Außerdem steht die Weltalterbestimmung Indiens auf der heiligen Zehnzahl, die aus der Summe der ersten 4 Zahlen gebildet wird, und auch hieraus wird deutlich, daß die Voreilungszahl nur die Schritte des Zeitenablaufs, also die Großen Jahre der Weltalter, nicht aber den Abschluß dieser Weltalter bestimmt. Und in der Tat findet unsere Erklärung, die der Bedeutung der Vor-

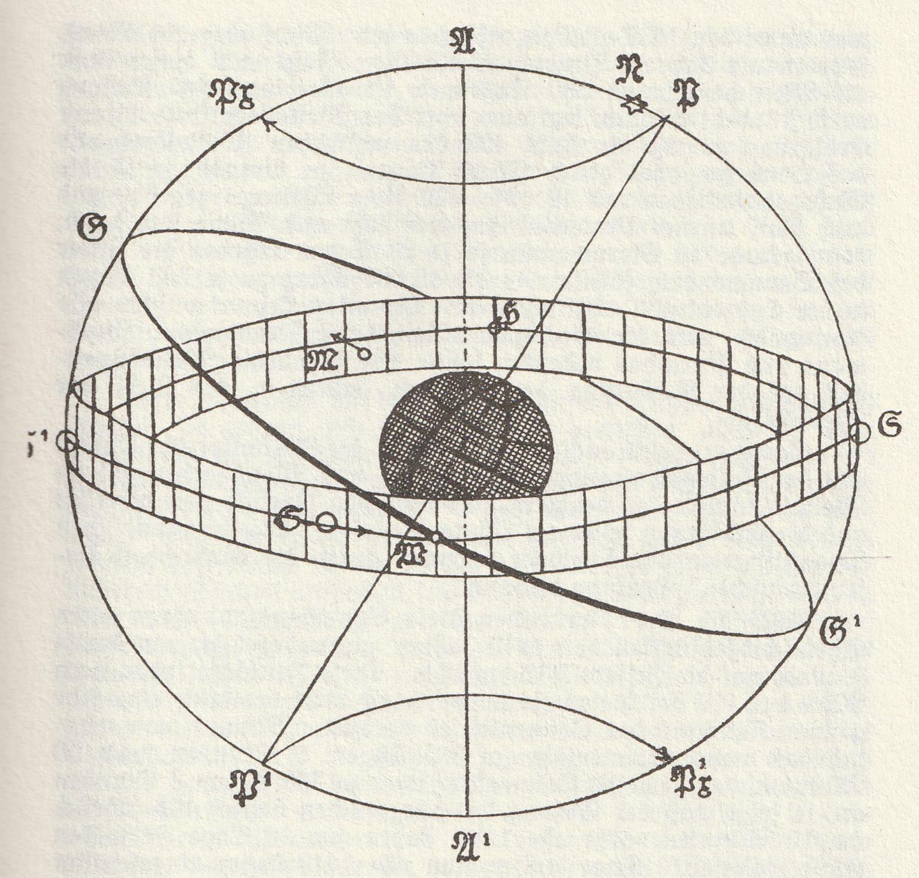


Abb. 5: Erde und Tierkreis.

GG^1 = Weltgleicher. PP^1 = Weltachse. N = Nordstern. M = Mond. S = Sonne. S^1 = Sonnenwende am 22. Julmonat; S^2 = Sonnenwende am 21. Brachmond. W = Frühlings-Tagundnachtgleiche (Widderpunkt) am 21. Lenz. H = Herbst-Tagundnachtgleiche am 23. Scheiding. AA^1 = Achse der scheinbaren Sonnenbahn. PPr, P^1 Pr^1 = Kreisen der Weltpole um den Pol der scheinbaren Sonnenbahn (Vorrücken des Frühlingspunktes).

eilungszahl durchaus gerecht wird, ihre Bestätigung in den indischen Quellen selbst.

Nach den Upanishad's [142]) werden Brahman, Pradjapati und Purusha, d. s. Allgott, Geschöpfeherr und Weltallsurleib, sechszehnteilig genannt. „Eben dieser Pradjapati ist das J a h r, ist 16teilig." Zugleich ist dieser selbe Allvater aber auch der Mond. D e u s s e n, der die Sechszehnteiligkeit nicht erklären kann, deutet Pradjapati als Menschenjahr, die 16 Teile als 15+1 Tage zwischen Neu- und Vollmond, und fügt seiner Besprechung der Purushalehre hinzu, daß die Alten selbst nicht gewußt hätten,

was unter den 16 Teilen zu verstehen sei. Nicht aber als Mond, sondern als Jahr ist Pradjapati 16teilig. Faßt man dieses Jahr als Menschenjahr zu 360 Tagen, so ist allerdings eine Teilung durch 16 nicht möglich; legt man aber der Weltallsgottheit unserer Erklärung gemäß die Zahl 432 des mystischen Weltalters und des Sonnenmondes gleich Mitra-Varuna zu Grunde, so ist die Sechszehnteiligkeit mit $16 \times 27 = 432$ ohne Weiteres gegeben und auch klar, warum Pradjapati zugleich Jahr und Mond sein kann, denn gerade 16 Sternmonate zu je 27 Tagen ergeben die Ziffer des Sonnmondes, ebenso wie die 12 000 Jahre zu je 360 Tagen in die Endzahl 432×10^n münden. Die alten Lehrer wußten also sehr wohl, was die Sechszehnteiligkeit [143]) Pradjapatis, Brahmans und Purushas bedeuten sollte: Sie erhob die Weltallsgottheit aus der Niederung des irdischen Jahres in das Licht der Weltallszahl.

Somit erscheint auch unser Versuch, die Weltalterzahl 432000 aus der Zusammenlegung von Sonnen- und Mondumlaufzahl im Weltallssinnbilde zu erklären, aus indischen Quellen gerechtfertigt und die Erklärung selbst als richtig erwiesen. Die sternkundlichen Phantastereien der Chaldäer kommen gegen die Einfachheit dieser „indischen" Deutung nicht auf.

Auch die Perser haben diese Sonnmondzahl ihren alten Dsjemschidzeitläuften von 1440 Jahren zugrundegelegt, von denen 3 wiederum die Ziffern 432 ergeben. Diese Zeitläufe setzen nach Rhode, [144]) der diesen Zusammenhang nicht bemerkt, eine sehr genaue Kenntnis des Sonnenlaufes voraus. „Nimmt man nämlich das wahre Sonnenjahr zu 365 Tagen 5 Stunden und 50 Minuten, das gemeine Sonnenjahr aber zu 365 Tagen 6 Stunden an, so folgt, daß der Anfang des bürgerlichen Jahres sich jährlich um 10 Minuten, oder alle 1440 Jahre um 10 Tage verspäten müsse. Diese 10 Tage müssen nun alle 1440 Jahre eingeschaltet werden."

Im übrigen legten die Perser dem Weltalter Ahuramasdas eine Dauer von 12 000 Jahren bei, welche Zahl gleich 1440 in 432 000 enthalten ist, wahrscheinlich diese aber selbst, als die in 12 Zeichen oder Monde geteilte Himmelsumwälzung, in mystischer Fassung darstellt. Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn wir die 12 000 Jahre des Schöpfungsalters in ihre je 360 Tage umrechnen; denn $12\,000 \times 360$ ergeben gerade wieder mit 4 320 000 die Weltallsziffer, die Himmlische Zahl. Und auch in Indien kommen ja, wie wir sahen, 12 000 Götterjahre dem Tschaukery von 4 320 000 Menschenjahren gleich.

Diese persische heilige Zahl läßt sich vielleicht noch auf einem anderen Wege ermitteln. Nach zarathustrischem Glauben ist der Sinn der sichtbaren Welt die Vernichtung des Bösen; die Vollendung der Schöpfung tritt nach dem Endsiege des Lichtes, für das alle Menschen kämpfen müssen, ein. Die ungeschaffene

Zeit als Urgrund brachte zwei große göttliche Wesenheiten hervor, deren eine Ahuramasda das Licht, deren andere Angramainjus, später in Ahriman verderbt, vom Guten und dem Lichte abgefallen, die Finsternis und das Böse verkörperten. Um die finstere Gegnerschaft zu vernichten, brachte Ahuramasda diese sichtbare Schöpfung hervor und begann sie mit der Schöpfung der „Frawaschi", der geistigen Urbilder der sichtbaren Wesen. Jeder Mensch hat auf solche Weise sein Urbild wesentlich in Gott. Und diese Urbilder sind des Lichtes Kämpfer, vor, in und nach diesem Leben, sie sind unzerstörbar; welcher dem Bösen in diesem Leben untertan wird, steigt nach der jenseitigen Läuterung in der Schöpfungsvollendung nach dem Endkampfe wieder als gut ins ewige Licht empor.

Diese Frawaschi werden als Krieger des Lichtes (als Sterne) gedacht, sie ordnen sich in Heere und bewirken auch die letzte Vollendung auf der Seite des Lichtes mit.[145]) Ihre Zahl wird[146]) mit 99 999 angegeben, denen auf der Seite der Finsternis dieselbe Zahl feindlicher Krankheiten[147]) gegenübertritt. Die 9 ist eine immer wiederkehrende sinnbildliche geheime Zahl; man könnte meinen, daß darum in den 99 999 kein anderer Sinn als der der Unberechenbarkeit enthalten sei, während ihre Gesamtzahl doch in einer nahen Beziehung zu dem Umlaufe des 12 000jährigen Schöpfungsalters, mithin auch zu den 432 000 Jahren dieses Umlaufes stehen sollte, in welchem die Finsternis besiegt und die Schöpfung in ewiges Licht vollendet werden soll. Die Unendlichkeit wird aber in Persien wie in Indien durchaus und in bewußter Absichtlichkeit durch die Heilige Zehnzahl ausgedrückt. Es kann also die Zahl 99 999 keinesfalls den Begriff des Unendlichvielen aussprechen sollen; sie kennzeichnet vielmehr 1. verhüllten, 2. endlichen Wert. Überblicken wir nun unser Schaubild (Abb. 6), so fällt auf, daß nicht nur die heilige Ziffer des Weltlaufs selbst, nämlich 432, die Quersumme 9 enthält, sondern daß auch sämtliche Teiler dieser Zahl in der Zwölftelung des Kreises, also 36, 72, 108, 114, 180, 216 usf. dieselbe Querzahl 9 bezw. 2 mal 9 aufweisen. Hiernach gewinnt es den sicheren Anschein, daß die Zahl 99 999 der Frawaschi ebenfalls nur eine andere, mystische Schreibweise der Zahl 432 000 ist, die am Ende des Götteralters erreicht wird. Es wären also der kämpfenden Urbilder 4 3 2 0 0 0.

Diese verhüllende Bedeutung der Zahl 9 tritt auch im germanischen Norden aufs deutlichste hervor. Die Edda[148]) kennt z. B. 9 Räume des Weltbaums. „Im Norden wurden alle 9 Monate Opfer abgehalten, die 3 Monate währen, jedes Opfer 9 Tage lang, zu jedem Opfer 9 Stück Vieh; alle 9 Jahre war Großes Blutopfer; alle 9 Jahre wurden auf Seeland 99 Menschen geopfert."[149]) Es ist von größter Bedeutung, daß dagegen die babylonische Siebenzahl in der älteren Edda überhaupt nicht auftritt.

Man kann nicht anders, als auch in diesen Zahlen einen verborgenen Sinn annehmen, und darf vermuten, daß dieser Sinn mit dem altarischen Sonnen-Mondumlaufe als dem Sinnbilde der großen Götterzeitalter eins war. Wir haben schon oben gesehen, daß die Sternenwissenschaft in nordischen Geschlechtern als Erbgut gepflegt wurde. Der gotische Stamm [150]) kannte nach dem Berichte des Jornandes 346 Sterne mit Namen. Der angegebene Sinn der Neunzahl mag sich daher zunächst mutungsweise auch in den folgenden Beispielen bewähren.

Der goldene Ring Draupnir (Träufner) wird von den Zwergen für Odin geschmiedet (Skirn. 21, Skald. 3); von ihm sollen in jeder 9. Nacht 8 ebenso schwere goldene Ringe herabtropfen. Jede 9. Nacht erblickt also 9 dieser Ringe. 9 Nächte reitet Hermod von Asgard zur Hel (Gylf. 49); 9 Nächte trennen Freyr von der Riesin Gerd (Skirn. 40). Die Entfernung vom äußersten Lichte bis zur äußersten Finsternis wird also durch die Zahl 9 ausgedrückt. Nimmt man 9 als Querzahl und verhüllenden Ausdruck für 432, so liegt in der 9. Nacht der Himmelsumschwung und die Wiederkehr eines neuen Umschwungs beschlossen. Odin gab dem Balder diesen Ring zur Hel mit und so scheint darin Balders Wiederkehr am Ende des gesamten Odinweltalters, das danach in den Ziffern 432 enthalten sein müßte, ausgesprochen zu sein, was der eddischen Darstellung (Vol. 62) entsprechen würde. — 9 Nächte auch hing Odin im Weltbaum (Hav. 138), bis er sein Schöpfungsbewußtsein erlangte und somit die Schöpfung dieser Welt beginnen konnte.

Die altarische Gemeinsamkeit der verhüllenden Zahlen in gleicher Bedeutung möchte nun freilich nicht zu dem Erweise ausreichen, daß tatsächlich die nordische und die altarische Himmelswissenschaft und Schöpfungslehre aus derselben Wurzel ohne fremde Vermittlung entsprossen seien.

Die Übereinstimmung der persischen und nordischen Schöpfungslehre, die wir an anderer Stelle dargetan haben und noch weiter erhärten werden, tritt nun aber gerade auch in der Lehre vom Weltende und der Schöpfung der neuen Welt mit Hilfe der götterhörigen Menschen, der Frawaschi in Persien, der Einheerer im germanischen Glaubenszweige hervor. Haben wir vorhin als wahrscheinlich angenommen, daß die Zahl der 99 999 Frawaschi verhüllender Art sei und nur die offene Schöpfungszahl des Himmelsumschwungs 432 000 enthalte und bedeute, so müßte diese Zahl nun auch im Norden wiederkehren. Und in der Tat hat Walhall diese Zahl in sich verborgen: [151])

„Fünfhundert Tore und vierzig dazu
sind in Walholls weitem Bau;
achthundert Einheerer gehen aus einem Tore,
wenn sie ausziehn, zu wehren dem Wolf."

Das sind insgesamt 432 000 Einheerer. Es ist also mit dieser

Zahl auch in unserem Altertum, wie schon v. d. Hagen[152]) (allerdings ohne zureichendes Verständnis) sah, die älteste Himmelszahl und Himmelskunde der arischen Gemeinschaft erhalten. Diese 432 000 tapfersten Kämpfer hat Odin zum letzten Kampfe gesammelt; es handelt sich in ihr also wie in Persien um die Schlußzahl des Schöpfungsalters, von dem wir in anderem Zusammenhange handeln werden. Es ist das in Indien und in Persien wie in Germanien mit der Zerstörung durch Feuer endende letzte Weltalter, welches mithin bei allen drei arischen Großstämmen gleicherweise auf 432000 Jahre angesetzt wird, auf die Ziffer des Himmelsumschwungs im Sonnen-Mond. Daß aber auch in Indien diese Zahl eine Heerschar der Kämpfer für die Götter bedeutete, sprechen 600 Jahre vor Chr. die Theologenschulen Altindiens aus.[153]) Der Veda, die heiligen Schriften der ältesten Inder gelten als die Waffen, mit denen die Götter gegen ihre Feinde kämpfen. Die Verse, Worte und Silben des Veda sind ebensoviele Helfer des Lichtes. Diese alten Gottesgelehrten haben nun 600 Jahre vor Chr. schon diese Silben des Veda sorgfältig gezählt und gerade auf 432000 festgestellt. Und „mit diesen Zahlen stimmen unsere modernen Vedahandschriften so genau überein, als man nur unter den Umständen erwarten kann.“ Wir haben in Indien wie bei den Iraniern und Germanen 432 000 heilige Helfer gegen die Götterfeinde im Zerstörungszeitalter, dem Calyjug, das sich ja auch seinerseits auf 432 000 Jahre beläuft. Die Gesamtzahl der Helfer ist die Gesamtzahl des mystischen Sonnenmondumlaufs, der mithin Kampf der lichten Schöpfung gegen die Finsternis und das Böse bedeutet. Über die Zählung des Grimnirliedes 540×800=432000 vergl. Anm. 154.

Die 540 Tore (dura) der germanischen Gotteshalle entsprechen genau den 54 oder 2 mal 27 Mondhäusern (Mondörtern) der Inder. Hiernach müßten aus jedem Mondhause des Himmelskreises 432 000:54=8000 Einheerer zum Endkampfe, wenn der Umlauf von 432 000 erreicht ist, hervorgehen. Die abweichende Zehntelung entspringt offenbar nur einer besonderen nordischen auf der altarischen Grundlage fußenden Übung, dichterischer Freiheit oder der Absicht, die offenen Schöpfungszahlen zu verhüllen. Bedeuten aber die 540 bezw. 54 Tore in „Walhalls weitem Bau“ die Mondstellungen der 27 Tagnächte des Sternmonats, so ist nunmehr hierdurch das Wesen von „Walhalls weitem Bau“ erkannt. Walhall ist das Weltall. Seine Tore durchbrechen den Tierkreis.

Wir haben also gefunden, daß die Zahlengröße von Walhall sich aus dem Umschwung von Sonne und Mond in scheinbar gleicher Bahn in unserem „Tierkreise“ herleitet. Zugleich aber wird die Umschwungszahl als allgemeines Zahlengesetz des Himmels angesehen und jeder andere durch das Weltall gedachte

größte Kreis muß daher diese Zahl bergen. Das gilt zuvörderst für die Erd- und Weltallsebene, für den Erd- und Weltgleicher. Die himmlische Anschauung fordert, daß die Tore in der Erdebene und im Weltgleicher liegen, der nur einen anderen größten Kreis des als Kugel gedachten Weltalls bedeutet. Das heißt also: Die Zahl der Tore wird aus dem Zahlengesetze des Himmelsumschwungs genommen; gedacht werden sie, um zu sinnlicher Anschauung zu gelangen, im Kreise der Erd- und Weltallsebene.

Auch Thors Götterpalast Bilskirnir wird in einem eingeschobenen Gesätze übereinstimmend gekennzeichnet: „500 Räume (golfa) und 40 dazu hat in allem Bilskirnirs Bau; aller Häuser, die ich gedeckt weiß, sagt Odin, größtes besitzt mein Sohn"; somit ist auch Thors (des Blitzschleuderers) Haus, „aller Häuser größtes", die ganze Weite des Weltalls, das Weltall selbst!

Daß diesem überraschenden, aber unausweichlichen Ergebnisse die eddischen Vorstellungen von der Größe der Götter auch sonst entsprechen, geht aus anderen Stellen genugsam hervor. So reicht nach Gylf. 51 das geöffnete Maul des Fenriswolfes von der Erde bis zum Himmel; da die Götter ihm bei der Fesselung (G. 34) ein Schwert in das geifernde Maul stellen, so müssen die Götter selbst als mindestens doppelt so groß als der Raum zwischen Himmel und Erde gedacht werden, d. h. sie haben Weltallausmaß. — Ähnlich schildert der Rigveda z. B. VIII 59, 5 Indras Größe:

> „Wenn, Indra, hundert Himmel dir
> Und hundert Erden wären auch,
> So faßten tausend Sonnen nicht dich, Blitzender,
> Nicht das Geschaff'ne, Welten nicht."

Auch im späteren germanischen Gemeinjahre galt die Zählung zu 360 Tagen und 12 Monaten, wie in Indien.[155]) die sich der Ziffer 432 einfügt. Welche gelehrten Mittel die nordische Sternen- und Himmelswissenschaft besaß, um zur Angleichung an das wirkliche Jahr zu gelangen, mag bei Weinhold[156]) nachgelesen werden. Die Beobachtung der Sonne auch war es, welche die Germanen die Tagnacht in 24 Stunden einteilen ließ,[157]) in deren Verbindung mit der Zahl der Jahrestage die Zahl 432000 zweimal enthalten ist. Und es steht somit auch im germanischen Zweige die Zahl des Götteralters in Übereinstimmung mit der himmelskundlichen Einteilung des Jahreslaufs. Der Himmelsumlauf ist ein Sinnbild der Glaubenslehre, Walhall auch hierin das Weltall!

Nach der Jüngeren Edda entsteht die Schöpfung zwischen den beiden Schöpfungsfeinden, der Eiseskälte und der Feuerhitze. Jene ist nördlicher, diese südlicher Herkunft. Zwischen beiden lag uranfänglich Ginnungagap, die Gähnungenkluft. Zwischen den beiden Sonnenwenden, dem giftigsten Wintereise

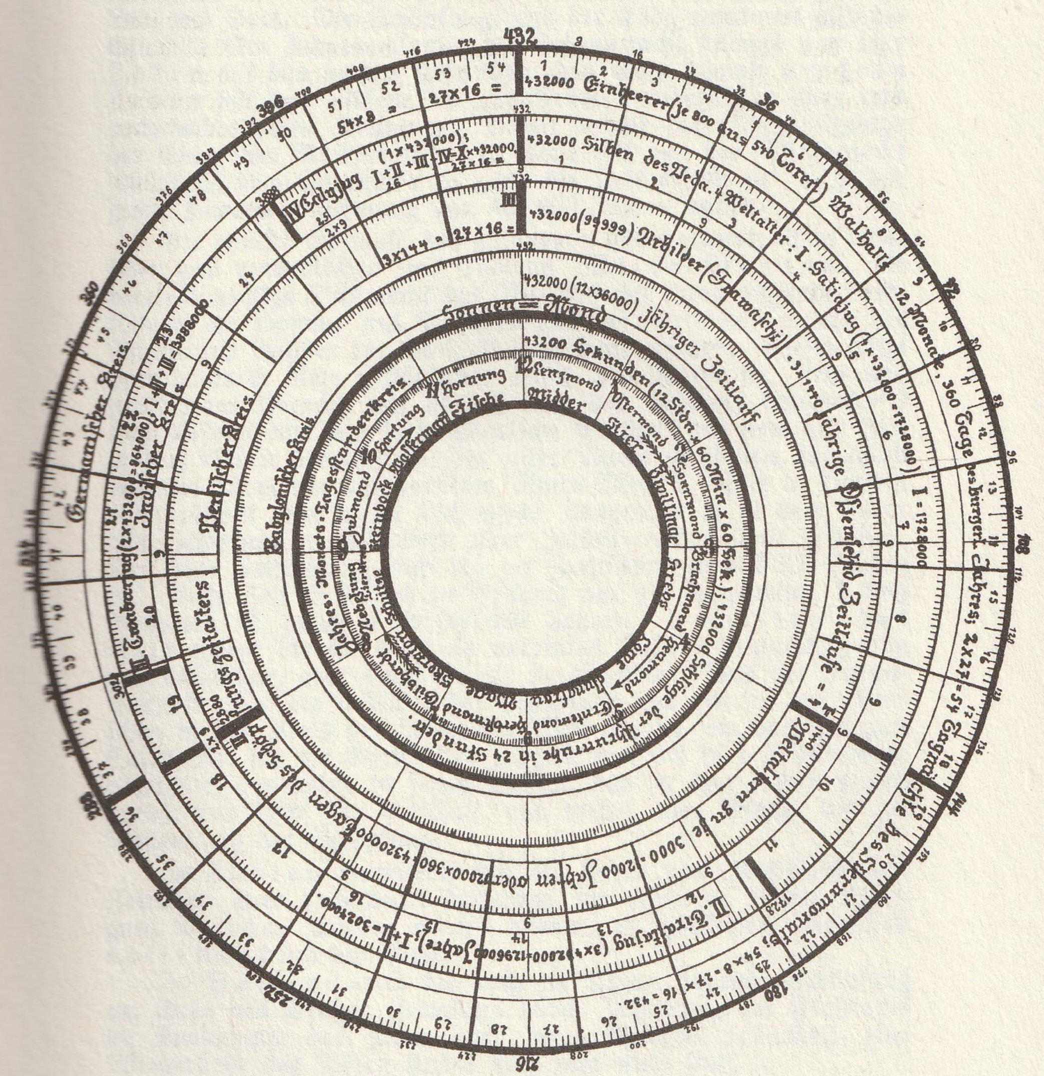


Abb. 6: Die Himmlische Zahl.

und der brennendsten Sommerglut, im Schmelzungspunkte entsteht der Frühling, das Leben, sinnbildlich die Schöpfung. Wintereis und Sommerdürre sind beide der Schöpfung Feinde: Loki und Surt. Die Schöpfungssage der Edda entnimmt also ihr Sinnbild dem Jahresumlaufe; die Lebensmacht kämpft um ihr Leben mit den beiden Urfeinden; das Gute kämpft um sein Leben mit dem Bösen; die „Giftströme" widerstehen aller rein natursymbolischen Deutung. Somit erhält die Schöpfungssage der Edda ihre Aufklärung: Die Welt eilt aus der Winternacht unablässig dem Feuertode zu, „bis die Zeit erfüllt ist" d. h. der große Himmelsumschwung von 432 000 Jahren endet.

Die oberste Gottheit, der allsehende Himmelsgott, ist in vedischer und vorvedischer Zeit Indiens Mitra-Varuna, die vereinte geistige Lichtmacht des Weltalls mit ihren äußeren Vertretern der Sonne, des Mondes und der Gestirne, welche als Augen und Späher der Gottheit bezeichnet werden. Dieses Licht herrscht durch diese Schöpfung, leitet und belebt sie, sieht und straft jedes Unrecht, wie es sich auch des Sünders erbarmt.[158]) Herrlichste Lieder auf diese altarische Gottheit hat jene alte Zeit in den Veden überliefert. Ihr alter Name ist Asura, sprachlich dasselbe Wort wie das persische Ahura-Masda. Wie in Persien alle Urbilder von dieser Lichtmacht ausgehen, so ist dem Inder alle Schöpfung in Zeitaltern über Zeitaltern aus Gott geflossen. Der letzte Umschwung läuft bis zur Zerstörung in 432 000 Jahren ab. Diese Zeit ist freilich in Brahma nur ein Augenblick, 1 Tag Brahmas ist gleich 4 320 000 000 Jahren. Inmitten des Alls thront die Gottheit als vereinten Lichtes Urmacht, geistig und unsichtbar, aber einer Sonne vergleichbar. Aus der Urlichtmacht strahlen die Urbilder der Schöpfung und mit ihr der Menschen in den Kreis der sichtbaren Welt hinaus, um dort bis zum Selbstopfer für die Gottheit zu zeugen; wer sich hier so kämpfend bewährte, der kehrt in jenes Urlicht, das in ihm selber atmet, zurück und hilft der Gottheit und mehrt ihre Macht bis zur Vollendung der Schöpfung.

In Indien entwickelt sich die Lehre vom Kreislaufe der Zeitalter, aber doch kehrt derjenige, der schon in diesem Leben ganz Brahman wurde, nicht wieder; im göttlichen Menschen vollendet sich die Welt.

In Persien wird die noch im Argen liegende Schöpfung am Ende des Großen Zeitalters durch Zerstörung der Finsternis im Endkampfe der guten und bösen Mächte vollendet; eine Wiederkehr des Bösen findet auch hier nicht statt.

Im germanischen Gottum haben die Asen ihren Wohnsitz „mitten in der Welt"; so lautet auch das Gebet, daß der Gott im Herzen wohnen möge. Die im irdischen Kampfe bewährten Menschen gehen durch den gottgegebenen Tod zu den Göttern ein, bei denen sie schon vor diesem Leben gewesen

sind.[159]) So ist auch im germanischen Altertume der Mensch gottgeboren, Strahl des Urlichts, und durch seinen Kampf für diese seine geistige Heimat in der sichtbaren Schöpfung bis zum Selbstopfer vollendet er sich und im Endkampfe der Götterdämmerung die Welt.

Das Schaubild (Abb. 6) des Zeitenumlaufs zeigt also die Himmelskunde der arischen Völker zugleich im höheren Lichte ihres Glaubens. Es ist das Schaubild der Schöpfung und ihres Urlichts, das der Sonne gleich die Schöpfung erleuchtet und in treibender Unruhe durch den Tod zum ewigen Siege führt. Es ist ein Schaubild des arischen Urglaubens, in welchem die Götternamen nur Boten des verborgenen Ewigen sind.

Die alten Heiligen Schriften sorgen dafür, daß die Weltalterszahl nicht in grobem Sinne und wörtlich aufgefaßt wird. Nicht also in 432 000 Menschenjahren ist das germanische, persische, indische Schöpfungsalter abgelaufen. Vielmehr lehren sie übereinstimmend, daß *die Stunde des Weltunterganges durch den sittlichen Verfall der Menschheit bestimmt wird.* In jener Stunde, in welcher sich die Zeit erfüllt, wird der Urwolf der Finsternis los, aber die vereinte Lichtmacht steht zum letzten Kampfe bereit. Wie der sittliche Verfall der Menschheit sich im Ganzen nicht nur, sondern auch im Einzelnen offenbart, so ist auch der Endkampf, die Götterdämmerung, zu jeder Stunde da und die Erneuung kann zu jeder Stunde beginnen. Aber nicht darin ist dem Menschen ein eigensüchtiges Ziel gegeben, immer aufs neue treibt der Ewige aus sich die Schöpfung hervor, *bis alles in ihm vollendet ist.* Der Mensch hat seinen Sinn und seine Aufgabe in sich, in seinem Volke, in der Schöpfung und oberhalb dieser Welt im Göttlichen, dessen unermüdlicher Kämpfer er sein soll. —

Wollte man sich darüber wundern, daß eine solche Zahl durch Jahrtausende hindurch und in so weit entlegenen Gebieten aufbewahrt worden, so muß doch daran erinnert werden, daß 1. auch die Einzelheiten der urarischen *Weltbaumvorstellung* sowie der von den *Totenhunden* und der *Brücke* sich in verblüffender Genauigkeit durch 4 Jahrtausende bis in das germanische Altertum, ja bis in unsere heutige Volksüberlieferung hinein erhalten haben, daß 2. aber diese Himmelszahl keiner Willkür entsprang, sondern fest auf den durch Naturbeobachtung gewonnenen Zahlen 360 und 27 gegründet stand, so daß, wo diese Grundzahlen im Gebrauche waren, und dies war im germanischen Altertume der Fall, die Ziffern 432 immer wieder unter der Wirkung des Bedürfnisses und des Glaubens auftauchen mußten. Sehr viel wichtiger als dieses ist die zugrundeliegende Übereinstimmung in der Zeitzählung, welche danach eine altarische Lebensgemeinschaft aufs neue bezeugt. Auch die

mystische Wertung der arischen Zehnzahl taucht ja in der Berechnung der 540 Tore Walhalls wieder auf, wie sie die indische Weltalterslehre beherrscht.

Im übrigen ist die mündliche Überlieferung durch Jahrtausende nichts Ungewöhnliches. Die Brahmanen überliefern aus Glaubensgründen („Wort durch Wort") noch heute den gesamten Veda mit seinen 432 000 Silben auf mündlichem Wege (vergl. „Wort von Wort", Hav. 141; Odin). „Wir wissen", sagt W. Tomaschek in seiner Schrift über die alten Thraker, daß bereits die „Agathyrsen, die Vorväter der [germanischen?] Daken ein Gesetzbuch in Versform besaßen, das sich im Gedächtnis der Volksältesten von Mund zu Mund fortpflanzte." Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch die nordischen Überlieferungen auf ältesten Gesängen ruhten, die keiner Aufzeichnung bedurften und ihr wie in Indien vielleicht nicht einmal preisgegeben worden wären. Diese Gesänge umfaßten zweifellos die gesamte Weisheit der germanischen Völker; sie enthielten die Weltschöpfungssage, den Unsterblichkeitsglauben, sie sangen vom Weltbaum, von der Himmelsbrücke, vom Untergange der Welt und nicht zuletzt wird die alte Himmelskunde mit der Himmlischen Zahl sich in ihnen geborgen haben: Bis die Zerstörung durch die christliche Gewaltbekehrung einsetzte.

Wir sind hierbei, wie es scheint, zugleich auf den Grund einer bisher unverstandenen Zahlenlehre des Pythagoras (geb. um 569 vor Chr.) gekommen, der diese dem arischen Osten verdankt. Aus dem Gedanken der Harmonie alles Seienden nannte er als erster die Welt einen Kosmos. Wenn wir uns nun erinnern, daß die indische Weltalterberechnung sich auf der Heiligen Zehnzahl im Verhältnis der Zahlen 1, 2, 3 und 4 aufbaute, aus deren Summe sich wiederum die Zehnzahl ergab, so klärt sich das Verständnis der nachfolgenden schönen Anrufung aus den Diatheken: [160])

„Ew'ges unsterbliches Wesen, nennbar Unsterblicher einzig,
Komm, mit dem mächtigen Schicksal vereint, o erhabenste Gottheit,
Furchtbar und unbezwinglich und ewig, in Äther gehüllt, und
Gnad' uns, gepriesene Zahl, die du Götter und Menschen erzeuget,
Heil'ge Vierfaltigkeit du, die der ewig strömenden Schöpfung
Wurzel enthält und Quell! Denn es gehet die heilige Urzahl
Aus von der Einheit Tiefen, der unvermischten, bis daß sie
Kommt zu der heiligen Vier, die gebiert dann die Mutter des Alls, die

Alles aufnehmende, Alles umgrenzende, erstgeborne,
Nie ablenkende, nimmer ermüdende heilige Zehn, die
Schlüsselhalt'rin des Alls, die der Urzahl gleichet in Allem."

Die 1, d. i. die Einheit, Monas, die unsichtbare Ursonne des Weltalls, um welche alles sich umschwingt, von der Alles Licht und Leben erhält, ist der Quell der ewig strömenden Schöpfung. Diese aber gelangt von der 1 in 4 Weltaltern bis zur 4, und die Summe dieser 4 Weltalter d. i. 1+2+3+4 ist die heilige 10, aber auch diese wieder in den Zahlen 4, 3 und 2 ausgedrückt und auch diese in umgekehrter Weltalterfolge von der 1 ausgehend, bis die Vierfaltigkeit der Weltalter, von denen jedes sich in diesen Zahlen ausspricht, die Mutter des Alls, die heilige Zehn gebiert, die Urzahl des Gottalls, in der Entfaltung die Einheit selbst. Zeller bemerkt in seiner „Philosophie der Griechen" [161]) über die Wichtigkeit des dekadischen Systems für die Pythagoräer: „Indem sie nämlich die Zahlen über zehn nur als Wiederholung der ersten betrachteten, so schienen ihnen in der Dekas alle Zahlen und alle Kräfte der Zahl befaßt zu sein; sie heißt daher bei Philolaos groß, allgewaltig und alles vollbringend, Anfang und Führerin des göttlichen und himmlischen, wie des irdischen Lebens. Eine ähnliche Bedeutung hat die Vierzahl nicht bloß deshalb, weil sie die erste Quadratzahl ist, sondern hauptsächlich aus dem Grund, weil die 4 ersten Zahlen zusammengezählt die vollkommene Zahl, 10, ergeben." Auf den tieferen Grund der hohen Schätzung dieser Zahlen kommt Zeller nicht (wie auch Platon ihn schon nicht mehr kannte), und auch sonst scheint man nicht darauf gestoßen zu sein; dieser tiefere Grund war die aus der Beobachtung des Himmelsumschwungs gewonnene, aus diesen Ziffern bestehende harmonische Zahl des Weltalls, des Sonnen-Mondes, Mitra-Varunas und Pradjapatis, in welche alle arischen Weltalterlehren einstimmten. Ihren Sinn erhält nun auch der pythagoräische Eidschwur bei der Zahl 36 und die Nachricht des Plutarch (Isis und Osiris 76) darüber: „Die sogenannte Tetraktys aber, die aus 36 besteht, galt bekanntlich als der höchste Eidschwur und war „Welt" genannt, weil sie entsteht aus den vier ersten geraden und ungeraden Zahlen." Pythagoras hatte die Veröffentlichung seiner Schriften nach seinem Tode verboten; so wird es verständlich, daß weder Platon und Plutarch noch Zeller den Sinn der 36 als heiliger Zahl der Welt, als der Grundeinheit der himmlischen Zahl 432000, dem Sonnenjahr von 360 Tagen entnommen, erkannten.

Es wird im Altertume behauptet, daß Pythagoras auch von den gallischen Druiden gelernt habe, aber es wird solche Angabe wohl mit Zeller (1,258) so zu verstehen sein, daß man damit die in unserem ganzen Zusammenhange allerdings überaus bedeutungsvolle Übereinstimmung seiner Lehre mit der dieser

nordwesteuropäischen Glaubenslehrer habe treffen wollen. Daß aber Pythagoras (um 525 bis 513 vor Chr., also 12 Jahre lang) in Babylon, und zwar auch von den Brahmanen, in diesen Wissenschaften unterrichtet worden sei, wird so eindringlich bezeugt, daß die Übereinstimmung seiner Zahlenlehre mit dem hier dargestellten Weltaltergebäude nur als Bestätigung dieser (von Zeller — 1,261 — als unerweislich, an anderer Stelle sogar als unwahrscheinlich bezeichneten) Nachrichten des Altertums angesehen zu werden braucht.[162])

Wenn dem aber so ist, dann sehen wir auf dem Umwege über den mächtigen griechischen Weisen in das geheimnisvolle Gewebe der alten arischen Denkweise hinein. In der Himmelszahl des vereinigten Sonnen-Mondumschwungs, in der Zahl der 4 Weltalter, der Vedasilben und der Urbilder scheint sich nun die Pythagoräische Gleichsetzung zwischen Logos (Urbild, Fravaschi) und Zahl vorgebildet zu finden. Und wir gewinnen Verständnis für die sinnbildliche Gleichsetzung der Himmelsumschwungszahl mit der Zahl der eddischen Einheerer am Ende des Schöpfungsalters.

Die 540 Tore Walhalls als Voreilungszahlen zu deuten, geht nur an, wenn man die Zahl 54 als künstlichen Wert für die wahre Zahl 50,2″ ansprechen will. Hierfür fehlt jede Berechtigung. Indem aber die 540 Tore oder Räume sich als den Mondhäusern der indischen Himmelseinteilung entsprechend ergeben, beweist die Edda das klare Verständnis für die wahre Grundlage der Weltalterschlußzahlen Persiens und Indiens und es fällt somit aus dem finsteren, verachteten Norden überraschendes Licht auf das indische, griechische, persische und babylonische Altertum. Wir werden noch mehr hierüber hören.

Es wird nicht behauptet, daß die Zahl der Einheerer buchstäblich 432 000 betragen werde, sondern diese Zahl deutet nur an, daß die aus den scheinbaren Wirklichkeiten der Schöpfung entnommenen Zahlen eine größere wesentliche Wirklichkeit bergen, daß die unsichtbare sittliche Welt und die sichtbare Schöpfung demselben Grunde entspringen, daß der im Argen liegenden Schöpfung ein Ende gesetzt ist, daß die Art dieses Endes von jeder einzelnen lebendigen sittlichen Kraft abhängt, daß das Versagen der sittlichen Welt den Zusammenbruch des Schöpfungssinnes bedeutet, daß das All also eine Sittliche Weltordnung birgt, hier in der verhüllenden Weise der Zahl und der fallenden Weltalter, dort im gewaltigen Sinnbilde der „Weltscheidebrücke" ausgesprochen.

Wir dürfen nach allem, wenn die Übereinstimmungen auch in anderen noch erheblicheren Gegenständen so schlagend sind, für die Glaubenslehre der Edda die indische und sonstige urarische Gleichung nicht nur zum Erweise ursprünglicher Gemeinsamkeit heranziehen, sondern müssen auch die Lücken der Edda aus dem

Vergleiche zu erkennen und, wenn auch mit Behutsamkeit, zu schließen trachten. Denn diese Arbeiten bezeugen, daß die Edda einem gewaltigen Trümmerfelde gleicht, dessen wild zerstreute und oft zerbrochene Bauklötze den einstigen Burgbau nicht mehr zur Genüge erkennen lassen, und daß es der Aufdeckung des altarischen Grundrisses bedarf, um die zerstörten Überreste wieder an ihre Stelle bringen und zum Wiederaufbau geschickt machen zu können.

Zum Schlusse möge die Meinung eines angesehenen Forschers [163]) über unseren Gegenstand, der im übrigen allgemein durch bedeutendes Schweigen geehrt wird, mitgeteilt sein, um zu zeigen, wohin die Sucht, überall bei den Germanen fremden, insbesondere römischen und christlichen Einfluß nachzuweisen, führt: „Die Offenbarung Joh., sagt er, schildert 21, 10 f. das neue himmlische Jerusalem. Es mag etwas abenteuerlich klingen, aber unmöglich ist es nicht, daß die rätselhaften 540 Tore Walhalls ihre Zahl, die zu erklären bis jetzt nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, einem Mißverständnis der 144 [verstanden als 100 und 4 (hundert) und 40] Ellen, welche die Länge der Stadtmauer ausmachen, verdanken." Auf ihren Streifzügen im Mittelländischen Meere seit dem Ende des 8. Jahrhunderts nach Chr. hätten die Wikinger diese Schilderung gehört, falsch verstanden und in solcher Gestalt nach dem Norden gebracht, wo dann Walhall mit seinen 540 Toren und 800 Einheerern daraus geworden sei. Daß in Wirklichkeit das Verhältnis von Apokalypse und Edda nahezu umgekehrt liegt, werden wir in einem besonderen Abschnitte nachweisen.

Demgegenüber dürfen wir darauf verweisen, daß die Zahl der Einheerer ein jeder im Tagesumlaufe von seiner Taschenuhr abhören kann. Treibt doch die Uhrunruhe auch heute noch in 432 000 Schlägen (300 in der Minute) auf das Geheiß der alten Himmelskunde den Zeiger zu 24 Stunden des Tages und der Nacht, jede zu 60 Minuten, diese wieder zu 60 Sekunden derart um, daß 12 Stunden sich regelmäßig mit 43 200 Sekunden in den Weltallsziffern der H i m m l i s c h e n Z a h l vollenden. Und wie Walhall nicht ein Märchen bloß, sondern das Weltall selber ist, so ist auch in der unermüdlichen Unruhe des Uhrwerks das Sinnbild der Schöpfermacht erhalten: Jeder Schlag und jede Sekunde mahnen geistleuchtend an den Eintritt der Götterdämmerung, des Endkampfes, welchen wir mitzubestehen haben werden, und welcher da ist, wo wir versagen.

2. Das Weltbild der Edda.

Höher als Walhall ist der Weltbaum; seine Zweige ragen über Walhalls Dach hinaus. [164]) An seinem Stamme haben die Götter ihre Gerichtsstätte.

Wir haben gesehen, daß die 540 Tore Walhalls im Weltallskreise liegen, d. i. im Weltallsgleicher. Dann muß die Spitze des Daches von Walhall die Spitze der aus der Erdachse sich verlängernden Weltachse sein; das Dach von Walhall schließt sich mithin zum nördlichen Himmelspol zusammen. Wenn die Zweige des Weltbaums, der mitten in der Weltallshalle steht, das Dach der Halle grün überragen, so reicht der Stamm des Baumes von der Erde zum Himmelspol, über diesen hinaus grünend. Da er in der Mitte des Weltalls steht, der „größte und beste aller Bäume", so können sich „seine Zweige über alle Welt erstrecken." Der Weltbaum ist die Weltachse.

Um den Himmelspol vollzieht sich dauernd der scheinbare Umschwung des Sternenheeres. Von der leuchtenden Halle der halsbandfrohen Himmelsgöttin heißt es im Fjolswidliede (32): „Lang wird sie auf der Schwertklinge Spitze beben (en hann lengi mun a brodds oddi bifaz)"; nur durch Hörensagen erhielten die Menschen, heißt es weiter, von der reichen Halle Bericht. Der „Klinge Spitze" soll offenbar eine alleräußerste Spitze bedeuten und ist ein Ausdruck, der ganz gewiß auf die Weltachse und deren höchste Spitze, den Himmelspol, paßt und wahrscheinlich abzielt. Dieser Himmelspol ist unser „Norden", wie denn heute nahe in seiner Richtung der Nordstern glänzt. (Vor 4000 Jahren freilich war das Himmelsbild ein anderes. Während der Wodanswagen heute den Pol mit einem sphärischen Halbmesser von etwa 35° umkreist, umzog er ihn damals in einem Abstande von 15—20°, d. i. in 1½ Handbreite des ausgestreckten Armes). Somit liegen Walhall und seine Vertreterin, die Halle der halsbandfrohen Göttin nordwärts, dauernd umkreist von dem niemals untertauchenden Wodanswagen.

Dies führt zu einer weiteren einstimmenden Betrachtung. Die allgemeine Gebetsrichtung aller arischen Völker ist der Norden. Für den germanischen Zweig bezeugt dies u. a. die Jomsvikinga Saga: „Der Jarl warf sich da nieder auf beide Knie und betet für sich und wendet sich doch nach Norden." Die christliche Bekehrung führte gegen den germanischen Brauch die Gebetsrichtung nach Osten ein:[165] „Das ist der Anfang unserer Gesetze, daß wir uns ostwärts neigen sollen und zum heiligen Christ beten." Die Götterwelt wurde „im Norden" gedacht. Nun ist klar, daß im Norden der Erde sich das Eis türmt, das nach der Edda (Gylf. 5) zur götterfeindlichen Riesenwelt gehört. Nicht also im Norden der Erde kann die Götterwelt gedacht worden sein. Und hier klärt unsere Lehre sofort: Die Götter wohnten im Himmelsraume und dieser wölbt sich von allen Enden des Himmelskreises, von allen Toren Walhalls zum nördlichen Himmelspol empor; von diesem erst geht alle Richtung aus. So rich-

tete sich das Gebet des knieenden Jarls „gen Norden“ an die Götter im Himmel oberhalb alles Irdischen, gen Walhalls Licht, wohin der Jarl alsbald zu kommen gedachte.

Und weiter lehrt dies, daß mit der Walhallvorstellung gegen Norden eine alte himmelskundliche Begründung im Volke lebendig war. Die Sitte der Gebetsrichtung gegen Norden war eben so ausgesprochen heidnisch, daß die Bekehrer an die Spitze ihrer neuen Gesetzgebung ausdrücklich die östliche Gebetsrichtung setzten. Übrigens ist auch bei den germanischen Gräbern die Richtung von Süden nach Norden festgestellt worden. [166]) Der heidnischen himmelskundlichen Glaubensgrundlage muß also ein hohes Alter beigemessen werden. Mithin kann nun auch die eddische Deutung des Grimnirliedes von „Walhalls weitem Bau“ und „aller Häuser größtem“, das „von innen und außen so anzuschauen ist, als ob es aus eitel Gold wäre“ (Gylf. 14), diese Deutung Walhalls als Weltallshaus mit den Toren im Himmelskreise nicht als eine neuere skaldisch-gelehrte Zutat abgetan werden. Sie sichert lediglich die alte Überlieferung.

Ist dem aber so, und an der Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen wird füglich nicht gezweifelt werden können, dann liegt dem germanischen Glauben eine urspüngliche geistige Himmelsverehrung zu Grunde. Dies ist schon aus vielen Gründen behauptet worden. [167]) Hier schimmert aber nun ein Beweis des ältesten arischen Glaubens durch, der nicht wie die bisher vorgebrachten Gründe von Meinungen abhängig ist.

Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß die Germanen einen alten Erbbesitz an Himmelskunde pflegten. Nach Vorstehendem muß diese aber in die urälteste germanische Zeit zurückreichen, in eine Zeit, in welcher noch der eine Himmelsgott angebetet wurde. Das müßte in arischer Zeit gewesen sein, für welche auch der einheitliche Name in Ty, Ziu, Zeus, Dyaus usw. erhalten ist. Eine Folgerung hieraus müßte weiterhin sein, daß die Gebetsrichtung nach Norden, dem Pole des Sternenumschwungs, auch bei den anderen arischen Völkern nachgewiesen werden könnte. Dies aber ist in der Tat der Fall. „In Kerman (einem der rechtgläubigsten Volksgebiete des alten Persiens) und in Barotch wendet man sich (im Gebete) ausschließlich nach Norden.“ [168]) Herodot (1, 131) bezeugt aber (und alle Zeugnisse des persischen Altertums stimmen darin ein), daß sie „Zeus“ den „ganzen Umkreis des Himmels“ genannt hätten. Selbst im alten Griechenland war die Gebetsrichtung der Norden, wofür die Lage des heiligen Götterberges, des Olymps, als begründend angeführt wurde. Aber der wahre Olymp ist auch nach Homer das Himmelsgewölbe (vergl. Anm. 169), und also auch hier ist der Sitz der Himmlischen für die Gebetsrichtung nach Norden bestimmend. So wird Helios, der Sonnengott, im orphischen Hymnus (Hermann, VIII, 4) genannt: „Rechts Erzeuger der Früh' und links

Erzeuger des Dunkels." Diese Ansicht hat nur Sinn, wenn man als Gebetsrichtung den Norden voraussetzt, so daß rechts, im Osten, die Sonne auf- und links, im Westen, untergeht. Dasselbe liegt der Äsopischen Fabel (91) von Hermes und Teiresias zu Grunde: Der glückverheißende Flug des Adlers von rechts her kann nur beobachtet werden, wenn man im Gebete um dies Zeichen der Gottheit sich nach Norden gerichtet hatte, so daß der Adler vom Aufgange der Sonne zu kommen schien. Daß der Sitz der Götter sich nicht auf Erden, sondern im Äther, im Himmelsraum befinde, dafür zeugt das ganze hellenische Altertum. Selbst Gäa, die Göttin Erde, wohnte im Äther. [170]) Und:

„Du siehst des hohen Äthers grenzenlosen Strom,
Der unsere Erde liebevoll umfassend hält,
Den nenne Zeus, den achte du für Gott."

Cicero, [171]) der diese Verse des Euripides erwähnt, führt auch die römische Auffassung in einem Verse des Ennius an:

„Schau die glanzesvolle Höh', die all' anflehn als Jupiter!"

Daß des Zeus Herrschaftssitz ausdrücklich im nördlichen Himmelskreise gedacht worden, bezeugt eine Sage, [172]) nach welcher Zeus sein eignes Bild und das seiner beiden Ammen (der Bärinnen) an den nördlichen Polarkreis versetzt habe. Auch im Gebete an die hyperboreische geburtshelfende Artemis-Eileithyia erhob man die Hände nordwärts zu diesen Sternbildern; ihr Sitz galt also ebendort, wo der helfenden Menglöd-Freyja Halle Lyr auf der äußersten Spitze des Himmelsberges „bebt".

Auch das altarische Indien erblickt den Sitz seiner Götter nach dem Gesetzbuche des Manu [173]) am Nordpol des Himmels: „Ein Jahr der Sterblichen ist ein Tag der Götter, die um den Nordpol sitzen." Die Upanishad's geben reiche Aufklärung: „Das Opfer, bei welchem ein wissender Brahmane ist, ist nach Norden geneigt." „Wo die Sonne nordwärts geht, dieser Pfad heißt der Götterweg." Denn von jenem nördlichen Wege der Sonne führt der Götterpfad in die Brahmanwelten („von welchen keine Wiederkehr ist"). Vom „allgestaltigen Brahman", der „das höchste Ziel ist", heißt es: „Sein Haupt ist nördlich, seine Füße südlich." Nur der „Nordweg der Sonne", der „Brahmanweg", führt den „höchsten Gang" zu Brahman, „außer welchem es keinen gibt." Die Wegespur freilich ist der in uns wohnende Atman; zu jenen nördlichen Höhen des Alls kommt man nur auf dem Wege des Herzens, der „innerlicher" als alles ist, weil es diese Seele (atman) ist. [174])

Unsere heutige Gottesanschauung hat die alte Vorstellung beibehalten; denn daß „Gott im Himmel wohne", ist eine begreifliche Redewendung und nicht anders dachte jener oben erwähnte germanische Jarl, wenn er vor dem Tode noch einmal betend niederkniet und sich dabei nach Norden, d. h. zur Himmelshöhe wendet, zu welcher er bald zu gelangen hofft. Aber in seiner

Gebetsrichtung nach Norden tritt klar das Zeugnis für den altarischen Himmelsglauben und seine himmelskundliche Vermittelung auf. Und umgekehrt zeugt diese Gebetsrichtung für die Richtigkeit nicht nur unseres Erweises, daß Walhall selbst das Weltall und daß seine 540 Tore im Himmelsumschwung gelegen seien, sondern auch dafür, daß diese Anschauung nicht etwa neueren gelehrten Ursprungs, sondern ältestem Altertume gemeinarischen Glaubens entstamme. — Die christliche Gebetsrichtung gegen Osten entsprach dagegen der babylonischen; vgl. Hesek 8, 16.

Wenn der Irminswagen den Pol ständig umkreist, so fällt nunmehr auch auf die Irminsäule der Altsachsen neues, völlig klärendes Licht. Denn in der Tat kann sie nun nichts anderes mehr sein als das, wofür schon Rudolf von Fulda (um 800 nach Chr.) sie wörtlich ausgab: „eine große hölzerne Säule hoch aufgerichtet, unter freiem Himmel verehrt, in heimischer Sprache Irminsul, lateinisch: universalis columna quasi sustinens omnia, d. i. allgemeine, gleichsam Alles tragende Säule." Auch zu Scheidungen an der Unstrut erhob sich eine solche Säule mit einem Adler darauf, der gegen Osten blickte und sich dadurch als das Sinnbild der Sonne bezeugte.[175]) Und die altdeutschen Hahnbäume gehören hierher nicht minder wie die Hähne auf den Kirchturmspitzen.[176]) Den Hahn im Weltbaume bestimmt die Edda, wie ich weiter unten erhärten werde, ausdrücklich als Mond. Überall schimmert deutlich der alte Himmelsglaube durch, in welchem Sonne und Mond nach dem Zeugnisse Persiens und Indiens wie der Edda und Deutschlands zwar keiner göttlichen Verehrung genossen, doch aber wenigstens als Vögel oder Augen Wodans (Zius), und wie des Zeus so auch Ahuramasdas und Mitra-Varunas angesehen wurden. Der Baum steht senkrecht unter der Erde her wachsend in der Richtung der Erd- und Weltachse zum Welt-Nordpol; sein Wipfel überragt noch Walhall. Wer südwärts des Poles stand (wie die Germanen und arischen Völker insgemein), sah zum Nordstern aufwärts in den goldbelaubten Wipfel (den Glanzwald, Glasir, Walhalls), in welchem nach Edda, Avesta und Veda die beiden Weltallsvögel Adler und Habicht, d. s. Sonne und Mond, horsteten. In diesem gewaltigen Bilde erkennen wir nun auch den Grund der altarischen Anbetung in Heiligen Hainen. Diese waren schließlich nur ein Abbild des „Glanzwaldes", des hohen Weltbaums, an dessen Stamm die Himmlischen ihre Gerichtsstätte hatten. Deutlich tritt die Richtigkeit des taciteischen Berichtes hervor, daß die Germanen die Himmlischen für zu groß hielten, um sie in Mauern einzuschließen.

Die Irminsul wie der Weltbaum entstammte also keineswegs nur einer dichterischen Laune, sondern der Beobachtung des Himmelumschwungs um die festdauernde Achse und ergab sich als

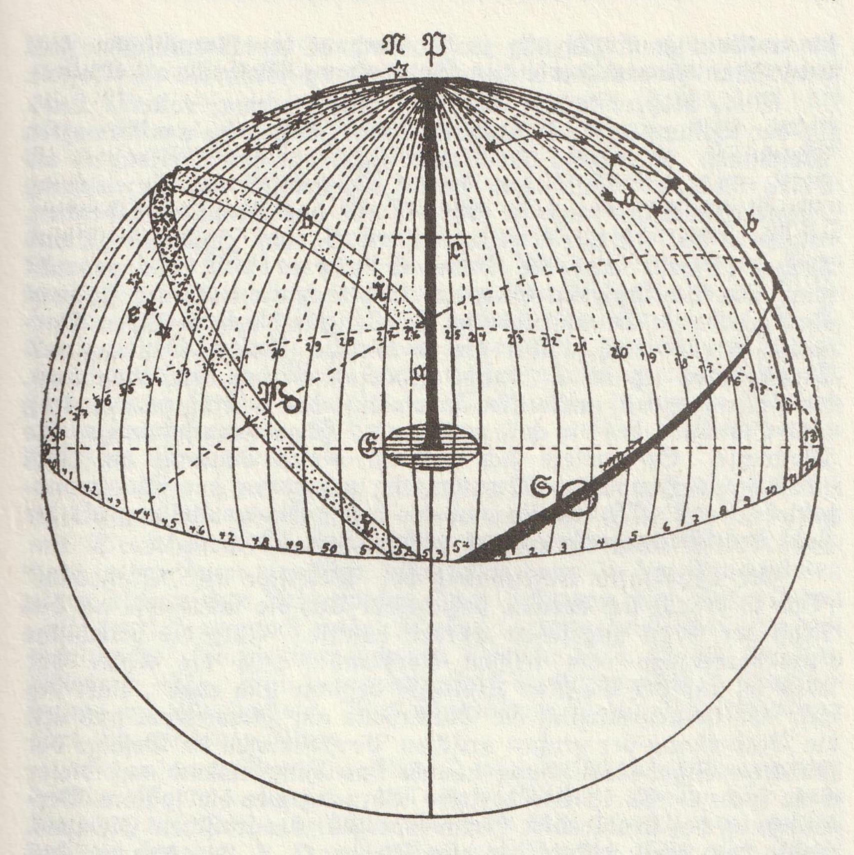


Abb. 7: Das germanische Weltbild.

Unter der kreisrunden Erde (E) „Mittgart“ her aufwärts erhebt sich gegen den Himmelspol (P) die Weltachse (a) Irminsul, Yggdrasil, als grünender Weltbaum das Weltall mit seinem Lichtgezweige (bb) „Glanzwald“ überlaubend, das Urbild der irdischen heiligen Haine, Bäume und Säulen. In seinem Geäste Sonne (S) und Mond (M), Adler und Habicht. Unter seiner Wurzel der Finsternisdrache Nidhogg. Am Stamme des Baumes, in der Mitte der Welt, die Gerichtsstätte (c) der Götter. Den Stamm umkreist der Irmins- oder Wodanswagen (d), der „Spindelrocken“ (e) der Frigg. Die Erde ist umgeben vom Weltallsmeere (Wendelmeer, Ägirs Sitz); in ihm lagert, das Weltall mit Urbosheit umlauernd, sich in den Schwanz beißend, die Mittgartschlange (Irmingand). — Das Weltall ist als Halle (Walhall) mit 540 Toren gedacht, deren Bogen sich im Himmelspole schließen. Zu seiner Höhe führt der Irminsweg (Wodansweg, Milchstraße) hinauf. „Oben vom Himmel“ waltet Irmingott (Allgott). In seinem Glanze liegt das Unsterblichkeitsfeld „Odainsakr“. Vom Lichtgezweige des Weltbaums sinkt der Tau der Unsterblichkeit und des Lebens über alle Welt nieder. — Das All wird auch als Himmelsberg, Glanz- oder Glasberg gesehen, Odin heißt der „Mann vom Berge“ (Regin 18); Urbild der irdischen Götterberge. — Der Nordstern (N) stand vor 4000 Jahren weiter ab vom Pol, dafür umkreiste diesen in großer Nähe der „Irminswagen“ (d).

die notwendige Ergänzung zu der auch in der Himmlischen Zahl ermittelten himmelskundlichen Begründung Walhalls als Weltall.

Viele bisher dunkle Mythen erhalten nun volleres Licht. So der Beiname Odins Hangatyr: sein Hängen im windbewegten Weltbaum. Klar wird der Name Yggdrasil des Weltbaums als Odins Träger. Will man statt „Yggdrasil" die Bezeichnung „Yggdrasils Esche", wie sie Vol. 47 und das Grimnirlied kennen, entgegen Vol. 19 allein gelten lassen, so mag Yggdrasil „Odins Träger (Pferd)" und der Baum S l e i p n i r s E s c h e genannt sein. Die Achtfüßigkeit Sleipnirs ist bisher nicht erklärt, sie steht aber gerade im Grimnirliede im Einklang mit dem 8teiligen Tierkreise (8×54=432). Wie die 4 Hirsche (deren Deutung als Mondphasen ich im 2. Bande erhärten werde) den Weltbaum, die Hälse biegend, umkreisen, so umläuft das achtfüßige Odinsroß als Sinnbild des a c h t t e i l i g e n Himmelsumschwungs die Weltachse. So erwiese sich auch in dieser Deutung die Zahl 432 000 als Himmelsumschwungszahl und außer der Sternmondzahl 54 (= 2×27) erhielte auch die 8 der Himmelsteilung als die Zahl der Weltgegenden ihren vollen Sinn (Gylf. 8).

Die rätselhafte Bezeichnung der Welteſche als „Maßbaum" (Vol. 2) erhellt sich daraus, daß in der Tat die Weltachse als das Maß der Welt angesehen werden konnte. Auch die griechische Hyperboreersage vom seligen Nordlande, „wo die Mitte der Welt sei und der Gestirne Kreislauf beginne und ende", klärt sich auf. Es ist ursprünglich die Götterhalle am Himmelspol und erst die Verderbung der großen arischen Vorstellungen im Gefolge der südlichen Glaubensmischung konnte das Himmelsland auf dieser Erde suchen. Es ist das derselbe Vorgang wie die spätere Veridischung des strahlenden Himmelsberges zum irdischen Olympus. Sagte doch schon richtig der alte Strabo (7, 2, 2), „daß wir das Dasein der Hyperboreer einzig der Unwissenheit über die Gegenden jenseits der Germanen zu danken haben." Und er führt hierzu des Sophokles Verse an, daß die vom Boreas geraubte Oreithyia zu jenen Orten gekommen sei, „die an der Erde äußersten Enden hinüber liegen über dem Pontus an den Quellen der Nacht, an den Polen des Himmels und dem alten Ruheplatze der Sonne." Darum sind auch Apollon und Artemis, Sonne und Mond, Kinder der nachtgewandigen Leto (der Enkelin des Polos und Schwester der Asteria, d. h. des Himmelspols und des Sternengewölbes), mit Recht hyperboreischen Ursprungs und ihr Dienst in Griechenland gleich der göttlichen Kunst des Gesanges und des Hexameters von Hyperboreern, d. h. vom Himmel den Griechen gebracht. Diese echte Vorstellung verband sich irrig mit der anderen echten Erinnerung an die eigene alte Herkunft aus nördlichen Gegenden. Es wird auch klar, warum der Hyperboreer Abaris zum Pythagoras nach Griechenland auf einem Pfeile fliegt; vom Himmelspol herab bedarf man wohl des ungewöhn-

lichen Gefährtes des Sonnenstrahles. Es fällt auch einstimmend hinzu, daß die nordische Hjalmarsaga, wenn man ihr auch sonst allen Wert absprechen will, doch ein klareres Verständnis für diesen Abaris, der von Griechenland dort ankam, zeigte, indem sie dessen Nachfolger und Diener zum „Herse in Glisisvallr" machte. Glisisvallr ist eben das Glanzfeld Walhalls, das strahlende Himmelsgewölbe. Verständlich wird auch, daß im Norden der Odainsacker, das „Unsterblichkeitsfeld" gesucht wird; ist der Norden doch nichts anderes als eben Walhalls leuchtende Himmelshöhe. Offen liegt auch, warum die Weltesche vom Weltbrande verschont bleibt;[177]) ist doch dieser Stamm der Maßbaum, also als Achse der vom Feuer nicht zerstörbare geistige Halt und Haft der Welt, der zur Neugestaltung erforderlich ist. Und gerade darum kann sich im Weltbrande in diesem Stamme allein das Leben für die Erneuerung der zerstörten Welt bergen (Wafthr. 45; Gylf. 53). —

In einer alten Glosse (III. 422, 17) wird coclea (Schnecke) mit Windilstein übersetzt; in einer anderen (205, 26) oceanum mit Wendilmere. Dieses letztere kommt im alten Hildebrandsliede in der Form wentilseo, Wendelsee vor. In den Bruchstücken eines altdeutschen Lehrgedichts (von Hofmann von Fallersleben „Merigarto" genannt) findet sich das „geronnene Meer" „in dem wentilmere" (Müllenhoff-Scherer, Denkm. 1873, S. 71; Deutsch. Altert. 1, 421). Wir haben denselben Ausdruck noch in Wendeltreppe und Wendelstein. Das Wendilmere ist also das gewundene oder sich windende Meer.

In unserem Weltbilde (Abb. 7) wird die Erdscheibe von einem breiten Bande umgeben, das dem Weltall eignet. In dem Berichte des Pytheas (Müllenhoff, D. Alt. 1, 418) wird gesagt, daß ein lungen-, d. i. gallertähnliches Gemisch Erde und Meer und alles gleichsam „wie ein Band" in der Schwebe halte. Ebenso berichtet Tacitus (Germ. 45), daß „von dem trägen Meere der Erdkreis umgürtet und umschlossen werde." Die ganze Vorstellung (des „Lebermeeres") ist der des griechischen Okeanos verwandt. Auch dieser umwindet die Erdscheibe, er ist das Urmeer (Ilias 21, 195 f.), dem „alle Meere, Ströme, Quellen und Brunnen entfließen." Nach dem 84. Orphischen Hymnus „umflutet er rings der Erde umgrenzende Kreisung", er ist „aller unsterblichen Mächte Ursprung und sterblicher Menschen", wie bei Hesiod „Ursprung von allem."

Verwandt dem griechischen Okeanos erscheint (trotz Müllenhoff, D. Alt. 1, 61 f.) der nordische Aegir, der Meeresriese, bei dem die Asen gerne als in einer Friedensstätte weilen, der ihnen selbst aber nicht wohlgesinnt ist (Hymirlied, Lokis Scheltreden). Den Namen leitet Gering (Edda S. 352) von a = „Wasser" ab. Die Ableitung des griechischen Okeanos ist ungewiß, eine andere Namensform ist Ogenos. Nach der Jün-

geren Edda (Gylf. 8) „ist die Erde kreisrund, und um sie herum liegt das tiefe Meer, an dessen Küsten die Götter den Riesen Wohnsitze anwiesen.“ Wir müssen Aegirs Wohnsitz also am Rande der Erdscheibe ansetzen, welche auch der griechische Okeanos umflutet. Ganz auffällig ist die Namensähnlichkeit. Die Erzählungen der Edda von Aegir haben eine derart ursprüngliche Farbe, daß an eine Entlehnung der Vorstellungen aus dem Süden nicht zu denken ist. Weit eher haben wir auch in diesem Falle einen gemeinsamen Ursprung beider Vorstellungen anzunehmen. Das Meer, auf welches Thor hinausfährt, um mit der Mitgartschlange zu kämpfen, ist zweifellos ursprünglich gleichfalls das Weltallsmeer (nicht die irdische See). Und so treiben denn auch am Strande des Weltallmeeres (nach Voluspa 17) die beiden Bäume an, aus denen die Asen Menschen schufen. Der Sinn dieser Erzählung ist dann einleuchtend: Der Stoff des Menschen stammt aus dem Riesischen; Seele, Geist und Wärme gaben ihnen die Asen; der Mensch ist göttlichen und riesischen Teils. — In unserem Bilde erblicken wir die Erdscheibe (Mitgart) vom Wendel-, d. i. dem Weltallsmeer umkreist; in ihm lagert die Mitgartsschlange, auf den letzten Kampf wartend.

Aegirs Wohnung (Hlesey ist spätere Verirdischung) wird mit Recht eine „Friedensstätte“ genannt. Gehen doch täglich alle Himmelsmächte scheinbar zum guten Trunke zu ihm nieder und steigen aus ihm empor; nicht aus der irdischen See, sondern aus dem Wendelmeere, das ebenso Weltallsweise hat wie die lichten Himmlischen.

In der Mitte des Wendelmeeres liegt die kreisrunde Erde. Darum konnte Snorri Sturluson sein Geschichtswerk Heimskringla, d. i. Erdkreis nennen. Darum hat die Erde ihren Namen Mittgart und dieser ist so allgemein, daß er das Alter und die Bodenständigkeit des vorauszusetzenden Gesamtweltbildes schon allein bezeugen würde.

Im Weltallsmeere liegt die ungeheure Mittgartschlange rings um die Welt, sich in den Schwanz beißend. Sie wird auch Jormungand (Vol. 50, Gylf. 34) genannt, Irmingand. Es bleibe hier dahingestellt, ob in Vol. 50 unter Jormungand nicht richtiger (gand Wolf) der Fenriswolf zu verstehen sei (vgl. Uhland, der Mythus von Thor, 1836, S. 169). Jedenfalls stimmt das ganze Weltbild gewaltig zusammen. Die Irminsäule ist der alles tragende Weltbaum, der Irmingott („oben vom Himmel“) waltet der Welt, die Irminsäule wird umkreist vom Irminswagen (dem „Großen Wagen“), die Irminstraße führt über den Irmingrund (Grimn. 20) zur Himmelshöhe und rings um die Welt lagert sich Irmingand, lauernd mit dem Allwolf und Hel auf den Tag, an dem das zur Gotteshilfe berufene Menschengeschlecht, Irminvolk, versagen wird!

Wir sehen, daß der Weltbaum im ganzen Zusammenhange nichts anderes sein kann als der Halt der Schöpfung, der göttliche Sinn, umlagert von der riesischen Macht. Dieser Haft allein überdauert den Weltbrand: „Yggdrasils Esche bebt — stehend" (Vol. 47). — Nur ihr irdisches Abbild konnte Karl fällen.

Nach unserer im II. Abschnitte gegebenen Übersicht über die Darstellung des Weltbaums bei den Germanen, Parsen und Indern hat der Baum seine Wurzel nicht nur in der Erde (unterhalb), sondern auch im Himmel; und gerade in der Himmelswurzel stimmen die drei Überlieferungen überein. Bemerkenswert aber ist, daß Indien und Skandinavien dem Baume Himmels- und Erdwurzel zugleich geben. Die Himmelswurzel ist so überraschend, daß die Übereinstimmung der indisch-germanischen Überlieferung ihr das höchste Alter zu verbürgen scheint. Es schimmert hier wieder durch, daß Edda und Veda sich im Grunde ebenso gut kennen als Edda und Avesta; daß Indien und Germanien Beziehungen binden, die das Avesta fast verloren zu haben scheint. Zu dieser Übereinstimmung tritt das Bild des Urmannes Purusha, aus dessen Teilen die Götter die Welt schaffen, in verblüffender Übereinstimmung mit der Ymirüberlieferung der Edda. Die Kuh Audumla — die Nährerin Ymirs — ist ganz die Weltkuh der Inder. Alle diese Beziehungen treffen die Ursage, das Urschöpfungsbild; leidenschaftlich bewegt in der Edda, voll ruhiger Tiefe in Indien.

Ein Baum, der seine Wurzeln in Erde und Himmel hat, ist gewiß kein irdischer Baum und sein Ursprung kann nicht allein die Vergrößerung eines irdischen Baumes zum Sinnbilde der Welt sein. Er ist mehr als Sinnbild; er ist der wirkliche Halt und Haft der Welt, ihr Maß, die Achse ihres Umschwungs, göttlicher Sinn also, — und das leitet zum Indischen „Erde und Himmel sind aus ihm gezimmert; in ihm beruhen alle Welten, seine Gestalt wird nicht wahrgenommen. Er ist Brahman." Dieser unsichtbare Baum spendet die Unsterblichkeit. Das alles heißt: er ist nicht Sinnbild der Welt, sondern — als Weltachse — der Beweis des göttlichen Sinnes in der Welt, aus welchem allein auch ihre Erneuerung quellen kann.

Die ganze Vorstellung der Weltachse als Weltbaum kann nur im Norden unserer Halbkugel erdacht sein. Wer auf dem Erdpol stünde, hätte den Himmelspol senkrecht über sich; je weiter man nach Süden geht, um so tiefer senkt sich der Himmelspol nordwärts; tritt man auf den Gipfel des Kenia in Britisch-Ostafrika, d. h. auf den Erdgleicher, so ruht der Himmelspol (Nord und Süd) im Himmelskreise (Horizont). Im alten Babylonien, das etwa 20 Breitengrade südlicher als Mitteldeutschland liegt, muß der Himmelspol schon recht tief am Nordhimmel liegen, d. h. die Weltachse erscheint dort auffallend schräg und zwar derart, daß keiner dort auf den Gedanken kommen könnte, diese schräg-

liegende Weltachse mit einem aufrechtstehenden Baume zu vergleichen. Der volkstümliche Vergleich kann daher nur auf einer Erdbreite entstanden sein, wo der Himmelspol noch einigermaßen dem Scheitelpunkte nahestand. „Einigermaßen" nur, denn man kann niemals senkrecht unter dem Wipfel eines Baumes stehen, man steht stets neben dem Stamme und sieht so in einem Winkel in den Wipfel hinein. Zur Entstehung des Vergleiches der Weltachse mit einem Baume ist daher das skandinavische und mitteldeutsche Gebiet das gegebene; Babylon, Indien und Persien können ihn nicht geschaffen haben; er muß mit den arischen Stämmen aus Europa, wie hierüber im I. Abschnitte berichtet ist, nach Persien, Indien und nach Babylon eingewandert sein. Zugleich bezeugt also der Weltbaum als Weltachse den nordeuropäischen Ursprung der arischen Glaubensvorstellungen. Diese Folgerungen erscheinen unausweichlich.

Die Himmlische Zahl hängt nun enge mit Walhall zusammen, deren Dach der Weltbaum durchbricht und überlaubt. Ist die Baumvorstellung nun ganz gewiß nordischen Ursprungs (unsere Übersicht im II. Abschnitte zeigt, wie entwickelt sie gerade in der Edda gegenüber Persien und Indien ist!), so dürfen wir vielleicht auch den Ursprung der Himmlischen Zahl im Norden vermuten. Wir werden in den späteren Abschnitten noch mehr hierzu hören. Sonne und Mond gingen in dem alten Weltbilde in nahezu gleicher Bahn über die Erdscheibe. Gab es überhaupt eine Himmelskunde (und die ist genügend für unseren Norden bezeugt), so mußte jede Einteilung der Bahn die übliche Sonnenzahl 360 und die Mondzahl 27 beherbergen, wie oben schon erörtert. Die Zahl 432 wurde dadurch zum glaubenstümlichen Gesetze des Weltalls und Walhall, d. h. die Weltallshalle, welche als solche nicht ohne Tore gedacht werden konnte, mußte sich in derselben Zahl finden. Über die Spiegelung des Weltbaums in den Hausbäumen des nordischen und niedersächsischen Bauernhauses (welche nicht neben dem Hause, wie Mannhardt will, sondern im Hause als Träger standen) habe ich vor Jahren Mitteilungen in einigen Zeitschriften gemacht. Auch die Vorstellung der Tore muß nordischen Ursprungs sein.

Die Sumerer, unbekannter Herkunft, von denen später die Chaldäer ihre Sternkunde übernahmen, scheinen diese Zahl schon gekannt zu haben, welche ja soweit reichen mußte wie die damalige Sternkunde überhaupt. Die Chaldäer legten sie sich in ihrer Weise zurecht. Zu höchstem Ansehen steigt sie in Verbindung mit der arischen Zehnzahl in Indien; sie ist mitsamt der 9 die Hauptzahl der Edda und selbst die — Apokalypse, wie wir im nächsten Abschnitte sehen werden, unterwirft sich ihrem himmlischen Glanze. —

Manches andere, die Hermenverehrung Griechenlands u. s. f., offenbart sein bisher dicht verhängtes Geheimnis und beweist

seine Wahrheit in einer außerordentlichen und durchgreifenden Vereinfachung, die das feste Grundgebäude eines durch eine sternkundliche Zahl für das Verständnis späterer Geschlechter gesicherten Himmelsglaubens geistiger Art klar wieder an den Tag treten läßt.

3. Offenbarung der Offenbarung.

Es mag kaum ein Buch geben, das die offenbarungsdurstigen Gemüter so lange in Atem gehalten und in seinen Bann geschlungen hätte, wie die Offenbarung Johannis. Die Forschung ist sich weder über den oder die Verfasser einig, noch über die Herkunft aller der krausen, anscheinend gesucht verworrenen Zahlen, deren Deutung durch fast zwei Jahrtausende so oft versucht als verfehlt wurde. Unsere Untersuchung wird ergeben, daß die einzelnen Zahlengeheimnisse, die einzeln der Erklärung widerstanden, in einem festen Zusammenhange stehen und zwar in dem, welchen wir die „Himmlische Zahl" genannt haben.

An mehreren Stellen [178]) gebraucht der Apokalyptiker die Zeiteinheit „3½ Jahre" und setzt sie mit 1260 Tagen oder (1260:30=) 42 Monaten gleich. Dies Rätsel ist bisher [179]) nicht gelöst: warum wird das „himmlische Weib" 3½ Jahre *in der Wüste* genährt? Warum weissagen die 2 Zeugen 1260 Tage, um dann 3½ „Tage" *unbestattet liegen* zu bleiben, bis sie zum Himmel auffahren? Warum wird die Macht des *bösen Tieres* auf die Dauer von 42 Monaten (= 3½ Jahren = 1260 Tagen) festgesetzt? Und ebenso das *Zertreten* der heiligen Stadt? Soviel Fragen, soviel Rätsel! Und doch müßte eine einzige Antwort es sein, welche genügen könnte, diese gleichartigen Rätsel zu klären.

Wenn diese Antwort, um den Ansprüchen zu genügen, auch auf eine dunkle Zeit hinausgehen muß, so ist es doch nicht nötig, mit *Gunkel* den „3jährigen Weltwinter" in den Zahlen 3½ zu suchen. Nach dem Bundehesch [180]) „geht die Sonne jeden Morgen am Himmelsberge Harburc auf und am Abend unter; der Mond, die Fixsterne und die Planeten haben ihr Band und ihr Gehen an ihm; jeden Tag *drei Keschvars und ein halbes* gehen sie, wie durch den Augenschein offenbar ist." Wenn die Sonne aufgeht, erleuchtet sie 3½ Keschvars, und 3½ andere, wenn sie an jener Seite der Finsternis untergeht. „Wenn hier Tag, so ist dort Nacht." Diese 7 Keschvars entsprechen, wenn wir die irdische Tagnacht nach altem Rechte der Himmlischen Zahl in den Sonnenmondkreis mit der Zahl 432 umlegen, den 12 Abteilungen dieses Kreises von je 36 Graden. Diese Abteilungen zu je 36 sind aber, wie wir gesehen haben, nichts anderes als die Vertreter der 360 Tage des Sonnenjahres, von denen dasselbe Kapitel des Bundehesch handelt. Rechnen wir nun die 3½ Jahre

des Apokalyptikers zu je 360 Tagen, so ergibt das gerade die von ihm den 3½ Jahren gleichgesetzten 1260 Tage oder (nach persischen Monaten zu 30 Tagen umgerechnet) 1260:30=42 Monate.

Wenn demnach das „Weib, mit der Sonne bekleidet, und den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von 12 Sternen" (12, 1) nach der Geburt des Sohnes „in die Wüste entflieht (12, 6 und 14), wo sie einen Ort hat, bereitet von Gott, daß sie daselbst ernährt würde 1260 Tage", so sind diese 1260 Tage nunmehr zweifellos den 3½ Keschvars gleichzusetzen, welche die Sonne erleuchtet, wenn „sie an jener Seite der Finsternis untergeht." Entspricht doch die Schilderung der Himmelsfrau mit Sonne und Mond und 12 Sternen ganz der Vorstellungswelt des Sonnenmonds in der Himmlischen Zahl. Nach den 3½ Keschvars der Finsternis oder Wüste wird sie wieder zur alten Himmelsherrlichkeit emportauchen.

Und so wird nun auch klar, warum der Verfasser der Offenbarung die Macht des bösen Tieres ebenfalls auf diese 3½=1260=42 festgesetzt hat, warum das Unbestattetsein der Zeugen bis zu ihrer Auferstehung ebenfalls 3½ „Tage", nachdem sie 1260 Tage geweissagt haben, dauern muß. Es ist wieder der Wechsel zwischen den 3½ Keschvars der Finsternis und denen des Lichts, zwischen Leben, Todesnacht und Auferstehung. Daß der Apokalyptiker statt der Jahre hier einmal Tage setzt, ist nach seiner Absicht, von der unten die Rede sein wird, nicht weiter verwunderlich; die Zahlen selbst geben den Ausschlag. Nun wird auch verständlich, was Kap. 11 V. 2 sagen will: „Aber den Vorhof außerhalb des Tempels wirf hinaus und miß ihn nicht; denn er ist den Heiden gegeben und die heilige Stadt werden sie zertreten 42 Monate." Diese 42 Monate sind also die 1260 Tage und die 3½ Keschvars der Finsternis. Auch in diesem letzten Falle ist die Einheitlichkeit unserer Erklärung aus dem Sinnbilde der sonnenlosen Welthälfte gewahrt, und somit darf auch die Himmlische Zahl als Fackelträgerin im Dunkel der Offenbarung anerkannt werden.

Nach den Puranas [181]) hat auch das alte Indien diese 7 Weltgegenden um den Berg Meru, den Himmelsberg der Inder gleich dem Harburc der Perser. Die persischen Keschvars werden in Indien Dwipas, d. i. I n s e l n genannt. Daraus mag nun auch verstanden werden, wenn es (16, 20) nach dem Ausgießen der 7 Schalen des göttlichen Zornes in die 7 Teile der Welt heißt: „Und alle I n s e l n entflohen und keine Berge wurden gefunden." Denn auch der Gebrauch der heiligen Siebenzahl klingt hier ein. Der Keschvars sind 7 und ihre Anordnung entspricht der Anordnung der Himmlischen Geister. Ahuramasda schuf um sich die 6 Amschaspands, er selbst hält als vornehmster der 7 die Mitte inne, wie das eine Keschvar von 6 anderen umgeben ist. Weiter

aber schuf Ahura 24 Himmlische Geister niederer Ordnung und diesen entsprechen wiederum des Apokalyptikers 24 Älteste „mit weißen Kleidern angetan und hatten auf ihren Häuptern goldene Kronen“ und sie sitzen um den Himmlischen Thron. Der Apokalyptiker schildert nicht Jehova, sondern Ahuramasda.

Übrigens klingt auch die berüchtigte Zahl des Tieres 666 in das Gebäude der Himmlischen Zahl ein, da 666 die Summe aller Zahlen von 1 bis 36 ist. Wahrscheinlich aber steht diese Zahl außerhalb des übrigen Zahlenzusammenhanges. 666 erscheint in den meisten Handschriften, in vereinzelten 616. Der Unterschied erklärt sich (nach A. Pott, Text des Neuen Testaments, Leipzig 1906, S. 82) sehr einfach; „666 gibt in hebräischer Schrift Neron Kesar; 616 gibt die lateinische Form Nero Kesar.“

Es könnte nun behauptet werden, daß die Möglichkeit der Ableitung der Zahlen 3½=1260=42 und der anderen schon erwähnten aus dem Zusammenhange der Himmlischen Zahl nur eine zufällige sei. Diese Behauptung dürfte aber in sich zusammenfallen, wenn es gelingen würde, die Himmlische Zahl auch als Grundlage und als Schlüssel der übrigen Zahlenrätsel der Offenbarung zu erweisen.

Der Apokalyptiker beschreibt (Kap. 21, 10 f.) das nach dem Jüngsten Gerichte vom Himmel herabgefahrene neue Jerusalem: Die große Stadt, die hatte die Herrlichkeit Gottes, ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein. Sie hatte eine große und hohe Mauer und hatte 12 Tore, vom Morgen 3 Tore, von Mitternacht 3 Tore, vom Mittag 3 Tore, vom Abend 3 Tore. Die Mauer der Stadt hatte 12 Grundsteine. Die Stadt liegt viereckig und ihre Länge ist so groß als ihre Breite. Und der Engel maß die Stadt auf 12000 Stadien. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich. Und er maß ihre Mauer, 144 Ellen nach Menschenmaß, das der Engel hat.

Um zu einer Klärung dieser Zahlen zu gelangen, die schon lange auf den Tierkreis bezogen worden sind,[182] müssen wir davon ausgehen, daß die Zahlen der Stadt und ihrer Mauer, 12 000 und 144, in festem Verhältnis zu einander stehen oder gar dasselbe bedeuten sollen. Daß 144=12×12 ist, trägt nur wenig zur Klärung bei und ist doch bisher anscheinend das Einzige, das beigebracht worden ist.

Es ist nun klar, daß, wenn die Zahlen mit Recht auf den Tierkreis bezogen werden dürfen, die Stadt selbst nicht den Tierkreis, sondern die von der Tierkreismauer umschlossene Weltallsherrlichkeit bedeuten muß. Wir erinnern uns dann an die Zahlen des Weltallumschwungs und an seine Dauer von 12000 Götterjahren bei den Persern, welche den zwölf Tierkreiszeichen entsprechen. Diese 12 Tierkreisbilder entsprechen wieder den 12 Monaten des Jahres und sind hier als Tore gesehen.

Wenn wir diese 12 000 Götterjahre in Tage zu je 360 umrechnen, so ergibt das die Zahl des Himmelsumschwungs 432×10^n.

Wir erinnern uns aber weiter daran, daß diese himmlische Zahl sich aus den 3 Dsjemschidaltern von je 1440 Jahren zusammensetzt, da 3×1440 gleich 4320 dieselben Grundziffern ergibt. Nach Off. 21, 17 mißt lediglich die Mauer 144 Ellen, nach Vers 16 aber die Stadt selbst in die Länge, Breite und Höhe insgesamt 12000 Stadien. Mithin scheint der Verfasser andeuten zu wollen, daß auch das Maß der Mauerlänge 144 in Höhe und Breite gerechnet und also, um das doch gleiche Maß der Stadt zu ergeben, verdreifacht werden soll. So zielen die Zahlen 144 und 12 000 beide, mit 3×144 und 36×12, auf die Zahl 432 000 des Himmelsumschwungs.

Wir ermittelten diese Zahl als die Schlußzahl des Zerstörungsalters jener alten arischen Glaubensvorstellungen und als ebensolche erscheint sie nun auch in der Offenbarung Johannis in späterer Zeit. Wir hatten diese Zahl aber auch als die Schlußzahl der vereinten Lichtmächte, als die Zahl der Vedasilben, der Frawaschi, der Einheerer festgestellt. Nun erscheint die Zahl 144 in der Offenbarung ebenfalls (7, 4 f., 14, 1 f.) als die Zahl der Heiligen 144 000 auf dem Berge Zion, die „erkauft sind von der Erde", eine Zahl, deren Herkunft bisher gleichfalls als „unbekannt" galt. [183])

Wenn die Off. 21, 17 die Mauer des Neuen Jerusalems auf „144 Ellen nach Menschenmaß" angibt, während die Stadt selbst 12000 Stadien hat, so stimmt das in rohem Verstande sehr schlecht zu einander. 144 Ellen Stadtmauer sind reichlich dürftig für eine Gottesstadt. Vielleicht will der Verfasser mit dem Ausdrucke Menschenmaß schon darauf hindeuten, daß die 144 in Wirklichkeit in göttlicher Größe zu verstehen, also nach alter Ansicht von 1 in 1000 umzurechnen sind. Dann haben wir den Umfang der Stadt und die Zahl der Heiligen beide gleich, nämlich in der Zahl 144 000. Und dies würde bei den Schlußziffern des arischen Himmelsumschwungs sein Vorbild finden. Denn der Apokalyptiker hat, wie auch Boll bemerkt, eine „seltsame Vorliebe" für den „dritten Teil". So Kap. 8, 12: „Und es ward geschlagen das dritte Teil der Sonne und das dritte Teil des Mondes und das dritte Teil der Sterne, daß ihr drittes Teil verfinstert ward und der Tag das dritte Teil nicht schien und die Nacht desgleichen." „Bei den Divisionen dieser Stelle, sagt Boll, ist das Ursprüngliche sicher die Teilung des Himmels in zwölf, nach den Sternbildern des Tierkreises, deren Drittel 4 ergibt, also die andere dem Apokalyptiker geläufige Zahl . . . Wenn „das Drittel der Sterne" (12, 4), die der Drache mit seinem Schwanze vom Himmel wischt, nicht einen besonderen Grund hat, so ist auch diese Stelle hiermit genügend erklärt; es sind die Sterne von vier Abteilungen des

Himmels. Daß (8, 7 und 8, 10) das Drittel auch auf die Erde und die Flüsse angewendet wird, ist nur ein typischer Einzelfall in der für alle astrologische Spekulation fundamentalen Parallele zwischen Irdischem und Himmlischem. So zeigt wohl auch das Zerfallen der Stadt Babylon in drei Teile (16, 19) nur eine Verwendung der typischen Formel wie andere Stellen auch."

Wir dürfen also in der Zahl der Heiligen 144 000, welche der Apokalyptiker niederschreibt, das Drittel der wahren Zahl erkennen, die mithin mit 3×144 000 gleich 432 000 anzusetzen ist. Und das ist dieselbe Zahl, welche sich ergibt, wenn wir die 144 Ellen der Stadtmauer des himmlischen Jerusalems, wie er selbst zu fordern scheint, in Breite, Länge und Höhe verdreifachen. Denn die Viereckigkeit der zwölftorigen Stadt bezieht sich nach seiner eigenen oben erwähnten Beschreibung (12, 10 f.) lediglich auf die vier Weltgegenden, bedeutet mithin trotz allem keineswegs einen viereckigen Grundriß von 4×144 Ellen Maß. Richtig allein ist die Verdreifachung der 144 in Länge, Breite und Höhe. Nicht nur also verlangt die Gewohnheit der Drittelung beim Apokalyptiker die Verdreifachung der 144 000 Heiligen auf Zion = 432 000, sondern auch die 144 Ellen der Stadtmauer erweisen sich als eine solche Drittelung und die volle Zahl ist wiederum 3×144=432 „nach Menschenmaß" (wie Off. 21, 17 ausdrücklich hinzufügt), in göttlichem Verstande (1=1000) = 432 000.

Wir sahen, daß der Apokalyptiker die Gleichsetzung der Zahlen 3½ und 1260 aus der Tierkreiseinheit 36 gewinnt. Wie aber 3½×36=126, so ergibt 4×36 seine Zahl 144, d. h. das Drittel der Himmlischen Zahl 432. Wir sehen hieraus, daß der Verfasser der Offenbarung beide Zahlen 1260 und 144 bezw. 144 000 unter sich verbunden gedacht hat und daß ihm sein Zahlengebäude wohlbewußt insgesamt in der Himmlischen Zahl aufgeht. Auch seine letzte Zahl 1600 (14, 20) stimmt ein, wie wir oben gesehen haben, da 16 Sternmonate zu je 27 Tagen wiederum 432 ergeben. Und die Bedeutung der Zahl 16 im Gebäude der Himmlischen Zahl habe ich oben schon ausgeführt. Es ging ja nicht anders, der Apokalyptiker mußte mit dem Tierkreise auch dessen Gradeinteilung übernehmen.

Ohne Kenntnis der „Himmlischen Zahl" sind diese Zahlengeheimnisse der Offenbarung Johannis durch mehr als 1800 Jahre nicht zu enträtseln gewesen. Auch der Verfasser der Eddastrophe von den 432 000 Einheerern Walhalls kann seine Kenntnis dieser Zahl nicht aus dem absichtlichen Dunkel dieser „Offenbarung" geschöpft haben. Daß die Edda die Zahl in ihrer richtigen Bedeutung und Klarheit als Weltallsziffer enthält, der Apokalyptiker dagegen in verirdischter Weise als die Zahl der 12 Stämme Israels (7, 4 f.), beweist daher, daß die Edda entweder ursprüngliches Gut bewahrt oder aus besseren Quellen, als die „Offenbarung" sie darbietet, geschöpft hat. Wird das letztere

angenommen, so weist die Klarheit der eddischen Vorstellung und ihre Übereinstimmung mit der persischen und indischen Überlieferung auf ältesten Ursprung. Jedenfalls hat die Edda nicht aus der „Offenbarung" entlehnt, wie früher für die Voluspa hartnäckig behauptet worden und noch heute häufig behauptet wird; gegen welche Täuschung wir noch weitere schlagende Beweise beibringen werden. Andererseits entlehnt die „Offenbarung" offensichtlich aus persischen Quellen, [184]) nicht ohne diese nach dem Muster des Euhemeros zu verderben und in die eigene niedrigere Denkweise und in die Bedürfnisse ihrer Umgebung umzulegen. Der absichtlichen Dunkelheit und unabsichtlichen Verworrenheit der „Offenbarung" steht leuchtend die Klarheit der Edda gegenüber.

Der Verfasser der „Offenbarung Johannis" benutzt fast durchweg dieselbe Art der Bedeutungsverschiebung, um die offenen Zahlen des indisch-persischen Weltalter- und Weltallsgebäudes, die er seiner „Offenbarung" zugrundelegt, seinen Lesern zu verschleiern. Seine Mittel sind aber durchsichtig genug. Der Schlüssel der „Himmlischen Zahl" schließt die dunkelsten Pforten auf. Zunächst arbeitet er stark mit der Drittelung. Dann übersetzt er die Weltzahlen 3½ gleich 1260 in irdisches Zeitmaß, da 1260:30 ihm 42 Monate ergeben. Die 144 000 der Weltalterzahl zerlegt er gleichfalls in die irdischen 12 Stämme Israels zu je 12 000 Israeliten; der Stadtmauer des himmlischen Jerusalems gibt er 144 „Ellen" (die heilige jüdische Elle betrug 28 Fingerbreiten oder 7 Handbreiten) „nach Menschenmaß, das der Engel hat"; der Stadt selbst legt er 12 000 irdische Stadien bei usw. Diese Verschleierungen seines einheitlichen Zahlengebäudes mußten den lichtsuchenden Leser, auf den er rechnete, besonders reizen. Warum aber verbarg er, wenn er doch offenbaren wollte? Verbarg, was doch von Indien bis Skandinavien offenes Sinnbild des Himmels war? Er übersetzte das große Vorbild in das Fassungsvermögen seines Volkes. Hinter seinen Andeutungen leuchtete die Sonne der Himmlischen Zahl, deren völlige Offenbarung ihm den Nimbus des Offenbarers genommen und die beabsichtigte Wirkung seiner „Offenbarung" bei den Seinen vereitelt haben würde.

So mußte also die Edda es sein, welche auch in das mehr als 1800jährige Offenbarungsdunkel der Apokalypse sicheres Licht aus dem finsteren germanischen Norden bringt. Wenn aber die Off. Joh. ihre Bilder, wie längst bekannt, dem Tierkreise (durch persische Vermittelung) entnimmt, wenn wir andererseits nachgewiesen haben, daß alle ihre bisher undeutbaren Zahlenrätsel insgesamt in der Himmlischen Zahl aufgehen, so ist zugleich aufs neue bewiesen, daß unsere Deutung der Himmlischen Zahl als alte Tierkreiszahl die richtige ist. Über den Ursprung der Edda und der Apokalypse werden wir in der Folge dieses Buches noch mehr erfahren.

VII.

Die Himmelskönigin und ihr Halsband.

Nach der Jüngeren Edda (G. 35) hat „Freyja viele Namen; das kommt daher, daß sie sich selbst verschieden benannte, als sie zu fremden Völkern kam, um den Od zu suchen." Im Folgenden wollen wir versuchen, sie auf ihrem Wege zu begleiten; dieser ist weit und mühsam, aber wir werden an der strahlenden Beute, die wir heimbringen, erkennen, daß die Mühe des Weges sich lohnte.

Der in die griechischen Mysterien eingeweihte Pindar läßt Artemis, die rossezähmende Tochter der Leto, im hyperboreischen Istrien den Herakles empfangen. Der orphische Hymnus [185]) auf Artemis schildert die Göttin als leuchtende Fackelträgerin, am Himmel wie in der Unterwelt herrschend, und als Helferin in Geburtsschmerzen. Der orphische Hymnus auf Artemis Eileithyia feiert die Göttin gleichfalls als Türwächterin des Lebens, süße Hoffnung der Gebärenden, als Schlüsselbewahrerin, Freundin der neuvermählten Frauen, um Nachkommenschaft zu bittende. Euripides betont im Hippolytos die Jungfräulichkeit der Göttin und nach Pausanias taten ihre Priester und Priesterinnen bei den Orchomeniern das Gelübde der Keuschheit und Reinheit im Lebenswandel. Die Ephesische Artemis öffnete Tempel und Hain nur Jungfrauen, nicht Vermählten.

Nach dem Hymnus des Kallimachus tat die Göttin als zartes Kind die Bitte um ewige Jungfräulichkeit, Vielnamigkeit, Bogen und Pfeil, leuchtende Fackel; Frauen will sie in schweren Geburtsschmerzen helfen; sie erhält die Aufsicht über Straßen und Häfen. Wen sie anschaut mit lächelndem Blicke, dem wuchert der Acker mit Ähren, Herden und Güter mehren sich ihm, keine Zwietracht zerrüttet sein häusliches kinderreiches Glück. Alle Berge sollen ihr Sitz sein. Um ihre Bildsäule, einen buchenen Stamm, zu Ephesus tanzten die Amazonen heiligen Reigen.

Die Ephesische Artemis ist nun, wie schon Creuzer und Böttiger nachwiesen, die hyperboreische Eileithyia, von welcher der Hyperboreer Olen zuerst sang. [186]) Schicksalsgöttin nannte Olen sie und die „gute Spinnerin". In diesem Sinne legten [187]) Jungfrauen vor der Hochzeit Locken, um eine Spindel gedreht, in ihrem Tempel nieder. Die Ephesische Artemis wird mit dem Kornscheffel auf dem Haupte und mit vielen Brüsten dargestellt, Leib und Füße sind enge von einem Gewande umwickelt, auf welchem Tiergestalten, darunter Bienen, sichtbar sind. In einigen Darstellungen gehen Segensströme von ihren Händen zur Erde nieder. Alles weist auf eine Göttin Allmutter, die alles hervorbringt und nährt, die Fruchtbarkeit selbst. Sie kommt hierin mit der persischen Ardvisura, der indischen Bhavani überein. Als

Schicksalsgöttin gibt sie Leben und Tod, als Geburtsgöttin ist ihr Sinnbild der Mond, dessen himmlischer Tau alle Fruchtbarkeit fördert, sie ist das himmlische und irdische Segenswasser. Die griechische Artemis ist dagegen fast nur eine junge keusche Jägerin, Mondgöttin.

Beide Gestaltungen der Göttin scheinen den Griechen von auswärts gekommen zu sein. Die griechische von Norden über Thrakien, die Ephesische aus dem Osten, aus Medien. In der Eileithyia, der Geburtshelferin, finden sich beide, deren Schnitzbild nach dem Pausanias in Athen wie in Ephesus bis auf die Füße bedeckt war.

Zweifellos ist die griechische wie die ephesische Artemis arischer Herkunft. Die hyperboreischen Jünglinge und Jungfrauen, welche nach Herodot und Kallimachus alljährlich aus dem äußersten Norden ein in ein Ährenbündel gehülltes Opfer nach Delos brachten, entstammten nach dem Kallimachus dem „ältesten Blute unter allen Völkern." Für den Zweck unserer Untersuchung ist jedoch die persische Herkunft der Ephesischen Artemis noch näher zu begründen.

Die persische Anaitis-Ardvisura [188]) wurde wie alle Gottheiten der Perser ursprünglich bilderlos verehrt. Erst später wurden ihr nach dem Berichte des Berossus (um 260 vor Chr.) menschengestaltige Standbilder gewidmet. In dieser Anaitis sieht Berossus die Aphrodite Persiens, Polybius, Diodor von Sizilien und andere Schriftsteller des Altertums nennen sie Artemis und Diana. Auch Plutarch gedenkt mehrfach der persischen Artemis, ihre heiligen Kühe trugen nach ihm eine Fackel als Merkmal der Göttin eingeritzt. Plutarch erzählt ferner, daß Artaxerxes die schöne Aspasia, die Geliebte des jüngeren Kyrus, zur Priesterin der Artemis zu Ekbatana ernannt habe, welche sie Anaitis nennen, damit sie das übrige Leben rein zubringe.

Ein solcher Tempel der persischen Artemis befand sich nach dem Berichte des Tacitus und des Pausanias auch zu Hierocäsarea bei den persischen Lydern, deren Münzen den Kopf der Diana mit der Umschrift Persike zeigen. Der Dienst der Göttin wurde durch lydische und baktrische, d. i. medisch-persische Mädchen ausgeübt. [189])

Der Zusammenhang des Artemisdienstes in dem von Oberasien her, der Sage nach von Amazonen gegründeten Ephesus wie des von Hyperboreern gestifteten delischen Artemisdienstes mit Persien wird noch dadurch bestätigt, daß die Stadt Ephesus mit ihrem Tempel „im Namen des persischen Königs" von dessen Feldherrn geschont wurde [190]) und zwar ebenso wie der delische Tempel.

Jedenfalls sind wir berechtigt, die bildlichen Darstellungen der Großen Diana der Epheser mit der Schilderung der persischen Ardvisura zu vergleichen.



Abb. 8: Artemis von Ephesus.

Die im Museum Pio Clementino [191]) zu Rom erhaltene Nachbildung des Schnitzbildes der Ephesischen Artemis (Abb. 8) trägt auf dem Haupte den Fruchtscheffel. Hinter dem Haupte zeigt sich eine vollrunde Scheibe, besetzt mit geflügelten Tierhäuptern. Um den Hals liegt ein mächtiges Halsgeschmeide, das auf die zahlreichen Brüste hinabreicht. Das als weit gedachte untere Gewand ist eng wie an einer Mumie zusammengeschnürt und mit mancherlei Bildern von Tieren, von Stieren, Hirschen und Löwen, von Bienen, auch von vierblättrigen offenen Blüten besetzt. Von den ausgestreckten Segensarmen klettern vier kleine Löwen zur Schulter der Göttin hinauf.

Die runde Scheibe soll der Artemis offenbar das Mondlicht, den Mond und was mit ihm zusammenhängt, zueignen. Bedeutsamer erscheinen in der Scheibe die kleinen geflügelten Tierhäupter. Wir hatten die Ephesische Artemis aus persischen Vorstellungen zu bestimmen gesucht. Das ständige Beiwort des Mondes in den alten persischen Schriften ist gaocithra, d. h. den Stiersamen enthaltend. [192]) Der Mond ist Behälter aller Fruchtbarkeit, des Samens alles tierischen Lebens, seitdem ihm nach

dem Tode des Urstieres dessen Same übergeben worden.[193] Der Mond reinigt diesen mit seinem Lichte; wir erinnern uns, daß nach der Schilderung der Ardvisura (im Yascht 5, 2 und a.) ihre himmlische Feuchte auch die menschliche Fortpflanzung fördert. So erscheint die Ephesische Artemis in der Tat aus persischen Vorstellungen bestimmt, die große runde Scheibe hinter ihrem schönen Haupte stellt den Mond dar. Die Göttin tritt dadurch zur „Nacht" in Beziehung, welcher der Mond mit seinem Fruchtbarkeit tauenden Lichte angehört.

Weiter ist das mächtige Halsgeschmeide auffällig. Creuzer, dessen Tafeln unser Bild entstammt, hält die Gestalten auf dem Schmucke für Bilder des Tierkreises.[194]

Wie verschieden die Sternbilder des Tierkreises in der bildenden Kunst dargestellt wurden, sieht man beim Vergleich der in Hirts Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst (Berlin 1805) enthaltenen vorzüglichen Zeichnungen. Das Tierkreisband auf Taf. II, 3 umschließt den thronenden Zeus; Sonnen- und Mondgespanne steigen über ihm auf; Erde und Meer lagern zu seinen Füßen. Aber wie sehr unterscheiden sich bei aller Ruhe des Bildes die „Zwillinge", die sich wie Liebende umschlungen halten, von ihrer Darstellung auf Taf. XV A, wo sie auseinander zu treten scheinen, reife Jünglinge, oder von den XIV, 6 nebeneinanderfliegenden Knaben oder XXI 5, wo sich ein stehendes Paar die Hände zu reichen scheint. Oder die „Jungfrau" auf XXI 5 mit flatterndem Gewande von der auf II 3, welche aus hochgehaltenem Kruge Segen niederzugießen scheint, von der Jungfrau auf XVI 7, mit dem Lotus auf dem Haupte, dem hohen Stabe in der Rechten und zwei Ähren in der Linken, von der Jungfrau auf XV B 6 mit mächtigen Flügeln, einen senkrechten Fruchtkolben in der Linken, die Rechte segnend ausgestreckt. Auch der Stier wurde verschieden dargestellt (Hirt 127); der Widder erscheint ebenfalls mit und ohne Hörner. Der Schütze tritt nicht nur als Kentaur, sondern auch als Knabe mit gespanntem Bogen auf (XV B 39, XIV 6). Demnach ist im Altertum eine feste bildnerische Gestaltung der Tierkreisbilder nicht vorhanden. Dies ist darum wichtig, weil auf dem nach dem ephesischen Schnitzbilde gearbeiteten Halsgeschmeide der Artemis zu Rom die Darstellung der Sternbilder von gleicher Freiheit Gebrauch zu machen scheint, so daß diese Freiheit der Darstellung nicht zu hindern braucht, das Halsgeschmeide der Mondgöttin als das Tierkreisband des nächtlichen Himmels anzusehen. Ist doch auch nach dem Bundehesch und Minokhired[195] dem persischen Glauben gemäß an den Tierkreis das Gute gebunden. So erscheinen auf dem Halsbande der Artemis die Tierkreisbilder Stier, Zwillinge und Krebs, durch tanzende Horen voneinander getrennt. — Daß eine ähnliche Darstellung in jenem kleinasiatischen Durcheinander der Vorstellungen sich auch auf

den Bildern der phrygischen Kybele, der Göttermutter und Urgöttin, befand, bezeugt ein von Creuzer [196]) erwähntes Bildnis der Orsinischen Sammlung: über der Turmkrone trägt die Göttin noch eine mit Sonne und Mond bezeichnete Mütze, „über den Schultern den Tierkreis".

Die persische Ardvisura ist (nach dem ihr gewidmeten Yascht 5) das gottgeschaffene himmlische Wasser, das von der Höhe des Himmelsberges (5, 3) bis zum Himmelssee fließt. In diesem göttlichen Wasser ist die Fruchtbarkeit versinnbildlicht. Es ist nicht zunächst der Stoff „Wasser", sondern Zeugungs- und Gebärtüchtigkeit aller Wesen; dann erst alles Fruchtbarkeit bringende Himmels- und Erdennaß (5, 15). Ihre Bahn ist (5, 90) „nicht diesseits, sondern über dem Sonnenball". Vier Hengste hat Ahuramasda ihr geschaffen (5, 120): Wind, Regen, Wolke und Hagel. Sie fährt auf einem Wagen (5, 11) mit einem Wagenlenker. Sie kommt von den Sternen herab (5, 88. 132). Sie wird als kräftiges, hochgegürtetes schöngewachsenes Mädchen geschildert (5, 64. 78) mit goldenem Schuhzeug, ein goldenes Brusttuch haltend (5, 123), mit goldenem Mantel angetan, den Baresmanstengel in der Hand, mit vierkantigem goldenem Ohrgehänge, ein Halsgeschmeide an ihrem schönen Halse, auf dem Kopfe ein Diadem, mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt, an dem ein Reif hervortritt; das Biberkleid Gold und Silber strahlend (5, 126 f.). — Nach allem ist Ardvisura ein himmlisches Wesen, in Goldglanz gehüllt, Fruchtbarkeit, weibliche Gottheit; ihr hervortretender Schmuck ein Diadem mit Juwelen besetzt und ein Halsgeschmeide. Da ausdrücklich mehrfach bezeugt wird, daß Ardvisura „von den Sternen" herniederkommt, steht nichts im Wege, besonders wenn wir die Beziehungen zur ephesischen Artemis bedenken, in dem Juwelendiadem den Sternenschmuck, im Halsgeschmeide den Tierkreis zu vermuten.

Nach Yascht 5, 17 f. „opferte ihr der Schöpfer Ahuramasda in dem arischen Vaejah der guten Daitya" und bat: „diesen Erfolg schenke mir, daß ich den . . . Zarathustra ständig antreibe, gemäß der Religion zu denken, zu reden, zu handeln." Nach 5, 104 opfert ihr auch Zarathustra. Wenn Ahuramasda selbst an dem „erstbesten aller Orte", in dem arischen Vaejah [197]) der Ardvi opferte, zumal um die Belehrung des Zarathustra, so muß die Verehrung der Ardvi zu den ältesten Bestandteilen des iranischen Glaubens gehören und noch in die voriranische, urarische Geschichte hineinragen. [198])

In diesem indogermanischen Urvolke haben wir also auch die Heimat der „hyperboreischen" Religionsvorstellungen und in unserem Falle auch die der Artemis-Ardvisura zu suchen. Dies berechtigt uns, nunmehr auch die Überlieferungen des germa-

nischen Zweiges der weißen Rasse auf das Vorhandensein einer der Artemis-Ardvisura entsprechenden Gottheit zu prüfen. Und in der Tat bietet die nordische Edda in Verbindung mit den südgermanischen Vorstellungen genügende Anhaltspunkte.

Wir wiederholen noch einmal nach Yasna 65 und Yascht 5: Ardvisura fördert die Herden, Haus, Hof und Vermögen, Zeugungs- und Gebärtüchtigkeit; sie ist das himmlische Naß und größer als alle Wasser auf der Erde, sie wird um glückliche Ehe, segensreiche Nachkommenschaft gebeten, um Gesundheit, Seelenfrieden, Erleuchtung.[199]) Sie wird als schönes Mädchen geschildert mit goldenem Schuhzeug, in einem Mantel, der wie Gold und Silber glänzt, mit einem Halsgeschmeide an ihrem schönen Halse; mit einem Diadem, das mit 100 Juwelen besetzt ist, an dem ein Reif hervortritt. Sie fährt in einem Wagen, der von 4 Zugtieren, Wind, Regen, Wolke, Hagel, gezogen wird.

Nach Vol. 34 (Gylf. 35) besitzt Frigg den Saal, der Fensalir heißt, d. i. Sumpf- oder Meersäle und der überaus stattlich ist. Die Meersäle finden aus der Edda nur insofern Deutung, als Freyja die Tochter Njords ist, dessen hohes Haus Noatun, d. i. Schiffsgarten nach Grimn. 16 und 4 am Himmel belegen ist. Die Meersäle würden verständlicher werden, wenn Yascht 5, 101 herangezogen werden darf: „Am Abfluß einer jeden der 1000 Seebuchten (des himmlischen Wassers Ardvi) steht ein wohlgebautes Haus, ein hundertfenstriges, glänzendes, tausendsäuliges, schöngebautes, auf 10 000 Tragbalken ruhend, ein gewaltiges Haus." Freyja hat den Namen Mardoll, d. i. die Meeresfrohe. Die ephesische Artemis galt als Göttin der Sümpfe, ihr Tempel zu Ephesus stand mitten in den Sümpfen des Kaystros, andere an den Flußmündungen; sie wird daher Limenitis, Limnäa, Limnatis, in Arundinibus, in Paludine genannt.

Wie Ardvi Gesundheit schenkt, so ist Frigg-Freyja Ärztin; beide stiften Ehen und werden von gebärenden Frauen angerufen. Als Wanengöttin schenkt Freyja gleich Ardvi Reichtum. Ihre Dienerin Fulla hat ein „goldenes Band um das Haupt",[200]) Freyjas Haupt ist gekrönt „mit kunstvollem Putz",[201]) Fulla trägt Friggs Truhe und bewahrt ihr Schuhzeug. Der Freyja Hauptschmuck ist das „mächtige Brisinga-Men", das leuchtende Halsgeschmeide. Sie ist überaus schön, so daß alle Riesen nach ihr verlangen. Sie fährt auf einem Wagen durch die Lande, sich nach ihrem Geliebten sehnend gleich Ardvi.[202])

Beide wohnen auf dem leuchtenden Berge[203]) und sind Schützerinnen der gesamten Schöpfung.[204]) Beide werden in besonders starkem Maße durch Opfer geehrt und sehnen sich nach Opfern.[205]) Wie an der Quelle Ardvisura der der Unsterblichkeit spendende Baum steht, so schenkt Freyja den Einheerern den Unsterblichkeitstrank gleich den Walküren.

Im Einzelnen ergibt sich folgende Übersicht.

Frigg-Freyja.	Ardvisura.
1. Freyja ist Njords Tochter, geschaffen von „weisen Mächten". Wafthr. 39, Thrym. 22.	1. „Ardvi, die ich Ahuramasda hervorgebracht habe." Ardvi Nyayischn 7.
2. Freyja ist Wanin (Vanadis). Gylf. 23, 35. Als solche schenkt sie gleich Freyr Gesundheit, Fruchtbarkeit, Liebe. Die Wanen, darunter Freyja, werden nach beendetem Kampfe von den Asen zu „Opferpriestern" eingesetzt. Yngl. 4. Njord „waltet über 1000 Altären und Tempeln." Wafthr. 38. Freyja „ist gern zur Hilfe bereit, wenn opfernde Menschen sie anrufen." Gylf 24. Hyndl. 9 f. Fjolsw 40.	2. Ardvi ist „würdig von der stofflichen Welt verehrt und von dieser würdig gepriesen zu werden." Yasna 65, 1. Yt. 5, 1. Die „geistigen Yazatas" haben ihren Aufenthaltsort und Wohnstätte in „diesem stofflichen Dasein." Yt. 6, 3. „ihr opfern mit Erfolg die guten, heldensinnigen" Yt. 5, 37. 49. 53. 83. „sie sehnt sich nach der Stimme des Opferpriesters." Yt 5, 123.
3. Njord „waltet über 1000 Altären und Tempeln." Wafthr. 38. „Frigg besitzt den Saal, der Fensalir (d. i. Meer- oder Sumpfsäle) heißt und überaus stattlich ist." Gylf. 35. Vol. 34. Freyja heißt auch Mardoll, d. i. die „Meeresfrohe". Gylf. 35. Frigg-Saga hat am Himmel den Saal Sökkwabek, d. i. Sinkebach; „ihn umrauscht kühler Quellen Flut." Grimn. 7. 4. Der Wohnsitz Noatun, d. i. Schiffsgarten ihres Vaters Njord steht am Himmel. Grimn. 16. 4. „Der herrliche Hof der Freyja". Thrym 3. „Freyja hat den Wohnsitz am Himmel." Gylf. 24.	3. Ardvi hat am Himmel „1000 Seebuchten." „Am Abfluß einer jeden steht ein wohlgebautes Haus, ein hundertfenstriges, glänzendes, tausendsäuliges, — auf 1000 Tragbalken ruhend, ein gewaltiges Haus." Yt 5, 101. 4. 5. Ardvi ist das himmlische Wasser, das vom (goldenen Himmelsberge) Hukairya zum himmlischen Meere Vourukasha hinfließt. Yt 5, 3 f. 121. 96. „Dieses — Wasser — strömt gleichmäßig herab zur Winters- und Sommerszeit". Yt 5, 5. „ihre Bahn nicht diesseits, sondern über dem Sonnenball." Yt 5, 90. „von jenen Sternen dort". Yt 5, 132. 85.
4. Freyja-Menglöd hat ihren leuchtenden Saal auf dem Lyfja-, d. i. Heilungsberge, der von Riesen bewacht, von Feuer umlodert ist; mithin auf dem Himmelsberge. Fjolsw. 36.	4. „fließt vom Berge Hukairya" (dem höchsten Gipfel des „goldenen" Weltberges). Yt 5, 3. 25. 96. 121.
(5.—8. werden nur bei Freyja — nicht Frigg — erwähnt). 5. Freyjas Schönheit. Thrym 7. 23. Gylf. 42. 35. „Die sonnenhelle Maid". Fjolsw. 42.	(5.—8. nur bei Ardvi erwähnt). 5. Ardvis Schönheit. Yt 5, 64. 126. 7. „Das goldene Brusttuch haltend". Yt 5, 123.

6. ihr Kopf ist „gekrönt mit kunstvollem Putz". Thrym 15. Freyja-Fulla geht mit ausgeschlagenem Haar und hat ein goldenes Band um das Haupt." Gylf 35.	6. Ardvi trägt „oben auf dem Kopf ein Diadem mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt . . ., an dem ein Reif hervortritt." Yt 5, 128.
7. Fulla bewahrt der Freyja „Schuhzeug." Gylf. 35.	7. „vom Knöchel abwärts mit glänzendem Schuhwerk bekleidet"; mit goldenem Schuhzeug". Yt 5, 64. 78.
8. Freyja ist Besitzerin des „mächtigen Brisinga-Men" (Halsgeschmeide). Thrym 12. 14. Gylf. 35.	8. Ardvi trägt „ein Halsgeschmeide (minu) an ihrem schönen Hals." Yt 5, 127.
9. Freyja hat ein „Federkleid"; „nicht von Gold oder Silber". Thrym 3. 4. „Falkenhemd". Bragar. 2. Skaldsk. 2. Njord lenkt von Noatun „des Windes Lauf"; Freyr „waltet über Regen"; Gna „fährt auf einem Rosse durch die Luft". Gylf. 23. 24. 35. Im „Falkenkleide" scheint der Wind, im „Federkleide" der Schnee auf Freyjas wanische Herkunft und Gottheit zu deuten; vgl. Frau Holle schüttelt ihr Federbett, wenn es schneit. Vgl. auch Walkürenhemden.	9. der Ardvi „zimmerte Ahuramasda 4 Hengste: den Wind, Regen, die Wolke und den Hagel." Yt 5, 120.
10. „sie fährt mit ihren Katzen und sitzt in einem Wagen." Gylf. 24. 49.	10. „in diesem Wagen fährt sie." Yt 5, 11. „4 Zugtiere, alle gleichfarbig weiß, aus gleicher Rasse." Yt 5, 13.
11. „sie kommt zu fremden Völkern, um den (Geliebten) zu suchen." Gylf. 35. Hyndl. 48. Fjolsw. 45. Der Geliebte ist der ihr „opfernde" Ottar (Od). Hyndl. 9 f.	11. auf ihrer Fahrt „sich nach einem Helden sehnend." Yt 5, 11. „nach dem Opfer und der Stimme des Opferpriesters." Yt 5, 123.
12. Frigg-Freyja-Hlin (=Schutz, Stütze) schützt, wen Frigg vor Gefahr bewahren will. Gylf. 35. Freyja-Menglöds Mädchen heißen „Beschützerin, die durch Anhauch schützende, Volkserretterin." Fjolsw. 38.	12. „mich (Ardvi) setzte Ahuramasda als Schützerin der gesamten Schöpfung ein." Yt 5, 89. „den Eifer, die Herden, Haus und Hof, Vermögen und Land fördernd." Yt 5. 1. 6. 26. Yasna 65, 1.

13. „nützlich ist es, sie in Liebesangelegenheiten anzurufen.“ Gylf.. 24. Freyja-Sjofn „ist eifrig bemüht, die Menschen zur Liebe zu entflammen, Männer sowohl wie Frauen, daher wird nach ihrem Namen die Liebe sjofni genannt.“ Freyja-Lofn erhört gern die Gebete und ist mild; sie hat die Erlaubnis erhalten, Ehen zwischen den Menschen zustandezubringen, denen vorher ein Hindernis im Wege stand.“ Gylf. 35. Frigg und Freyja helfen Gebärenden. Oddruns Klage 8.	13. „Dich sollen heiratsfähige, emsige Mädchen um (gute) Herrschaft, um einen heldenhaften Hausherrn, gebärende junge Frauen um gute Geburt bitten.“ Yt 5, 87. „die aller Männer Samenflüssigkeiten vollkommen macht, die aller Weiber Mutterleiber für die Geburt vollkommen macht, die alle Weiber leicht gebären macht, die allen Weibern die den Umständen und der Zeit entsprechende Milch verschafft.“ Yt 5, 2, 5. Yasna 65, 2.
14. „Jede Frau wird gesund von gefährlichem Siechtum. die den hohen Hügel (Heilungsberg-Lyfjaberg) erklimmt.“ Fjolsw. 36. Freyja-Eir (=Schonung, Pflege) „ist die Ärztin unter den Asen.“ Gylf. 35.	14. „die heilkräftige.“ Yt 5, 1. Yasna 65, 1.
15. „vornehme Frauen haben nach ihr den Ehrennamen Frauen erhalten.“ Gylf. 24.	15. die „maßgebenden Frauen“ sind geschmückt wie Ardvi. Yt 17, 10.

Wenn die Jüngere Edda einen Namen Syr der Freyja erwähnt, so wird dieser mit sura im Namen der persischen Ardvi zusammenhängen. Die sprachliche Vermittlung bietet Thrakien (vgl. Tomaschek, die alten Thraker II, Wiener Sitz.-Ber. Phil. hist. Kl. Bd. 130 S. 45 und 49; Apollon Goito-syros bei Herodot IV 59: Windischmann, pers. Anaitis a. a. O.).

Die vorstehende Übersicht zeigt Ardvisura und Freyja als umfassende weibliche Heilsgottheiten. Während aber damit Ardvisuras Eigentümlichkeit im Allgemeinen erschöpft scheint, zeigt sich Freyja-Friggs Wesen nach den nordischen Quellen weit umfassender. Bevor wir aber dieses noch näher bestimmen, ist es erforderlich, das „mächtige Brisinga-Men“ der Freyja, ihren ganz eigentümlichen Halsschmuck, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Freyja hat nach der Erzählung der Jüngeren Edda ihr Halsgeschmeide „Brisinga-Men“ von Zwergen erworben und es darf (mit Grimm 283) vermutet werden, daß jene Brisingar eben die schmiedenden Zwerge gewesen seien. Die Zwerge belohnen mit Kleinoden. Auch der leuchtende Himmelssaal der Menglöd-Freyja [206]) ist von 9 Zwergen gemacht. Brisingr bedeutet aber im Alt-Isländischen Feuer, Glanz von brisa emporlodern, glänzen, flimmern. [207]) Brisinga-Men wäre hiernach das Halsgeschmeide der Glanzsöhne, wie auch einige Zwergnamen der Edda

sich auf Phasen des Mondlichts beziehen.[208]) Im Hyndlaliede fährt Freyja zur Nachtzeit („Nacht der Nächte") auf dem (nach Skaldsk. 3 ebenfalls von Zwergen geschaffenen) Mond-Eber nach Walholl; ihr eignet also das Mondlicht und so bleiben für das „mächtige Brisinga-Men" nur noch die Gestirne des nächtigen Himmels zur Erklärung übrig. Der Mond bewegt sich aber gleich der Sonne nur innerhalb jener Sternbilder, die wir heute als Tierkreis bezeichnen, der sich zu beiden Seiten der scheinbaren Sonnenbahn um etwa 8° erhebt und mithin das nächtige Weltall wie ein breites lichtfunkelndes Band umschlingt; und es bleibt nichts anderes übrig, als im mächtigen „Brisinga-Men" den Sternenkreis des Weltalls als das leuchtende breite Halsgeschmeide der Göttin zu erkennen. Somit ist Freyja Weltallsgöttin, ja, in geistigem Verstande größer als das Weltall.

Es wird nun auch klar, warum (nach Thrym 12) das Halsband zerbrochen niederfällt, als Freyja in Zorn gerät; da Freyja, wie aus unserer Übersicht unter 9 hervorgeht, nicht etwa nur den lichten Himmel darstellt, sondern ebenso in Sturm, Schnee und Regen durch die Welt fährt, so muß, wenn sie in „Zorn" gerät, das leuchtende Bild des Tierkreises „zerbrochen" zu Boden sinken, d. h. schwinden, — bis die Göttin wieder lächelt.

Wir sahen den Zusammenhang zwischen der persischen Ardvisura und der ephesischen Artemis und beider Übereinstimmung nun auch mit Freyja im Besitze des Halsgeschmeides. Nicht ohne Bedeutung ist dabei, daß das Halsgeschmeide der Ardvisura im Avesta (Yascht 5, 127) mit demselben Worte wie das der Freyja bezeichnet wird, nämlich mit minu,[209]) welches sprachlich dasselbe ist wie das germanische men, dem im Deutschen das Wort „Mähne" entspricht. Nach Fick[210]) hängt das Wort mit dem lateinischen pro-minere, e-minere „hervorragen" zusammen; davon mentum Kinn, mons Berg. Die Grundbedeutung von mano-Mähne ist Hals, Nacken; sanskr. manya Nacken. Abgeleitet hiervon ist manja Halsschmuck, althochdeutsch menni - Halsgeschmeide; griechisch mannos und monnos Halsband (barbarischer Völker); sanskr. mani Kleinod. Die Grundbedeutung Hals, Nacken-Mähne zeigt, daß nicht ursprünglich ein vom Körper trennbares Kleinod gemeint ist, sondern ein mit dem Körper leiblich zusammenhängender Schmuck, wie die Mähne des Pferdes seinem Nacken entspringt. In dem übereinstimmenden alten Gebrauch des Wortes minu-men in Persien und Germanien für das Halsband der Weltallsgottheit darf also die Berechtigung gefunden werden, in dem Halsbande einen ursprünglichen, unablösbaren Teil der Gottheit zu erkennen. Und in der Tat ist das Brisinga-Men der Freyja dieser so eigentümlich, daß sie ohne dieses nicht gedacht werden kann; es zerspringt wohl, aber wenn sie lächelt, ist es wieder an seinem Platze. Und so wird auch hieraus deutlich, daß das leuchtende Halsgeschmeide der

Gottheit der Sternenkreis sein muß, weil nur dieser vom Wesen der lichten Himmelsfrau als Weltall unablösbar ist und sie recht eigentlich in diesem ihrem wahren Wesen erklärt; — und daß es die Schöpfungswirker selbst, die Zwerge, sein müssen, welche der Gottheit ihr strahlendes Geschmeide schmieden.

Es wird nun auch verständlich, daß Heimdall, der lichte Himmelsglanz, es sein muß, der der Göttin den vom finsteren Loki allmorgentlich entwendeten Schmuck tagsüber zurückholen muß.[211] Menglöd, d. i. die Halsband*frohe*, heißt die Göttin mit Recht; sie trägt es zur Schau, wenn sie in *Freuden* steht.

Frigg-Freyja-Gefjon sind der künftigen Dinge kundig, wenn sie diese auch verschweigen.[212] Die Zukunftskundigkeit galt als eine allgemeine Gabe der germanischen Frauen, wie schon Tacitus berichtet. Die „weisen Frauen" zogen weissagend durch Island und so ist es nicht zu verwundern, daß auch ihr Kleid auf Freyja-Frigg hinweist. Nach der Thorfinns Karlsefnis Saga[213] trug die Völva einen *dunkelblauen* Mantel, der von oben bis unten mit *Steinen besetzt* war, eine *Kette aus Glasperlen* um den Hals, eine Mütze von *schwarzem* Lammfelle mit weißem *Katzen*felle gefüttert, die Hände in *Katzen*fellhandschuhen usw. Wir erkennen hierin das Halsband der Freyja und den sternenbesäten Nachtmantel. Auch die Katzen (Nachttiere, Grimm 282) eignen der Freyja. Denn auch daraus, daß der „Sonnengott" Heimdall das entwendete Halsband zurückholen muß, scheint hervorzugehen, daß Freyja eine Gottheit der *Nacht* ist und als Halsbandgöttin die Gottheit des Sternenhimmels, das *Sternenall*.

Als solche erscheint Freyja auch überall, wo sie auftritt. Im Hyndlaliede 1 ist es „Nacht der Nächte". Freyja reitet nach Walhalls Höhe und Walhalls Größe haben wir schon als Weltall bestimmt.[214] Sie reitet auf ihrem „Eber mit goldenen Borsten", dem Monde (Skaldsk. 3); dieser (langsam aufschwebend) ist „träge zu treten den Götterweg", den „Totenweg", und Totenzeit ist wiederum Nachtzeit. Daß dieser Eber ihr Trauter (Od) sei, argwöhnt die Riesin und Freyja selbst gibt es zu.[215] Ihr Geliebter (Od) ist also der *Mond* und wenn[216] erzählt wird, daß Freyja zu fremden Völkern fuhr, um den Od zu suchen, so muß man sich vergegenwärtigen, daß der Mond oft bei Tage zu sehen, also dem Sternenall entronnen ist und alle Welt durchschweift. Die Tränen der Freyja sind „rotes Gold" (Gylf. 35); dazu stimmt die hierhergehörige Oberpfälzer Sage, die das Mondmädchen um den Geliebten weinen läßt, und „*ihre Tränen waren die Sternschnuppen*."[217] Mit Recht heißt daher die Göttin in der Sternenhöhe die „tränenschöne".

Wir haben oben gesehen, daß die phrygische Göttermutter *Kybele* mit dem *Tierkreise um die Schultern* dargestellt wurde, und leiteten daraus eine Beziehung zu Frigg-

Freyja mit dem leuchtenden Halsband her. Daß diese Beziehung nicht allzu gewagt ist, geht daraus hervor, daß das Bild der Kybele an ihrem Frühlingsfeste in einem Wagen gefahren und schließlich in einem Flusse gebadet wurde, nicht anders also als das Bild und der Wagen der Nerthus nach dem Berichte des Tacitus in Deutschland. Nerthus-Njord sind aber Ursprung der Freyja. Und ferner hatte Kybele nach der Sage einen Liebling Attis, der ihr von einem Eber getötet wurde; sie findet ihn schließlich im Hades und führt ihn wieder an das Licht empor, um sich aufs neue mit ihm zu vereinigen. Wir haben hierzu den ähnlichen Mythus des Geliebten der Freyja, der ihr getötet wird und den sie durch alle Länder sucht, bis sie ihn endlich wiederfindet. Attis, auch im Namen an Od gemahnend, wurde als Jüngling in einem Baume, der als Sinnbild der Göttermutter Kybele galt, hängend dargestellt. Wir haben oben den Od als den Mond, den Geliebten der Himmelsfrau Freyja, erkannt. Die gleiche Bedeutung scheint hier vorzuliegen: Attis als der im Weltbaume schwebende Mondgott. Als solcher muß et grundsätzlich von Adonis, dem Geliebten der Aphrodite, unterschieden werden, der die Zeugungskraft der Natur im Frühling versinnbildlicht. Allerdings könnte eine spätere Übertragung dieses phönizischen Kultes bezw. dessen Vermischung mit dem phrygischen — infolge der Namensähnlichkeit Attis, Adonai, Adonis — vorgekommen sein. Im Orphischen Weihgesang an Musäos (Hymnen, Dietsch S. 6) heißt es:

„Rufe die Mutter der Ewigen (Kybele) an, den Attis
und Mondgott (Men);
Himmlische Göttin (Aphrodite), auch dich, mit unsterblichem reinem Adonis!"

Attis und Adonis sind hier gesonderter Bedeutung; Attis aber ist zum Mondgott ausdrücklich in Beziehung gesetzt. In Attis den im Weltbaum, hier dem Nachtbaum, hängenden Mondgott — den Od der Freyja — zu sehen, ist so absonderlich nicht. Hing doch nach den Havamal Odin selbst im Weltbaume. Diese Übereinstimmungen sind so schlagend, daß wir nun noch weitergehen dürfen. Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, daß die Weltbaumvorstellung aus der Weltachse hervorging, daß ferner dieses Sinnbild nur im nördlichen Europa entstehen konnte. Es kann also auch die Vorstellung des im Weltbaum hängenden Odin nur im Norden entstanden sein, weil die Weltachse nur im Norden eine nahezu senkrechte Stellung hat; in Phrygien hätte der am Himmelspol hängende Gott aus dem schräg liegenden Baume in sehr breitem Winkel heraushängen müssen, eine ganz unmögliche Vorstellung. Also geht auch hieraus hervor, daß — wie die Weltbaumvorstellung von Nordeuropa

bis nach Indien wanderte — auch für die Attissage die Herabkunft vom höheren Norden Europas notwendig angenommen werden muß.

Die Namen Od und Odin sind beide aus dem Nordischen deutlich. Über das phrygische Attis streitet man sich. Tomaschek, in seinem Werke über die alten Thraker (a. a. O. S. 42), hält das Wort für die phrygische Umformung des syrischen Adon. Er führt aber selbst eine Stelle des Psellos an, nach welcher Atis der phrygische Name des — Zeus war. Zeus ist aber gerade der Himmelsgott und der Gegensatz zu den Erdmächten. Nach Arrian (Eust. Hom. 563, 3 bei Tomaschek a. a. O.) riefen die Bithynier auf den Berggipfeln den Zeus an als Papas (Vater) und denselben Zeus als Attis! Und Sabazios (der jüngere priesterliche Name des phrygischen Dionysos) wurde „gleich Attis und Papas dem Zeus gleichgestellt, auch als Dionysos Mondherrscher und Unterirdischer Mondgott verehrt." Hiernach wären Zeus und Attis wie Odin und Od Himmelsbewohner, denn alle vier hängen, d. i. schweben im Weltbaum. Wir sehen wieder, daß Attis und Adonis keineswegs dasselbe sind. Adonis ist Zeugungsgott, Erdgott, Frühlingskraft; Attis ist dagegen dem arischen Himmelsglauben entstammt. Attis kommt von oben, Adonis von unten her. Gleichwohl mag der Liebling der Aphrodite, der „Nacht", ursprünglich ebenfalls Attis aus himmlischen Höhen (der Mondjüngling) gewesen sein und erst die kleinasiatische Völker- und Glaubensmischung konnte zu dieser Umwandlung führen.

Soviel ist klar, daß aus dieser Glaubensmischung der arische Himmelsglaube deutlich hervortritt, daß „Frigg-Freyja" auch das Urbild der Kybele, und daß das Tierkreishalsband der Kybele urspünglich auch das „mächtige Halsband" der Freyja gewesen sein muß. Für die ursprüngliche Einheit der Kybele und Nerthus tritt auch Mannhardt ein (Wald- und Feldkulte 1904 2, 295. Grimm, Myth. 233).

Wir kehren zur Betrachtung des Hyndlaliedes zurück. Am Schlusse ihrer Nachtfahrt will Freyja [218]) Feuer entfachen, um die feindliche Riesin zu töten; „das Gefilde seh' ich dampfen" sagt diese. Hier folgt auf die „Nacht der Nächte" das Morgenrot deutlich genug. Freyja ist also die lichte Sternenfrau, im Morgenlichte d. i. in Walhalls Höhe dem Weltallsglanz des Tages sich vereinigend.

Vollständig stimmt mit dieser Vorstellung das Lied von Menglöd, der „Halsbandfrohen" überein. In der glänzenden von Zwergen und Loki gebauten Halle, die auf dem äußersten Grat des Himmelsberges d. i. der Weltachse bebt, [219]) von der Lohe des Abend- und Morgenrotes umgeben, in der Halle, deren Name Lyr (-Wärme gewährend) ist, gefangen in der riesischen Macht der Finsternis (1) wartet die Sternenfrohe des erlösenden

Sonnensohnes Schwingtag,[220]) des Tagesglanzes, in dem beide sich vereinigen. Eine eingehende Betrachtung des schönen Liedes läßt die Einzelheiten noch deutlicher beweisend auftreten. Im Beginne heißt es: „Von außen des Geheges sah er ihn (Swipdag) heraufkommen durch des Riesenvolkes Sitz: — Feuchte Wege ziehe wieder von hinnen." Den Nachthimmelsberg also erklimmt der Sonnenjüngling auf feuchten Wegen (durch Tau). „Das Gehege (Morgenrot) glüht um goldene Säle" (5); „Goldsäle, Reichtumssäle" (7). Die Göttin ist mit ihrem Saale in der Riesen Finsternisgewalt. Daher wird deren Reich wie das der Hel durch ein Gatter[221]) betreten; es heißt Thrymgjoll-Riesenstrom, wie Gjoll, der Höllenfluß, Asgard und Hel trennt. Die „Mauer" heißt Gastropnir-Lückenverschließer, wie die Finsternis alles Sehen verwehrt; sie ist aus riesischem (also finsterem) Stoffe. V. 19 f. werden die beiden Wächterhunde erwähnt, die auch der Hel eignen, wie wir früher gezeigt haben. Durch die Nacht erhebt sich Mimirs Baum (13, 14), das (finstere) Weltall, in dessen Gezweige der goldglänzende Hahn „leuchtend durch die Luft" (17, 18) sitzt und über das Andringen des Riesenvolks wacht (18), als Mond durch den Ausdruck „lichte Sichel" (30) genügend gekennzeichnet. Daß Widofnir tatsächlich der Mond ist, geht aber noch deutlicher (Fjolsw. 30) daraus hervor, daß die „leuchtende Sichel" in Widofnirs „Wedel" (i Vidofnis volom) liegen soll. Denn „Wedel" ist gewohnte Bezeichnung selbst unseres Altertums für den Vollmond.[222]) Auch im angelsächsischen Finnsburgbruchstück[223]) heißt es: „nu scined thes mona vadol under volcnum, nun scheint der Vollmond[224]) unter Wolken." Noch im Brem. Wörterbuch (5, 166) erscheint waal für Vollmond. Es „wädelt" = es wird Vollmond; ein solcher Sprachgebrauch kann aber nur auf Grund eines uralten Vergleiches des Mondes mit einem Hahne aufgekommen sein. Mit vollem Rechte also greift das Fjolswidlied auf die Schilderung des Mimirbaumes über, indem es dadurch die Finsternis der Nacht im Gegensatze zum leuchtenden Mond und zur halsbandfrohen Göttin verdeutlicht. So ist Menglöd-Freyja die lichte Sternenmaid, das Sternenall. Daß sie aber nicht die vom Tagesgott heraufgeholte Sonnengöttin ist, geht nicht nur daraus hervor, daß der Sonnensohn (47) zu ihr „hinaufklimmt", sondern auch daraus, daß dieser zu ihr in die vorher schon „lichte" Halle eintritt und dort sich mit ihr vereint (49), daß sie also (wie im Hyndlaliede) in ihrem Saale bleibt; wäre sie die Sonnengöttin, so müßte ja sie umgekehrt die „feuchten Wege" zur glänzenden Halle hinaufziehen!

Wenn ferner im Thrymliede die Begierde der Riesen, Freyja und ihr Halsband zu besitzen, zum Ausdruck kommt, so wird auch dies begreiflich. Die kalte Finsternis der Riesenwelt, die Arme der Nacht, langen nach dem lichten Sternenhimmel

und dem leuchtenden Halsgeschmeide der Göttin, die in den lichten Höhen hoch droben thront.

In Freyjas himmlischem Wohnsitz Folkwang steht die Halle Seßrymnir. Der Name Seßrymnir, der „Sitzgeräumige", führt uns zu weiterer Klärung. Zunächst soll er nichts anderes andeuten, als daß Freyja viele Sitze für die Menge der Toten hat. Seßrymnir ist nur ein anderer Name für Walhall-Folkwang. Es ist aber unserem Altertume geläufig,[225] den Sternen Stühle und Sessel (sedel) beizulegen. Auch den Göttern eignen Gerichtsstühle.[226] Und der Abendstern wird in unserem Altertume[227] ausdrücklich stelbom d. i. Stuhlbaum genannt, wie die Sterne auch insgesamt die Bezeichnung stalboume tragen. Es erscheint nicht allzu gewagt, in „Sitzgeräumiger" wiederum das Weltall mit seinen unzählbaren Sternensitzen zu verstehen, als eine deutliche Erläuterung der Walhall, welche gerade das Weltall selbst ist. So führt auch die „sitzgeräumige" Halle Freyjas auf den lichten Sternensaal, der ihre Stätte ist. Es ist der Glasberg im Märchen von den sieben Raben; der Weg dahin geht über Sonne, Mond und Sterne und „jedes Sternlein saß auf seinem Stühlchen."[228]

Die Milchstraße wird nicht nur Wodansweg, sondern auch Vroneldenstraet[229] d. i. Frau Hildens Straße genannt. Sie ist gleich der Asenbrücke Bifrost der Totenweg; König Erik in Schweden ritt ihn nach Walhall hinauf.[230] Da die Hälfte der toten Helden aber (nach Grimn. 14) Freyja und Folkwang zugehört, so ist wiederum der Sternensaal Freyjas Stätte, Folkwang und Seßrymnir, unsere Auslegung bestätigend.

Aber auch Friggas Rocken leuchtet am nächtlichen Himmel;[231] es ist der noch im heutigen Schweden „Friggjarrockr" benannte hochleuchtende Oriongürtel (welchen Namen man gut täte zu gunsten des heimischen aufzugeben); wiederum im Sternensaale sitzt die spinnende Göttermutter und Hausfrau Walhalls mitten in Seßrymnir zwischen dem „vielen Volke", das die Weltallshalle füllt (Gylf. 1. 40. 41).

Verständlich wird nun, warum das Marienkäferchen (coccinella septempunctata, Gr. 658) ehedem der Freyja heilig war, auch deren Namen trug. Sollte nicht frommer Märchensinn unserer Altvordern das anmutige Käferchen, dem noch heute niemand etwas zu leide tut, deshalb in Beziehung zur Freyja gebracht haben, weil auf dem gewölbten Glanzrücken die sieben Punkte wie ebensoviele Sterne erscheinen und somit das freundliche Wesen einem lebendigen Sternengewölbe gleicht?

So wäre es angemessen, wenn menschliche Not und Sehnsucht gerade zur Nachtzeit den Sinn zur leuchtenden Himmelsfrau erhöbe. Und davon ist ja unser Altertum voll. Aber es wird nunmehr erst verständlich, warum die heilsamen Kräuter im Neumond gepflückt werden; warum die Gedinge[232]

ebenso wie der Beginn der Schlacht und alle wichtigen Volksangelegenheiten nach dem Stande des Mondes bestimmt wurden. Die lichte Himmelsfrau war ja der Zukunft kundig, sie hörte die Eide, sie erfüllte gerne in ihrer himmlischen Huld die Gebete (Gylf. 35). Gold, Eheglück und Haussegen nehmen bei ihrem steigenden Lichte zu. Erweis genug, daß Freyja-Friggs Wohnsitz im Sternensaal gedacht worden.

In unserer Übersicht unter 6 ist der Freyja kunstvoller Kopfputz erwähnt. Bei Ardvisura wird dieser näher [233]) geschildert als „Diadem mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt . . ., an dem ein Reif hervortritt." Auch diese Schilderung scheint wie das Halsband auf einen Sternenschmuck mit dem Mondreif zu deuten.

Der geburtshelfenden Eileithyia versprechen im homerischen Hymnus auf den delischen Apoll, also im hyperboreischen Zusammenhange, Rhea, Dione, Themis und Amphitrite ein Halsband, 9 Ellen lang, aus goldenem feinem Drahte künstlich geflochten. Eileithyia ist aber, wie wir oben gesehen haben, [234]) in ganz besonderem Maße hyperboreischen Ursprungs (Olen); sie ist Urmutter d. i. lebengebendes All und auch ihr Halsband kann wie das der Freyja nur der leuchtende Tierkreis sein, dessen Zahl 432 die Quersumme 9 enthält.

Nach einer von Saxo (1, 13) bewahrten Sage hatte „Frigg sich durch einige Schmiede des Goldes bemächtigt, mit dem eine dem Odin geweihte Bildsäule über und über geschmückt war, und dann, nachdem Odin die Schmiede hatte aufhängen, die Statue wieder künstlich aufrichten lassen, sich uni familiarium hingegeben, um durch List nach Zerstörung der Bildsäule zu dem Golde zu gelangen und mit ihm sich zu schmücken. [235]) Müllenhoff kann mit dieser und verwandten Sagen nichts anfangen, weil er in der Freyja eine „Sonnengöttin" vermutet. Erkennen wir aber die Göttin als Inhaberin des Sternenhimmels, so wird auch dieses Märchen völlig klar. Die goldene Bildsäule ist Odin als Sonnentag; Freyja, die Göttin der Nacht, schmückt sich mit dem vom Sonnengolde Odins gestohlenen Sternenglanze und Odin muß seine Bildsäule künstlich am Morgen wieder aufrichten lassen. Und so wechseln Tag und Nacht immerfort.

Saxo erzählt aber weiter, daß Odin vor Gram entflohen sei. Da habe für ihn Mitodin geherrscht und mit ihm seien viele neue Götter aufgekommen. Odin kehrte aber zurück, Mitodin entfloh, wurde erschlagen, Frigg starb und Odin setzte die falschen Götter wieder ab und vernichtete deren Priester mit einem einzigen Blicke wie Schatten. Diese Sage hat von jeher der Erklärung weitesten Spielraum gelassen und doch einer jeglichen widerstanden. Ist Odin aber der Sonnentag, Frigg die Nachthälfte des Weltalls, so sind Mitodin und die vielen neuen Götter

offenbar nichts anderes als Mond (d. i. Od, Freyjas Geliebter) und Sterne, deren Anbeter vor dem Blicke des wiederaufgehenden Tages wie Schatten vernichtet werden.

Im altsächsischen Heliand übersetzt der Dichter das griechische hagion (Matth. 7, 6), welches lediglich „Heiliges" bedeutet und an dieser Stelle der Bergpredigt auch nur bedeuten soll, mit „helag Halsmeni". Das Halsband der Gottheit muß also auch in Deutschland als ein „heiliges" gegolten haben und als solches allgemein bekannt gewesen sein.

Eine Oberpfälzer Sage[236]) von Woud und Freid, deren volle Glaubwürdigkeit der Sammler und nach ihm Jakob Grimm ausdrücklich begründeten,[237]) verknüpft das Halsband der lichten Göttin, also auch diese selbst, mit den Sternen. „Freid klagte dem Woud ihr Leid und wies hin auf die um ihn geweinten Perlen und er zählte die Perlen und ihrer waren gerade so viel als der Sternchen im Halsgeschmeide." Woud wird geschildert als „ein Mann mit langem wallendem Barte, sein Auge so feurig blitzend, daß Menschen, die hineinblickten, darob erblindeten. Er trug einen endlosen Gürtel, an diesen Gürtel war die Herrschergewalt gebunden: so lang er ihn trägt, herrscht er, entwendet werden kann er ihm nicht, denn Hüften und Schulter sind so breit, daß der Gürtel sich nicht abziehen läßt. So oft Woud zum Herrschen ging, hing er einen Mantel um, der ihn ganz einhüllte." Wer möchte in diesem Gürtel nicht den im Grimnirliede 23 bezeugten Kreis erkennen, dessen 540 Tore die ganze Macht Walhalls bedeuten? Und was ist der Freid Halsgeschmeide auch hier anderes als der schimmernde Sternenkreis? Sie mußte sich den 4 Zwergen, die den Schmuck schufen, ergeben; d. h. sie gewinnt ihn nur durch ihren Aufenthalt in der Nachthöhle. Die 4 Zwerge sind die 4 Weltzwerge (Gylf. 8) der Himmelsrichtungen, die 4 Weltpunkte des Himmelskreises, Ost, West, Nord, Süd; diese sind also die „Brisingen", von denen das Halsband mit Recht seinen Namen hat. „Als Freid am Morgen im Bette erwachte, streckte sie ihre Hand aus nach dem Gatten. Woud war nicht da, sie fuhr mit der Hand nach dem Hals, das Geschmeide fehlte. Sie eilte dem Flüchtigen nach in viele Länder lange Jahre. Wenn sie abends ermüdet von der Fahrt sich niedersetzte, weinte sie in ihren Schoß und jede Träne ward zu einer Perle." Und nun „endlich als die Zeit um war, traf Freid den Woud"; es folgt dann die oben angeführte Versöhnung. Der Weltherrscher, dessen Gürtel wieder den Himmelskreis, dessen blitzendes Auge die Sonne andeutet, nimmt am Morgen (den Sternenschimmer mit seinem Glanze überwältigend) das Sternenband von der noch schlafenden Himmelsgattin, fährt hoch über alle Länder, sie eilt ihm liebend nach, und als die Zeit um

ist, treffen sich beide; es ist abends, denn sie zeigt auf die Perlen, die sie weinte, und er gibt ihr den leuchtenden Halsschmuck zurück, der nur in der Nacht sichtbar ist.

Auch andere Erzählungen stimmen mit diesen Vorstellungen überein. Es kann mithin keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Frigg-Freyjas Wohnsitz das Sternenall, das Fruchtbarkeit tauende, und daß ihr Halsgeschmeide gleich dem der phrygischen Kybele und der Ephesischen Artemis der Tierkreis ist.

Und so wird es auch klar (gerade auch aus dem Menglöd-Swipdag-Verhältnis), daß diese Himmelsgottheit, licht, gütig, schön, die Gattin des Himmelsgottes, seine andere Hälfte ist, die beiden immerdar in Tag und Nacht, in Mann und Weib auseinandertretend, immerdar als Himmel wieder vereint. Es wird klar, daß die eine Hälfte der Toten dem lichten Tage, die andere der lichten Nacht gehört, denn ihre Wohnstätten Walhall, Asgard, Folkwang, Seßrymnir [238]) sind eins, das Weltall und seine Höhe, der Himmels- oder Glasberg der deutschen Sage. Dort wohnen alle Asen und Wanen als geistige und sinnliche Lichtmacht vereint, segenspendende „holde Götter". Dort ist die „Mitte der Welt" (Gylf. 9) und mithin sind die Götter mächtig durch das gesamte Weltall. Ihre Größe ist Weltallsgröße und es wird des Tacitus Bericht verständlicher und inhaltsreicher, wenn er (Germ. 9) sagt, daß die Germanen es der Größe der Himmlischen nicht für angemessen halten, sie in Mauern einzuschließen. Für Perser und Inder gilt das Gleiche.

Auf zwei Beziehungen, welche Frigg und Freyja mit der griechischen Here und Aphrodite zu verbinden scheinen, hat Grimm [239]) hingewiesen. Die eine ist das der Hera von Hephäst gebaute kunstreiche unnahbare Gemach, [240]) welches dem Gemach der Freyja gleicht, in welches niemand ohne ihren Willen eindringen kann. Die andere Beziehung besteht nach Grimm zwischen dem Halsbande der Freyja und dem Gürtel der Aphrodite, dessen Zauber Götter und Menschen bezwingt. Daß diese letztere Vermutung das Richtige trifft, geht aus dem Folgenden hervor.

1. Nach der herrlichen homerischen Dichtung [241]) wünscht Here ihren Gemahl Zeus durch ihre Schönheit vom Geschäfte der Weltlenkung abzuziehen und erbittet dazu den „Gürtel" der Aphrodite, der allen Liebreiz der Welt versammelt. Sie erhält ihn auch von der lächelnden Göttin und Here „verbarg den Zaubergürtel im Busen." Diese Vossische Übersetzung ist nun zweifellos unrichtig. Ich weiß nicht, wo zuerst die Vorstellung des „Gürtels" der Aphrodite auftaucht; ist sie vielleicht schon im Altertum vorhanden gewesen? Jedenfalls bedeutet ἱμάς. das nach seinem Stamme ἱ aus älterem σι mit unserem „Seil" verwandt ist, zunächst „Zugstrang" [242]) und „Lenkseil", das um den Hals der Zugtiere gelegt wird; nicht aber liegt die eingeschränkte Bedeutung eines Gürtels darin, den wir nur um Hüften und

Brust geschnürt zu denken vermögen. Aber auch die Übersetzung „verbarg (den Gürtel) im Busen" ist nicht zu billigen. Κόλπος ist nicht Busen, sondern der Bausch des Gewandes über der Brust, den die griechischen Frauen als Tasche benutzten; daher sagt Homer einstimmend ἐγκάτθετο „sie tat hinein".

Außerdem hat Here nach Vers 181 schon einen Gürtel: sie „schlang um ihr Gewand den Gürtel (zone), mit 100 Quasten umbordet." Die homerische Anschauungskraft ist doch zu groß, als daß sie die Göttin zu dem einen Gürtel sich noch einen anderen holen lassen würde; zum mindesten hätte Homer sicher den ersten Gürtel weggelassen. Daß er ihn beibehielt, zeigt, daß er unter dem ἱμάς der Aphrodite keinen Gürtel, sondern etwas der eigentlichen Bedeutung des Wortes „Halsseil" Entsprechendes verstanden wissen wollte.

2. Den Schmuck der Göttin schildert auch der alte Hymnus auf Aphrodite V. 88—90:

ὅρμοι δ' ἀμφ' ἁπαλῇ δειρῇ περικάλλεες ἦσαν

d. i. Ketten hatte sie wunderköstliche um den schwellenden Hals.



Abb. 9: Aphrodite und ihr Halsband.

Von einem Gürtel ist nicht die Rede, obgleich nirgendwo mehr Anlaß war, von allem Schmucke der Göttin zu reden, als in dem ihr gewidmeten herrlichen Hymnus. Der Ausdruck ὅρμος bedeutet übrigens nicht nur „Kette", sondern im Besonderen „Halskette", paßt also durchaus zu dem jugendfrischen Halse (δειρή) der Göttin.

Wir müssen mithin den ὅρμος des Hymnus dem ἱμάς der Ilias gleichsetzen: beide sind nicht Busengürtel, sondern Halsbänder, die auf die Brust herabhängen, wie Homer anschaulich

nun schildert: „Sprach's und löste vom Busen das wunderköstliche Halsband."

3. Hiermit stimmt überein, daß auf den alten Darstellungen der Göttin in der bildenden Kunst kaum ein einziges Mal der „Gürtel" erscheint, wohl aber sehr oft ein Halsband. Ja, dieses Halsband ist meist der einzige Schmuck der völlig unbekleideten Göttin. Auf einem geschnittenen Steine [243]) wird Aphrodite von den Chariten als ihren Dienerinnen geschmückt (vgl. Abb. 9); die eine Dienerin nimmt aus der Schale das lange Halsband der



Abb. 10: Abschied der Kora (Proserpina) vom Lichte.

Göttin. Auf einem pompejischen Gemälde [244]) hat die Göttin die Lanze ergriffen und legt ihren einzigen Schmuck ab, eine lange Halskette u. s. f.

Dieser Umstand, daß auf den bildlichen Darstellungen der Aphrodite als einziger Schmuck meist nur eine Halskette erscheint, läßt die Bedeutung dieses Schmuckes besonders hervortreten; die Schilderung des Hymnus und der Ilias wird dadurch bestätigt.

Somit tritt das Halsband der Aphrodite in nächste Verwandtschaft zu dem der Freyja. Welche Bedeutung hat das griechische Halsband? Der Hymnus auf Aphrodite läßt es „wie der Mond" um den Busen der Göttin leuchten!

Aphrodite wird ja selbst der Nacht gleichgesetzt (vergl. Anmerkung 245):

„Nacht ist des Alls Urquell, sie, die wir auch Kypris benamen."

Als „Nacht" steht sie aber ebenfalls in unmittelbarer Beziehung zur Sternenwelt.

In einem Abschiede der Kora-Persephoneia von der Mutter Demeter [246]) (vgl. Abb. 10) erscheint die jugendliche Göttin wie Demeter und Hekate mit demselben Halsbande geschmückt, das deutlich erkennbar die Sterne und damit die ebenfalls durch Sterne dargestellte Oberwelt versinnbildlichen und in Gegensatz

zu dem ohne Sternhalsband dargestellten Gotte der Unterwelt stellen soll, wie denn Strahlensterne nicht selten Gewänder und Gestalt der griechischen Gottheitsbilder bedecken, um deren himmlische Größe und Art anzuzeigen (Abb. 11). Wir gehen also nicht fehl, wenn wir in dem Halsbande der Aphrodite den Sternenkranz des Weltalls, den Tierkreis selbst erblicken. Somit aber ist die Halskette der Freyja dasselbe wie die der Aphrodite, der ephesischen Artemis und der Kybele.

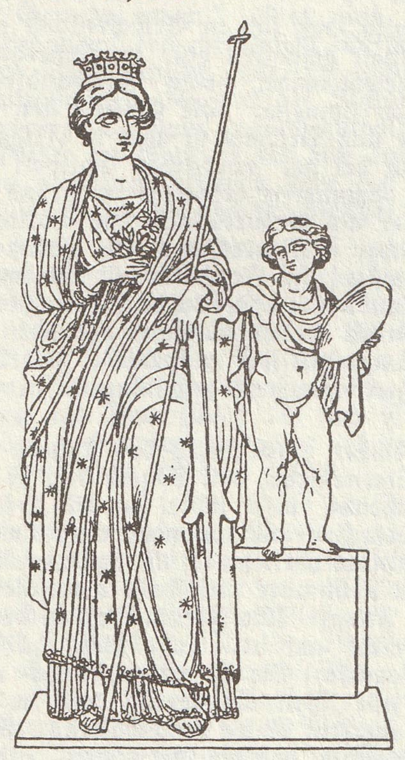


Abb. 11: Tyche (Fortuna) im Sternengewande.

Der Beziehungen zwischen der nordischen und griechischen Gottheit sind aber noch mehr. Nach der Göttersage ist Aphrodite aus dem Meere geboren; ihr waren besonders an Häfen, Meeresküsten und Sümpfen Heiligtümer geweiht. Sie berührt sich hier aufs nächste mit Artemis, wie wir oben ja dasselbe bereits von dieser berichtet haben; so heißen denn beide griechische Göttinnen limnesia, im Gewässer wohnend. Wir erinnern uns, daß der Wohnsitz des Vaters der Freyja, des Njord, Noatun, Schiffsstätte, heißt, am Himmel belegen, wie der Himmel selbst im Altdeutschen „Meergarten“ genannt wird.[247]) Die Göttin selbst heißt Mardoll, die Meeresfrohe. Die Wohnung der Frigg

ist Fensalir, Meersäle. Diese Wohnung liegt am Himmel und bedeutet nichts anderes also, als die fruchtbare Nässe des Himmels, Tau und Regen, irdische und himmlische, Fruchtbarkeit in jeder Art. Hier zeigt sich wieder die nächste Beziehung zur persischen Ardvisura und ihren Meerespalästen am Himmel. Ebenso wohnen nach dem orphischen Hymnus die drei Moiren am Himmelssee (59, 2 limne urania) gleich den 3 Nornen am Himmelsbrunnen der Urd.[248])

Wir sehen also, daß sich in Griechenland eine ursprüngliche Einheit der Gottheit gespalten hat, in Aphrodite und Artemis. Beide sind Meerwohnende, beide Halsbandträgerinnen; beide haben den Namen limnesia. Die Einheit der Vorstellung Ardvisura, Aphrodite und Artemis ist aber in Frigg-Freyja gegeben. Zugleich zeigt sich bei der nordischen Gottheit die ursprüngliche Bedeutung der Beinamen erhalten; während in Griechenland das irdische Meer als Geburtsstätte der Göttin gilt, liegen die persisch-germanischen „Meeressäle" am Himmel, von dem als der Wanen Heimsitz alle Fruchtbarkeit niedersinkt, selbst der Honigtau, der Tau der Unsterblichkeit, den Freyja — der griechischen Hebe ähnlich — den Tapferen schenkt. Wir haben hier dieselbe Erscheinung, daß sich in späterer Zeit Griechenlands die urspünglich großen Himmelsvorstellungen zu irdischen herabmindern.[249])

Haben wir bisher vornehmlich das äußere Ansehen und die Größe unserer Sternenfrau, den Segen, den sie in Fruchtbarkeit des Himmels schenkt, also ihre w a n i s c h e, sinnliche Art betrachtet, so versuchen wir nunmehr auch ihr a s i s c h e s und darin ein nicht minder vornehmes, ihr geistiges Amt zu erkennen. Ihr asisches Amt steht aber mit ihrer wanischen Art in engster Verbindung und Folge. Wie Freyja Licht in der riesischen Nacht ist, so hört sie nicht auf bei Tage Licht zu sein, des Gottes weltsegnendes Gemahl. Sie ist weder Nacht- noch Tagesgöttin, sondern beides, alle Welt als oberste und im Grunde einzige Göttin mit dem obersten Gotte durchwaltend. Es entspricht ganz dem römischen Berichte, daß die Germanen „mit den Namen von Göttern jenes Geheime nennen, das sie nur durch Verehrung schauen", wenn es von den wendischen Stettinern in Helmolds Slawenchronik[250]) zum J. 1156 heißt: „Bei aller Mannigfaltigkeit derjenigen Götter aber, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, leugnen sie doch nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. Dieser vor allen gewaltige aber, sagen sie, sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen aber gehorchen ihm, indem sie die von ihm ihnen übertragenen Ämter verwalten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gotte der Götter stehe." So „bestellte Allvater (nach Gylf. 14) zuerst Sitze für seine Verwalter (die Götter) und wies sie an,

über die Angelegenheiten der Menschen zu entscheiden." Und wie nach dem Helmoldschen Berichte die Götter aus dem Blute des obersten Gottes entsprossen sind, so heißt es (Gylf. 9) vom Asengeschlechte, daß es von Odin und Frigg stamme. Diese beiden also sind die einzigen eigentlichen Gottheiten und im letzten Sinne sind auch diese nur die eine, in Mann und Weib, in zeugende und gebärende Kraft auseinandertretende Gottheit, zu welcher (nach Gylf. 20) „alle Völker beten, indem sie ihr einen Namen in ihrer Sprache geben." Dies sind also keineswegs späte christliche Gedanken des christlichen Verfassers der Jüngeren Edda, es sind Auffassungen, wie sie schon dem Rigveda geläufig sind, Auffassungen, die mit der Natur dieser Gottheit notwendig verbunden sind. Ganz deutlich enthält diese Lehre vom Verhältnis der Götter zur Gottheit das alte Indien:[251]) „Darum fürwahr ist Indra gleichsam erhaben über die anderen Götter, denn er hatte das Brahman am nächsten berührt."

Wenn also (Gylf. 35) der Frigg ein ganzes Gefolge von Göttinnen zugelegt wird, in welchem Freyja die angesehenste ist, so entspricht dies dem alten Grundsatze, die Einheit zwar in Vielheit auseinandertreten zu lassen, während die Einheit selbst zugleich ungeteilt bleibt. Alle die Göttinnen mit ihren Ämtern Saga, Eir, Gefjon, Fulla, Freyja, Hnoß, Sjofn, Lofn, War, Syn, Hlin, Snotra, Gna und Idun (Gylf. 26) sind Frigg selbst, ja sie führen letzten Endes auch unausgesprochen auf jene übergeschlechtliche Einheit der waltenden Gottheit zurück.

Die Ämter aber, die auf solche Weise der Frigg selbst eignen, sind folgende: Sie ist Gesundung, Weisheit und Dichtkunst, ihr dienen, die als Jungfrauen sterben, sie ist die Liebesgöttin, Ehenstifterin, sie achtet der Eide, Verträge und Gelübde, sie ist zukunftskundig, durchschauend, Ratsbeschließerin, Gefahrschützerin, Anstand, Sitte und Sittlichkeit. Ihr, der Himmelskönigin, eignet mit dem Monde alles segnende Himmelslicht. Sie bewahrt die Äpfel, welche die Götter bis zum Endkampfe jung erhalten, sie selbst ist es, Hausfrau des Gottes, die in Walhall Met, den Trank der Unsterblichkeit, schenkt; ihr gehören im Leben und im Tode die Frauen an wie die Jungfrauen und Kinder, aber sie ist es auch, welche die Tapferen auswählt, die dem Tode verfallen sollen, um zu größerer Aufgabe sich fortan zu üben.

Aus allem geht hervor, daß diese Gottheit neben der Sorge für den Lebenssegen auch des gesamten sittlichen Lebens waltet. Aber damit nicht genug. Ihre vornehmste Aufgabe ist das Amt der Totenwählerin und der Spenderin des Lebens und der Unsterblichkeit.

Wir haben oben gesehen, daß Frigg und Freyja[252]) den Frauen in Geburtswehen beistehen. Dies hängt aufs engste mit der erlösenden Kraft zusammen, welche (Fjolsw. 36 f.) Menglöd-Freyja und ihre Mädchen besitzen. Ihre leuchtenden Säle liegen

in himmlischen Höhen, wie Noatun (nach Grimn. 16 und 4) am Himmel belegen und wie der Meeressaal (Vol. 34) als himmlische Feuchte (nicht irdische) zu verstehen ist; dort ja „beweint“ sie „Walhalls Weh.“ Denn es wäre gegen alle anderen klaren Zeugnisse, z. B. des Paulus Diakonus (1, 8), der Göttin einen irdischen Meeressaal, der ohnedies anderen Wesen vorbehalten ist, anzuweisen. Auch Mardoll, die Meeresfrohe, ist, wie wir vorhin gesehen haben, nur in diesem Sinne zu verstehen. Es ist dasselbe Verhältnis, wie bei der persischen Ardvisura, die aus der Himmelshöhe zum himmlischen Meere Vourukasha strömt, um dorther die befruchtende Feuchte der Erde zu spenden, die sie in irdischen Meeren, Teichen, in Brunnen, Flüssen und Quellen sammelt und aus ihnen wieder zum himmlischen Meere aufsteigen läßt.[253]) Und wie Ardvisura „von den Sternen“ herniedergerufen wird, ihre befruchtende Feuchte zu spenden, so fallen der Freyja-Frigg goldene Tränen aus der Sternenhöhe zur nächtigen Erde hernieder. Ganz unsinnig ja wäre das Bild, daß Frigg im irdischen Meere gar weinend säße: Tränen wollen „fallen“. Auch ist offenbar das „Weinen“ Friggs als Bild eben nur vom „Fallen der Sterne“ genommen, ein der Edda geläufiger Ausdruck (Vol. 57).

Auch Frau Holle, die Frau Freke oder Fruike Niedersachsens, die „Holde“, ist ein himmlisches Wesen und wenn sie ihre Betten macht, schneit es. Ebenso eignet ja das Federkleid der Freyja, ebenso der Ardvisura. Aber aus der himmlischen Höhe nährt sich das Erdreich und füllt sich mit dem fruchtbaren Nasse; so kommen die K i n d e r , der Segen der Ehe, welcher der Himmelskönigin heiliges Amt ist, aus den Brunnen hervor, daraus holt sie im Märchen der Storch, der heilige Vogel der Gottheit. Durch den Brunnen gelangt die Gold- und Pechmarie in das grünende Jenseits, sie gehen den Weg von der Erde zurück dorthin, woher sie ehemals kamen. So wird Frigg denn auch[254]) von Kinderlosen um ihren himmlischen Segen angefleht. Wir Kinder sangen in unserer friesischen Heimat noch jedes Mal, wenn wir einen Storch über uns hinziehen sahen: „Adebar, du goder, bring' uns 'n lütten Broder, Adebar, bester, bring' uns 'n lütte Swester.“

Die Himmelsmutter ist Mutter alles Lebens, sie ist in diesem Sinne der Frühling, der im Entspringen des Lebens zum Durchbruch kommt; und weil der Storch Frühlingsbote ist, weiß wie die lichte Göttin, so ist der Storch ihr heilig und holt das junge Leben aus der Tiefe des allumfassenden Schoßes. Zu ihr rufen die Menschen, insbesondere aber die gebärenden Frauen um Heil; das bedeutet es, wenn diese zum „Heilungsberge“,[255]) zu ihrem leuchtenden Saale, dem „Glanzheime“ und Glasberge der deutschen Märchen emporklimmen sollen; sie will ja angefleht sein und erhört Gebete gern.[256])

Wir sehen, das himmlische Meer ist keineswegs nur irdisches Wasser, sondern es ist in ihm wie bei der persischen Ardvisura alle Lebensfruchtbarkeit (vgl. unsere Übersicht unter 13), insbesondere auch die Zeugungskraft des Mannes und die Gebärtüchtigkeit des Weibes verstanden. Aber insofern erscheint die Göttin als reine Schöpfungsgottheit, wie Ardvisura; soweit reicht ihre wanische Art; dies alles ist ihr Amt, das sie mit allen himmlischen Schöpfungskräften gemein hat, mit Freyr, mit Njord und Nerthus und allem wanischen Wesen.

Höher hinauf reicht nun der Göttin hiermit verbundenes asisches, geistiges Amt; denn nicht nur des irdischen sondern auch des himmlischen Lebens Spenderin ist die „Halsbandfrohe". Sie besitzt die Äpfel, welche die Himmlischen speisen müssen, um sich bis zum Weltkampfe jung zu erhalten; sie ist es, welche mit den Walküren den walhallgewürdigten Tapfern den Met spendet, den Unsterblichkeitstrank.[257]) Ihr Reich ist nicht nur diesseits in der sichtbaren Welt, ihr Saal nicht nur allein die sichtbare Sternenhöhe, nicht nur das leuchtende Himmelsglanzheim, sondern unsichtbar auch, auch dort, wohin sterbliches Auge nicht zu dringen vermag, waltet sie, die Tatkraft der ewigen Jugend und des ewigen Lebens den Himmlischen und den erdentrückten Helden gewährend. Wie von der Welteſche Tau in die Täler fällt (Vol. 19), wie aber diesen Mimir als Met trinkt „am Morgen täglich", so ist der Tau, der aus der Freyja Sternensaal allnächtlich niederfällt, irdischer Stellvertreter des himmlischen Metes. Das gleiche Verhältnis zwischen Regen, aller Himmelsfeuchte und dem Soma (-Met) des Rigveda (z. B. 4, 26) hat Adalbert Kuhn[258]) längst und völlig überzeugend als urarisch nachgewiesen, so daß wir uns hier weitere Beweise für die Stellvertretung von Himmelsnaß und Himmelsmet sparen können.

Aber über diese Gleichung geht der germanische Glaube hinaus. Denn den eigentlichen Göttertrank schenkt Freyja den toten Kriegern und tritt damit in das große Gefüge des Endkampfes um die Schöpfung ein. Nach Grimn. 14 fällt Freyja die Entscheidung darüber, wer die Sitze in ihrer Himmelshalle Folkwang d. i. Volksgefilde einnehmen soll; die Hälfte des Val (der Schlachttoten) kiest sie täglich, die andere Hälfte fällt Odin zu. Dort erhebt sich ja die Halle Seßrymnir, „die Sitzgeräumige". Die Göttin führt nun den Namen Valfreyja; in einem faröischen Liede auch Valfrygv; ihr eignet der Valfall.[259]) Wenn die heidnische Thorgerd (Egilssaga) sich weigert, irdische Nahrung zu sich zu nehmen, weil sie bald bei Freyja zu speisen hofft, so ist das verständlich; aber höher in die germanische Glaubenswelt führt, daß die Hälfte auch der Einheerer ihr angehört. Denn es wird dadurch bezeugt, daß sie wirklich Todesgebieterin ist, Odins andere Hälfte, gleich den Walküren im Dienste des Weltgeschicks (Vol. 31). Die Ein-

heerer finden ja nicht etwa nur ein „Paradies“ vor, sondern eine neue Bestimmung, zu deren Erfüllung sie sich dort droben täglich im Waffenspiele üben. Für diese also ist der Met bestimmt; er ist das Mittel, im Endkampfe diese 432 000 Einheerer, die ausgezeichnetsten Kämpfer, in den Weltkampf einzusetzen; und sie müssen eingesetzt werden, weil die Riesenwelt sonst den Endkampf gewinnen würde. „Warum nahmst du ihm das Kampfglück, wenn er kühn dich dünkte?“ fragt der Einheerer Sigmund im Eirikliede den Gott und Odin antwortet: „Nicht weiß man gewiß, wann der Wolf, der graue, auf den Asensitz anstürmt!“ Im Auge des sterbenden Kriegers wird die unsichtbare Walküre, wird Odin selbst sichtbar; die andere Welt mit einem anderen Leben und mit einer höheren Aufgabe tut sich auf. So wie die allgemeine Todesgöttin Hel als Weltall fleischfarben und schwarz vorgestellt wird (Gylf. 34), wie die beiden Riesenhunde abwechselnd wachen, der eine nachts, der andere am Tage (Fjolsw. 22), so entspricht der Glaube, daß Odin die eine, Frigg-Freyja die andere Hälfte der Schlachttoten empfängt, gewohnter Vorstellung, daß nachts und tages unaufhörlich der Walfall dauert, daß keiner zu fürchten braucht, zu ungelegener Zeit zu fallen: Zu allen Stunden ist der Totenweg[260]) bereit, den die nächtige Freyja reitet. Im Ganzen zeigt sich aber auch hierin, daß Odin und Frigg-Freyja auf diesem Stande dasselbe sind, nur in der Vorstellung auseinandertretend. Die wanische Göttin, Lebensgottheit, ist Asin geworden und hat als solche asisch-geistiges Amt. Denn nunmehr wählt sie aus, wer zum Endkampfe, dem Göttergeschicke, helfen soll, sie steht hoch über einer bloßen Fruchtbarkeitsgöttin, sie ist bewußte Vertreterin des höchsten Schöpfungsgedankens gleich Odin.[261]) Wie sie auf Erden Hüterin der Sitte und Sittlichkeit ist, die auch die „heimlichen“ Abmachungen weiß, so nimmt sie auch am höchsten Kampfe um die Sittliche Weltordnung teil, zu jeder Stunde um die Mehrung der lichten Göttermacht besorgt.

In dem Abschnitte über die Himmlische Zahl habe ich gezeigt, daß Walhall keine bloße Glaubensvorstellung, sondern das Weltall selbst ist; daß Walhalls 540 Tore den Himmelskreis durchbrechen. Mit ihren 432 000 Einheerern und mit der Dauer von 432 000 Jahren, die der Asenschöpfung bestimmt ist, ist Walhalls Einordnung in einen noch höheren Weltplan bestimmt. Diese gesamte Schöpfung bildet nur das Mittel, eine höhere Welt vorzubereiten; denn es ist offensichtlich, daß diese Welt im Argen liegt. Das Ziel der Asengötter, der Abgesandten mithin einer noch höheren Gotteswelt, ist die Neuschöpfung durch Vernichtung der riesischen Urtode, des giftigen Eises und des fressenden Feuers, Lokis und Surts, der Mächte jeglicher, insbesondere auch der sittlichen Zerstörung.

Dadurch wird auch Freyja-Frigg zur großen Kämpferin für die Erlösung. Sie schenkt nicht nur Genesung von allem leiblichen Leide, sie reißt das Herz aus der selbstischen Vereinsamung in die offene Teilnahme am großen Weltkampfe hinauf und das Wort des Bjarkiliedes erhält besonderen Sinn: „Nicht erwachet zu Wein oder Weiberkosen; erhebt euch zu Hildes (der Walküre, Freyjas) hartem Spiel!“ Nicht um ein seliges Leben stirbt der Germane, sondern um eine neue Aufgabe; „durch Wunden und Schmerzen“ (Gylf. 39) kamen sie zu ihrem Gotte. Dies ging so weit, daß sie auf ihr Leben verzichteten, den Schlachtentod suchten, um sich Odin zu weihen. Hier ist also nicht Erlösung vom Leide, nicht Erlösung von der Sünde, sondern höheres Leben durch Lösung von der Sterblichkeit, von der Ichsucht, vom Leben; hier ist Verachtung des Leides, Verachtung des Todes angesichts des größeren Kampfes um den gesamten Sinn der Welt.

Dort droben empfing den Nicht-Toten die Sternenfrau, die schönste von allen, im Asgardlicht und bot ihm den Trank der Unsterblichkeit, den er nun mit dem Gotte selber teilte (Grimn. 19), bis zum letzten Kampfe, der die Welt von allem Übel befreien soll (Vol. 62).

Wie Odin und Frigg in Licht des Tages und Licht der Nacht ewig auseinandertreten, als Himmelsmacht ewig sich vereint bleiben, so wird unter dem Walhallglauben wieder ein alter urarischer Himmelsglauben erkennbar. Die eddische Überlieferung der wanischen Herkunft der Freyja wird dies noch deutlicher machen. Mit ihrem Tagesbruder [262]) Freyr ist sie einer Ehe des Wanen Njörd mit seiner Schwester entsprossen. Der Name dieser Schwester ist in der Edda nicht überliefert, es ist aber kaum anders denkbar, als daß diese eben die Nerthus, nach dem Berichte des Tacitus die „Erdmutter“ gewesen sei; die Übereinstimmung des Namens deutet dies nebst allem Übrigen zur Genüge an. Der Göttersitz Njörds ist nach dem Grimnirliede Noatun d. i. Schiffsgarten und gleich den anderen Götterheimen am Himmel belegen, unter den Schiffen dürfen wir wohl im Einklang mit den Felsbildern die Sterne oder auch Wolken verstehen, wie denn dem schimmernden Freyr Skidbladnir als das „beste aller Schiffe“ (Grimnir 43. 44) „in der Zeiten Anfang“ gegeben worden, das er nach Belieben zusammenlegen kann, ein Sinnbild des sich verfinsternden und wieder aufklärenden Himmels. Nach derselben Stelle (Grimn. 16) wohnt Njörd zu Noatun in „hochgezimmertem“ Heiligtum; dies ist derselbe Ausdruck, der Vol. 7 für die Asenheiligtümer und Gehöfte auf dem Idafelde im leuchtenden Weltall gebraucht wird. Auch das ist eine Bestätigung dafür, daß der „Schiffsgarten“ (denn tun ist nicht nur Zaun, sondern auch das Umzäunte) nicht in irdischem sondern in himmlischem Meere, aus welchem alles irdische Naß herniederquillt, belegen ist. Wie nun im Altnordischen für Berg die Form bjarg

neben berg, für gellen gjalla neben galla erscheint, so könnte Njörd als eine Nebenform für Nord gleich Nerthus angesprochen werden, womit ich keineswegs eine ursprüngliche Wurzelgleichung behaupten will. Unterliegen doch Namen nicht im gleichen Maße wie gewöhnliche Wörter den gesetzmäßigen Lautabwandlungen; oft vielmehr werden sie aus dem allgemeinen Strome sprachlicher Entwicklung herausgehoben, besonders getragen, besonders überliefert, nach Gutdünken, Absicht oder Mißverstehen verändert („Germanen"), der Veränderung, die alles andere ergreift, durch Ehrfurcht entzogen. In unserer Arbeit über die Tore von Walhall haben wir aber bemerkt, daß die Richtung des Gebetes nach Norden als dem Göttersitze unter dem Himmelsnordpole ging, so liegt nunmehr auch nahe, wieder in Njörd- und Nerthus nichts anderes als die am Himmel waltende Gottheit zu erkennen, wie denn auch Freyr von Odins Himmelssitz Hlidskalf „über alle Welt" blickt. So wäre denn Njörd und Nerthus nicht mehr und weniger als ein Ausdruck für „Nord" d. h. Himmelsgottheit überhaupt und in der Tat bietet das Altisländische[263]) einen Namen Niördungar ganz allein für „Götter". Nordunge sind also des Njörd und der Nerthus Kinder Freyr und Freyja, Himmelsgötter. Da wird es sogar verständlich, wenn (nach Grimm 322) eine Handschrift Odin und Njörd gleichsetzt; ist doch beiden der Sitz am Himmelspol gemeinsam. Der Unterschied zwischen Asen und Wanen ist ein Unterschied nur wie zwischen Geist und Leben, zwischen Schöpferwille und Schöpfungsfruchtbarkeit. Der erste Weltkrieg spiegelt sich in jedem Menschenleben, zwischen der göttlichen Geist- und der göttlichen Lebens- und Zeugungswelt wieder. Die Einheit der göttlichen Welt wird durch das Überwiegen des Sinnenlebens (Gullveig) gestört; sie wird durch Übereinkunft (die sittliche und gesunde Haltung) wiederhergestellt. Beiden gegenüber tritt die rohe Welt des Stoffes, das Riesische. Und so gibt Odin den Menschen den Geist, Hoenir die Seele und der Riese Loki die irdische Eigenschaft. Es ist also von tiefem Sinne, daß gerade Hoenir der „geistlosen" sinnlichen Welt als Geisel gegeben wird, Njörd aber von der wanischen sinnlichen Fruchtbarkeitsmacht den Asen, und warum gerade dieser am Ende der Welt zu den weisen Wanen zurückkehren kann. Und so kann Wanaheim auch nur verstanden werden als der Wohnsitz der schönen Sinnenwelt, der holden Fruchtbarkeit, wie das Wort selbst mit unserem Wonne (und dem lateinischen Venus und venustus) zusammenhängt. „Von weisen Mächten" ward Njörd „im Anfang der Zeiten" geschaffen und kehrt nach dem Weltende zu ihnen zurück.[264]) So sind denn auch diese „weisen Mächte" zu deuten und zwar als jene Urgottheit des Himmels, die (nach Hyndla 45 und Vol. 65) die Schöpfung in ewigem Glanze herstellen wird. Hiermit stimmt ein, daß nach der Edda, insbesondere der Seherin Weissagung, der Kampf

zwischen Asen und Wanen lediglich eine Götterangelegenheit ist und noch vor Odins Augenopfer und Balders Tod als Schöpfungsgeschehnis angesetzt wird. Eine geschichtliche Auffassung geht daher gänzlich fehl. *Der Kampf ist ewig*, der Friede wird täglich erkämpft; jeder Mensch erfährt den Kampf in seinem Innern täglich. Dies schließt freilich nicht aus, daß eine besondere Verehrung der Lebensgottheit, eine besondere der geistigen Gottheitsmacht dargebracht und so neben dem ewigen Götterkampfe ein irdischer menschlicher auftreten könnte. (Vergl. Anm. 265). Die zarathustrische Unterscheidung zwischen geistigen und stofflichen Yazatas (vgl. unsere Übersicht Frigg-Ardvisur unter 2) klingt hier bezeugend ein.

Aus allem geht aber hervor, daß Freyja wie ihre Mutter Nerthus ein himmlisches Gottwesen habe bedeuten sollen wie auch in Griechenland der Aufenthalt der Erdmutter Gäa, wie oben angeführt, im Aether gedacht worden. Erscheint Freyja als Wanin, Frigg als Asin, so bedeutet das also nur das Auseinandertreten der mütterlichen Gottheit des Himmels (als solche wiederum nur die mütterliche Seite der Gottheit schlechthin) in Lebens- und Geistesmacht, in Seele und Vernunft, in Wachstum und Willen, und wir beobachten hierin das „mythologische Prinzip" an der Wurzel, die arische „Vielgötterei" als eine grüblerische Zerspaltung der urgöttlichen Weltallseinheit.

Himmel (Irmin-, Allgott)

Asen	Wanen
Odin + Frigg	Njord + Nerthus
Balder + Nanna	Freyr + Freyja

Aber wie der Himmel über allem Menschendenken als Einheit bestehen bleibt, so rufen auch wir heute noch denselben Himmel an, der unseren Vätern leuchtete. „Gebe der Himmel", das ist dieselbe Anrufung wie die des alten Hildebrand im heidnischen Hildebrandsliede V. 30 an den „Irmingott oben vom Himmel!"

* * *

Bevor wir zu weiteren Folgerungen kommen, müssen wir noch einmal den Spuren der persischen Ardvisura nachgehen. Nach dem babylonischen Geschichtsschreiber Berossus (260 v. Chr.)[266]) haben die Perser erst in weit späterer Zeit menschengestaltige Götterbilder zu verehren angefangen und zwar habe dies Artaxerxes, der Sohn des Darius und des Ochus Vater, eingeführt, der zuerst der Aphrodite Anaitis (Ardvisura) Standbild in Babylon, Susa und Ekbatana, in Damaskus und Sardes aufgestellt und die Perser und Baktrer es verehren gelehrt habe. Nach Plutarch in seinem Leben des Artaxerxes Mnemon[267]) setzte dieser der „persischen Artemis" die Aspasia, des jüngeren Cyrus Geliebte, als deren Priesterin ein, damit sie den Rest ihres Lebens „rein" zubringe. Der Dienst muß also bestanden haben;

nur die Verehrung in Menschengestalt (nach dem Berossus) war neu. Denn der Dienst der Ardvisura (Artemis) bestand schon vor Zarathustras Glaubensgestaltung.[268]) Herodot (I 131) erzählt, daß die Perser zu ihrem bisherigen Dienste hinzugelernt hätten, der Urania zu opfern, und zwar von den Assyriern und Arabern. Sehr vernünftig vermutet Windischmann (S. 102): „es sei sehr unwahrscheinlich, daß die Perser einen absolut exotischen Dienst recipiert haben sollten; wohl aber könne der einheimische einer persischen Aphrodite (d. i. Urania), die keine andere als eben jene Anaitis (Ardvisura) gewesen sein werde, eine den vorderasiatischen Kulten ähnliche Form angenommen haben, deren Gipfel dann ihr Bilderdienst unter Artaxerxes wurde."

Die Richtigkeit des Herodotischen Berichtes über die Übernahme eines Dienstes der (Aphrodite) Urania von den Assyrern wird sich aus der Vergleichung der Schilderung der Ardvisura mit der Schilderung der Göttin Istar in ihrer Höllenfahrt, die auf einer Tontafel des Asurbanipal von Ninive gefunden worden und auf etwa 1200 v. Chr. anzusetzen ist, bestätigen lassen.

Nach dem avestischen Yascht 5, 126 f. trägt Ardvisura einen goldenen Mantel, den Baresmanstengel in der Hand, ein vierkantiges goldenes Ohrgehänge, ein Halsgeschmeide, einen Brustgürtel, ein Diadem auf dem Haupte, mit 100 Juwelen besetzt, golden, achtteilig, wie ein Wagenkasten gestaltet, mit Bändern geschmückt, an dem ein Reif hervortritt, gold- und silberschimmernde (Biber-) Kleider. Nach Vers 78 ist sie noch mit goldenem Schuhzeug angetan.

Diese Schilderung erscheint wie nachträglich in den Zusammenhang des ganzen Ardvisura-Yascht hineingesetzt; jedenfalls wird die bisher als strömendes Wasser gepriesene Ardvi hier plötzlich wie eine Bildsäule geschildert.

In Istars Höllenfahrt muß die Liebesgöttin (Morgen- und Abendstern) Assyriens beim Eintritt an den Toren der Hölle ablegen: die goldene Krone (Diadem); die glänzenden Ohrringe; das blendende Halsgeschmeide; den prächtigen Mantel; den Gürtel von Edelsteinen; die goldenen Fußspangen.

Die beiden Schilderungen stimmen fast überein; Herodots Nachricht, daß die Perser die Aphrodite Urania von den Assyrern überkommen hätten, ist ohne Zweifel geschichtlich richtig. Aber der Meinung Windischmanns, daß die Perser schon vorher ein ähnliches göttliches Wesen verehrt haben würden, stimme ich zu, und zwar 1. deshalb, weil nach den erwähnten Stellen die bilderlose Ardvi des übrigen Yascht 5 ausdrücklich vom Avesta als vorzarathustrisch bezeugt wird und 2. weil die Schilderung der Bildsäule in Yascht 5 wohl ein späteres Einschiebsel ist innerhalb einer Preisung der Ardvi, welche auf eine Bildsäule wenig paßt, und 3. weil nach alten Zeugnissen der persische Gottesdienst überhaupt bilderlos war.

Der Dienst der Istar bei den Assyrern war voll orgiastischer Schwüle; der Dienst der persischen Ardvisura-Artemis „rein"; sogar jener persische Artaxerxes, der das assyrische Bild der Ardvi einführte, setzte die Aspasia zu ihrer Priesterin ein, damit sie „ihr übriges Leben rein zubringe."[269] Über den Gegensatz zwischen dem vedischen und semitischen Gottesdienst urteilt der so besonnene Oldenberg:[270] „Die unbefangene Natürlichkeit . . . hat nichts von jener Atmosphäre schwüler und raffinierter Sinnlichkeit an sich, die etwa die Gestalt einer Astarte umgab; so wie dem vedischen Kultus, der an Momenten zotiger Derbheit in Wort und Tat nichts weniger als arm war, doch die semitische Verquickung von Heiligtum und Bordell fremd geblieben ist." Dieses Urteil gilt aber nicht nur für den indischen, sondern auch für den persischen und griechischen[271] Dienst, d. h. die Einführung des Bilderdienstes aus Assyrien in den Dienst der persischen Ardvisura durch Artaxerxes bedeutete nicht die Einführung etwa eines Astartedienstes und seines ausschweifenden Wesens: die persische Ardvisura blieb die arische Gottheit, welche sie ursprünglich und schon in voriranischer Zeit gewesen war, rein und schön, die lichte Gottestochter, welche die Ehe segnet.

Wenn wir so einerseits die iranische Ardvisura von der assyrischen Istar geschieden haben, so bleibt doch noch zu erwähnen, daß nach den Ergebnissen der neueren Assyriologie die Göttin Istar selbst nicht assyrischer Herkunft ist. „Die Idee männlicher und weiblicher Gottheiten, sagt Delitzsch,[272] konnte nur bei einem Volke aufkommen, welches dem Weibe eine mit dem Manne völlig gleichberechtigte Stellung, ja sogar eine Ehrenstellung neben dem Manne zuwies, dieses Volk aber war das sumerische Volk, das in Babylonien, vornehmlich Südbabylonien, im 3., 4., 5. vorchristlichen Jahrtausend zu hoher menschlicher Kultur erblüht war. Das Land Sumer war die Heimat des Glaubens an Gott und Ischtar, d. h. an eine weibliche „segenspendende" Gottheit, deren Kultus unter dem Namen Astarte sich im Laufe der Jahrhunderte über ganz Vorderasien verbreitete." Von den Sumerern übernahmen (Delitzsch S. 47) auch die semitischen Akkader Religion und Kult, von diesen den Dienst der weiblichen Gottheit die Assyrer. Auch die mächtigen Tempelstufentürme Assyriens reichen ja auf den vorsemitischen sumerischen Priesterkönig Gudea von Lagasch um 2350 vor Christus zurück[273] und dieser widmete sein Standbild der (sumerischen) Göttin Nintu, der „Mutter der Götter, die im Himmel und auf Erden die Geschicke bestimmt."[274] Die Anbetung einer Himmelskönigin ist also in jenen Gebieten schon im 3. Jahrtausend vor Chr. als vorassyrisch bezeugt; die Istar ist in Assyrien Lehngut älterer Völker, deren engere Rassenzugehörigkeit die Forschung noch zu bestimmen haben wird. Die Darstellungen der assyrischen Istar auf den Siegelzylindern[275] zeigen die Göttin

mit einem Halbmond auf dem Kopfe, stets aber ohne Halsband. Von den übrigen Abbildungen (insbesondere 22 bis 24) weist nur eine Statue (Nr. 23) aus dem Louvre-Museum einen Halsgürtel auf. Dieser ist ähnlich mit kleinen Würfeln gemustert wie der breit nach rückwärts und aufwärts gefächerte Haarschmuck, aber dasselbe Muster trägt eine andere nackte Istar als Geschlechtsbetonung ohne Halsgürtel; es kann daher nicht derselben Deutung unterliegen wie bei den arischen Gottheiten.

Wenn in „Istars Höllenfahrt" die Göttin ein Halsband nebst anderem Schmucke ablegt, so ist jedenfalls das Halsband nicht besonders betont und man könnte die Übereinstimmung mit der Ardvisura Persiens als unerheblich abtun. Und dies um so eher, als ja die babylonische Kunst die Istar ohne Halsband darzustellen pflegt. Überraschende Klärung bringt aber nun der sumerische Sintflutbericht. Anu („der oben") war die höchste Gottheit der Sumerer (M. Jastrow, Relig. Babyloniens und Assyr. 1, 85). Anu ist der „Himmel". Als das Schiff sich an der Spitze des Berges gerettet hat, kommen die Götter herzu und namentlich von Istar heißt es:

„Als darauf die „Hehre" herangekommen war,
Da erhob sie das köstliche Geschmeide, das Anu gefertigt ihr zu Wunsche:
Ihr Götter hier! Bei meinem Halsschmuck! Nicht werde ich vergessen
Diese Tage ..... Bel trete nicht (herzu),
Weil er unbesonnen die Sintflut angerichtet
Und meine Menschen dem Verderben preisgegeben."

Wir sehen, daß die sumerische Himmelsgöttin, die Menschenfreundin, bei ihrem Halsschmucke schwört, den ihr der „Himmel" gefertigt hat; dieser Halsschmuck muß also ihre Besonderheit anzeigen. Der Verfasser des Berichts kennt noch diese Besonderheit, denn „Anu" d. i. der Himmel hat den Schmuck gefertigt. Dieses Halsband erscheint nur in der ältesten Zeit. Babylon vergißt seiner, anscheinend im selben Maße, in dem die ursprüngliche Himmelsgottheit Istar zu einer Göttin des Geschlechtslebens herabsinkt. Das himmlische Abzeichen des Sonnenbahn-Sternkreises wurde nicht mehr verstanden und somit vergessen. In M. Jastrows dreibändiger umfassender Darstellung der „Religion Babyloniens und Assyriens" wird der Halsschmuck der Istar nicht erwähnt. Um so wichtiger bleibt die sumerische Übereinstimmung.

In seiner „Deutschen Vorgeschichte" (2. Aufl. Abb. 167 und 168) bringt Kossinna eine größere Zahl von Abbildungen steinzeitlicher Frauen-Idole der Südindogermanen aus Podolien und Südrußland. „Es scheint so, sagt Kossinna, als hätte man im steinzeitlichen Mitteleuropa außer dem großen, allgemeinen Himmelsgotte noch andere mit bestimmten Himmelserscheinungen eng verbundene Gottheiten sich vorgestellt. Daß diese Gottheiten

nicht etwa als blinde Naturkräfte, sondern als machtvolle und zugleich auch als menschliche Persönlichkeiten gedacht worden sind, wird bewiesen durch die Häufigkeit weiblicher Tonfiguren im Kulturkreise der Südindogermanen, hinter denen sich nur eine Fruchtbarkeitsgöttin, eine Mutter Erde verbergen kann." Diese kunstlosen Leiber tragen nun als Bekleidung nichts, als Schmuck lediglich ein deutliches Halsgeschmeide. Somit erscheint das Halsband als Kennzeichen der Gottheit zeitlich vor dem sumerischen Berichte bei den europäischen Indogermanen der Steinzeit.

Das Halsband tritt also nunmehr auf:

1. bei den Indogermanen des steinzeitlichen Mittel- und Südeuropas,
2. im sumerischen Sintflutbericht,
3. bei Homer und im „homerischen" Hymnus auf den delischen (hyperboreischen) Apoll als Schmuck der Aphrodite und der Eileithyia,
4. bei der phrygisch-thrakischen Kybele,
5. bei der persischen Ardvisura,
6. bei der Ephesischen Artemis,
7. in der nordgermanischen Edda als Hauptschmuck der Freyja,
8. in der deutschen Volkssage von Woud und Freid.

In allen Fällen erscheint das Halsband als Kennzeichen (Attribut) einer himmlischen Gottheit. Es bleibt aber noch die indische Spur zu verfolgen.

Wir haben oben nach Eduard Meyer berichtet, daß die arischen Urinder in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends vor Chr. in Nordindien eintreffen. Sie kamen nach E. Forrer um 2500 vor Christus über den Kankasus nach Asien und wir dürfen ihm zustimmen, wenn er ihnen schon damals weit überlegene religiöse Vorstellungen beimißt. Wir müssen annehmen, wenn die assyrische Istar selbst sich als schon sumerisch erweist, daß auch ihre ursprüngliche göttliche Eigenschaft vorsemitisch bestimmt und daß auch die sumerische Göttermutter damit einstimmte. Brachten nun von 2500 vor Christus ab die vordringenden Urinder die indogermanische Himmelskönigin (in höherer Verehrung als nach der zarathustrischen Glaubensspaltung) in jene Gebiete, so kann zunächst dahingestellt bleiben, ob dieses Glaubensbild auch auf den sumerisch-akkadischen Völkerkreis in dieser Hinsicht befruchtend gewirkt hat; jedenfalls ist diese Himmelsgottheit so echt indogermanisch, in der griechischen Hera und der nordischen Frigg so klar übereinstimmend, daß auch der Sternenhalsbandschmuck als gleicher Quelle entsprossen angesehen werden darf.

Und in der Tat finden wir ihn in hervorragender Weise wieder in Indien. Inder, Perser und Germanen hatten ursprünglich

übereinstimmend eine bildlose Götterverehrung.[276]) Die älteste Überlieferung des Veda nennt als Göttermutter die Aditi, die „Unendlichkeit", die im Rigveda als solche verehrt wurde. Sie ist Mutter des Mitra-Varuna, der indischen Sonn-Mondgottheit d. h. des Himmels, der mit seinen beiden Augen Recht und Unrecht aller Menschen schaut; seine Späher sind die Sterne.[277]) Der Geist dieses urindischen Gottums, dessen Götternamen Boghazköi noch 1200 vor Christus für Nordkleinasien bezeugt, als seine Träger schon längst in ihr neues indisches Land eingewandert waren, ist von großer Reinheit und stiller Herrlichkeit; es ist uralter einfacher geistiger Himmelsglaube. Dieser Himmel spendet seine Fruchtbarkeit im Fallen des Taues und des Regens, aber diese Himmelswasser sind zugleich Fruchtbarkeit der Zeugung, zugleich seelische Reinigung und Bewahrer sittlicher Güter.[278]) Die Gottheit des Himmelswassers insbesondere apam napat ist voriranisch.[279]) Die Fruchtbarkeit steht auch in Indien mit dem Mondlaufe in Verbindung. Sinivali, die Göttin „mit breiten Zöpfen",[280]) gibt den Frauen Leibessegen. Aditi scheint später enthalten in der Bhavani, der Gattin Bhawas, des Werdens, sie ist die Gottheit, welche die indische Dreieinigkeit, den Trimurtis, gebiert. Diese Bhawani wird gleich der Nerthus-Freyja und Kybele an ihrem Feiertage in geheimem See gebadet.[281]) Der „dreigestaltige Gott", Brahma, Wischnu und Schiwa in sich enthaltend, ist Narayana, der in der Folge mit Wischnu, dem Erhalter, gleichgesetzt wird.[282]) Wischnu, die „erhaltende und fürsorgende Gotteskraft" steigt in die Menschenwelt hinab, so oft sein Dazwischentreten sich als notwendig erweist; im Ganzen aber d. h. während der 4 Weltalter in 10 Haupt-Geburten. Diese Verbindung der Zahlen 1 bis 4, welche zusammen die heilige Zehnzahl ergeben, haben wir in unserem Abschnitt über die Himmlische Zahl erörtert; sie vollendet sich in 12 000 Götter = d. i. in 12 000 × 360 gleich 4 320 000 Menschenjahren. Narayana ist nach der angeführten ihm gewidmeten Upanishad der „Höchste des Alls, das All selber, das höchste Brahman."

Nach den mir vorliegenden Abbildungen[283]) trägt Bhavani (Abb. 12) auf dem Haupte ein Diadem, sie hat einen Gürtel und ein weites Gewand und ein vierfaches, in zwei Windungen tief herabhängendes Halsband. Bhavani, in deren Bärmutter nach der großen Zerstörung der Welt im Feuer die Samen aller Dinge aufgenommen werden, wird mit der Eileithyia, Juno Lucina und Venus Urania gleichgesetzt.[284]) Sie hat also die Ämter der Frigg-Freyja und trägt nun auch ein Halsgeschmeide wie die nordische Göttin. Dieses Halsband zeigt auch die Darstellung des von ihr geborenen Trimurtis. Ganz besonders ist aber die Auszeichnung des Wischnu-Narayana mit gewaltigem Halsgeschmeide in die Augen fallend (Abb. 13), wie sich auch seine sämtlichen 10 Avatare



Abb. 12: Bhavani.

(Herabsteigungen) mit diesem Perlenbande geschmückt zeigen. Auf der Darstellung (Abb. 13) des Wischnu-Narayana ist das mächtige Band als eine Kette von Sternen deutlich erkennbar und wiederum tragen die aus seinem Nabel aufsteigenden 4 Welthüter denselben auffallenden Schmuck. Die achte Erscheinung Wischnus ist Krischna, der „dunkelblaue" Himmelsgott. Das Bild, das ihn an der Brust seiner Mutter Devaki zeigt, weist bei beiden dasselbe mächtige Halsband auf; dasselbe gilt von den Göttergestalten am großen Weltberge.

Das so deutliche Hervortreten eines mächtigen meist vierfach geschlungenen Halsgeschmeides auf den Bildern der indischen (auch der männlich gedachten) Weltallsgottheiten kann nicht auf einer Künstlerlaune beruhen. Es muß eine besondere Bedeutung haben und diese findet sich, wie oben erwähnt, in dem Ster-

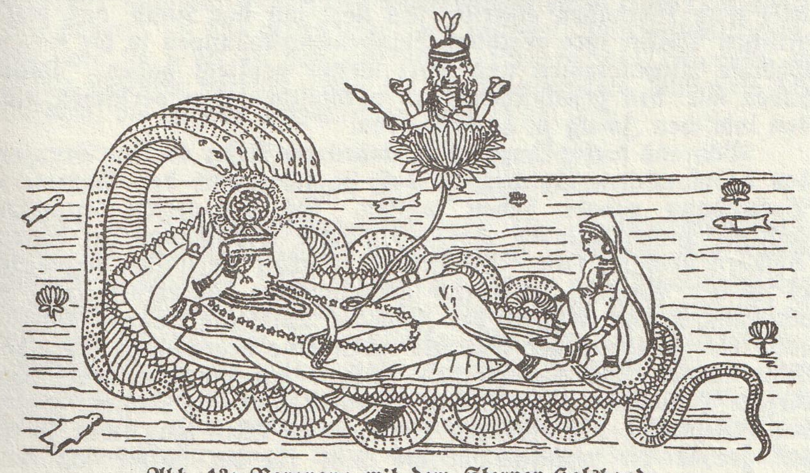


Abb. 13: Narayana mit dem Sternen-Halsbande.

nenhalsgeschmeide des Narayana enthalten. Diese indischen Götter sind durchaus Weltallsgottheiten und kein Schmuck könnte ihnen mehr angemessen erscheinen als eben der des Sternenhimmels. Wie dem indischen Arier von altersher Sonne, Mond und Gestirne stoffliche Vertreter geistigen Lichtes waren (des Mitra-Varuna Augen und Späher, die erhabenen Himmelsadler u. a.), so erschien der Glanz des Weltalls in der Sonne verkörpert,[285] Narayana und Brahman als Sonnenkreis. Die Sonne aber vollführt ihren geregelten nie abweichenden Lauf innerhalb der Sternbilder des Tierkreises. So liegt es nahe, in dem seltsamen, in steter Gleichförmigkeit sich wiederholenden, mächtigen, aus Sternenschnüren gebildeten Halsgeschmeide aller Weltgottheiten wiederum nichts anderes als das Sinnbild der Sonnenbahn, des Tierkreises zu erkennen. In seinem ewigen Kreise läuft die Sonne; so ist das Halsgeschmeide, das den Tierkreis versinnbildlicht, zugleich Sinnbild dessen, daß diese Weltallsgottheiten mehr und größer als die Sonne sind, wie es in der mehrfach angeführten Großen Narayana-Up. 1, 18 heißt:

„Mit eins umwandeln Himmel sie und Erde,
Umwandeln Welten, Pole und das Lichtreich."

* * *

In dem einleitenden Abschnitte über die „Ausgrabungen von Boghazköi" habe ich den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Herkunft der arischen Völker dargestellt. Danach ist das Ausgangsgebiet Mitteleuropa und zwar sehen wir die östliche Welle der Arier um 2500 vor Christus über den Kaukasus und um das Kaspische Meer nach Asien vordringen, während um 1200 vor Christus eine andere große Verschiebung teils nach Griechenland teils nach Kleinasien eintritt. Es liegt auf der Hand, daß diese arischen Völker ihre ererbten Glaubensvorstellungen in die neuen Gebiete mitgenommen und dort weiter gepflegt haben. Dabei haben wir den griechischen, den phrygischen, den persischen und den indischen Zweig zu unterscheiden.

Während dieser langen Zeit stehen die Arier an den Grenzen des babylonischen Reiches, so daß sie schon mit den Sumerern Verbindung gehabt haben müssen. Da der arische Urglaube geistiger Himmelsglaube war, so mochte Sternkunde bei diesen Völkern heimisch sein. Die skandinavischen Felsbilder bezeugen es für den Norden; die indisch-skandinavische Übereinstimmung in der Himmlischen Zahl, in der Zahl der Tore, die Sonnen-Mondbahn als Halsband der Gottheit reden eine urgewaltige Sprache. Man merkt, wie alle arischen Völker mit innerem Jubel von diesem Halsbande zeugen, von Skandinavien bis Indien; wenn das Halsband der griechischen Eileithyia „9 Ellen lang" war, so ist das gerade die mystische arische Zahl für die Ziffer 432 der Sonnen-Mondbahn.

über das Alter und die Bedeutung der babylonischen Gestirnwissenschaft äußert sich der amerikanische Gelehrte M. Jastrow (Religion Babyloniens und Assyriens, 1905, II 1, 436) als berufener Zeuge: „Daß die babylonischen Astronomen auch das Gesetz der Präzession der Äquinoktien nicht erkannt hatten, wenn sie es auch in der allerspätesten Zeit möglicherweise ahnten, und daß in dieser Beziehung der griechischen Astronomie der Vorrang gebührt, ist bereits hervorgehoben worden. Also selbst bei der vollen Anerkennung der Grenzen der astronomischen Kenntnisse der Babylonier bleibt ihnen unbestritten das Verdienst, die Vorläufer der Griechen und somit der ganzen antiken Welt auf diesem Gebiete gewesen zu sein, aber anderseits müssen wir stets im Auge behalten, daß die erheblichsten Fortschritte, wodurch man sich zu einer wirklich wissenschaftlichen Erforschung der Erscheinungen und Bewegungen bei den Himmelskörpern aufschwang, erst nach dem Verfall des eigentlichen babylonischen Reiches zu konstatieren sind, wenn auch die Anfänge der reinen Astronomie bedeutend weiter zurückliegen und gewiß über das Jahr 700 vor Christus zurückreichen. Hängt dieser Aufschwung vielleicht mit dem Verfall der babylonischen Religion selbst zusammen, die durch das Eindringen der Perser und durch das Aufkommen des Mazdaismus erheblich gelitten haben muß, wenn auch äußerlich dieser Verfall selbst in der griechischen Zeit noch nicht zum Vorschein kommt? Es ist eine Erscheinung, die man auch sonst in der Weltgeschichte beobachten kann, daß das Eintreten eines neuen politischen Moments geistigen Aufschwung zur Folge hat, selbst wenn dieses Moment politische und religiöse Auflösung mit sich bringt, wie wir trotz der aussöhnenden Haltung der persischen Herrscher nach der Eroberung Babyloniens durch Cyrus anzunehmen haben." — Die große Ruhe der arischen Glaubensvorstellungen, wie sie z. B. in den herrlichen Liedern des Rigveda an Mitra-Varuna herrscht, und die oft wundersame Innigkeit des Gefühls, die zu den Himmlischen fleht (VIII 47):

„O breitet über uns den Schutz
Wie Vögel ihrer Flügel Paar",

mußten der arischen Himmelsforschung eine geistige Ruhe mitteilen, die ihr auch die innere Überlegenheit gegenüber aller wüsten Astrologie sicherte. Wir dürfen die Frage des amerikanischen Gelehrten, ob der Aufschwung der eigentlichen Sternwissenschaft mit dem Verfall der babylonischen Religion im Gefolge der arischen Eroberung zusammenhänge, wohl bejahen. Denn nur Babylon vergaß die sternkundliche Bedeutung des Halsbandes; damit sank Istar von der Himmelsherrlichkeit ihres Urbildes herab, welche ihr gerade durch das beigegebene Sinnbild erhalten werden sollte.

Ich habe in dieser Arbeit versucht, an dem Beispiele des Halsbands nicht nur, sondern mehr noch an dem der Gottheit, die von seinem Licht umgeben ist, ein Verfahren darzustellen, mittelst welchen es möglich sein wird, die Wege zu verfolgen, auf denen die nordeuropäischen d. h. arischen Glaubensvorstellungen in den Süden und Osten, nach Griechenland, Kleinasien, Persien und Indien vordringen, und ferner versucht, danach aus der in den neuen Ländern sichtbar werdenden Religionsmischung ihren Bestand an arischem Erbgut zu ermitteln. Diese Wege liegen offen: In Thrakien berühren sich Deutschland und Indien; dies uralte arische Land ist Ausgangspunkt der gesamten südarischen Glaubenswelt. Von ihm aus erhalten Orpheus, Hesiod, Pythagoras, Platon und die großen hellenischen Tragiker ihre geistige und gottümliche Nahrung; Thrakien ist der Ausgangspunkt des phrygischen Gottesdienstes der Guten und Großen Mutter, der die ganze alte Welt huldigte.

Wir sahen im germanischen Norden die Frigg-Freyja in der Eigenschaft als Licht der Sternennacht, als Gottheit der Liebe und Ehe, der Geburt und des Todes, als Gottheit, welche alle Zukunft weiß, wenn sie sie auch verschweigt, als Verleiherin der Weisheit, des Sieges, als Spenderin der Unsterblichkeit; ihre Wohnung ist die Höhe des strahlenden Himmelsberges, sie webt die Geschicke der Welt und bewahrt ihre Schlüssel, sie ist das Weltall selbst, ist Urnacht, Urmutter, Urliebe; Jungfrau und Mutter, mädchenhaft und unsterblich trägt sie an ihrem schönen Halse das mächtige Glanzhalsband, den leuchtenden Kreis der ewigen Gestirne. Und wie Gott weder Mann noch Weib ist, sondern beides umschließt, erhaben über irdisches Auseinander, so ist Gott selbst, nicht nur Gott-Vater, sondern auch Gott-Mutter, erhaben über beides, die Gottmutter ist nichts anderes als seine Stellvertreterin.

Beim Vordringen in den Süden ging die Einheit der alten himmlischen Vorstellungen verloren. Nun treten mit der heiligsten Hestia die griechischen Einzelgöttinnen auf, die Geburtsgöttin Eileithyia, die Nacht- und Liebesgöttin Aphrodite, die Ehegöttin Hera, die des Todes Persephone und Kora, des Glückes Tyche, die der Fruchtbarkeit die ephesische Artemis, die des lichten Mondhimmels die thrakisch-griechische Hekate-Artemis, die Göttin der Weisheit, des Sieges, Athene. Man kann diese Göttinnen ihre Ämter vereinigen lassen und hat doch noch nicht die leuchtende Ganzheit der nordischen Sternenfrau: Hinzukommen muß noch die auf dem phrygischen Berge wohnende Göttermutter Rheia, hinzukommen auch die Große Gute Mutter vom Berge, Kybele, deren Hals der Sternenkreis ziert.

Dasselbe leuchtende Halsband trägt die ephesische Artemis wie die persische Ardvisura, beide nur Abglanz des nordischen

Lichtes.[286]) Erst in Indien glänzt dieses Licht wieder in unvermittelter Größe und Kraft, das Überirdische im Sternenschmucke verkündend.

Der arische Norden gab das Glaubensbild der Gottmutter dem Süden und um es vor menschlicher Verderbnis zu schützen, um ihm seine Weltallsgröße zu bewahren, gab er dem lichten Glaubensbilde der Gottmutter das leuchtende Halsband des Sternenkreises mit. So wie die 540 Tore von Walhall in sternkundlicher Zahl Ursinn und Urgröße der lichten Götterburg als Gottall erhalten sollten, so sollte die Urmutter vor aller Vermenschlichung durch den sinnbildlichen Sternenschmuck des Tierkreises bewahrt bleiben. Der Süden lohnte schlecht das himmlische Geschenk; er zerriß es und suchte immer weiter abfallend und vermenschlichend seine kleinere Menschlichkeit zum Siege zu führen. Und doch war das alte Bild der lichten Gottmutter so groß und so stark an innerem Leben und an innerer Wahrheit, daß selbst die christliche Welt (Offenb. Joh. 12, 1) sich ihm beugte und der Gebärerin des Gottsohnes, dem irdischen Mädchen, den Sternenmantel des Weltalls lieh:

„Wenn ins Land die Wetter hängen
Und der Mensch erschrocken steht,
Wendet, wie mit Glockenklängen,
Die Gewitter dein Gebet.
Und wo aus den grauen Wogen
Weinend auftaucht das Gefild,
Segnest du's vom Regenbogen —
Mutter, ach wie bist du mild!
Wenn's einst dunkelt auf den Gipfeln
Und der kühle Abend sacht
Niederrauschet in den Wipfeln:
O Maria, heil'ge Nacht!
Laß mich nimmer wie die andern,
Decke zu der letzten Ruh
Mütterlich den müden Wandrer
Mit dem Sternenmantel zu."

Sehen wir von der müden Stimmung Eichendorffs, des christlichen Dichters, ab, so ist die Vorstellung selbst ganz der altgermanischen, urarischen entsprechend. Ihr Name Fru Freke oder Fruike[287]) in Niedersachsen und Ukermark, Frau Holle in Hessen, zeigt sich verbunden zu Friga holda in einer spanischen Abschrift[288]) der Burchardschen Dekretensammlung zu Madrid vom Jahre 1143. Man weiß, wie schwer oft es im Reformationszeitalter fiel, dem deutschen Volke die Marienverehrung zu nehmen.

Die Königin des Himmels bedarf nicht des Geglaubtwerdens. Sie ist ewig da wie das Sternenband, das ihren schönen Hals

ziert. Unsichtbar erleuchtet sie alle Welt. Und jeder Seufzer und alle Sehnsucht finden den überirdischen Weg „jenseits der Sonnenbahn" in die leuchtende Halle, die das Weltall selber ist, zur Mutter aller Huld, der Spenderin des Lebens und der todüberwindenden Unsterblichkeit. Und wie das germanische Gemüt in Gott seine Heimat weiß, so ist ihm Gott nicht nur Vater, sondern Vater und Mutter zugleich, Einheit alles Lebens und Sterbens.

* * *

Wir haben am Beispiele der Allmutter und Alljungfrau mit dem leuchtenden Halsbande die Weltallsgröße der germanischen und indogermanischen Gottheiten gezeigt, welche sie mit dem Allvater teilen. Damit ist ein weiterer Beweis gewonnen, daß die „sitzgeräumige" Halle der Allmutter dieselbe ist wie die Walhall Allvaters; die Männer kehren zu Odin, die Frauen zu Frigg-Freyja heim, aber die Auserwählten d. h. die Bewährten, die berufen werden, den letzten Kampf mitzukämpfen, werden von beiden erkiest und empfangen. Sie walten mit den Asen der Welt. Eignen aber dem Odin und der Frigg die Weiten des Alls, so dürfen wir nun auch den anderen Gottheiten, dem Thor und Balder, dieselbe Weltallsgröße zuerkennen und annehmen, daß die eddischen Ausdrücke wie „Herrschaft über die 9 Welten" und „Vernehmbarkeit durch die 9 Welten" der Hel, welche ja licht und dunkel zugleich erscheint, und dem Heimdall dieselbe umfangende Weltallsweite zuweisen sollen. Damit aber sind alle diese Götter und Göttinnen aus der späten Verderbung und Verknöcherung vermenschlichender Vorstellung befreit und in ihr wahres Reich unzerstörbar wieder eingesetzt. Es wird verständlich, daß die Indogermanen, sowohl Perser als Inder und Germanen, ihren „Göttern" keine Tempel bauten, wie Tacitus von den letzteren berichtet: „Die Götter nicht innerhalb der Wände einzuschließen oder irgendwie nach Art des menschlichen Antlitzes zu bilden, das erachten sie der Größe der Himmlischen angemessen."

Hiermit nehmen wir den am Schlusse des vorigen Abschnittes unterbrochenen Gang der Untersuchung wieder auf.

Wir haben gesehen, daß die Himmlische Zahl 432 000 aus der scheinbaren Gemeinsamkeit des Sonnen- und Mondumlaufes mit 360 Sonnentagen des Jahres und 27 Tagen des Sternmonats gebildet worden: In Indien ist Mitra und Varuna gleich Sonnen- und Mondlauf, so daß ihnen wie dem Allschöpfer Pradjapati die Himmlische Zahl zukommt. Frigg-Freyja verhält sich zu Odin ebenfalls wie die Lichtmacht der Nacht mit dem Monde zu der Lichtmacht des Tages mit der Sonne; beide vereint, Urmutter und Urvater, geben die göttliche, geistige Himmelsehe, in deren gemeinsames Weltallshaus die auserlesenen Kämpfer eingehen. Auch das germanische Bild der Gotteshalle, des leuchtenden Weltalls, birgt dieselbe Himmlische Zahl.

Es ist derselbe Himmelsglaube in Indien wie in Skandinavien. Tag und Nacht, Sonne und Mond, Jahr und Monat geben die beiden Grundtatsachen des Alls als männliche und weibliche Seite der einen Gottheit. Der Sonnentag ist die zeugende, die Mondnacht die gebärende Hälfte der himmlischen Ehe, Schöpfergeist und Lebenskraft. Vereint sind sie in vielfältiger Spiegelung das allumfassende himmlische Licht.

Über Babylon hinweg grüßen sich Edda und Veda.

VIII.

Der Ursprung der germanischen Weissagung und die Apokalypse.

Seit langem ist immer wieder behauptet worden, daß die eddische Götterdämmerungslehre christlichen Ursprungs und insbesondere der Offenbarung Johannis entnommen sei. Dieser Ansicht, die sich auf bemerkenswerte Übereinstimmungen zwischen der nordischen und christlichen Weissagung gründet, ist andererseits vielfach widersprochen worden. Vor allem wird darauf hingewiesen, daß in der aus dem Weltuntergange auftauchenden neuen Welt nicht der christliche Gott, sondern die alten Götter in verjüngter Gestalt herrschen sollen; ein christlicher Einfluß würde aber dem christlichen Glauben gerade in diesem wesentlichen Punkte zum Durchbruche verholfen haben.

So wertvoll dieser Einwand ist, so werden doch erst die nachfolgenden Gleichungen zwischen dem germanischen und persischen Glauben den alten Streit endgiltig beizulegen geeignet sein. Und wenn wir schon in dem Abschnitte über die Himmlische Zahl die Übereinstimmung zwischen den arischen Glaubenszweigen, die Abwegigkeit der „Offenbarung" und ihre Herleitung aus Persien (über den babylonischen Daniel) bewiesen haben, so wird der Beweis der Zahl nun durch andere gewichtige Gründe bestätigt werden.

Die Fesselung des Bösen

bei den

Germanen.	Parsen.
Des Fenriswolfes Fesselung geschieht mittelst einer Schnur an einem großen Felsstein. Gylf. 34.	Das Ungeheuer Dahaka („Verderben") ist von Angramainjus als die kräftigste von allen Truggestalten der Finsternis hervorgebracht. Yasna 9, 25 f.

Loki wird von den Asen in einer Höhle an drei großen Steinen gefesselt. Eine Schlange träufelt ihm Gift ins Antlitz; er windet sich darunter, wenn es ihn trifft, so gewaltsam, daß die Erde davon bebt. Erst zum Endkampfe kommt er los.	Er „wird im Berge Demavand festgebunden, wo er bis zur Auferstehung bleiben wird und durch seine Zuckungen und Bemühungen sich loszureißen die Erdbeben verursacht."
Gylf. 50. Vol. 35. Balders Tr. 14.	Jamaschp=name, Spiegel I 32. II 71. Windischmann S. 18. 29. 39.

Das Jamaschp-name enthält nach Spiegel „gewiß ältere Ansichten" und in der Tat ist gerade diese Fesselung eines Riesen durch den Gott nicht nur in Persien und in der Edda, sondern auch in Indien und Griechenland uralt bezeugt. Derselbe Kampf wird in den Vedas dem Trita beigelegt wie in den Parsenschriften dem Thraetaono oder Fredun. Auch der an den Felsen geschmiedete Feuerbringer Prometheus erregt Erdbeben durch seine Zuckungen.

Auf das erheblichste stimmt die griechische Sage ein. Typhoeus, ein Ungeheuer mit 100 Drachenhäuptern, stritt mit Zeus um die Herrschaft der Welt und wurde von ihm mit dem Blitzstrahl gebändigt und in den Tartaros geworfen.[289]) Nach Pindar liegt er gebändigt unter dem Aetna und erregt dessen Beben durch seine Zuckungen.[290]) Die Gleichung geht aber noch weiter. Hesiod (700 vor Christus) unterscheidet vom Typhoeus dessen Sohn Typhaon; dieser zeugte mit der Schlangenjungfrau Echidna im Arimerlande in der Erde 3 Ungeheuer, den Hund Orthros, den Kerberos und die lernäische Schlange (Theog. 306 ff.). Geradeso zeugt Loki mit der Riesin Angrboda die drei Weltungeheuer Hel, den Fenriswolf und die Midgardsschlange. Orthros aber ist längst auch in dem von Indra besiegten Drachen Vritra wiedergefunden.

Wir erkennen also in der Darstellung der Edda von der Fesselung Lokis, insbesondere in ihrem Zusammenhange mit der Lehre vom Weltende eine Gemeinsamkeit mit Persien; sie wird dadurch noch deutlicher, daß beide den gefesselten Vertreter der Finsternis erst zum letzten Weltkampfe wieder loslassen. Demgegenüber kennt die Offenbarung Johannis diesen Zug überhaupt nicht, sie weiß nichts von den Zuckungen, welche Erdbeben verursachen, obgleich sie von Erdbeben genug zu berichten hat. Die Edda kann daher diesen in der persischen und griechischen Welt bekannten Zug nicht aus der „Offenbarung" genommen haben. Er ist „gewiß älter" und hat dem arischen Glauben lange zuvor angehört. Der Gedanke ist offenbare Schöpfungssage: Indra, Zeus, Donar, Freyr und Sigfrid sind eines Stammes.

Einen weiteren Beweis für die Übereinstimmung der germanischen und parsischen Endsage, welche diese beiden vor der „Offenbarung" voraushaben, ergibt die folgende Übersicht.

Das Weltende

bei den

Germanen.	Parsen.
1. Der Fimbulwinter wird in der Jüngeren Edda geschildert: „Dann tritt Schneegestöber ein, es gibt scharfen Frost und Stürme, und von der Sonne hat man keinen Nutzen. Es kommen 3 Winter hintereinander und kein Sommer dazwischen; vorher gehen schon 3 andere Winter, in denen in der ganzen Welt Krieg sich erhebt. — Der Wolf verschlingt die Sonne, so daß die Menschen kaum noch etwas zu sehen vermögen, und der andere Wolf den Mond. — Dann wird der Fenriswolf frei, und das Meer braust an die Küsten, da die Midgardsschlange im Riesenzorne sich windet.“ Gylf. 51.	„Über die böse stoffliche Menschheit sollen die Winter kommen und infolgedessen der strenge verderbliche Winterfrost; — infolgedessen zunächst das Gewölk Schneemassen herschneien wird.“ Videvdat 2, 22. W. Vendidad 2, 47; Sp. I 73, Anm. 3. „Die Zeichen sind sehr schwere Plagen für die Menschen. Vor allem Kriegszeiten. — Wölfe und andere reißende Tiere werden großen Schaden tun. — Wenn (diese Zeit) zu Ende geht, wird ein Winter ... eintreten, es wird 3 Jahre Winter bleiben. In diesem Winter werden alle Geschöpfe umkommen.“ Jamaschp-name Sp. I 33.
2. Lifthrasir wird sich mit Lif verbergen im Hoddmimirs Gehölz.“ Wafthr. 45. Gylf. 53. „Balder wird kommen.“ Vol. 62. „Nidhogg, die funkelnde Natter, wird versinken.“ Vol. 66. „alles Übels Ende wird kommen.“ Vol. 62. „Morgentau wird ihre Nahrung sein.“ Wafthr. 45. „Auf unbesätem Acker werden Ähren wachsen.“ Vol. 62. „Dort werden wohnen wackere Scharen und ein Glück genießen, das nimmer vergeht.“ Vol. 64.	(Fortsetzung): „Dann wird man die Türen des Gartens des Yima öffnen, die Bewohner dieses Gartens werden herauskommen und die Welt wieder bevölkern ... alle bösen Geschöpfe werden verschwinden. (Nach einem Rückfall in böse Zeit) wird Sosiosch (Sprößling des Zarathustra) erscheinen, in seiner Zeit wird der böse Dahaka von seinen Banden los werden. — Da wird aber auch Sam-Kereçaçpa wieder erscheinen und wird ihn zwingen, das masdayasnische Gesetz anzunehmen, aller Betrug wird verschwinden. Dann wird die Auferstehung eintreten, die Menschen werden, nachdem sie sich nur noch von himmlischer Speise nährten, rein wie ein Spiegel sein.“ Jam.-Name a. a. O. vgl. Bundehesch 31, Yasna 47, 9 Sp., 63, 3 u. a. Theopomp (Plutarch, über Isis und Osiris).
3. Die Kämpferpaare: Beim Endkampfe kämpfen insbesondere Odin (Schöpfer) mit dem Fenriswolf (Zerstörer), Thor (Gott der Erde und Sitte) mit der Midgardsschlange („Erd-	„Überwunden wird (auch) Aka Manah, Vohu Manah überwindet ihn; überwunden wird das falschgesprochene Wort, das wahrgesprochene Wort überwindet es; überwinden wird Haurvatat und

umschlingerin“),
Freyr (Gott des Lichtes, der „weiße“) mit Surt (dem „Schwarzen“),
Heimdall (Gott des guten Gerichtes, der „heilige“) mit Loki (dem Geiste des Bösen),
Tyr (Himmelsgott) mit Garm (dem Höllenwächter).
Vol. 50 ff. Gylf. 51.
Die Einheerer kämpfen mit den Leuten der Hel, mit dem „Wolfe“.
Vol. 51. Grimn. 23.
Gylf. 51. 38.
„jeder, der gewillt ist, den Asen zu Hilfe zu kommen“.
Gylf. 51.

Ameretat beide: Hunger und Durst; fliehen wird ohnmächtig der üble Werke wirkende Angramainjus.“
Yascht 19, 96.
„Dann wird Ahuramasda mit Angramainju, Wohumano mit Akumano, Aschavahista mit Andra, Khschathra wairja mit Cawar, Cpenta armaiti mit Taromaiti, Haurwatat und Ameretat mit Tairitscha und Sairitscha, die wahre Rede mit der Lügenrede, Craoscha mit Aeschma kämpfen.“
Bundehesch 31.
„Die Frawaschis (der Aschagläubigen) sind die beim Schlußwerk tätigsten.“ Yascht 13, 76. Bund. 2.
„die mir zu Hilfe kommen.“
Yascht 13, 19.

In dieser Übersicht treten neben der Grundübereinstimmung besondere Gleichungen hervor. Germanien und Persien kennen den Fimbulwinter von drei Jahren. Die „Offenbarung“ weiß von diesem „dreijährigen Weltwinter“ nichts; die Edda muß ihn mithin aus anderer Quelle genommen haben. Da die Grundgedanken der Weissagung als persisch dem Griechen Theopomp, 400 vor Christus, bekannt sind, wie aus dem Plutarch hervorgeht, auch schon die ältesten Schriften des Avesta diesen „Winter“ kennen, so wird auch hier wie in den anderen oben erwähnten Fällen die Quelle in alten gemeinsamen Vorstellungen zu suchen sein. Daß aber in der eddischen und persischen Weissagung der entsetzliche dreijährige Winter gelehrt wird, während die Apokalypse diesen Zug nicht kennt, läßt wiederum auf einen nördlichen Ursprung der Sage schließen, welchem die Schrecklichkeit eines „Schneemassen treibenden“ Winters und ein starker Unterschied der Jahreszeiten geläufig war. Gerade „von den im Osten und Westen angrenzenden Tiefebenen Indiens und Mesopatamiens unterscheiden sich[291]) die klimatischen Verhältnisse des iranischen Hochlandes in hohem Grade. Gleich den Steppenländern im Norden besitzt es die Merkmale eines überaus schroffen Kontinentalklimas, dessen Haupteigentümlichkeit ein solch bedeutender Abstand der höchsten Sommer- und der tiefsten Wintertemperatur ist, wie er sich weder im westlichen Asien und in Indien noch auch in Europa findet. Sinkt in den nördlichen Wüsten das Thermometer im Winter bis zu — 30 ° C, so erreicht es dagegen im Sommer mitunter eine Höhe von + 50 °. Die mittlere Temperatur des Januar ist in Taschkend etwa die nämliche wie in Norwegen und Petersburg; die des Juli dagegen stimmt mit der Nordafrikas und Ägyptens überein.“ So deutet auch die älteste Überlieferung des Avesta (Videvdat 1) auf eine nördliche Herkunft des Zendvolkes, in dessen Ursprungsgebiet „2 Monate Sommer und 10 Monate Winter“ herrschten. Die

persisch-germanische Übereinstimmung im dreijährigen „Fimbulwinter" scheint demnach gegenüber dem Ausbleiben dieses Zuges in der Apokalypse sich in ältester indogermanischer Gemeinsamkeit zu begründen.

Ganz besonders scheint dies auch für die Sage vom Überleben reiner Menschen in dem Weltgehölz, dem Weltbaum, und in Yimas Garten gelten[292] zu dürfen. Auch von diesem bedeutsamen Zuge weiß die Offenbarung Johannis nichts. Die Edda läßt die den Weltuntergang überlebenden Menschen sich von „Morgentau nähren"; an anderer Stelle bringen dann „unbesäte Äcker Ähren hervor." Beides scheint dasselbe sagen zu sollen und das gleiche wie „die himmlische Speise", von der die oben angeführte Stelle unserer Übersicht spricht. Das Alter der Vorstellung bezeugt 400 v. Chr. wiederum der Grieche Theopomp vom persischen Glauben: „Endlich aber werde es mit dem Hades (d. i. Angramainjus) doch aus sein und die Menschen würden in einen Zustand der Glückseligkeit versetzt werden, worin sie weder Nahrung brauchten, noch ihre Körper Schatten werfen würden." (Plutarch, Über Isis und Osiris). Es liegt klar zu Tage, daß auch in diesem Punkte die Edda eine nahe Beziehung zum ältesten Zukunftsglauben der Perser zeigt, während die „Offenbarung" diesen Zug überhaupt nicht kennt.

Auch der ganz sagenhaft gesehene Kampf der lichten Mächte mit denen der Finsternis, die auffallende, mit besonderer Liebe ausgemalte Paarhaftigkeit des Kampfes, in welcher Edda und Avesta übereinstimmen, fehlt dem Verfasser der Offenbarung. Dasselbe gilt für die Weltscheidebrücke, das Sinnbild der sittlichen Weltordnung; sie ist in vollkommener Klarheit dem arischen Glauben gemeinsam, während der Apokalyptiker überhaupt nichts von ihr weiß.

Der Weltbrand wird in der Sommersonnenhöhe nach persischer Überlieferung dadurch möglich, daß „der Regen gehemmt" wird. Die Lesart der Edda, Hyndla 42, regin (Götter) statt regn (Regen) scheint daher irrig.

Die stärkste grundlegende Übereinstimmung zwischen der nordischen und persischen Darstellung findet sich in der Lehre vom Ende selbst.

Nach dem Bundehesch (31) wird in Übereinstimmung mit Theopomp am Ende des Kampfes zwischen Ahuramasda und Angramainjus ein einziges Lichtreich herrschen. Angramainjus und die bössamige Schlange werden zu Grunde gehen. „Diese Erde der Hölle wird wieder zur Fruchtbarkeit der Lebendigen gelangen, eine neue Schöpfung in der Welt nach dem Wunsche der Lebendigen, unsterblich für immerdar." Das Alter dieser Lehren weist Windischmann (S. 232) im Besonderen nach. In der Tat entspricht die Darstellung des Bundehesch der Lehre der

alten Schriften. „Bei der großen Neugestaltung wird die Drug wieder dahin gebracht werden, woher sie auch herzugekommen war und es wird zu Grunde gehen die Schurkin und es wird verderben der Schurke.“ [293])

Theopomp (400 v. Chr.) berichtet an der schon erwähnten Stelle, „daß nach der Lehre der Magier die ganze Zeitdauer nach abwechselnden Perioden von je 3000 Jahren unter beide verteilt sei, so daß, wenn der eine während der einen Periode von drei Jahrtausenden das Übergewicht habe, der andere unterliege und umgekehrt; und daß in drei anderen Jahrtausenden beide gegeneinander kämpfen, um dasjenige wieder zu zerstören, was der andere vor sich gebracht hatte. Endlich aber werde es mit Ahriman doch aus sein und die Menschen in einen Zustand der Glückseligkeit versetzt werden, worin sie weder Nahrung brauchen, noch ihre Körper Schatten werfen würden. Der Gott aber, der dieses alles auf die Weise veranstaltet und angeordnet, ruhe unterdessen und sehe dem Laufe der Dinge während dieser ganzen Zeit zu, einer Zeit, die für einen Gott ebensowenig langweilig sein könne, als einem Menschen die kurze Zeit, die er schläft.“ Diesen Gott, der nach dem Endkampfe das Lichtreich beherrschen wird, höher als Ahuramasda und Angramainjus, nennt Aristoteles (Metaph. 14, 4) nach der Lehre der Perser das „vollkommenste Urwesen, den Erzeuger aller Dinge.“

Diese Lehren und Berichte gehen also auf ein völliges Lichtwerden der Schöpfung auf Grund ihrer Neugestaltung hinaus. „Das wichtigste Leben ist der Untergang des Vohumano“ d. h. das wahre Leben beginnt erst nach dem Endkampfe, der den Untergang der jetzigen Welt bringt. [294]) Immer wieder kehrt der Ausdruck „bis zur gewaltigen Neugestaltung“. So spricht der Bundehesch nur die alte Lehre aus: „Ahuramasda hat zu jener Zeit sein Schaffen vollendet, die Schöpfung wird so sein, daß kein Werk mehr zu tun ist.“ Die Weltscheide der Brücke kann versinken.

Die Schöpfung lag bis dahin im Argen, sie wird durch den Endkampf in der gewaltigen Neugestaltung erst vollendet. Eine wirkliche Welt tritt ein, ohne Tod und Böses. Hierin liegt die große Übereinstimmung mit der nordischen Lehre. Loki und Nidhogg werden vergehen. Eine neue Sonne wird auf der Mutter Wegen fahren. [295]) Der Starke von oben kommt herein, „Weihung setzt er, die währen soll“ — für wackere Menschen und schuldlose Götter. [296])

Ganz anders die Weissagung der „Offenbarung“! „Und der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da auch das Tier und der falsche Prophet war; und sie werden gequält werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit“

(20, 10). Dies ist auch Christi Lehre vom Jüngsten Gericht (Matth. 25, 46): „Sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben." Ebenso Jesaias 66, 24.

Wir haben also folgende Lage: Nach der germanischen und parsischen Glaubenslehre ist die Schöpfung von vornherein unvollkommen, sie ist aus Licht und Finsternis, aus Göttlichem und Riesischem gemischt. Der Mensch nimmt an dieser Mischung teil. (Vgl. Anm. 297.) Die Aufgabe der Schöpfung, zu welcher Götter und Menschen gehören, ist die Überwindung der Finsternis, des Riesischen. Der Mensch, der seiner göttlichen Abstammung und Bestimmung dient, kämpft diesseits und jenseits auf der Seite des Lichtes und Lebens gegen die Macht der Zerstörung, seine Aufgabe reicht über das Diesseits hinaus. Aber die Finsternis wächst, bis endlich ein Tag kommt, der alles zum Entscheidungskampfe ruft. Aus diesem geht eine neue Welt hervor, in der allein das Licht, allein das Leben herrschen werden. *In jener Zeit erst wird die Schöpfung vollendet sein.* In der apokalyptischen Auffassung herrscht dagegen die alte Lehre der Genesis, daß die Welt von Gott von vornherein *gut* geschaffen war. Die Schöpfung war also von Anfang an vollendet: Das Ende ist das Jüngste Gericht, welches mit der Verewigung des Bösen in ewiger Höllenpein schließt.

Kann es größere Gegensätze geben als zwischen der germanisch-persischen und der alt und neutestamentlichen Ansicht? Über dem Kampfe der zwei Gewalten Licht und Finsternis, über Göttern und Riesen erhebt sich die ursprüngliche, die höhere Einheit; der Dualismus der arischen Welt, in der Notwendigkeit des Diesseits begründet, notwendig in einer so grenzenlos von Bosheit, Finsternis und Zerstörung erfüllten Welt, führt durch das Wunder des im steten Kampfe tätigen und sich opfernden Lebens zur Erlösung: eine neue Welt gebiert sich aus dem Opfer. Über dem praktischen Dualismus erhebt sich die Einheit der Urgottheit, des Urwirkers aller Dinge und alles Geschehens. Aber diese All- und Urgottheit läßt diesen Kampf geschehen, weil sie ihn zu ihrem Ziele, der Vollendung der noch nicht beendigten Schöpfung, der völligen Neugestaltung und Bewahrung allein des Lichten, braucht. Alle Finsternis, alles Böse ist darum notwendig, *weil aus dem Kampfe allein die Kraft des endlichen Sieges emporsteigt.*

Der Dualismus der neutestamentlichen Lehre bleibt dagegen ungelöst. Die Schöpfung, zuerst gut, verfällt, obgleich doch von Gott geschaffen, sofort ins Böse. Nun geht alles auf ein Gericht über Gute und Böse hinaus; das Jüngste Gericht hat nicht das Ziel, das Böse zu vernichten. Das Böse bleibt. Der Dualismus bleibt mit ihm; in ewiger Höllenstrafe wird das Böse gequält, während die Gerechten unterdessen sich des ewigen Lebens freuen. Kein Zug der Liebe geht durch dies dem arischen Geiste fremde

Gemälde; kein Zug des Erbarmens! Im Gegensatze zum arischen Gedanken kennt der alt- und neutestamentliche Gott nicht das Ziel des vollendeten, alles vollendenden Gottesreiches. Und so zeigt sich, daß auch in diesem entscheidenden Punkte die arische Menschheit eine seelische Einheit bildet. Dort ist das Sündengericht das Endziel der Weissagung, den Ariern kündet sie die Vollendung der Welt durch ihre Überwindung!

Während die verworrene Vorstellungsmasse der Apokalypse mit dem Schöpfungsberichte der Genesis kaum noch irgendwelchen Zusammenhang hat (wodurch allein schon die Entlehnung bezeugt wird), baut sich die eddische Weissagung klar auf der eddischen Schöpfungslehre auf und vollendet so vollkommen ein einziges einheitliches Geschehen.

Entstanden als zeitlicher Frühling zwischen Winter- und Sommersonnenwende (nicht des Jahres, sondern des mystischen Weltalters), zwischen Eis und Feuer, zwischen der Bosheit Lokis und der Zerstörungswut Surts eilt die Schöpfung wintergeboren, im Weltenumschwung der Höchstglut des feindlichen Feuers in der Sommerwende, dem Weltbrande entgegen. Die Dauer des Weltalters ist im Sinnbilde des Jahres mit Sonnen- und Mondumlauf in der Zahl 432 000 bestimmt; sie hängt ab von der Aufrechterhaltung der Zucht im Menschengeschlecht; verfällt diese, so reißen die Feinde sich los, Licht und Finsternis, Gut und Böse, Götter- und Riesenwelt fallen im Endkampfe; der Weltbrand zerstört Himmel und Erde. Aber das Selbstopfer der Götter und Helden ist nicht vergebens: Aus der zerstörten Riesenwelt steigt der Lichtgedanke der göttlichen Mächte, Balder, nun mit ewigem Frühling wieder auf; der Urbaum grünt, alles Übels Ende ist da, die Gottesabsicht ist vollendet. Die eddische Weissagung geht unmittelbar aus der Schöpfungslehre der Edda hervor; sie ist keine müßige Erfindung, sondern enthält die sittliche Grundansicht des alten Glaubens: Bis zum Tode für das Licht zu streiten, weil es sonst gänzlich zu Grunde gehen muß; und wir mit ihm.

In dem Abschnitte über die Himmlische Zahl („Offenbarung der Offenbarung") haben wir die babylonische Herkunft der 12 Tore des Neuen Jerusalems aus der Tierkreisvorstellung erkannt. Auch die Edda gibt ihrer Walhall Tore, aber es sind 540; für die Tore (dura) erscheint in einem eingeschobenen Gesätze der Ausdruck golfa d. i. Räume. Diese „Räume" entsprechen völlig der (den Chaldäern ungeläufigen) indischen Einteilung des Tierkreises in 27 Mondhäuser für die Tagnacht bezw. 2×27=54 für die 12 Stunden des Tages und der Nacht. Es besteht also die merkwürdige Erscheinung, daß die Apokalypse sich an die babylonische, die Edda an die indische Einteilung des Tierkreises hält. Die Erklärung hierfür haben wir bereits angedeutet: Der Edda liegt das klare Verständnis für die Entstehung der Himm-

lischen Zahl aus der mystischen Gleichung des Sonnen- und Mondumlaufes zu Grunde. Wie die Inder ursprünglich eine 9tägige Woche hatten, so muß eine solche in ältester indogermanischer Zeit aus dem 27tägigen Sternmonat abgenommen sein und auch bei den Germanen gegolten haben. Dann war die Übernahme der Himmlischen Zahl in die Edda aus fremder Überlieferung nicht nötig, sie entstand immer wieder aus dem Bestreben, die 27nächtige Mondbahn mit den 360 angenommenen Tagen des Sonnenjahres in einheitlicher Vorstellung zu verbinden. So geht die germanische Gleichung durch die persische Überlieferung hindurch in indoarische Tiefen.

Wir haben in einem früheren Abschnitte gesehen, daß der arische Weltbaum in der Edda eine Bedeutung hat, die uns berechtigt, ihn als den „heimlichen Helden" der Voluspa zu bezeichnen. In der Apokalypse tritt nun im letzten Kapitel in einem einzigen Verse der Lebensbaum auf, „das Holz des Lebens, das trug zwölfmal Früchte und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dienten zu der Gesundheit der Heiden." Es ist klar, daß diese Vorstellung auf den lebenspendenden Weltbaum als Weltachse zielt, dessen 12 Monate mit den 12 Sternbildern des Tierkreises im Einklange stehen. Einen inneren Zusammenhang hat dieser Lebensbaum mit der Apokalypse sonst nicht; erwägt man, welche Bedeutung er in der arischen Überlieferung, insbesondere in der Voluspa hat, so zeigt sich, daß der Apokalyptiker den großen Zusammenhang, aus welchem er schöpfte, nur wenig verstanden hat.

Dasselbe gilt von der leuchtenden Himmelsfrau, die (im Beginne des 12. Kapitels) wohl den Zusammenhang mit der Himmlischen Zahl und mit deren arischem Hintergrunde verrät, in der Apokalypse aber völlig zusammenhangslos und fremd erscheint.

So steht die nordische Weissagung fest auf angeborenem, ursprünglichem Grunde. Sie unterscheidet sich in Wesentlichem von der neu- und alttestamentlichen Lehre. Daß sie also aus dieser stamme, kann nicht mehr behauptet werden. Wohl aber ist erwiesen, daß der biblischen Lehre persische Lehre zu Grunde liegt: Wie denn auch der Apokalyptiker, obgleich er es auf alle Weise zu verbergen sucht, über sich und seiner Weissagung die Herrschaft der „Himmlischen Zahl" und also seine Erleuchtung aus fremdem Lichte anerkennt.

Nach Plutarch[298]) glaubte auch Hesiod, daß die „Dämonen" nach einem bestimmten Umlaufe der Zeit der Tod treffe. Plutarch führt eine Berechnung aus einem verloren gegangenen Werke des Hesiod an, deutelt vergeblich an der Zahl 54, die ja auch in den 540 Toren Walhalls wiederzukehren scheint, und fährt dann fort: „Ich glaube, die ganze Stelle des Hesiod enthält eine Anspielung auf den Weltbrand. Darauf versetzte Cleombrotus: Ich höre es von vielen und sehe es, daß die Lehre der Stoiker von einem

Weltbrand in die Lehre des Heraklit und Orpheus ebensogut eingedrungen ist als in die des Hesiod.“

Auf orphische Überlieferung scheint sich ferner zu beziehen, was Plutarch in seiner Schrift über das Fleischessen vom Weltanfange sagt: „Aber unser Leben begann im traurigsten und schrecklichsten Zeitalter und von der Entstehung weg waren wir in den äußersten Mangel versetzt. Noch verdeckte das Dunkel der Luft den Himmel und die Gestirne, die in trübes undurchdringliches Gemisch von Dunst und Feuer und Windestoben gehüllt waren. Noch hatte die Sonne nicht ihren bestimmten Ort und ihren festen unveränderlichen Lauf, noch nicht

„Schied sie den Morgen vom Abend und führte die Zeiten des Jahres
Wechselnd herauf in dem Schmuck fruchtprangender Kränze von Ähren,
Wüst und leer war die Erde —“

vom Austreten schrankenloser Ströme und weite Landstriche lagen von Sümpfen entstellt durch tiefen Schlamm und durch unfruchtbares Gestrüpp und Gehölze verwildert. Kein Mittel zur Erzeugung milder Früchte, kein Werkzeug der Kunst, keine sinnreiche Erfindung! Der Hunger ließ uns keine Zeit, und keine Saat, wenn sie auch da war, erreichte die Tage der Reife.“

Wir haben hier eine deutliche Wiederholung der Weltentstehungslehre der Edda nach der Voluspa, mithin ein ferneres Zeugnis für das Alter der Vorstellungen, welche den germanischen Norden mit dem arischen Osten und Süden verbinden. Das Mittelland ist wiederum Thrakien, des Orpheus sagenhafte Heimat, das Ausgangsland des griechischen Volksglaubens.

Eine besondere Übereinstimmung des eddischen und des Offenbarungsberichtes hat man im „Herabfallen der Sterne“ beim Weltbrande finden wollen. Aber abgesehen davon, daß auch Persien diesen Zug hat, erhellt seine Ursprünglichkeit im Norden aus der eddischen Schöpfungslehre selbst. Die Schwärme von Sternschnuppen nämlich, welche jetzt im August ein oft wunderbares Schauspiel bieten, fielen vor 4000 Jahren, damals, als auch der Große Wagen noch eng um den Himmelspol kreiste, um die Zeit der Sommersonnenwende. Der Sagenzug von den fallenden Sternen im Weltbrande entspringt mithin wie der eddische Schöpfungsbericht und die eddische Weissagung dem Sinnbilde des zwischen den beiden Sonnenwenden ergrünenden Jahres; es stirbt im Höchststande der Sonne unter dem Fallen der Sterne. Die Apokalypse entnimmt diesen Zug ihrer persischen Vorlage.

Wie eng mit diesem alten Glaubenswesen aber in Deutschland die Weissagung von einem bevorstehenden Weltende ver-

bunden war, wie fest sie im Volke wurzelte und wie feindlich sich ihm die bekehrende Macht von Anfang an gegenüberstellte, erhellt aus dem Berichte der Fuldaer Annalen zum Jahre 847 über das Schicksal der Thiota.

Diese, eine germanische Seherin ähnlich der Veleda, Aurinia und Ganna[299]) verkündete, aus Alamannien nach Mainz kommend, consummationis seculi diem, den Tag des Weltunterganges. Sie fand einen solchen Glauben beim Volke, daß sie in öffentlicher Synode der meisten Bischöfe zum Staupenschlage verurteilt wurde. Diese Strafe bestand[300]) darin, daß der Sträfling, entblößt auf eine Bank ausgestreckt oder an einen Pfahl gebunden, mit Ruten gepeitscht wurde. Es war eine knechtische Strafe; Freie, mit dieser Strafe belegt, verloren ihre Freiheit. Das Ansehen, in welchem die gottbegeisterte deutsche Seherin bei ihrem Volke stand, bezeugt zur Genüge, daß sie freien Standes war. Alles dies, auch daß sie eben eine Frau war, hätte sie vor der entsetzlichen, entehrenden und bürgerlich vernichtenden Strafe schützen sollen. Aber die Bischöfe erkannten in dieser Weissagung vom Weltende den heidnischen Grund und, was dazu dienen sollte, die Menschen zum letzten Kampfe für das Gute und gegen die Finsternis aufzurufen und zu waffnen, mußte hier entehrt, erniedrigt, vernichtet werden.

Wir sehen hieraus, daß die Kirche des Bekehrungszeitalters richtig den Unterschied zwischen einer heidnischen und der christlichen Weissagung sah und betonte. Und das traurige Schicksal der Thiota wird uns zum Beweis, daß in Deutschland die Weltuntergangslehre (Muspilli) vor dem Christentume und deshalb von ihm als feindlich erkannt im Volke wurzelte.

Wenn schließlich nach dem Berichte des Tacitus[301]) sogar die keltischen Druidinnen den Untergang der Welt „sangen", so kann es nicht zweifelhaft sein, daß die gesamte arische Welt, von England bis Indien, aus einem uralten gemeinsamen Glaubensschatze zehrte, und es kann nicht länger behauptet werden, daß die Weltuntergangslehre des germanischen Nordens der „Offenbarung Johannis" entstamme. Wir haben überdies zur Genüge bewiesen, daß diese selbst auf persischem Grunde steht, ohne freilich und zwar ebensowenig wie ihr Vorgänger Daniel das große Vorbild zu erreichen.

Zum Schlusse möge noch auf die erhabene Klarheit der in der Voluspa niedergelegten Weissagung verwiesen sein; ihr steht die fassungslose Verworrenheit der Apokalypse als ein Zeichen der Unursprünglichkeit und getrübter Überlieferung gegenüber. In der Edda dient die „Himmlische Zahl" der Klärung, in der Apokalypse der Verdunkelung der Vorstellungen. Wenn seelische und geistige Klarheit sittliche Kraft geben, wie sehr müssen wir dann bedauern, daß das gewaltige Urbild (auch in den weni-

gen Resten noch urgewaltig) von einer verworrenen Nachahmung verdrängt wurde, welche die Geister verwirrte, denen sie Licht zu geben versprach.

Die Lehre vom Weltbrand ist, wie wir gesehen haben, uralt. Sie ist sehr viel älter [302]) als Jesaias 65 und 66, sehr viel älter als die Weissagung Daniels und Deuteronom. 32, 22. Die Kirchenväter Lactantius und Justin bezeichnen sie als die Lehre des Hystaspes, ältesten Königs der Meder. [303]) Wenn 600 vor Christus die Theologen Indiens die Vedasilben auf 432 000 d. i. auf die Schlußzahl der Welt feststellten, so kannten sie den Sinn dieser Zahl und diese selbst reichte in noch viel höheres Alter hinauf. Es ist verständlich, wenn Daniel die alte Weisheit der Perser in Babylon übernimmt, war sie doch schon längst nach Griechenland und Ägypten [304]) gedrungen. Die jüdische und jüdisch-christliche Weissagung steht auf einem ihr ursprünglich nicht angehörigen Boden. [305]) Sie drang im Bekehrungszeitalter in der Fassung des Daniel und des Apokalyptikers nach Deutschland, traf dort die ältere ursprüngliche Form, erkannte den Todfeind und so mußte Thiota in öffentlicher Versammlung zum Staupenschlage verurteilt werden.

Die eddische Darstellung muß nach Allem ursprünglichem Besitze Ausdruck gegeben haben. Könnte sie aber nicht auch auf dem Wege der Übertragung aus Persien, Indien und Griechenland nach dem Norden gedrungen sein?

Aus unserer Darlegung fällt hierzu Folgendes ins Gewicht:

1. Die Götterwohnsitze liegen der Edda am Himmel. Wir sahen, daß dies die urarische Vorstellung ist, von welcher die südwärts vorgedrungenen Griechen später irrender Weise abwichen.
2. Das Aufblicken zum Himmel beim Gebet ist zugleich ein Aufblicken nach Norden zum Himmelspol, d. h. in den Wipfel des lichtergeschmückten Weltbaums. Die Griechen weichen auch hiervon erst in späterer Zeit ab.
3. Dementsprechend gilt den Germanen der altarische Weltbaum als Maßbaum der Welt, als Weltachse. Als solche ist sie das Heiligtum des Volksglaubens in der deutschen Irminsul. Hier ist schrifttümliche oder mündliche jüngere Übertragung unmöglich; jedenfalls ist der Baum als Weltachse sonst nicht bezeugt.
4. Im Einklange hiermit steht die Überlieferung der Himmlischen Zahl, die auf dem Wege der Übertragung aus Indien, Persien oder Thrakien in den Norden gelangt sein könnte. Diese Übertragung ist bisher nicht nachgewiesen. Es steht aber dagegen, daß die Edda den Sinn der Zahl auf das Klarste enthält, als die Zahl des Sonnen-Mondes, des Himmelsumschwungs, als die Schlußzahl zugleich des Schöpfungsalters, während die griechische Überlieferung

von dieser Zahl keine deutliche Vorstellung hat und die Apokalypse sie bis zur Unkenntlichkeit verhüllt. Die Zahl weist aber mit dem Sonnen-Monde wiederum auf den uralten Himmelsglauben der Indogermanen und bewahrt in sich die Weltallsweite der germanischen Himmels- und Gottheitsvorstellungen. Sie steht im Zusammenhange mit der das Dach von Walhall durchbrechenden, die Welt überlaubenden Weltachse. Selbst wenn eine Übertragung der Himmlischen-Zahl nach Skandinavien stattgefunden hätte (welche Annahme unnötig ist), so wäre ihr mit dem Maßbaum verbundener Sinn durch diesen als schon vorher vorhanden bezeugt.

5. Während das griechische Altertum das Halsband der Aphrodite mißdeutet, hat der Norden den Sinn des Halsbandes als Sinnbild des Sternenalls gleich Indien dadurch bewahrt, daß es die Bedeutung dieses Schmuckes auffällig betonte und ihn von niederer Deutung freihielt. In diesem funkelnden Schmucke zeigt sich wiederum die Weltallsgröße der arischen Gottheit und die Übereinstimmung mit den indischen Darstellungen als Zeugnis der altarischen Gemeinsamkeit.
6. Der altarische Himmelsglaube ist für den germanischen Norden schon 1600 vor Christus durch die zahlreichen Felsbilder bezeugt.
7. Selbst in einer so späten Überlieferung wie der Hjalmarsaga zeigt sich noch das richtige Verständnis der griechischen Hyperboreersage, das den Griechen selbst abhanden gekommen war. Dieses Verständnis zeugt wiederum für die Überlieferung eines uralten arischen Himmelsglaubens.
8. Wieviel klarer und frischer ist überdies die Fassung der Edda als selbst die oben in Vergleich gestellte persische! Welche überzeugende Kraft und Urschönheit, welche schöpferische Erhabenheit und ursprüngliche Wildheit der Bilder, welche Einfachheit des Hergangs ohne innere Wiederholungen! Selbst in der persischen Fassung vergleicht sich nichts dem von der Erde bis zum Himmel reichenden Rachen des Fenriswolfes, der auf den Asensitz anstürmt, oder dem Gotte, der dem Urfeinde im Goldhelm an der Spitze der Götter und Helden entgegenreitet.
9. Die Lehre von den letzten Dingen steht in der Edda in unlöslicher Verbindung mit der von der Weltentstehung. Die Lehre vom Weltwinter deutet überdies auf nördlichen Ursprung, wie überhaupt die Weissagung nur dort erdacht sein kann, wo Winterkälte und Sommerhitze sich stark unterschieden. Das ist der indogermanische Norden.
10. Das Vorherrschen der Siebenzahl in der Apokalypse deutet auf den starken babylonischen Einschlag, der auch in der

späteren persischen Himmelsordnung der 7 Amschaspands und der 24 Yazatus sichtbar wird. Die ältere Edda dagegen kennt die Siebenzahl überhaupt nicht, heilige Zahl ist vornehmlich die 9. Die Edda kennt nicht die 12 Tore der aus Babylon genährten „Offenbarung"; sie hat dafür die indische Zahl in den 540 Toren Walhalls. Überdies bleiben die 12 Tore der „Offenbarung" für diese ein leerer Schmuck; aus den 540 Toren Walhalls dagegen ziehen zum Endkampfe je 800 Einheerer aus, um mit dem Bösen abzurechnen. Die Edda ist indisch, die Apokalypse babylonisch bestimmt. Das aber beweist für die Edda nicht indische Berührung, sondern altarische Ursprünglichkeit und Unberührtheit des Kernes. Es gibt keine apokalyptische Überlieferung, welche an Einfachheit, Größe und Klarheit mit der eddischen wetteifern könnte; es ist aber unsinnig anzunehmen, daß dies auf die auswählende (religionskritische) Arbeit der Nordleute zurückgeführt werden müsse. Mithin bleibt nur übrig, in dem Kerne der eddischen Lehre eine vorzarathustrische Überlieferung (wie im Weltbaum und in der Brücke) urarischer Herkunft zu erblicken.

11. In der Apokalypse ist das Jüngste Gericht die Hauptsache, also das Menschengeschick. In der Edda ist alles Ragnarök, d. i. Göttergeschick, Gottheitssage, Schöpfungsursage, das Menschenlos spielt nur hinein. Das hat aber die Edda mit Persien und Indien gemein. Wenn wir das Größere wie sonst so auch hier als das Ältere annehmen müssen, so weist auch dieser Zug auf höchstes Alter. Selbst ein etwaiger Nachweis schrifttümlicher Berührung mit Persien in seinen späteren Erzeugnissen könnte daran nichts ändern. Selbst die Annahme einer gemeinsamen Urschrift für Apokalypse und Edda ist unhaltbar. Es bleibt nur übrig, die Urquelle der Edda im altarischen Himmelsglauben zu suchen, im dauernd sich offenbarenden Sinnbilde des Sonnen- und Jahresunterganges, das den grübelnden Geist und den lichtgläubigen Willen zum Kampfe erregte.

12. Der Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaube ist altarisch, längst [306]) vor der Edda für Germanen, Parsen und Inder voll bezeugt. Dagegen läßt er sich weder im alten Judentum noch in der babylonischen Religion nachweisen. Er ist aber die Voraussetzung der Weltuntergangs- und Neuschöpfungslehre in Edda, Avesta und Veda. Mithin muß die Weissagung selbst urarisch und kann erst von den arischen Stämmen nach Babylonien und von dort ins spätere Juden- und Christentum gelangt sein.

Nach allem ist ein starker Urbesitz in der Edda und im germanischen Volksglauben nachgewiesen; und zwar ist es die Überlieferung der ältesten arischen reinen Vorstellungen, die auch die Grundlage des indischen, persischen und griechischen Gottums bilden.

Die bruchstückhafte Erhaltung der Edda weist an mehreren Stellen auf absichtliche Zerstörung des Sinnes hin. Abgesehen davon, daß das mehrfach erwähnte große wichtige Heimdall-Lied fehlt, fällt die Ausmerzung der Strophe im Fjolswidliede zwischen 15 und 16, welche die Antwort auf die Frage enthielt: „Was bringt den Tod dem trefflichen Baume, da nicht Feuer ihn fällt, noch Stahl?" ins Auge. Nach Vol. 47 bleibt der Weltbaum im Weltbrande stehen, obschon ächzend. Die ausgemerzte Strophe hätte uns den Sinn des Baumes enthüllt. In den Sprüchen des Hohen 144 tritt in dem Augenblicke ein Zeilenverlust ein, als der hohe Sinn des germanischen Opfers enthüllt wird, daß die Echtheit des Gebetes über dem äußerlichen Opfer stehe. Ebenso auffällig ist die Zerstörung der Voluspa, die um ihres Inhaltes willen die höchste Schonung geradezu herausforderte.

Die planmäßige Zerstörung des deutschen Altertums ist deutlich genug. Drei Worte allein sind ihr entgangen: „Donar, heimatlicher, unvergänglicher!"; sie stehen im Anfange des Pariser Spruches [307]) gegen Fallsucht. Kein Gebet, keine Anrufung sonst ist erhalten, die uns die Gesinnung der Deutschen gegen ihre Gottheit offenbaren könnte.

Die Germania des Tacitus hat uns nur ein glücklicher Zufall gerettet. Seine Annalen weisen entscheidende Lücken auf. Die 20 Bücher sämtlicher Kriege, welche die Römer mit den Germanen führten, hatte der ältere Plinius hinterlassen; Tacitus hatte sie benutzt. Sie sind sämtlich verloren. Auch L. Antistius Vetus, im Jahre 58 nach Christus Befehlshaber in Deutschland hatte über Deutschland geschrieben. Sein Werk ist uns nicht erhalten. Die Schriften des Pytheas von Massilia, des Poseidonius von Rhodus und des Sallust (Historien) über Deutschland sind verloren. Das 104. Buch des Livius handelte ganz über die Germanen; es ist verloren. Die Feldzüge gegen die Germanen hatte auch Aufidius Bassus beschrieben, sein Werk ist nicht erhalten; auch nicht des Plinius Fortsetzung dieses Buches. Und anderes (Cassiodor, Ablavius) mehr.

Welchem Zufalle das alte Hildebrandslied seine Erhaltung verdankt, ist bekannt. Und wie wenig hätte gefehlt, daß fast die einzigen Handschriften der Edda und des Nibelungenliedes ebenfalls verloren gegangen wären! Das Schicksal der germanischen Überlieferung bedürfte einer besonderen Untersuchung.

So danken wir dem unbekannten Nordmanne, der in das Grimnirlied die seltsame Zahl hineingeheimnißte, die seinem Zeitalter kaum mehr verständlich war! In dieser Zahl (wie er auch

an sie gelangt sein mochte) fand er die Möglichkeit, den wahren Sinn des alten Glaubens künftigen Geschlechtern zu erhalten. Walhall, deren Tore im Umkreise des Weltalls liegen, der Weltbaum, der das Maß der Welt birgt, unzerstörbar, die Himmelsbrücke, welche Licht und Finsternis scheidet, bis durch Opfer in Kampf und Wunden die höhere Einheit, die Vollendung der Schöpfung erreicht wird, die lichte Schönheit der Himmelsfrau, deren leuchtendes Halsband der Sternenkreis ist, — alle Größe des arischen Gottums bewahrte sein sorgender Sinn, der sich im staunenden Anblicke des gestirnten Himmels über den wüsten Trümmerberg der heiligen Überlieferung erhob.

Der Zeitlauf von 432 000 Jahren ist trotz seiner Herkunft aus den offenen Schöpfungszahlen des Sonnen- und Mondumlaufes rein mystischer Art. Und wenn sein Beginn von den Chaldäern stets und von den Indern gelegentlich rein sternzeitlich bestimmt wird, so ist das späte Verderbung der Astrologen. Er unterscheidet sich in seiner mystischen Art grundsätzlich von den Perioden, die wie die 19jährige des Meton ganz auf Beobachtung gegründet sind und lediglich den Zwecken der Zeitbestimmung dienen. Darum, während z. B. die Metonsche Periode lediglich durch Erfahrung bestimmt wird, begründet die Himmlische Zahl ihre Herrschaft in Indien auf die Heiligkeit der vollkommenen Zehnzahl, d. h. auf eine mystische Vertiefung in den Sinn der Gottheit.

Der wahre Ursprung der germanischen Weissagung liegt also tiefer als jede Zeit, tiefer jedenfalls, als daß eine nur geschichtliche Untersuchung ihn erfassen könnte. Von den chaldäischen Sternsagen (und auch die Chaldäer kannten ja diese Zahl) unterscheidet sich der arische Himmelsglaube aufs bündigste. Er ist nicht „Astrologie", wie jener Sterndienst vornehmlich. Die sternkundliche Begründung des Weltbilds scheint den Chaldäern das Wesen, den Ariern höchstens eine Begleitung des Wesens der Gottheit zu sein. Der Sternenumschwung, Tag und Nacht, sind nur Bilder. Die Sternenheere der nordischen Felszeichnungen unterstehen einer einheitlichen größeren Gewalt. Die Astrologie ist das priesterliche Erzeugnis des Verstandes und der Furcht; der arische Glaube steht kindlich mit der sinnenden Urtiefe des wahrhaftigen Gemütes in der wahren Schöpfung wie in seinem Gotteshause: In diesem Gottall waltet leuchtend der unsichtbare (vgl. Anm. 307) Inbegriff des lebendigen Lichtes. Wer also dem arischen Gottume näherkommen will, dem ist nur eine Spur, die der Erfahrung im Gemüte, gegeben. Dieser Weg ist der ungeschichtliche: „Was wirkte jene Weissagung in den Menschen?" Denn nur wenn die Weissagung der deutschen Seherin Thiota eine solche des Gewissens war, konnte sie den großen Glauben im Volke finden.

* * *

Die Glaubensfrage des Göttergeschicks steht im engsten Zusammenhange mit der Lehre von den fallenden Weltaltern.

Als der im tapferen Kampfe gefallene König Eirik in Walhall einziehen soll, fragt der Einheerer Sigmund den Gott:

„Warum nahmst du ihm das Kampfglück,
Wenn er kühn dich dünkte?"

Und Odin antwortet:

„Nicht weiß man gewiß,
Wann der Wolf, der graue,
Auf den Asensitz anstürmt." [309])

Und als dem Könige Hakon aller Frieden der Einheerer bei seinem Eintritt in Walhall von Bragi versprochen wird, antwortet er:

„Meine Waffen
Will ich behalten hier:
Helm und Brünne
Soll man hüten gut;
Recht ist's, bereit zu sein!"

Der Weltuntergangsgedanke ist sittlicher Art; das diesseitige und das Leben nach dem Tode haben die gleiche Aufgabe: sich für den letzten Kampf der lichten Götter gegen die Mächte der Finsternis zu stärken und bereit zu halten. Die Argheit der Welt ist uranfänglich und wird durch jedes Nachlassen der sittlichen und sittigenden lichten Gewalten ärger. Wir beobachten aber täglich und stündlich, daß der Verfall der sittlichen Kräfte in uns arbeitet und zwar gleichsam einem inneren Gesetze folgend. Wer diesen Verfall, dem jeder unterliegt, in sich beobachtet, hat zweierlei Wege: zu folgen oder sich zu widersetzen. Das Widersetzen führt zur Annahme eines höheren als des Fallgesetzes und somit zu einer Kampfgesinnung, die das Eine gegen das Andere, den Gesundheits- und Erhaltungsgedanken, alles Lichte, Reine, Tapfere, Schöne, Gute, kurz den Schöpfungssinn zu allem, was diesem widerstreitet, zu Lüge, Feigheit, Bosheit, Häßlichkeit, also zur Zerstörung und Finsternis in Gegensatz setzt. Die Lebensführung des hochgesinnten rechtliebenden Menschen kommt ohne diese Kampfgesinnung nicht aus, denn diese ist mehr als Beobachtung eines äußerlichen Daseinsstreites; sie ist Entdeckung des Widerstreites innerer seelischer Grundtatsachen. Die Welt ist Kampf; sie ist als Kampf zum wenigsten Erscheinungsweise; wessen — das sagen Vernunft und Glaube: Daß über dem Zwiespalt der Zweiheit eine Einheit lebe, und daß dieser Zwiespalt nicht das Wesen sei, daß jenseits oder in höherem Diesseits d. h. in einer uns unerkennbaren Daseinsform ein neues, uns nur erahnbares Reich der Vollendung warte. Dieses Reich erfüllt die angeborene Sehnsucht nach Wahrheit und Licht; es ist daher der Traum derjenigen, die für das Licht, für die Götter kämpfen; denn wenn sie nicht ahnten, so wären sie nicht da. Ihr Kampf ist also Grund

der Ahnung eines endlichen Sieges des Lichtes über alle Finsternis; aber umgekehrt fordert diese Ahnung den Menschen auch zu seinem Kampfe gegen die Finsternis der höllischen Mächte heraus.

Wie eine Notwendigkeit, wie ein ungeheures Schicksal steigt, ohne jede Lehre, die Furcht eines Unterganges alles Tapferen und Lichten, aller Geradheit und Großgesinntheit in jedem Herzen auf, überwältigt allein von der Erfahrung des Guten, nicht von Vorstellungen und Träumen. Nur wer das Gute als ein inneres Wachsen in sich lebendig erfährt, weiß von solchem Glauben und mag auch im Niedergange noch vom vergangenen Horte zehren.

Und hiermit ergreift die Dichtung, kampf- und leidgeboren, das einfachste Sinnbild alles Lebens und Sterbens, den im rollenden Jahre aufsteigenden und sterbenden Gang des Lichts. Geboren in tiefster Winternacht als junges Licht wächst er aufwärts, bis die Sonne die Höhe des Himmelsberges in lohender Glut erreicht und — überschreitet. Himmel und Erde sind eins! Die Schöpfung selbst gibt uns das stumme Abbild des erhabensten Kampfes, den wir im Widerstreit der sittlichen Gewalten in uns selbst lebendig wissen und der die ganze Welt mit Arg und Leid, mit Hoffnung und Glauben, mit Verzweiflung und Trost erfüllt. Das ist die Lehre von Balders Tod.

Nun werden auch die beiden Sonnwenden des Jahres zu Sinnbildern des sittlichen und gottümlichen Gedankens. In den Weihnächten Friede und Freude, Geburtshoffnung neuen Heiles, in der Sommerwende Kampfgelöbnis, daß die Finsternis endlich doch nicht siege, daß die Winterwende eine Wende zum höheren Lichte werde. Als Balder starb, blieb den Göttern nichts mehr als Kampfbereitschaft, Kampftüchtigkeit, Heeressammlung.

Von diesem großen Gedanken erscheint die gesamte arische Welt ergriffen: Er herrscht in Indien, Persien, er taucht in Griechenland und Rom auf, in Britannien auch, wenn die Zeugnisse genügen. Er ist der Inhalt der gewaltigen Weissagung, deren Sinn ihre Gesinnung enthüllt: Anzuspornen, daß die Finsternis nicht siege, daß wir kämpfen; und, wenn wir auch fallen und Geschlechter über Geschlechter ihre erlahmende Kraft in diesen wirbelnden Reigen des alles übertönenden Schöpfungskampfes werfen und kein Ende zu kommen scheint, kein Ausruhen, so werden wir dennoch kämpfen, weil unser armes Herz von seinem gottentsprossenen Werte zeugen will, weil es kämpfen muß, blutend unter tausend bitteren Wunden, um seiner selbst gewiß zu werden und zu bleiben, um der inneren Selbstbehauptung willen, und weil diese kämpfende Seele ein Reich größerer Art und reinerer Höhe träumt, das auch nicht gleich jenem Sonnentage, gleich dem rollenden Jahre in ewiger

Flucht beginnt und endet, sondern das vielmehr ein endgiltiges wahres Leben ist, ohne Bosheit und Finsternis, wert, daß man dieses lachend dahinwirft.

An jenem Tage erst wird die Schöpfung vollendet sein; aber nicht ohne uns wird diese Vollendung erreicht. Die Rechnung des Weltalls ist ohne unseren Einsatz unvollkommen; der Gott sammelt sein Heer. Jede geringste Kraft ist vonnöten, denn größer fast, mächtiger als das Licht durch die tausend unergründlichen Waffen der verborgenen Bosheit und Finsternis, droht die entscheidungsschwere Stunde, in welcher das lichtentfremdete Menschengeschlecht sich selbst verliert, die Stunde, von welcher der Gott sagt:

„Nicht weiß man gewiß,
Wann der Wolf, der graue,
Auf den Asensitz anstürmt."

So ist also die gewaltige Sage vom kommenden Götterende ein Bild der Sittlichen Weltordnung, nicht nur wie Weltbaum, Himmlische Zahl und Himmelsbrücke schauender, erkennender oder sittlicher Deutung, sondern innerster Glaubensgrund und -kraft, sicherster Herzensbesitz, nie täuschend, weil in jedem armen traurigen Herzen von Ewigkeit her gegründet. Es gibt keinen Glauben, der mehr Traum, keinen, der in Not und Elend mehr Wirklichkeit des Lebens wäre.

Und so ist die Frage nur noch die, wann diese Stunde der Götterdämmerung eintreten, das Göttergeschick sich vollenden werde? Wann kommt das furchtbare Verhängnis, da jede Stunde der qualerschütterten Menschheit sein endliches Nahen leise und doch so vernehmlich kündet?

Es ist die verzweifelte Frage des unruhigen Gewissens; es ist das erbarmungslose Urteil der klaren Vernunft; es ist die ruhige Antwort des starken Glaubens, der unter Tränen kämpfend Trost der Ewigkeit erfährt.

IX.

Die Stunde des Untergangs.

Warum kämpften unsere Väter so voller Bitterkeit für ihre Götter? Jahrhunderte dauerte der Kampf. Was für ein Wesen war es, das in ihnen lebendig war und sie so stark gegen den Feind machte? Kämpften sie für einen Irrtum oder für eine Wahrheit, und was war diese Wahrheit, ihr Glaube und ihr Gottum?

Unsere Zeit schwankt in seelischen Wirren und in leiblichem Elend. Das Glauben findet keinen Halt. Wo ist die Wahrheit, die uns helfen kann? Ein Wort gilt: Was fruchtbar ist, allein ist

wahr! Das Volkstum ist wie der Mensch fruchtbar allein im Wahren. Wahr ist allein das Dauernde, das zeitüberwindende Ewige.

Von der Götterdämmerung ist viel geschrieben, gesprochen, gesungen. Aber ihr Sinn ist unbekannt. Wer weiß, was die Seherin sah?

Die einen sagen: Die Dämmerung der Götter war vor tausend Jahren; da gingen die Götter vor dem eindringenden Christentum zu Grunde. Aber die Götter leben, wenn sie je gelebt haben; denn sie sind nichts anderes als Gottes, des Ewigen, Mächte, die er in die Wirrnis der Zeit sendet, um sie zu ordnen und zu überwinden; sie sind die Licht- und Kampfkräfte, die so lange leben, als Gott lebt, aus dem sie sind.

Andere sagen: Wo die Germanen zugrunde gehen, wo sie vor ihren Feinden unterliegen, da gehen die Götter zugrunde, da ist die Götterdämmerung. Aber dann wären die Götter nur Menschenglaube, Irrtum, Götzen, nicht Gottes Kinder und weltalldurchwaltende Kräfte; wir selbst wären die Götter und Spottes würdig.

Und die dritten sagen: Am Ende der Zeit, wenn die Welt zugrunde geht, da gehen auch die Götter ihrem Ende entgegen. Und da sie schon heute nicht mehr da sind, so ist der alte Glaube als falsch erwiesen.

Alle drei fassen die Götterdämmerung als ein zeitliches Geschehnis auf; das ist ihre geschichtliche Auffassung.

Die echte Überlieferung des alten Gottums, die wir befragen, läßt dem Endkampfe ein sittliches Verderben der Menschenwelt vorangehen. Wo das eintritt, da „meldet das Ende der gellende Klang des Gjallarhornes". Wann wird dies Verderben eintreten? Alles lehrt: Dies Verderben war schon vor tausend und vor zehntausend Jahren da, es ist heute unter uns und wird morgen und nach zehntausend Jahren da sein. So ist also auch der Götterkampf notwendig als ein durch alle Zeit strömendes Wesen, nicht ein einmaliges geschichtliches Ereignis, sondern ein dauerndes, überzeitliches Leben?

Die Gottessage, ein ewiges Geschehen darstellend, wird in der heiligen Dichtung zur Göttersage. Die Götter selbst sind nicht erdichtete Götzen, sondern Wirklichkeiten Gottes.

Zwischen den beiden Urfeinden alles Lebens, zwischen Eis und Feuer, zwischen Niflheim und Muspellsheim gähnt Ginnunga-Gap, die tiefe Urkluft. Aber aus Niflheim strömen dauernd Giftfluten, die Eliwagar, und türmen Eis in der gähnenden Urkluft über giftigen Schlacken empor. Da diesem Reife die heiße Luft aus Muspellsheim begegnet, taut er und es entsteht durch die Macht des Ewigen mitten in der Urkluft ein urriesisches

Wesen, das wie ein Mann gestaltet war, Ymir. Von ihm heißt es: Nicht halten wir ihn für einen Gott, denn er war böse wie seine Nachkommen, die Reifriesen.

Im schmelzenden Eise erwächst aber zugleich Audumla, die nahrungbergende Kuh. Aus strotzendem Euter tränkt sie den Urriesen, sich selbst von der Salzblume der Reifsteine nährend, die sie beleckt. Dadurch lockt sie innerhalb der nun mit Leben sich füllenden Urkluft den Ahnen der Geistesherrschaft, des Asengeschlechtes, Buri hervor. Dessen Sohn Bur vermählt sich mit der riesischen Unheilstochter Bestla und zeugt mit ihr, Stoff mit Geist tränkend, die drei obersten Götterbrüder Wodan, Wili, We.

Zwischen den beiden Urgegensätzen des Lebens ist durch den Urrat des Schicksals nicht nur das Leben, das riesische, sondern auch die Gestaltungskraft des Lebens, welche asisch genannt wird, entstanden. Und wie ein gewaltiger Baum durchwächst nun urgöttlicher Schöpfungssinn und -gehalt das Weltweben; die Weltesche ist das zeitliche Bild des im All verbreiteten Urlichtes. Von ihr strömen Licht und Leben durch die Erde, über den Himmel hinaus, über Riesen, Menschen und Götter. Sie grünt unheilumwuchert. Keiner weiß, woher sie wächst.

Und schon erhebt sich der tatfrohe Geist und in jugendlichem Anlaufe töten die Asen den trägen Urriesen, wenn sich auch dessen Nachkommenschaft götterfeindlich erhalten mag. Aus dem toten Urriesen schaffen sie dieses Weltall, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Blute das Meer, in dessen Mitte die Erde. An den Küsten des Weltallmeeres weisen sie den Riesensprossen ihre Wohnsitze an.

In der Mitte der Urkluft ist nunmehr dies Weltall entstanden. Gegen die Außenwelt der riesischen Mächte wird in schützendem Ringwall Mitgard erbaut; in seinem Schutze beseelen die Götter zwei dem riesischen Leben entsprossene Bäume, die sie kraftlos am Strande des Weltallmeeres fanden, mit ihrem göttlichen Hauche sie zu Menschen schaffend. So dringt der Urgotteshauch durch die Götter in den Menschen.

In der Mitte der Welt aber errichten die Asen den eigenen Wohnsitz, Asgard. Von hier aus leiten sie das Weltall, Himmel, Erde und Menschenwelt; von innen heraus, wie sie einst auch inmitten der Urkluft auftauchen; während draußen über die Urmacht des Feuers, über Muspellsheim Surt d. i. Schwarz, über das eisige Niflheim Loki herrschen.

Odin, Ase und Riese, Ewigkeit in Zeit gesenkt, aber Geist vornehmlich, bedient sich der riesischen List Lokis und um herrschen zu können, trinkt er Blutsbrüderschaft mit dem Feinde. Seitdem ist dieser unter den Asen. Ein erster Krieg entbrennt, als die wanische wilde Lust — Goldtrank genannt — in der Welt des Geistes auflodert; vergeblich suchen die Asen ihrer Herr zu werden, bis Geist und Leben sich in höherem Gottesfrieden verbinden.

Aber die Feindschaft zwischen Göttern und Riesen bleibt bestehen; Loki strebt den Tod Ymirs zu rächen; als Urfeind der Schöpfung muß er seinem Wesen nach die Götter zu Falle bringen. Das gelingt nur, wenn er der Götter lichteste Gestalt, den reinen guten Geist, die zarteste schönste Blume des Asentumes, den frommen Balder, Odins liebsten Sohn, in seine Macht bekommt.

Mit der Riesin Angrboda d. i. Angstbotin, der Urfurcht, zeugt Loki drei entsetzliche Weltungeheuer. Das erste ist die Mitgardsschlange, das zweite Hel, das dritte der Fenriswolf. In diesen Ungetümen ahnen die Götter, zum ersten Male die Furcht erfahrend, ihre stärksten Feinde wegen deren mütterlicher, noch mehr wegen ihrer väterlichen Abstammung. Odin wirft die Schlange ins weltumspannende Meer, wo die giftgeifernde nun alle Göttererde, allen Gotteshimmel dräuend umschlingt; Hel, die dunkle Todesgewalt, schleudert der Göttervater in das eisige Niflheim jenseits des Weltalls hinab; den Wolf aber fesseln die Götter und stellen ihm ein Schwert in das geifernde, von der Erde bis zum Himmel hinaufreichende heulende Maul. Sie töten ihn nicht, weil sie sich nicht mit seinem Blute beflecken wollen.

Da sendet Angrboda, die eisige Urfurcht und Angstbotin, dem lichten Balder böse Träume. In Asgard geraten die Götter in Unruhe, Odin reitet zur Riesin hinab, die in der Hel, ihrer Tochter, Reiche wohnt, und erfährt, daß Balder sterben soll. Die Götter nehmen nun alle Wesen in Eid, dem Balder nicht zu schaden. Aber Loki, der Angstbotin urböser Gatte, der Vater des Wolfes, der Hel und der Schlange, verleitet Balders blinden Bruder Hod, auf den weißen Gott mit der Mistelgerte zu schießen, die allein, weil sie zu jung und zu schmächtig erschien, nicht mit in Eid genommen war. Balder ist tot. Alle Götter und alle Wesen weinen, allein Loki nicht. Hel gibt den lichten Gott nicht heraus. Da fesseln die Götter endlich auch den Loki auf einen Felsen; über seinem Gesichte speit eine Schlange Gift; seine asische Gattin fängt das Gift in einer Schale auf, aber leert sie die Schale, so träufelt indes das Gift in des Riesen Antlitz und er windet sich so, daß die Welt bebt.

Nun herrschen die Götter, weil rings das Böse in mächtige Bande geschlagen ist; aber da Balder tot ist, so ist der eigentliche Sinn und die Freude der Götterwelt verloren. Und die gefesselten Ungeheuer reißen und zerren immerfort an ihren Banden. Odin aber sammelt alle Helden, asischen Geistes Kämpfer, die den Gott noch im Tode suchten, in sein Göttergefolge für den geweissagten Kampf, den Kampf der Entscheidung; und Hel sammelt die ihrigen. Auf der Welt leuchtender Urbrücke scheidet Heimdalls Gericht die Scharen. Immer weiter streben die Asen- und Riesenmächte auseinander, immer wilder wird die Spannung. Der graue Wolf schaut nach dem Sitze der Götter.

Da versagt das letztgeschaffene zuerst, das Menschengeschlecht. Und schon gelingt es dem Weltwolfe sich loszureißen, da seine Fesseln sich lockern. Das ist das Zeichen, der Götter Wächterhorn ertönt. Der Kampf beginnt. Surt kommt von Süden mit gewaltigen Feuerscharen; Loki steuert von Norden das Schiff der Hel mit ihren Leuten, der Mitgardswurm wälzt sich heran giftspeiend im Riesenzorne.

Gewaltig ragt noch der unsichtbare Baum des Lichts, die Welteſche; aber nun erzittert auch sie. Die Asen erheben sich in Asgard, Odin redet mit dem Urwissen der Schöpfung, dann reitet er im Goldhelm an der Spitze der Götter und Heldengeister den Feinden entgegen auf die vorbestimmte Ebene Wigrid. Odin erliegt dem Wolfe, Thor der Schlange, aber auch der Wolf, Hel und die Schlange, Loki und Surt finden den Tod von Götterkraft. Der Himmel geht in Feuer auf, die Erde sinkt ins Meer.

Die ersten Götter erliegen der rächenden Hasseskraft der Urfeinde. Aber auch diese sind vernichtet und damit löst sich der Götter Verbindung mit den riesischen Mächten. Aber der Baum hielt stand und es lebt der Götter reine geistige Art in jüngeren Geschlechtern wieder auf, über verjüngter Erde herrschen vom Tode befreit der lichte Balder und sein ehemals vom Bösen mißbrauchter Bruder Hod, Mut und Kraft erfüllen das entsühnte Asengeschlecht. Alles Übels Ende ist gekommen. In reiner dauernder Wärme und Fruchtbarkeit grünt die ewige Gottesaue; in ungehemmter Schöpferfreude herrscht die Fülle des Ewigen allein.

* * *

Dies alles ist nebeneinander, ist ewiges Geschehen, ewige Gegenwart. Eis und Feuer sind Urtode dem Leben; erst dazwischen vermag es zu ergrünen. Ewig ist Gott das Allgeheimnis, der ewige Ratschluß des Schicksals. Durch seine Macht entsteht dauernd zwischen den beiden Spannungen der Vernichtung das riesische Leben des Stoffes; in Gestalt seiner Kräfte, der Götter, durchdringt Gott Tod und Leben. Diese Gottesmächte schaffen Himmel, Erde und den Menschen. Wie die Götter von Gott ihre Kraft haben, so haben sie auch ihre Aufgabe von ihm; und wie die Menschen von den Göttern Ursprung, Hilfe und Kraft haben, so ist es auch ihre Aufgabe, dem Urgöttlichen überall zum Siege zu helfen, mit seinem Hauche sich selbst und den Stoff zu durchtränken und zu erlösen. Die Menschen, indem sie den Göttern dienen, dienen Gott. Diese Götter- und Menschenaufgabe ist ewiger Art; aber ihre Träger leiden an der Verstrickung mit der Welt des Stoffes, des Bösen; erst durch den Entscheidungskampf, in dem sie das Leben einsetzen, lösen sie sich sterbend von der Verstrickung, zerstören aber auch die feindliche Macht und vereinigen sich dadurch mit und in der Fülle des Ewigen.

Die Erscheinungswelt mithin ist für die Götter wie für den Menschen ein Durchgang, innerhalb des Ewigen ein dauerndes Geschehen. Da das Ewige seinem Wesen nach ein Gegenwärtiges ist ohne Vergangenheit und ohne Zukünftiges, so ist auch der von der Gottessage gesetzte letzte Kampf der Erscheinungswelt um ihren ewigen Sinn im Ewigen ein ewiger, stets gegenwärtiger Kampf; und die Fülle des Ewigen gebiert sich dauernd gegenwärtig da, wo der Entscheidungskampf ausgefochten wird; denn in ihm kämpft das Ewige selbst.

Der Sinn des Weltgeheimnisses ist die Fülle Gottes, Gott in seiner Fülle. Die Ebene aber, auf der die Götter den Kampf mit den riesischen Mächten des Urtodes ausfechten, ist unser Herz; sie ist unser Volk, ist die Welt.

* * *

Und der Mensch?

Allwissend ist allein das Ewige, denn in ihm sind Vergangenheit und Zukunft in die eine grünende Gegenwart verbunden. Alles aber was in der Zeit ist und an ihr Teil hat, selbst die Götter zehren von tiefer Unwissenheit um den Rat Gottes. Daraus schöpft alles zeitliche Leben, höchster und niederster Ordnung, den Mut und den Antrieb zum unausgesetzten Kampfe um die letzte und höchste Fülle seines Lebens. Durch das ganze Weltall ist solcherart das letzte Unwissen als höchste Weisheit ergossen, als ein Beweis und Zeugnis, daß noch Höheres in ihm walte: Das, welches weiß! Der Seherin Gedächtnis reicht nur bis zu ihren riesischen Ahnherren, nicht darüber zurück ins Ewige; aber ihre Weissagung gibt Hoffnung, Trost und Freude.

Der Mensch steht als ein Kämpfer für Gottes Sieg mitten im Weltall. Die Götter, die mitten im Weltall wohnen, hauchen ihm diesen Geist ein, ihre Seele; so haben sie Wohnung in der Menschenbrust. Aus riesischem Stoffe hat der Mensch zugleich Teil am Urtode und den gilt es zu besiegen. Nicht nur im Sittlichen offenbaren sich die Gottesmächte; in allem schaffenden, schöpferischen Leben tritt ihre Kraft ans Licht. Der lebendige Geist der Götter war es immer, der den Menschen Handwerkszeug, Spaten und Schmiedewerk erfand. Ihrer ist die heilige Kunst des Wohlklanges, ihre Gnade begeistert die Brust des Dichters und arbeitet in der schöpferischen Wissenschaft. Wo Wahrheit weilt, Furchtlosigkeit, Beständigkeit (welche Volkstum bedeutet), wo Gesundheit von Grund auf wächst, Kraft und Freude quillen, da sind die Götter am Werke. Und wer alles dieses unterstützt, der hilft den Göttern, wie sie ihm Heil und Segen durch Leben und Tat gewähren; auf wesentlichem Wege findet er den Weg zu Gott. Der Mensch bildet sich die Götter nicht; er ergreift die Wirklichkeiten Gottes und wird von ihnen im gleichen Maße gebildet.

Nicht also darin liegt die Aufgabe, daß Gott begriffen werde; darauf kommt es nicht einmal an; sondern er muß e r griffen werden auf wesentlichem Wege durch ein wahrhaftiges Leben, durch Wunden und Schmerzen. In diesem Lebenskampfe schwankt die Schlachtreihe hin und her: Abend und Morgen; Zeitalter über Zeitalter; gestern wurde eine Schlacht gewonnen, heute verloren. In die Menschenbrust quillt aus ewigem Urlicht ewig Licht und Erneuerung, die sind Gottes Wesen, ewig umhüllt von den Urfeinden der göttlichen Lebensordnung, den beiden Quellen des Urtodes. Wer im Gotteskampfe stirbt, trägt sein Gottesteil in die Götterwelt zurück, bereit zum neuen und zum letzten Kampfe, weil im Erdenleben bewährt. Wer hier den riesischen Feinden unterlag, in Untreue, unordentlicher Begier, wer den göttlichen Herren nicht diente, den ergreifen die höllischen Mächte als Bundesgenossen im Endkampf. Unerbittlich scheidet die Himmlische Brücke.

Der sittliche Wille ist frei, sofern er Gottes Wollen, das durch die Götter zu den Menschen gelangt, in die Tat umsetzt, weil der Mensch Kind im Weltallsgotteshause ist, dessen Hausgesetz sich dem Sohne als eigenes freies Hausrecht vererbt. Der Wille wird Knecht, wenn er sich dem Wollen der Urfeinde, den bösen, unschöpferischen Mächten, dem Gegensatze zur göttlichen Ordnung unterwirft. Da aber das Wesen des Göttlichen sich in einem ewigen Quellen offenbart, so kann der Mensch in jeder Stunde durch Gesinnung und Tat die Urverbindung mit dem Ewigen wiederherstellen. Voller Huld sind die helfenden Götter.

Gott ist über Licht und Finsternis, über Göttern und Riesen, über gut und böse. Gott ist nicht gut, aber das Gute ist der Weg zu Gott. Je mehr wir in lastendem Gram, in Freude und Schönheit uns mit Gottes Schöpfergeiste, mit dem Wesen füllen, um so fester erhebt sich die Gottesburg, das wesentliche Reich, Asgard, in uns und außer uns. Nicht äußerliche Gesetze sind das Wesen, aber alle gute Sitte quillt als ein Urbild aus ihm. Das äußerliche gute Gesetz soll die Macht der Urfeinde im Zaume halten. Fern ist alle Selbstgerechtigkeit, die sich rühmt und sich selbst für Gott hält; nahe ist die Freude, die für Gott kämpfen will. Jeder ein selbständiges, dem Ewigen verpflichtetes Wesen.

Allezeit quillt in die göttlich Wollenden neu das Ewige ein, Gnade, Liebe, Heimat. Allezeit reißt sie der Altfeind in die Heimatlosigkeit verlorenen Lebens, in den Urtod zurück. Alles gute, leben- und ordnungschöpfende Gesetz ist Gottesrecht, gehütet von den Gottmächten. Im reinen Volkstum offenbart sich das Göttliche wie im Einzelnen, dem geborenen Kinde des Volkes. Mensch und Sippe, Sippe und Stammvolk sind wie ein Leib, ein einziger Leib in uns aus Gott; so ist auch das Urbild aus Gott in ihnen. Mensch, Volk, Gott sind e i n Weg.

Ewig fallen die ins Riesische verstrickten Gottesmächte dem Abgrunde zu; wo aber die redliche Brust tapfer bis zum Tode kämpfte, da gehen mit den kämpfenden Gottesmächten auch die Urfeinde selbst zu Grunde; und im selben Augenblicke zieht das reinste Urlicht, das bis dahin im Verborgenen schwieg, Balder nun hoch herein. Balder lebt, wenn der Lebenskämpfer fällt; denn der irdische Tod ist nur ein Übergang aus der irdischen Stufe in die höhere Kampfwelt der Götter oder aber in die Nacht des Urtodes, des Eises und des Feuers.

Das ist Gottes Trost, daß der Kampf zu allen Zeiten ausgefochten wird, weil sein Wesen ewig und daher stets gegenwärtig ist. So ist jedem Menschen die Möglichkeit höchster Vollendung in seinem armen Leben gezeigt; der Sieg kann überall und zu allen Zeiten errungen werden; in jedem Augenblicke vermag Gott in uns sein Licht zu vollenden. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Vollendung erst am Ende einer gesamten Menschheitsentwicklung möglich sei; sie hat ihre ewige Gegenwart auf vielen Kampfplätzen erwiesen, auf dem Kampffeld der stählernen Waffen und dem des Herzens; sie waltet zwischen Mutter und Kind; ewig unsichtbar verwandelt sie ewig alle Welt. Durch den Sieg, den wir im geringsten gewannen, durch das Licht, das sich in unserer Armut entzündete, sterben wir dem Leben entgegen; geht von uns aber auch Licht auf ferne Geschlechter aus, Mehrung der Gottesmacht, Hilfe im Kampfe, Leben und Zeugung. Immer neue Geschlechter nehmen den Kampf auf. Völker stürzen, aber Männer bauen. Der Seherin Weissagung, das ist Glaube, Trost, Hoffnung, Freude: Balder wird kommen; noch heute, morgen, übermorgen; wir kämpfen. Für Gott, denn zu seinem Werke und Leben sind wir berufen.

In jedem von uns lebt aus Gott das Urbild unserer Vollendung; geboren aus dem Volksgrunde wächst es in uns auf, eine Lichtgestalt, ein Traum. So lebte Balder in den Göttern als der Traum der Vollendung, der erfüllt wird, wenn der Götter Verstrickung mit den Mächten der Finsternis im Endkampfe aufgehoben ist. Er ist Gott in den Göttern. Der Götter Bild aber in den Menschen, das Urbild des ins Göttliche sich durchkämpfenden Menschen ist der Besieger des Lindwurms: Sigfrid ist in jedem Menschen; er ist in ihm überall der gute ewige Kampf gegen die giftsprühende Finsternis. Er ist nicht nur höchstes Heldenbild eines vergangenen Zeitalters, sondern ewiges Wort Gottes, Gottes Urbild wesentlich in der Menschenbrust in Menschenart und -bild. Er ist, was im Heldenkampfe fallend zu den höheren Mächten eingeht. Er ist der Weg zum Volk, zu Gott, wesentliche Wahrheit, Leben. In ihm hat der Einzelne seinen selbständigen Wert und schließt dennoch sein Leben an das ewige Leben an; in ihm strahlt das Ewige als Urbild der Schöpfung und Inbegriff aller Schönheit ewig in den Menschen ein.

* * *

Dies wohl mochte der Väter Gottum sein, für das sie kämpften, das sie begeisterte und stark machte und endlich nur der Übermacht erlag.

„Laß uns Heervater bitten, daß er in unseren Herzen wohne!" war ihr Gebet. Daß sie den „Göttern zu Hilfe kämen", ihre Aufgabe.

„Durch Wunden und Schmerzen kamen sie zu ihrem Gott"; „nicht schreckte sie der Tod, da sie sich unzerstörbar dünkten."

„Es war ihnen eine ganz besondere Liebe zur Religion angeboren, da es so schien, als ob sie die göttliche Verehrung ihrem Stammesvater erwiesen." [310)]

Gottum, das war Glaube und Sittlichkeit in eins. In ursprünglicher Einheit standen Gott und Mensch. Hoffnung und Zuversicht, Sieg und Niederlage, Sünde und Sühne, strömendes Heil, Kampf und Friede, alles Elend und alle Freude des Menschenherzens hatte seine Stätte im allumschließenden Bette des Ewigen, das über alles bloße Glauben hinaus vollkommene Wirklichkeit war. Und wohl konnte dieses Gottum sie stolz selbst in der Niederlage machen, stark und lachend im Tode über Schmerz und Wunden; denn der wahrhafte Tod war Sieg im Ewigen.

Man hat gesagt, von den drei Erlösungsreligionen wolle die brahmanische den Menschen vom Irrtum, die buddhistische vom Leiden, die christliche den Menschen von der Sünde, dem bösen Willen erlösen und so sei die letztere den innersten Weg, den der Umkehr des Willens, gegangen. [311)] Denselben Weg gingen aber schon Indien, Persien und das germanische Gottum, das am gleichen Stamme wachsend nicht unähnliche Früchte trug. Gottes Wille erringt durch die Götterdämmerung den Sieg; der Mensch, der seinen Willen vom göttlichen empfängt und ihm durch sein Selbstopfer hilft, erlöst sein göttliches Teil aus der Verstrickung mit dem Urtode zum ewigen Siege. Aber der Christ kämpft für die eigene, der Germane für Gottes Seligkeit.

Wir bedürfen nicht der Krücke des „Als ob", daß wir so handeln müßten, „als ob" es einen Gott, „als ob" es eine Sittliche Weltordnung gäbe: Es gibt ein festes Gesetz; den Maßbaum der Welt, den Sinn alles göttlichen Lebens, das Widerspiel aller Zerstörung! Es gibt eine Sittliche Weltordnung, den Kampf des aus dem göttlichen Baume in uns eingeborenen Lichtes gegen die an seinen Wurzeln nagende Finsternis! Es gibt eine klare Scheidung der Geister, in die, welche sich selbst, und in diejenigen, welche den Göttlichen Mächten dienen wollen! Es gibt ein Gesetz der Freiheit, unbeugsam, für den, der wahrhaft das Göttliche will, weil es allein das Dauernde sein wird, was in seiner Brust aus Ewigem klingt! Es gibt eine Erlösung, die dem beschieden ist, der sich und sein Leben für das Leben der Ewigen Schönheit, Macht und Liebe einsetzt! Es gibt ein zeitentbundenes Gottum, darin Volk und Gott, Mensch und Volk sich verbinden: Daß die

Götter fallen, damit Balder lebe; daß wir sterben, damit Sigfrid auferstehe, das ist der urewige Glaube des arischen Geistes, unauflösbares Erbgut aus alter Zeit, unzerstörbarer Bürge neuen, höheren Lebens!

Der Sinn der Götterdämmerung erfüllt sich nicht einmal, sondern dauernd; sie ist ewiges Geschehen. Die Vollendung, der Seherin Weissagung, wenn sie je Wahrheit war und ist, so wirkt sie in ewiger Geburt todüberwindend in uns alle Zeit!

Schlußwort des ersten Bandes.

Die Frage nach der Lösung des Rätsels der Edda hat sich uns im Laufe der Untersuchung dahin geklärt, daß die Antwort nur dort gegeben scheint, wo wirkliches lebendiges Gottum aus den steinigen Trümmern der Verwüstung als zeitüberlegene innere Wahrheit hervorquillt. Es taucht daher die weitere Frage auf, ob die Lösung des Rätsels allein von der Altertumsforschung gefunden werden kann, solange sich diese auf vergleichende Mythenkunde, auf sprachliche und geschichtliche Untersuchungen beschränken will. Wie es zur Erklärung einer Rose nicht genügt, daß man sie nach Gestalt, Farbe, Duft und Wachstum beschreibt, und wie derjenige vom Verständnis des Weltalls noch weit entfernt ist, der alle seine Ordnung, Größe und Bewegung auf das genaueste zu berechnen vermöchte, so kann auch das innerste Geheimnis eines Glaubens, sein urgeborener Wert und seine lebendige Kraft nicht aus einer rein beschreibenden Wissenschaft gewonnen werden. Ein einziger Augenblick gegenwärtiger innerer Wahrheit kann den Blick für die Wahrheit des Vergangenen öffnen, kann Wegspuren in den heiligen Berg erkennen lassen, die dem Auge des Verständigen entgingen. Nur der, dem das Gottum der Väter Leben wäre, vermöchte davon zu zeugen. Wer sein Leben höherem Leben widmet, wer verachtet und unbekannt namenlos dafür litte und stürbe, weiß unwissend mehr von der Wahrheit der Edda als das von Namen und Zahlen aufgeblähte, auf sich selbst stolze und eitle Gedächtnis. Und während dieses in tönerner Rüstung dem Streite der Meinungen obläge, möchte auf Jenes zerklaffte Stirn vom Heiligen Lichtbaume Tau der Unsterblichkeit sich senken; ihm erst wäre die wahre Lösung des Rätsels geraten. Und so dürfte eine höchste Wissenschaft der Edda und des arischen Urglaubens, wenn sie ihren Namen wahrhaft verdienen wollte, nur jener wesentlichen Wahrheit zu dienen suchen, sie müßte aus dem Trümmerberge der Vergangenheit die ewige Gegenwart, das „grünende Nun" zu erfassen lehren, damit die verstummte Art und die unbewußte Schönheit des alten Gottums wieder in das Licht des Bewußtseins träten.

Der Heilige Augustin sagt:[312]) „Das, was man jetzt christliche Religion nennt, gab es schon bei den Alten und fehlte nie seit An-

fang des menschlichen Geschlechts, bis daß Christus im Fleisch erscheinen würde, von wo an die wahre Religion, die schon da war, anfing, die Christliche genannt zu werden." Das germanische Altertum hat im Bekehrungsalter in seinen Blutzeugen erschütternde Beispiele seines inneren Wertes gegeben. Die Beschreibung seiner Trümmer kann diesen Wert nicht ersetzen und erklären. Die bisherigen Mittel der germanistischen Forschung reichen, solange der Geist des Euhemeros noch umgeht, für die Enträtselung der Edda nicht aus. Das Feld der Forschung und ihre Art erweitern sich in zunächst unabsehbare Fernen. Aber doch scheinen aus dem dichten Nebel der Vergangenheit unter den riesenhaften Spuren der Zerstörung schon klare Umrisse aufzutauchen, Umrisse einer ewigen Schönheit, weil sie dem Grundmauerwerke der Schöpfung eignen.

Anmerkungen.

1) E. Forrer, Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften. Sitz.-Ber. der Preuß. Akademie der Wiss. 1919 XXXIII. 1036.
2) Ebenda, 1038.
3) Eduard Meyer, Das erste Auftreten der Arier in der Geschichte. Sitz.-Ber. der Pr. Ak. der Wiss. 1908 S. 14.
4) Ebenda, 15.
5) Wilh. Tomaschek, Die alten Thraker. Sitz.-Ber. der phil.-hist. Klasse der Wiener Ak. d. Wiss. Bd. 128, IV S. 2.
6) Die bisher „alarodisch" genannte Urbevölkerung Europas wird von Friedr. Braun, Urbevölk. Eur. und die Heimat der Germanen, Berlin 1922, mit der Bezeichnung „Japhetiten" belegt, welche für Braun den Vorzug hat (S. 43), „daß sie an eine alte biblische Tradition anknüpft." Derartige Vorzüge können nur verwirren. Daß die Indogermanen auf deutschem Boden eine andersrassige Urbevölkerung zurückgedrängt haben, ist schon vordem angenommen. In diesem Buche verstehen wir unter Germanen den nordeuropäischen, geschichtlich greifbaren Zweig der Indogermanen.

6a) Jamblichus, vita Pyth. Zamolxis verlangte von den Thrakern Tapferkeit, weil die Seelen unsterblich seien. Appian, hist. rom., celt. 3, 10 von den Germanen: „Sie verachten den Tod, weil sie auf eine Auferstehung hoffen." Diodor 1, 94 von den Geten, daß sie die Unsterblichkeit lehren. Herod. 4, 33. 50. Paus. 9, 29. Strabo 10, 3 § 18. Diodor 3, 64 u. a. Vgl. hierzu Tomaschek (s. Anm. 5) Bd. 130 S. 63 f. — In dem alten Dioskurias, dem jetzigen Sewastopol, hörte man „300 Sprachen". Mela 1, 19. Daß mit dem Handel auch geistiger Verkehr gepflogen worden ist, wahrscheinlich. Es ist möglich, daß die Beziehungen des „indischen" Dionysos zu Orpheus auf solche Übertragung zurückzuführen sind. Ein gemeinsamer Urbesitz an Glaubensvorstellungen mußte aber aus weit älterer Zeit vorhanden sein; es gilt also nicht irgendwelche Gemeinsamkeiten der alten Religionen, sondern das in der alten arischen Gemeinschaft entsprungene Urgottum zu ermitteln. Dessen Kern scheint in der Unsterblichkeitslehre beschlossen.
7) Wägner, Germ. Vorzeit I.
8) Edda, übers. v. Gering, Leipzig. Wo erforderlich, ist unter Aufgabe des Stabreims eine strengere Lesart nach der Ursprache hergestellt. — Edda, deutsch von Felix Genzmer. Jena, 2 Bde.
9) Yggdrasil d. i. Yggs des „Schrecklichen (Odins) Träger"; vergleiche Abschnitt VI 2.
10) Lärad d. i. „Schutzspender".
11) Mimameid d. i. Mims (Mimirs) Baum, vgl. Abschn. VII über das Hyndlalied.
12) Vol. 29: „Met trinkt Mimir am Morgen täglich."
13) Grimn. 29.
14) Vol. 19. 2. 39.
15) Vol. 47: standandi.
16) Avesta, Die Heiligen Bücher der Parsen, übers. von Fritz Wolff, Straßburg 1910. — Avesta, Die Heiligen Schriften der Parsen, übers. von Friedr. Spiegel, Leipzig 1852—1863. — Wo nichts anderes bemerkt, ist die Wolffsche Übersetzung benutzt. Statt des Namens Videvdat (Kampf wider die Dews) gebraucht Spiegel die jüngere Form Vendidad.

17) d. i. Ahuramasda, in späterer Sprache Ormuzd. Dieser Gottheit des Lichtes steht der Geist der Finsternis Angramainjus, in späterer Form Ahriman, gegenüber.
18) Sih roçak 2, 7; Vid. 20, 4 u. a.
19) Spiegel, Av. I 256. Über das Ansehen des Bundehesch als Quelle älterer Ansichten Windischmann, Zoroastrische Studien, Berlin 1863. S. 232. 260 f.
20) Spiegel, Parsigramm. S. 172.
21) Adalb. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 1886. — Rigveda, übers. v. Graßmann, Leipzig 1876.
22) Bhagavadgita XV, 1 f., übersetzt von Garbe, Leipzig 1905.
23) Oldenberg, Rel. d. Veda, 2. Aufl. S. 70.
24) Oldenberg S. 354, 356 f. 577, 587.
25) Grimm, Myth. 65.
26) Preller, Griech. Myth. 1, 96.
27) Oldenberg S. 77.
28) Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie. Dritte Ausg. I 444.
29) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde V 104.
30) Videvd. 21.
31) Über die Weltesche vgl. weiter Abschn. VI 2.
32) Yasna 45, 11. Spiegel II 15.
33) Khord. Av. 45, 5 Sp. III 210. Kleuker, Anh. z. Zend-Avesta 1, 279.
34) Spiegel, Gramm. d. Parsispr.
35) Yascht 22 Sp.
36) Grimn. 26 f.
37) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. Dritte Ausg. 696.
38) Grimm 783. Maurer, Bekehrung 2, 370. Schullerus, Kritik des Walhallglaubens S. 49.
39) Gylfaginning 49.
40) D. Alt. V 388.
41) Kurzes Sigurdlied 69; Gering S. 237: „Das glänzende Tor, das ringgeschmückte.“ Über den Tempeltürring vgl. meine Arbeit „Kirche und Heiliger Hain“ in der Zeitschrift „Niedersachsen“. Über die Bedeutung Walhalls vgl. Absch. VI 1.
42) Yasna 60, 13 Sp.
43) Vid. 19, 30, — Spiegel I 249. — Kleuker, Anh. 1, 278.
44) Yasna 31, 20 Sp. — 45, 8 Sp. — Vid. 5, 62 W.
45) Gylf. 51.
46) Grimn. 28. Grimm, Myth. 694.
47) Herausgegeben von Moltke Moe 1900. Jak. Engel, Der Tod im Glauben indogerm. Völker, Progr. der Realschule Stralsund 1881. S. 17.
48) Grimm 696.
49) II 278 a. — Grimm, Kl. Schrift. 6, 192 ff.
50) Edw. B. Tylor, Anfänge der Kultur 2, 54 f
51) Müllenhoff V 113 f.
52) Gustav Neckel, Walhall, Studien über d. germ. Jenseitsglauben, Dortmund 1913. S. 55. 121.
53) Edda, übers. von Felix Genzmer. Jena 1920. II 195. Neckel a. a. O. 55. 121.
54) Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 831. 799.
55) Maurer, Bekehrung I 404.
56) Im Zusammenhange bemerkenwert sind auch die Gelübde „eine Brücke zu bauen“ auf den Runensteinen unseres nordischen Altertums. Mone, Heidentum im nördlichen Europa 1, 429.
Eine Darstellung des Brückengerichtes in der Malerei von Albrecht Altdorffer (gest. Regensburg 1538) zu Siena „Quirinus auf der Brücke“; vgl. Oskar Hagen, Deutsches Sehen. München 1920.

Auch die Volkslieder erhalten die alte Erinnerung bis in unsere Tage. Zupfgeigenhansl 1911 S. 120.

57) Plutarch, Fragen üb. röm. Bräuche 32. 86. Leben des Numa 9. Ovid, Fasten 5, 603 f. 621 ff.
58) Grohmann, Böhmen S. 234; bei Henne am Rhyn, Deutsche Volkssagen Nr. 229.
59) Henne am Rh. 233 nach Nork, Myth der Volks. S. 360 f.
60) Rochholz, Alemann. Kinderl. 373 f. Das „Brückenspiel" ist durch ganz Deutschland, auch in Schweden bekannt. In Bremen wird an der Brücke gefragt: „Willst du nach dem Himmel oder nach der Hölle?" In Tübingen und Mähren nennt man dasselbe Spiel „Engel- und Teufelspiel"; in Magdeburg ist es die „goldige und faule Brücke". „Willst du zu Gottvater oder zum Teufel?" heißt es beim schwedischen Brückenspiel. Vgl. Fr. M. Böhme deutsch. Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 522—534. S. die Nachträge S. 180 f.
61) Neckel, Walhall 1913. Schullerus, Krit. Walh. 1886
62) Gudruns Aufreizung 20, Gering 289. Genzmer 1, 103.
63) Vol. 38.
64) Vol. 51.
65) Loiseleur, 9.
66) Mahabharatam im 3. Abschn., übers. v. Bopp. Berlin 1829.
67) 2, 31 f. nach Peiper.
68) Vgl. Anm. 6a.
69) Thrymlied 14.
70) Grimm. 13.
71) Gylf. 51.
72) Gylf. 15.
73) Hyndla 36 f.
74) Rigv. X 177. 123. 139, 4. IV 1, 17 u. v. m.
75) Rigv. X 124.
76) Grimm, Myth. 334.
77) Über diese Vorstellung unterrichtet Gylf. 17: himinbjorg sa stendr á himins enda vid bruarsporð, thar er Bifrost kemr til himins. Sn. Edda, Rask, Stockholm 1818 S. 21. Das Brückenende, Himmelsburg, ist da, wo Bifrost zum Himmel kommt, am Himmelsende. Dieser Ausdruck „Himmels Ende" kommt im selben Abschnitte nochmals vor: 3 Himmel erheben sich übereinander, über unserem der zweite „Widblain", und über diesem der dritte „Andlang". An diesem höchsten der 3 Himmel befindet sich die Stätte der Vollendung „Gimle". Vorher aber heißt es, daß „Gimle sich am südlichen Ende des Himmels" befinde. Das „Ende" ist also nicht etwa unser „Rand" des Himmels, sondern die Himmelshöhe. Mithin liegt auch das Brückenende (bruarsporð), wo Bifrost zum Himmel kommt, nicht notwendig am Himmelsrande, sondern kann (á himins enda) sehr wohl in der Himmelshöhe gelegen sein. Wir müssen uns erinnern, daß die ganze Brücke aus 2 Teilen besteht; die eine Hälfte Bifrost führt von der Erde zum Himmel, zur Himmelsburg; von dort führt die zweite Hälfte Gjallarbrücke abwärts zur Niflhel. Das Brückenende, wo Himinbjorg, Heimdalls Burg, steht, ist die Himmelshöhe, die Mitte des Himmels, der Pol.
78) Bundehesch 31. Yascht 19, 11 f. 89. Yasna 62, 3 u. a. Fasn. 15. Gylf. 13. 51.
79) 8, 5, 4. Deussen, 60 Upanischad's. Leipzig 1897. S. 192.
80) Rigv. I 24, 13. 15. II 28, 5. V 85, 8 u. a. m.
81) Rigv. X 14. 1.
82) Vgl. Oldenberg, Rel. des Veda 1917 S. 546.
83) Rigv. IX 73, 8. I 121, 13. II 29, 6. IV 5, 5. Vgl. A. Weber, Ind. Stud. 1, 398, 270. 2, 297. Zimmer, Altind. Leben, Berlin 1879, S. 419 f.
84) Fjolsw. 19 ff.

85) D. Alt. II 207 Anm.
86) Vgl. Wolfgang Schultz, Zwillingsbrüder S. 18 in der Hommelfestschrift (MVAG. Bd. I, 1916).
87) Asiat. Researches III 405. (1792). Über die indisch-griechische Gleichung Karbura-Kerberos A. Weber, Ind. Stud. 2, 295 ff. Zimmer, Altind. Leb. S. 419.
88) Kurzes Sigurdlied 60, 8. Edda, die Lieder des Codex Regius herausgegeben von Gustav Neckel, Heidelberg 1914, S. 211.
89) Rigv. X 108. — Oldenberg, Rel. d. Veda 1917, S. 546.
90) Rigv. X 124.
91) Gylf. 8, Grimm, Myth. 534.
92) J. Grimm, Myth. 684. — Über die Namensform J. Grimm, Kleinere Schriften Bd. 3. Ich sehe keinen Anlaß, die vielleicht nur zufällig besser bezeugte Schreibweise Jordanes zu wählen. — Jornandes Gothengeschichte, Geschichtschr. d. deutschen Vorzeit. XI 69 S. 23. — Der von J. erwähnte Dikenaeus ist gewiß kein anderer als der, den Strabo 7, 10 den Geten zuschreibt und den diese fast wie einen Gott angesehen hätten. D. ist eine ganz sagenhafte Gestalt und soll wohl die den Südländern auffallende Himmelsbeobachtung der Nordländer überhaupt erklären helfen. Über die Sternbeobachtung der Westgoten Belege bei Mone, Eur. Heident. II 245.
93) Weinhold, Altnord. Leben 1856. S. 371.
94) Gylf. 8. — Vol. 5. 6.
95) Skald. 17. Müllenhoff, D. Alt. 1, 32 f. Grimm 1, 348.
96) Bragar. 2. Harbard 19. — Grimm 221.
97) Strackerjan, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1867.
98) Grimm 688.
99) Grimm 138. — ende de poeten in heure fablen heetent ourse, dat is te seghene Woenswaghen; — het sewenstarre of de de Woenswaghen.
100) Grimm 691. — Dasselbe Sternbild Gluckhenne in Persien, Ideler Sternnamen, 1809, S. 148.
101) Weinhold S. 27.
102) Jornandes Gotengesch. V 41: „Es war ihnen eine ganz besondere Liebe zur Religion angeboren, da es so schien, als ob sie die göttliche Verehrung ihrem Stammesvater erwiesen."
103) Grimm 331. 1214. 138.
104) Kerp, Landeskunde von Skandinavien, Leipzig 1904, S. 20. 59.
105) Nach den Aufnahmen von Baltzer jüngst vom Folkwang-Verlag in Hagen in Westfalen herausgegeben; auf diese Ausgabe beziehen sich die nachfolgenden Bezeichnungen nach Tafeln und Bildern.
106) Tafel 24, Bild 1.
107) Tafel 21, 1. 29, 6. 30, 3. 32, 1. 36, 1. 50, 8. — Vgl. die homerischen Götterkämpfe, Ilias 20.
108) 15, 1. 44, 7.
109) Statt dieser vollkommeneren Darstellung der Wagen finden sich unvollkommenere bis zu bloßen Andeutungen; man verfolge in der Folkwang-Ausgabe von Tafel 6 über 10, 3 und 4, 8, dann über 4, 1, über 4, 6 und Tafel 7 zu 10, 2, zu 51, 4, zu 51, 6, zu 51, 8, zu 53, 12 u. s. f., dann bis zu 41, 4.
110) Herodot 7, 40.
111) Kuhn, Herabkunft S. 58 f.
112) Nach Bopps Übersetzung von 1829.
113) Germ. 40.
114) Yascht 10, 143.
115) Hierzu Kossinna, Deutsche Vorgeschichte S. 78 f.; die Abbildung der Sonnenscheibe auf einem Wagen Abb. 173; ferner Spiegel, Avesta II, CXVII im Anschluß an Yasna 22, 26 über die indogermanische

Gemeinsamkeit dieser Vorstellungen; Windischmann, Zoroastrische Studien S. 310 ff.

116) Tafel 48, 11.

117) Die Hymnen des Orpheus, deutsch von Dietsch, Erlangen 1822. XXXIV. S. 85:
„Bei der Stille der Nacht, im sternbeaugeten Dunkel,
Schaust du von unten die Wurzeln, und hegst die Grenzen des Weltalls
Ringsum."

118) Tafel 41, 4. 48, 11. 44, 7. 35, 5. 11, 4. 17, 1 u. a.

119) Tafel 48, 2. 42 und 43. 9, 1. 47, 8. 54, 2 und 4. 5. 14, 1. 24, 4. 55, 4. 7, 1. 53, 4.

120) Bing. S. Mannus 1914 S. 273 f.

121) De nat. Deorum 2, 20, 51 f.; vgl. 2, 23, 59.

122) Tafel 14, 1. 47, 8.

123) Tafel 5 oben.

124) Tistrya-Yascht 8, 13 f. W.

125) Windischmann, Zor. Stud. S. 312.

126) Grimm, Myth. 686.

127) Kossinna a. a. O. Abb. 201 bis 204.

128) Ebenda Abb. 197.

129) Z. B. unsere Abb. 2, wenn wir in den beiden sich küssenden Tieren 2 nahestehende Standsterne, etwa die Zwillinge, annehmen wollten; das Schiff unten wäre Regulus, der Sternkreis oben links Arktur; wie wir ja auch schon die beiden Wandler Saturn und Jupiter, die übrigens auch am heutigen Sternhimmel dicht nebeneinander stehen, in den Seilgöttern fanden.

130) Vol. 6.

131) Vgl. oben Abschn. IV „Altgerm. Sternenhimmel".

131a) Vgl. Rob. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt, München 1910, II 743. 752. „Die Lehre von der zyklischen Rückkehr des Alls zur Einheit, von der ins Unendliche wiederholten, immer erneuten Einkörperung der Weltseele in immer neuen Weltkörpern, und das mikrokosmische Gegenstück dieses Dogmas, der Glaube an die Seelenwanderung, ist eranisch. Die Babylonier, deren Kosmologie die astrologischen Voraussetzungen der Katastrophen- und Apokatastasenlehre entnommen sind, scheinen das ausgebildete System nicht gekannt zu haben." — Dazu, daß auch die himmelskundlichen Voraussetzungen nichtbabylonischer Herkunft waren, vgl. Bd. 2 dieses Buches.

132) Jeremias, Handb. d. altoriental. Geisteskultur, Leipzig 1913, S. 193. Ginzel, Handb. d. mathem. u. techn. Chronologie, Leipzig 1906, I 127 ff. S. 129: „Bei den Babyloniern finden sich nur einige Andeutungen (der Großen Jahre)."

133) X 72, 4.

134) Ginzel, Handb. d. math. u. techn. Chron. Leipzig 1906, I 329.

135) Der Wechsel zwischen den Benennungen Tag und Tagnacht d. h. die Verdoppelung der Zeiten ist indischer Vorstellung geläufig; vgl. Rigv. X 164, 11 (Graßmann): „Ohne sich je abzunutzen, rollt das zwölfspeichige Rad der ewigen Ordnung (das Jahr) um den Himmel, 720 verzwillingte Söhne (d. s. 360 Tage und Nächte), o Agni, sind auf dasselbe hinaufgestiegen." Vgl. 56 Mondhäuser (der späteren Zählung von 2×28 entsprechend); A. Weber, Ind. Stud. 10, 306 f.

136) V. d. Hagen, die Nibelungen 1819 S. 118.

137) Maitrayana-Upanishad 6, 14. Deussen, 60 Upanishad's S. 340. Anmerkung 1.

138) Bhagavadgita übers. von Garbe. 8, 17.

139) Vgl. F. Röck, Die platonische Zahl und der altbabylonische Ursprung des indischen Yugasystems. Zeitschr. für Assyriologie 1910 S. 318.

140) Röck S. 325.

141) Censorin., de die natali 3, 29: aestas = mundi incendium.

142) Brihad. Up. 1, 5, 14. Kaushitaki Up. 2, 9. Praçna Up. 6, 1. Deussen, 60 Up S. 399. 403. 570. 571.
143) Über die Zahl 16 vgl. Plutarch, Isis und Osiris 42.
144) Rhode, Die heilige Sage des Zendvolkes S. 106.
145) Yascht 13, 37 f.
146) Ebenda 13, 59 f.
147) Videvdat 22; 6, 9.
148) Vol. 2. Alwism. 9. Wafthr. 43.
149) Grimm, D. Rechtsalt. 1, 216.
150) Vgl. Absch. IV.
151) Grimnirlied 23.
152) Nibelungen S. 133.
153) Max Müller, Essays, deutsch 1, 10.
154) Zur Deutung der Zahl von Walhall = 432000 im Grimnirliede 23 vgl. A. Noreen, Gesch. d. nord. Sprachen 3. Aufl. Straßburg 1913 S. 199: „hundrad, on. auch hundrada, bezeichnet 120 (so gewöhnlich im Westnordischen) oder 100 (besonders im Ostnordischen)"; ferner Altisl. und altnorw. Grammatik 2. Aufl. Halle 1892 S. 199 f. Dazu Hoops, Reallex. 4, 576 ff. und 2 unter „Hundertschaft"; Paul, Grundr. 1, 490; Grimm, R. Alt. 4. Ausg., 2. 207, 532 ff. Die Bedeutung von hundrad schwankt; „der Deutlichkeit halber" (Fritzner, Ordbog) wird deshalb tolfraett (zwölftig) oder tiraett (zehntig) hinzugesetzt (Kgs. 14, 26 f.). So Saga Olafs kon. h. helga herausg v. R. Keyser und C. R. Unger, Kristiania 1849 (2, 38): that var meirr en 200 vetra tolfroed, er Island var bygt, adr menn toku sögur at rita d. i. es dauerte mehr als 200 Winter zwölftig, nachdem Island besiedelt wurde, bevor die Leute anfingen, hier Sagas zu schreiben. Die Zeugnisse für das zwölftige Hundert gehen begreiflich nicht über das 10. Jahrhundert zurück; da in der folgenden Überlieferung die Bedeutung aber so schwankend ist, daß hundrad, um klar verstanden werden zu können, den Zusatz zwölftig oder zehntig erfordert, so liegt keine Notwendigkeit vor, in dem hundrad des Grimnirliedes das zwölftige zu sehen. Andererseits kann man von einem Dichter nicht erwarten, daß er in seinem Werke die Zählweise angibt; etwa: „5 Hundert Tore in Zehnzählung hat Walhall und 4 Zehner dazu." Das war nur in der ungebundenen Rede möglich. Dort aber war es auch notwendig, wie das Beispiel oben zeigt; der Verfasser mußte tolfroed zu den 200 vetra hinzusetzen, weil der Leser sonst nicht wußte, ob nicht doch Zehnzählung gemeint sei. Wenn übrigens das Übliche allein Zwölfzählung gewesen wäre, so hätte es der Zusetzung von tolfroed nicht bedurft. Daraus allein ist schon zu schließen, daß auch die Walhalltore nicht notwendig zwölftig zu verstehen sind.

Man kann aber auch nicht annehmen, daß dem Grimnirdichter sein hundrad eine unbestimmte Größe war; er mußte, wenn er die Einteilung des Tierkreises in 54 und 8 (= 432) sichern wollte, hundrad zehntig gebrauchen. Diesen Gebrauch aber rechtfertigte sein Zeitalter (12.—13. Jahrh.), das zum mindesten zwischen der Zählung zu 120 und 100 schwankte, ja, wie die spätere Stelle Skaldsk. 66 bezeugt (herr er hundrad) zur alleinigen zehntigen Zählung des hundrad überging.

Neben allem aber muß berücksichtigt werden, daß die alte indogermanische Zehnerrechnung — wie die Gebietsteilung beweist — auch im Norden gegolten hatte, daß also die Zwölferrechnung erst später aufgekommen ist und zwar im Gefolge einer Entwicklung, die auch in Deutschland nachweisbar ist. Das angelsächsische hundred, seine älteste Überlieferung, ist stets 10 × 10. Die Zahl des Grimnirliedes mit Großhunderten zu 640 und 980 zu rechnen, gibt keinen Sinn. Die zehntige Zählung zu 540 und 800 (hundrad = 100) vollendet dagegen

die überwältigenden Gleichungen zu Indien, Persien und zur Apokalypse. Die Zahl 432 000 wird von diesen Gleichungen für Walhall gefordert und — sie ist da!

Es stünde auch nichts im Wege, in der zehntigen Zählung des Grimnirliedes späten christlichen Einfluß anzunehmen (wenn man die alte indogermanische Überlieferung einer solchen heiligen Zahl nicht zugeben wollte). Denn das Wesen der Tierkreiszahl liegt nicht in den Hunderten, sondern in der Teilung in 2×27 bezw. 8 Teile nach dem arischen Sternmonat; der eddische Tierkreis ist eine Mondekliptik und als solche ä l t e r als die babylonische Sonnenekliptik (vgl. Alex. von Humboldt bei A. Weber, Ind. Stud. 10, 250 f., dazu 9, 445). Der Dichter mußte, um diese Sternmondzahl 27 (54) nebst der Achtteilung des Tierkreises zum Ausdruck bringen zu können, sich der gebrauchsbereiten Zehnzählung n o t w e n d i g bedienen und hat es getan. Der alte 8teilige Tierkreis (54×8) (und es ist längst das Grimnirlied auf den Tierkreis bezogen worden!) verlangte es.

H. Gering, Glossar zu den Liedern der Edda, Paderborn 1896 S. 175 übersetzt also richtig Grimn. 23 mit „540", da ihm die Übersetzung 640 zweifelhaft erscheint.

Im Übrigen darf noch darauf hingewiesen werden, daß heute noch auch bei uns die Zwölfer- neben der Zehnerrechnung herläuft; wir rechnen nach Dutzend und nach Schock, aber nicht in der Heereseinteilung, auch nicht am Himmel. So wird es früher auch gewesen sein; und die weltliche 12-Zählung wird sich von der himmlischen 10-Zählung gesondert entfaltet haben.

Aus allem ergibt sich, daß das hundrad des Grimnirliedes nicht zwölftig, sondern zehntig = 100 gerechnet worden ist, so daß die Zahl der Einheerer sich, den alten arischen Gleichungen entsprechend, auf 432000 beläuft.

155) Rigv. X 164, 11. I 25, 8.

156) Altnord. Leben S. 378 f. Als im 10. Jahrh. der Sommeranfang nicht mehr auf den richtigen Tag fiel, war es ein gewöhnlicher Isländer, der die Aushilfe fand, auf welche zu kommen etwa unsere heutige Gymnasialbildung keinem von uns ausreichen würde. „Nachdem Kundige sich für diesen Vorschlag erklärt, wird er zum Gesetz erhoben." Was waren das für „Kundige"? Etwa die „Erbbesitzer" der Himmelskunde, von denen andere Quellen berichten? Vgl. Abschn. IV.

157) Weinhold 372.

158) Rigv. VII 87, 7.

159) Gylf. 9. — Hyndla 2. — Helgi 1, 7.

160) Vgl. Röth, Phil. des Abendlandes.

161) 1, 341, f.

162) G. Albert, Die platonische Zahl als Präzessionszahl. Wien 1907 S. 26 über die Möglichkeit, daß der Pythagoräische Lehrsatz schon den Babyloniern bekannt gewesen sei. Das würde ebenfalls diese Nachrichten stützen.

163) Schullerus, Kritik Walhalls 1886 S. 47.

164) Grimnir 25 f. Gylf. 15. Volsunga Saga 2 und 3.

165) Kap. 44. Maurer, Bekehrung 2, 204. Grimm, Myth. 30.

166) Weinhold 497.

167) Grimm, Müllenhoff u. a.; vgl. Much, Der germanische Himmelsgott, Halle 1898.

168) Spiegel, Avesta III 21.

169) In der Ilias findet sich die alte Ansicht, daß die Uranionen d. s. die Götter im Uranos, dem Himmel wohnen, schon häufig von der jüngeren abgelöst, nach welcher ihr Sitz der irdische Olympos sei. Aber wenn der Olymp der „eherne, den nie Schnee berührt" genannt wird, so ist klar, daß unter Olymp ursprünglich das als W e l t b e r g gedachte Aethergewölbe verstanden worden, jener Himmelsberg, den wie die

Inder und Perser auch die Griechen und Germanen kannten, so daß wir auch in ihm eine uralte arische Vorstellungsgemeinschaft erkennen können. Wird doch auch Odin „der Mann vom Berge“ genannt. Die Auffassung des Olymps als Himmelsgewölbe bezeugen in der Ilias die Stellen: 8; 1—25, 47, 347, 364, 394. 11, 184. 15, 18—21, 190. 16, 232. 17, 545. 19; 128, 351. 21; 439, 504. 24; 97, 104, 121. Odyssee: 4, 79. 6, 42—46, 243, 281 u. a. Die Orphischen Hymnen kennen nur den Aether als Götterwohnung.

170) Euripides, Fragm. 178.

171) de nat. Deor. II 25.

172) Nach einem Scholion zum Aratus vgl. Creuzer, Symbolik u. Mythol. IV 719.

173) I 97; entstanden um 1300—800 vor Christus. — Oldenberg, Rel. des Veda, 2. Aufl., S. 544. 340.

174) Chandogya Up. 4, 17, 9. Cankh. Br. 6, 10. — Chandogya Up. 5. 10, 1 f. Atharvaçiras 5. — Brihad. Up. E, 2, 15. — Atharvaçiras 3. — Maitrayana Up. 6, 30. Vaj. Samh. 31, 18. — Brihad. Up. 1, 4, 7 f. Deussen.

175) Widukind 1, 12.

176) Grimm 636.

176a) Wenn Yggdrasil „Odins Träger“ bedeutet, so ist das Bild ohne Weiteres klar, denn Y. ist der Weltbaum, unter dessen Wipfel Odins Sitz. — In „Y.'s Esche“ ist der Stamm dieses Weltgehölzes besonders betont. — Will man jedoch Y. = Odins Roß = Sleipnir setzen, so deutet die Achtfüßigkeit auf den achtgeteilten Himmelsumschwung. Dem Schöpfungsgotte eignet die Zeit von (54×8=) 432000 Jahren, sein Roß ist dieser Zeitumschwung. Da aber der Weltbaum Walhall mit seinen 540 Toren überlaubt und mit seinem „immergrünen“ Blätterdache also auch den achtgeteilten Himmelskreis einschließt, so ist es gleich, ob der Weltbaum selbst Y. oder der Himmelsumschwung so genannt wird, denn dieser umläuft den Weltbaum; der Baum ist in beiden Fällen höher als die Zeit (432000): Er trägt nicht nur Odin, sondern ebenso den Zeitumlauf um seine Achse. Odin wird durch Sleipnir als Gott innerhalb der Zeit (verolt) bestimmt; Sleipnir ist riesischer Abkunft (von Loki geboren, von Swadilfari gezeugt; Gylf, 42) und trägt Odin dem Endkampfe und Untergange entgegen (Swadilfari = Unheilsfahrer, Gering S. 332). Die Esche aber, inmitten des Zeitumlaufs, ist ewig.

177) Standandi; Vol. 47. Fjolsw. 15.

178) Off. Joh. 11, 2. 3. 9. 11; 12, 6 und 14; 13, 5.

179) Vgl. Franz Boll, Aus der Offenbarung Johannis, Hellenistische Studien zum Weltbilde der Apokalypse. Leipzig 1914 S. 25. — Herm. Gunkel, Zum rel. gesch. Verständnis des Neuen Testaments. Göttingen 1903 S. 81. — Ders., Schöpfung und Chaos. Göttingen 1895 S. 328: „Schließlich ist ein Hauptpunkt des Kapitels, die geheime Zahl 3½, aus dem Zusammenhange ganz unerklärlich.“

180) Kap. 5. Windischmann, Zor. Stud. S. 66 f. — Die Lehre von den 7 Keschvars der Erde ist schon in den ältesten Teilen des Avesta enthalten: Vendidad 19, 43 und 129 Sp. S. I 252 Anm. 2. Die 7 Keschvars „sind (nach Spiegel) höchst wahrscheinlich mit den 7 Dwipas (Inseln) der Inder verwandt“ u. s. f.

181) S. vor. Anm. und die Belege bei Rhode, Zendsage S. 234.

182) Boll S. 39 f.

183) Herm. Gunkel, 4. Buch Esra in Kautzsch, Apokryphen und Pseudoepigraphen d. A. Test. II 357.

184) Die Herkunft der Vorstellungsmasse der Off. Joh. aus dem persischen Glauben behandelt lichtvoll Herm. Gunkel, Zum rel.-gesch. Verständnis des N. Test., Göttingen 1903. Vgl. Eduard Meyer in d. Sitz. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. vom 28. April 1921: „Im Buche Daniel ist nicht nur die Schilderung des Weltgerichts, sondern ebenso sind die 4 Weltreiche

aus dem Parsismus übernommen. Ebendaher stammt der Dualismus, der Gegensatz der göttlichen und teuflischen Mächte, welcher das spätere Judentum und das Christentum beherrscht, und im Anschluß daran die Auferstehungslehre und der Ausgleich von Verdienst und Schicksal in einem zukünftigen Leben Dadurch wird zugleich die ganze Eschatologie und das Bild vom Messias von Grund aus umgestaltet."

185) Orpheus Hymnen. Griech. und deutsch von Dietsch. Erlangen 1822.
186) Paus. 9, 27. 8, 21.
187) Herodot 4, 34.
188) Windischmann, Die persische Anahita oder Anaitis. Abhandl. der kgl. bayr. Akademie d. Wiss. München 1858. S. 87. Kautzsch a. a. O. II 283.
189) Windischmann 101.
190) Brissonius, de reg. Pers. 2, 32.
191) I 32. Vgl. Creuzer, Symbolik II 589. 691.
192) Yasna 1, 35. 17, 23. Vid. 21, 31. Spiegel III, XXI.
193) Bundehesch Kap. 10 und 14.
194) II 691. — Über die verschiedene Gestaltung der Tierkreisbilder vgl. auch G. Thiele, Antike Himmelsbilder, Berlin 1898.
195) Spiegel, Avesta III, XXXI.
196) II 377.
197) Videvdat 1, 2.
198) Windischmann, Anaitis S. 101. 113.
199) Yasna 68. 5, 86.
200) Gylf. 35.
201) Thrym 15 und 19.
202) Yascht 5, 11. Gylf. 35. Hyndl 48.
203) Fjolsw. 36. Yascht 5, 3. 25. 96.
204) Gylf. 35. Fjolsw. 38. Yascht 5, 89.
205) Ynglingasaga 4. Hyndla 9 f.; Gylf. 24. Fjolsw. 40; — Yascht 5, 37. 49. 53. 123.
206) Fjolsw. 33 f.
207) Much, Altgerm. Himmelsgott S. 54.
208) Grimm 673.
209) Windischmann, Anaitis S. 115.
210) Fick, Indogerm. Wörterbuch III unter (men).
211) Olaf Tryggv. S. 2, 17. Sn. Edda v. Rask, Stockh. 1818, S. 354 f.
212) Lokas. 21. 29.
213) Kap. 3. Weinhold, Deutsche Frauen 1851. S. 60.
214) Abschn. VII 1.
215) Hyndla 7. 46.
216) Gylf. 35.
217) Henne am Rh., Deutsche Volks. S. 32 (nach Schönwerth s. u.).
218) Hyndla 1. 49.
219) Fjolsw. 34. 31.
220) Fjolsw. 42. f.
221) grind vgl. Grimn. 22.
222) Grimm, Myth. 674 f. 677. 681.
223) Ebenda 675.
224) Gering, Beowulf 1913 S. 98.
225) Grimm, Myth. 663. 685 f. 700.
226) Vol. 6. 9.
227) Grimm 686.
228) Grimm, Märchen 25.
229) Grimm, Myth. 263. 1214.
230) Ebenda 334.
231) Vgl. Abschn. V.
232) Gylf. 35. Grimm 671 f.
233) Yascht 5, 128; unsere Übersicht unter 3.
234) Creuzer II 522.

235) Müllenhoff, Frija und der Halsbandmythus, Zeitschr. f. Deutsches Altert. 30, 220.
236) Schönwerth 2, 312 f.
237) J. Grimm, Kleinere Schriften 5, 428 f.
238) Grimnir 14. Gylf. 24.
239) Grimm, 284.
240) Ilias 14, 165—168.
241) Ilias 14, 154—360.
242) Benseler. Gr. d. Wb. 1886.
243) Winckelmann, mon. ined. Nr. 31. — A. Hirt, Bilderbuch f. Mythologie Berlin 1805, 1, 59 von den Venus-Darstellungen: „einzig in ihrer Art ist ebendaselbst eine andere, die sich eine Binde um die Brust legt, wahrscheinlich den berühmten Gürtel, welchen man sonst an keiner andern Statue dieser Göttin bemerkt."
244) Mus. Borb. VIII 6.
245) Orph. Hymnen III 2 Hermann. — Wenn Homer den Paris und Aeneas durch Aphrodite retten läßt, so bedeutet auch darin die verhüllende Göttin nichts anderes als die Nacht. Vgl. die Darstellung dieser Vorgänge auf der „ilischen Tafel" aus Verona (3.—4. Jhd. nach Chr.) bei Inghirami, Galeria Omerica. I. II.
246) Millingen, Uned. Mon. Ser. I pl. 16.
247) aetherium = merikerti. Grimm 754.
248) Vgl. Absch. II Übersicht. Gylf. 15.
249) Vgl. Abschn. VI 2.
250) 1, 83. Mon. Germ. SS. XXI 75.
251) Kena Upanishad 4, 26, Deussen S. 208; u. a.
252) Oddruns Klage 8.
253) Videvdat 5, 17.
254) Fornald. sög. 1, 117.
255) Fjolsw. 32. 36.
256) Gylf. 35.
257) Gylf. 26. 36. 85. Fornald. sög. 1, 400.
258) Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 1886.
259) Njalss. 118. Grimm 391.
260) Hyndla 6; valsinni.
261) Lokas. 21.
262) Skirnir, Einleitung.
263) Much, germ. Himmelsg. S. 73.
264) Gylf. 23. Wafthr. 39. Grimn. 43.
265) Der Dichtungstrank d. h. die schöpferische Kraft des Gottes entstand (Brag. 3) aus der Versöhnung der Asen und Wanen. Also liegt nach dieser Vorstellung der Krieg und der Versöhnungsfriede der Asen und Wanen vor der Entstehung der dichterischen und künstlerischen Schöpferkraft. Der Erste Weltkrieg ist mithin ebenso Schöpfungsgeschehen vor der Schöpfung wie während dieser Zeit. Auch nach Vol. 24 f. liegt der Krieg vor dem Vertrag mit den Riesen (also vor der Menschenzeit-, dem Werolt), vor Balders Tod, vor Lokis Fesselung. Der Erste Weltkrieg kann daher nicht als Spiegelung geschichtlicher Vorgänge aufgefaßt werden. — Gullweig d. i. Goldtrank ist die über alles Maß schweifende Lebenskraft, die durch die geistige Asenmacht nicht gezügelte Kraft des Schöpfungstrankes (Vol. 21 und 22); dreimal von den Asen verbrannt lebt sie immer noch. Nur der Vertrag zwischen Asen und Wanen bändigt ihren Übermut d. h. die Vollkommenheit des Lebens wird durch den schönen Einklang des Geistes und der Sinne (des Lebens) und durch den Kampf beider gegen die Mächte der Zerstörung hergestellt; dieser Kampf ist dauernd. Wie auch der Weltuntergangskampf eine Schöpfungs- und dauernde Erscheinung ist. Vergl. Abschn. IX. Die Voluspa gibt nicht Menschen-, sondern Göttergeschichte. So ist auch der Burgbau durch die Riesen

zu verstehen: Die riesische Welt gibt den Stoff zu ihrem Baue her; die Herrschaft der Welt gehört aber den Göttern. Die Riesenwelt möchte wohl Sonne und Mond für den Bau haben, aber das würde Untergang der Welt bedeuten. Der Kampf gegen das Herrschaftsgelüsten der Riesenwelt ist ebenso dauernd wie der der Asen und Wanen untereinander. Aus diesen Kämpfen besteht das Weltall; Zerstörung der Zerstörung allein ermöglicht die Neugestaltung.

266) Windischmann, pers. Anahita S. 88.
267) Windischmann S. 97.
268) Dies geht aus Yascht 5, 17 f. und 104. Videvdat 1, 7 hervor und wird von Agathias (im 6. nachchristl. Jahrh.) hist. II 24 betont. Windischmann a. a. O. 100 f.
269) Creuzer, Symbolik 2, 354. Windischmann a. a. O.
270) Religion des Veda, 1917 S. 241.
271) Eurip. Iphig. in Aul. 1113. Sophokl. Elektra 1352. Aeschylos Agam. 201 u. a.
272) Fr. Delitzsch, Gr. Täusch., Stuttg. 1920. I S. 47. 98. Mannhardt, Feld- und Waldkulte 2, 274 ff., 347.
273) Bezold, Babyl. assyr. Religion S. 55 in „Kultur der Gegenwart" I 3, 1.
274) M. Jastrow, Rel. Babyl. und Ass.
275) M. Jastrow, Bildermappe zu Rel. Bab. und Ass. Nr. 167—169. 162.
276) Jadschurveda, nach Colebrooke und Bopp S. 280. Herodot 1, 131. Tacitus, Germ. 9.
277) Rigv. I 24. 25. II 27. 28. 29. V 62. 63. 64. 65. VI 67. VIII 18. 47. 56 u. a.
278) Oldenberg, Rel. d. Veda S. 243 ff.
279) Oldenberg S. 117.
280) Edda. 244. Brihadar. Up. 6, 4, 21 Deussen S. 518.
281) Grimm, Myth. 234.
282) Maha-Narayana Up. 11, 1 f. Deussen S. 249 f.
283) Creuzer, Symbolik I 3. Heft VIII 29. II 3. IV 8. 7 f. VI 16. III 6.
284) Jones in d. Asiat. Abh. I S. 215. Creuzer I 411.
285) Maha-Narayana Up. 14.
286) Vgl. oben S. 127.
287) Grimm, Myth. 1212.
288) Grimm, Kleinere Schriften 5, 416 f.
289) Hesiod, Theogonie 820 bis 871.
290) Pindar, Pyth. 1, 15 ff.
291) Vgl. W. Geiger, Ostiran. Kultur S. 140 f.
292) Windischmann, Zor. Stud. 244.
293) Yascht 19, 10 ff. 19, 90. 95 f. W.
294) Yasna 47, 9 Sp. 62, 3 u. a.
295) Vol. 66. Wafthr. 47.
296) Vol. 64. 65. Die Stelle ist demnach zu Unrecht als christlicher Zusatz verdächtigt worden.
297) Die Götter finden die Bäume Esche und Ulme am Meeresstrande Vol. 17. Dieser Strand ist der des Weltallmeeres Aegir (Okeanos, des ewig kreisenden, Ursprungs aller Dinge nach Orpheus) nicht ein beliebiger Erdenstrand. Also stammen die Leiber aus dem Riesischen, die Götter hauchen ihm Geist und Leben ein. Vgl. unsere Abb. 7.
298) Über den Verfall der Orakel 11 f.
299) Grimm, Myth. 85. 773. 1203 . Müllenhoff, Deutsch. Alt. V 67.
300) Grimm, D. Rechtsaltert. 703. 704.
301) Ann. 14, 30. 32.
302) Windischmann, Zor. Stud. 259. Gunkel, Zum rel. gesch. Verständnis des Neuen Test. S. 23.
303) Wahrscheinlich der Beschützer Zarathustras. Spiegel, Avesta 1, 43. Windischmann a. a. O.

304) Ägyptische Entlehnungen schon vom sumerischen Babylon vgl. Hommel, Gesch. Bab. u. Ass., Berlin 1885, S. 257. Daß ferner die „hermetischen Schriften" Ägyptens, unter deren Einfluß Herodot die griechische Götterlehre irrig aus Ägypten herleitet, erst unter persischer Herrschaft entstanden sind, hat Flinders-Petries nachgewiesen.

305) Gunkel, Zum rel. gesch. Verst. d. N. Test.

306) Vgl. Anm. 6. — Gunkel, S. 34.

307) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 1873. S. 483.

308) Kathaka Up. 5, 15 Deussen S. 284:
„Dort leuchtet nicht die Sonne, nicht Mond noch Sternenglanz,
Noch jene Blitze, geschweige irdisch Feuer.
Ihm, der allein glänzt, nachglänzt alles andre,
Die ganze Welt erglänzt von seinem Glanze."
Hierzu Offenb. Joh. 22, 5. Desgl. Eingangsverse von „Himmel und Hölle" (Denkm. XXX).

309) Eiriklied 7, übers. v. Felix Genzmer, Edda. — Hakonlied 17.

310) Hyndla 2. Gylf. 51. 39. Appian, hist. rom., celt. 3, 10. Jornandes, Gotengeschichte V 41; Geschichtschr. d. D. Vorz. 1884. — Vgl. oben Anm. 6. — Man kann die Gleichstellung von Goten und Geten beim Jorn. tadeln, ohne deshalb die Beziehung dieses Ausspruches auf die Goten aufgeben zu müssen.

311) Deussen, 60 Upanishad's des Veda, Leipzig 1897 in der Vorrede. — Deussen, Vedanta, Platon und Kant, Wien 1917 S. 46. —

In den buddhistischen Schriften ist Nirwana nicht nur Leidlosigkeit, sondern auch Sündlosigkeit: „Die Vernichtung der Leidenschaft, Die Vernichtung der Sünde, Die Vernichtung der Verblendung, Das, o Bruder, ist Nirwana." Vgl. Rich. Pischel, Leben und Lehre des Buddha, Leipzig 1906, S. 74. — Auch die brahmanische Lehre ist voll vom Kampfe gegen die Sünde: „nicht überwindet (den Brahmanfreund) das Böse, er überwindet alles Böse, nicht verbrennet ihn das Böse, er verbrennet alles Böse; frei von Bösem, frei von Leidenschaft und frei von Zweifel, wird er ein Brahmana, er, dessen Welt das Brahman ist." Brihadaranyaka Upanishad 4, 4, 23 Deussen S. 480. Und wie quält gerade das Gefühl der Sünde den vedischen Inder; Rigv. II 29, 5 an Mitra-Varuna:

„Ich tilgt allein viel Schuld, an euch verübte,
als ihr mich Spieler strafet wie ein Vater;
Fern sei'n die Stricke, Götter, fern die Sünden,
nicht fangt mich ein wie bei der Brut den Vogel.
O seid uns heute nahe, hehre Götter,
an euer Herz will fürchtend ich mich schmiegen;
errettet uns, daß nicht der Wolf uns fresse,
daß, Hehre, nicht wir in die Grube fallen."

Gerade die Gebetslieder an Mitra-Varuna, den mit den himmlischen Augen alles Unrecht schauenden Tag und Nacht wachenden Himmelsgott, enthalten die unmittelbarsten Äußerungen des alten Gottums.

312) Retractationes 1, 13; opera, Antwerpen 1700, Bd. I S. 14. Die Retr. („Wiederholungen") geschrieben 426 oder 427 d. i. 4 Jahre vor seinem Tode. Andere Belege dieser seiner „festen, dauernden Grundansicht" vgl. Herm. Reuter, Augustinische Studien, Gotha 1887, S. 90 f.

Nachträge zur Himmelsbrücke.

Die Verbindung zwischen Totenbrücke und Höllenhund findet sich auch in der von Tylor 1, 489 erwähnten altnordischen Glaubensvorstellung, daß, wer im Leben Brot gegeben hat, nach dem Tode Brot bereit finden wird, um es dem Höllenhunde in den Rachen zu werfen, ihn damit zu beschwichtigen. Dieser Glaube ist nach seinem Grundzuge klar in dem nordenglischen „Totenwacheliede" ausgesprochen (Tylor a. a. O.), welches die Totenbrücke erwähnt, und klingt nicht minder in den Worten (Draumakvaethi) an: Wer dem Armen eine Kuh gab, braucht nicht schwindlig auf der Gjallabrücke zu gehen. Die sittliche Bedeutung der Himmelsbrücke wird durch alle diese Zeugnisse erwiesen.

* * *

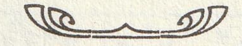
In einem 1635 erschienenen Berichte (Brebeuf s. Tylor 2, 92) wird bei dem nordamerikanischen Indianerstamme der Huronen, die heute auf der Breite von Boston an der kanadischen Grenze leben, von einem Baumstamme berichtet, der als Brücke über den Todesfluß führt: „hier müssen die Toten hinübergehen, aber einige der Seelen werden von dem Hunde, der ihn bewacht, angegriffen und fallen herab. In anderen Wendungen dagegen ist dieser Mythus mit einer moralischen Bedeutung verbunden, und der Übergang über den Himmelsabgrund wird zu einem Gerichte, welches Gute und Böse scheidet." Ähnliche Vorstellungen reichen die Küste hinab bis nach Virginia (38° Breite), bis zu den Minnetaris und den Choctaws im Indianischen Gebiete (Tylor 2, 48 f.; ders., Urgeschichte der Menschheit, Leipzig, deutsch v. H. Müller, S. 451—455. Theodor Waitz, die Indianer Nordamerikas, Leipzig 1865, S. 138). Die Übereinstimmung zwischen der nordindianischen und der arischen Vorstellung ist so schlagend, daß sie nur durch Entlehnung erklärt werden kann. Da bereits die jesuitische Mission diesen dem kirchlichen Vorstellungskreise nicht geläufigen Glauben vorfand, bleibt nichts anderes übrig, als ihn auf die nordgermanischen Einflüsse zurückzuführen, die der Entdeckung des „Winlandes" (Olaf Tryggv. Saga 105. 106) gefolgt sein müssen. Diese Entlehnung scheint nicht die einzige zu sein. So nennen die nordamerikanischen Indianer das Sternbild des Großen und Kleinen Bären mit denselben Namen (Tylor, Anf. d. Cult. 1, 353, wo die Belege zu finden sind). Der Name „Wagen" geht über die ganze Erde; das ist wegen des auffälligen Anblickes des Sternbildes erklärlich; die Abbildung der chinesischen Gottheit im „Himmelswagen" dieses Sternbildes bei Jeremias, Handb. der altorent. Geisteskultur S. 128. Auch Babylon kannte den „Wagen", nicht aber den „Bären" (Jer. a. a. O.). Homer redet an zwei bekannten Stellen vom „Bären, den sie auch Wagen nennen". Das germanische Altertum kennt nach unseren Quellen nur den „Wagen" (s. oben den Abschnitt über den altgerm. Sternenhimmel). Und doch muß der arische Name Bär, über dessen Geschichte Max Müller (Lectures II 361) berichtet, — Indien und Persien kennen den Namen „Bär", nicht „Wagen" — auch im Nordwestzweige des arischen Geschlechtes gebräuchlich gewesen sein. Eine zweimalige Erfindung dieses Namens in getrennten Gebieten erscheint ausgeschlossen; im arischen Kreise ist der Name rein mythischen Ursprungs. Es bleibt also wie bei der Himmelsbrücke so auch in diesem Falle nur übrig anzunehmen, daß dieses Sternbild der indianischen Küstenstämme Nordamerikas seinen Ursprung den germanischen Fremdlingen der Wikingerzeit verdankt. — (Über ähnliche älteste Beziehungen zwischen Ostasien und Mittelamerika vgl. Fritz Röck, Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt, Wien 1922).

Die indianische Vorstellung hat die Himmelsbrücke in ihrer echten Bedeutung bewahrt und sichert diese rückwirkend auch für den germanischen Zweig des arischen Glaubens.

* * *

Ist im Brückenspiele (vgl. Anm. 60) die Brücke von allen Kindern überschritten und haben sich somit die beiden feindlichen Heerlager gebildet, so beginnt sogleich zwischen beiden der Endkampf. Die Kinder bilden 2 Ketten; wer am stärksten ziehen kann, hat gewonnen.

Der ganze Verlauf des Spieles stellt deutlich die Himmelsbrücke dar, welche dazu dient, die Scheidung zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis zu bewirken, worauf der Endkampf der Schöpfungs- und Zerstörungsmächte einsetzt. Diese Herkunft des Brückenspiels aus der alten Glaubenslehre hat schon Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1857, S. 375 gesehen. Im Harz heißt die Brücke „Muschelbrücke", ein Name, der dort unverständlich ist und vielleicht im Hinblick auf Muspilli und den Ritt der Muspellssöhne über die Brücke (vgl. S. 22) ursprünglich Muspellbrücke gelautet haben mag (Zeitschr. „Niedersachsen" 19. Jahrg., 1914, Nr. 16 Seite 31).

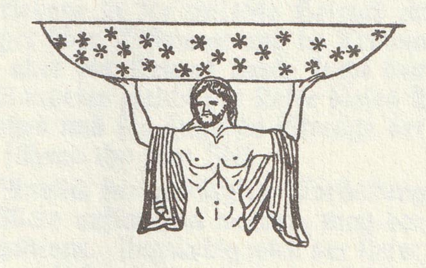


Das Rätsel der Edda

und der arische Urglaube

Von

Otto Sigfrid Reuter



Zweiter Band

Erstes bis viertes Tausend

Mit zahlreichen Abbildungen

1923

Verlag Deutsche Gemeinschaft, G. m. b. H., Bad Berka bei Weimar

Vorwort

zum zweiten Bande.

In diesen feindlichen Zeitläuften möchte wohl mancher obdachlose Vertriebene in die geliebte Heimat zurückkehren. Der Weg dorthin führt über Trümmer und in Trümmern liegen Haus und Hof. Wer aber die Heimat liebt, sucht den schweren Weg. Einem solchen Wanderer gleicht der Leser dieses Buches. Nur die Kraft des Vorsatzes und die äußerste Strenge der Beweisführung und des Urteils führen ihn zum Ziel.

Der große Anblick der gestürzten Vorstellungsmassen, die vor dem zagenden Blicke auftauchen werden, mag den gewohnten Gedankengang erschüttern. Ungläubig wird der Leser, in altem Urteile befangen, erwidern, daß er bisher in den nordischen Überlieferungen unseres Stammes nichts von Weltachsen und ähnlichen absonderlichen und ungefügen Dingen gelesen habe, und er wird die großen Folgerungen aus den im ersten Bande ermittelten himmelskundlichen Zahlen (insbesondere der Sternmondzahl in den 540 Toren Walhalls) mit einigem Widerwillen betrachten. Und irrig mag er schließen: Weil da nichts zu sehen, sei nichts gewesen.

Aber die gleichen Bräuche und Vorstellungen benachbarter heidnischer Nordvölker, der Finnen und Lappen, kommen und beweisen ihm, daß diese Vorstellungen, die im germanischen Bereiche von der andringenden Bekehrung planmäßig zerstört wurden, fern und unbeachtet noch durch Jahrhunderte ein altes großes Dasein in entlehnter Gestalt fristeten.

Die Verehrung der Weltachse als Sinnbild des göttlichen Haltes und Haftes des Weltalls hat sich bei diesen nordischen Nachbarvölkern in solcher Reinheit bis in das 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erhalten (vgl. Olrik, Ragnarök, deutsch von W. Ranisch, Leipzig 1922, S. 402 f.), daß wir einer stärkeren Bestätigung für den von uns aus einer eddischen Sternzahl ermittelten Sinn des Weltbaums, der Irminsul, des Heiligen Schwertes in der „Gaumensperre des Wolfes“ u. a. nicht bedürfen.

Wir stehen vor einem großen und einfachhohen Himmelsglauben unserer Vorfahren. Alle die wirren Trümmer der Zeit fallen zurück und eine geistige Welt ist es, die aus ihnen aufsteigt. Die Heimat war größer, als man uns glauben machte.

Als eine freundliche Pflicht betrachte ich es, hier auch öffentlich für die lebendige unermüdliche Teilnahme und die wertvolle fachwissenschaftliche Beratung herzlich zu danken, die mir durch Herrn Dr. Richard von Hoff sowie auf dem himmlischen Gebiete durch die Fachastronomen der Bremischen Seefahrtsschule, die Herren Dr. Max Völkel und Professor Dr. Ernst Harald Schütz in reichem Maße zuteil wurden. Daß in dem letztgenannten ein Nachkomme des Snorri Sturluson, des Verfassers der Jüngeren Edda, wieder am Steuer stand, mag als eine freundliche Fügung gelten. Dankbar gedenke ich auch der großgesinnten Freundeshilfe des Herrn Walther Wolf, St. Egidien, welcher die Herausgabe dieses in den Hauptteilen schon im Mai 1922 abgeschlossenen Werkes in so schwieriger Zeit ermöglichte.

Meinem Volke und Vaterlande widme ich dieses Buch.

Bremen, im Heumond 1923.

Otto Sigfrid Reuter.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Die Verweisungen auf den 1. Band beziehen sich auf dessen 2. Auflage.

Verzeichnis der Abbildungen

I.

Altertum und Gegenwart.

1. Die Grundlage des Weltbilds.

Es ist wohl in Ansehung dieser Arbeiten mit einiger Verwunderung zum Ausdrucke gebracht worden, daß in ihnen das altgermanische und arische Glaubenstum fast durchweg auf eine himmelskundliche Grundlage zurückgeführt werde; aber man hat weder diese Grundlage erschüttern, noch die überraschenden Aufklärungen leugnen können, welche deren Erhellung mühelos mit sich brachte. Leicht bedenkt man ja nicht, daß auch unser heutiges Weltbild eine ganz bestimmte himmelswissenschaftliche Voraussetzung hat und daß gerade diese es ist, welche uns das unmittelbare Verständnis des alten Glaubenswesens erschwert. Besser unterrichtet war in dieser Hinsicht die ältere Kirche, als sie mit soviel Mühe als Hartnäckigkeit das Bekanntwerden jener himmelskundlichen Neuerungen zu hintertreiben suchte, die sich an die Namen eines Koppernik, eines Keppler und Galilei knüpfen; sie wußte wohl, oder es schien ihr wenigstens so, daß, wenn die Erde nicht mehr der feste Mittelpunkt des Weltalls, vielmehr nur ein winziger Stern ohne die allergeringste Bedeutung, nur ein Stäubchen in einem unendlichen Sandmeere sein solle, daß dann auch die Grundlage des Glaubens schwanke. Galt bis dahin dem kirchlichen Gedankenkreise das Menschengeschlecht als der eigentliche Sinn der Schöpfung, um dessentwillen die Welt geschaffen und Gott selbst ins Fleisch eingetreten seien, so schien nun mit dem Umsturze des biblischen Weltbildes nicht nur die Schöpfungsgeschichte des Alten, sondern auch die Erlösungstat des Neuen Bundes in ihrem Kerne entwertet und aufgehoben. Erst nach und nach bequemte sich die Kirche, die wissenschaftlichen Entdeckungen neben dem alten Glaubensbestande ungehindert gelten zu lassen.

Beruht aber unser heutiges Weltbild ebenso wie das alte auf einer bestimmten himmelskundlichen Grundlage, so könnten wir in der Tat vom Standpunkte der alten Himmelsanschauung die neue Weltansicht ebensowenig verstehen, wie es zum Verständnisse des alten Weltbildes unumgänglich nötig wäre, das „astronomische System“ zu ermitteln, welches ihm zu Grunde lag. Daß

man bisher die Deutung der Edda und der hinter ihr liegenden arischen Vergangenheit ohne Kenntnis der ihnen zugrunde liegenden Himmelskunde versucht hat, ist also ein Mangel gewesen, der notwendig zu völligem Mißverstehen führte, und erst die Ermittelung dieses „astronomischen Systems“ vermag an ihrem Teile die dichten Nebel zu zerstreuen, die bisher über den Trümmern des germanischen und arischen Glaubens lagen.

Überall setzt sich der Mensch zunächst mit seiner Umgebung auseinander und sucht die Ordnung zu finden, welche ihm den Sinn seines Daseins zu vermitteln scheint. Zuvörderst aber sucht er sich über die so auffälligen und segensvollen Erscheinungen des beständig über ihm kreisenden Himmels, über Sonne, Mond und alle diese glänzenden Lichter der Nacht zu unterrichten, versucht ihr Wesen zu erkennen, weil ohne diese Erkenntnis sein eigenes Leben des Zusammenhanges mit den führenden Mächten des Weltalls, also alles höheren Sinnes entbehren müßte.

So ist zu allen Zeiten das Weltbild abhängig von einer bestimmten Himmelsansicht und kann ohne diese niemals ermittelt und verstanden werden, wenn auch Glaube und Gottum in tieferen Gründen wurzeln.

Hierbei ist aber eine Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß nämlich unsere Gegenwart, soweit sie sich nicht ausdrücklich mit der Erforschung des Himmels befaßt, ihre Kenntnis meist nur noch aus Büchern schöpft und der unmittelbaren Einsicht und Erfahrung ermangelt. Daher scheint es zu rühren, daß unsere Zeit vom gestirnten Himmel so gut wie nichts weiß. Wer denn in der Großstadt oder auf dem Lande kennt den Anblick des leuchtenden Sternendomes, vor dessen unfaßbarer Erhabenheit das eindrucksfähige Herz erschauert? Wer von diesem buchgelehrten Geschlechte hat jemals den Lauf eines Wandlers am Himmel verfolgt und gesehen, wie er, das zahllose Heer der Standsterne mächtig überstrahlend, in ruhiger Bahn westwärts bis in des Himmels Mitte schwebt, um dann stillzustehen und darauf wieder nach Osten zurückzueilen? Wer von diesen auf ihre neue Bildung stolzen Jetztzeitlern weiß den sonderbaren Lauf des milden Mondes zu verfolgen oder gar zu erklären? Ist einer, der jemals gesehen hätte, wie die Bahnen von Sonne und Mond nicht gleichmäßig erscheinen, sondern schwanken, und daß sie dies nach einer mit bloßem Auge erkennbaren Regel tun? Wissen doch selbst diejenigen, zu deren Geschäfte die Erforschung der alten Sagen gehört, über die so auffälligen Erscheinungen des Himmels so wenig Bescheid, daß man in gelehrten Büchern lesen kann, es scheine der Mond niemals bei Tage, während er doch zur Hälfte seines monatlichen Umlaufes über den Tageshimmel sichtbar dahinzieht!

Weil unsere Vorfahren näher der wirklichen Erscheinungswelt, näher der uns alle nährenden Schöpfung standen, erhoben

sie ihre erkenntnisdurstigen Augen zum lichtergeschmückten Himmel. Und so lebte diese göttliche Sternenwelt mit ihnen in voller Frische und Herrlichkeit, während sie für uns nichts oder doch nur ein verstaubtes Schulwissen bedeutet. Heute kennt niemand die Spindel der Frau Holle, aber jenes verachtete Altertum sah aus seinen Wäldern und Steppen allnächtlich zu der lichten Gottmutter hinauf und wußte, daß die Spindel der Gottheit unablässig tätig sei, und war groß und ruhig in ihrem milden Anblick und empfing frommen Herzens sein beschieden Teil vom heiligen Gewirke der alles umfassenden Schöpfung! —

Im folgenden Abschnitte dieser Einleitung werde ich versuchen, an einem griechischen Beispiele die Bedeutung klarzulegen, welche der gestirnte Himmel für das Altertum hatte, und ferner, daß unsere Unkenntnis dieses Himmels und der himmlischen Bewegungen es ist, welche unserer Gegenwart das Verständnis der alten Sagen verwehrt. Dadurch aber werden wir sogleich mitten in die großen Anschauungen des arischen Altertums geleitet, die unerwartet dann auch in der germanischen Frühzeit und in den späten nordgermanischen Überlieferungen der Edda auftauchen.

Gelingt es uns aber, mit unserem Verfahren vorweg ein berühmtes Rätsel sogar des griechischen Altertums zu lösen, um dessen Deutung sich fast zwei Jahrtausende vergeblich mühten, so muß dieses Verfahren selbst an Ansehen gewinnen und zugleich seine Anwendung auf die Enträtselung der Edda und des gesamtarischen Altertums sich rechtfertigen.

2. Argo.

Die Wandlung des Himmelsbildes und die arische Vorsage.

Je weiter die nordischen Völker gen Süden zogen, um so tiefer fanden sie den Himmelspol, um den das Weltall zu kreisen schien, gegen Norden geneigt, so daß in den neuen Sitzen das Urbild des senkrechten Weltbaums als Weltachse oft nicht mehr verstanden wurde. Während aber diese Verschiebung des Weltbildes von der Änderung des menschlichen Standortes herrührte, war es zudem noch die Verschiebung der himmlischen Verhältnisse selbst, welche bewirkte, daß älteren Vorstellungen die Grundlage ihres Verständnisses entzogen wurde.

Um über die Bedeutung einer solchen Verschiebung des Himmelsbildes aus himmlischer Ursache Klarheit zu schaffen, sei hier das Rätsel der Planken erörtert, das vom griechischen Altertum bis heute ungelöst geblieben ist, das sich aber aus dem von uns eingenommenen Gesichtspunkte erhellt.

Im griechischen Altertum hat es eine nicht geringe Zahl von Sagen gegeben, an deren Deutung man sich vergebens abmühte, Sagen, welche aus einer Vorzeit stammten, deren Überlebsel in

die ungeheure Sagenmischung der damaligen mittelländischen Gegenwart unverstanden hineinragten. Der Vorgeschichte entspricht eine Vorsage. Eine solche ist die von den Hyperboreern, die, wie ich früher nachgewiesen habe, aus zwei richtigen Vorstellungen irrig zusammengeflossen ist. Eine andere Vorsage, die ebenfalls nicht mehr verstanden wurde, ist die von den Plankten oder Symplegaden, den zusammenstoßenden Felsen, von der Skylla und Charybdis, von der Argonautenfahrt und dem goldenen Vließe.

Die Aufklärung dieser uralten Sage wird uns außerdem im Verlaufe der Untersuchung für die Enträtselung des nordischen Altertums selbst von Bedeutung sein.

Der Führer der Argo war Jason. Um die ihm gebührende Herrschaft antreten zu können, sollte er das goldene Widdervließ aus dem fernen Lande Aia holen. Das berühmteste Abenteuer der Argo ist die Fahrt durch die zusammenschlagenden Felsen, die das Altertum vergeblich auf der Erde, bei Gibraltar, Messina oder am Bosporus suchte.

Ein altes Zeugnis bietet uns Pindar im 4. Pythischen Gesange:

„Aber nun hinstrebend in tiefe Gefahr,
Flehten sie zum Herrn der Schiffe,
Daß sie flöh'n aus schrecklich zermalmendem Stoß
Grauser Felshöh'n, welche, belebt und beweglich,
An einander stürzten in rascherem Lauf
Als ein Heer wildtosender Stürme."

(Uebersetzt von Donner).

Auf der Suche nach diesen Felshöhen weist Homer uns den Weg; wenn die Götter, wie er sagt, einen besonderen Namen für die „irrenden Klippen" haben, so müssen diese den Göttern nicht ferne und wohl gar in den himmlischen Gebieten selbst zu finden sein. Auch die anscheinende Unsinnigkeit der Sage, daß die Argo auf der Rückfahrt durch die libysche Wüste [1]) gekommen sei, läßt ebenfalls darauf schließen, daß ihre Kreisfahrt überhaupt nicht auf dem irdischen, sondern auf dem himmlischen Meere vor sich gegangen sei und — noch vor sich gehe. Über die libysche Wüste wurde das Schiff 12 Tage lang „getragen".

Bekannt ist aus Grimms Märchen die Vorstellung vom gläsernen Himmelsberge. Und die Plankten trugen in Griechenland auch den Namen der Blauen Felsen (*Κυάνεαι πέτραι*), eine Bezeichnung, die deutlich auf ihr himmlisches Wesen zielt.

Die alte Himmelskunde sah in den Bahnen der Sonne und des Mondes zwei Gipfel des Weltberges; dies wird in Babylon (schon in sumerischer Zeit) nicht selten bildlich dargestellt.

Die Gottheit steht auf 2 Berggipfeln.[2]) Diese entsprechen in der babylonischen Vorstellung den Höchstständen der Sonne und des Mondes.[3])

Bei den Griechen scheint mir die einfache Beobachtung des Himmels in altersgrauer Vorzeit die Vorstellung von einem Schwanken dieser beiden Himmelsgipfel erzeugt zu haben. Die sichtbaren Bahnen von Sonne und Mond konnten ihnen als Berge gelten. Der Tagesberg der Sonne schwankt nun alljährlich zwischen dem niedrigen Winterhöchstpunkt und dem steilen Sommerhöchststande, zwischen Süden und Norden. Der tägliche sichtbare Mondweg schwankt innerhalb von 4 Wochen auf und nieder. Dieser Mondberg überholt also in jedem Monat den Sonnenberg zweimal. Wir haben mithin deutlich den vorgestellten Anblick zweier zusammenstoßender Himmelsgipfel, des „blauen" Sonnen- und Mondfelsens. Vgl. Anm. 4. Abb. 29.

Das Sternbild der Plejaden (ein Teil des Stieres) steht hartnördlich an der Sonnbahn (Ekliptik) und wird von der Mondbahn in unregelmäßigem Andringen überholt. In manchen Umläufen schneidet die Mondbahn, statt sie ganz zu verdecken, nur einen Teil der Plejaden ab. Die Plejaden geraten also zwischen Sonn- und Mondberg wie zwischen zwei zusammenstoßende Felsen. Dies mußte um 2200 vor Christus, als der Frühlingspunkt in den Plejaden stand, besonders deutlich hervortreten, weil sie im Schnittpunkte der Sonnenbahn und des Himmelsgleichers von der Mondbahn zweimal im Monat überquert wurden.[4])

Die Plejaden sind noch heute eines der volkstümlichsten Sternbilder, im Volke als „Gluckhenne mit den Küchlein" oder als „Siebengestirn" bekannt. Ein gutes Auge, das Sterne von der sechsten Größe erfaßt, sieht noch heute 9 Sterne: Alkyone, Merope, Atlas, Plejone, Elektra, Kelaino, Maja, Taygeta und Asterope. Für ein weniger gutes Auge fließen Atlas-Plejone in einen Stern zusammen. Asterope verblaßt in der Nähe der helleren Taygeta und Maja, so daß nur 7 Sterne gesehen zu werden scheinen. Dem gewöhnlichen Auge besteht die Gruppe scheinbar aus 6 Sternen.

Das griechische Altertum hat die Plejaden stets mit der Siebenzahl verbunden,[5]) es rät aber schon dasselbe Altertum vergeblich, warum man denn nur 6 Sterne sehe.[6]) Man dichtete, ein Stern der Gruppe habe sich verloren; einige meinten, einer der 7 Sterne sei vom Blitze getroffen, und andere erzählten anderes.[7])

Der Name der Plejaden bedeutet vielleicht ursprünglich nur „Hause",[8]) das griechische Altertum brachte ihn aber früh mit dem ähnlichen Peleia d. i. Taube zusammen. Nun wird die

berühmte Stelle der Odyssee 12,59 ff. über die Fahrt des Odysseusschiffes durch die Plankten verständlich:

„Irrende Klippen nennt sie die Sprache der seligen Götter.
Selbst kein fliegender Vogel, noch selbst die schüchternen Tauben
Eilen vorbei, die Zeus, dem Vater, Ambrosia bringen,
Sondern der glatte Fels raubt eine von ihnen beständig.
Aber der Vater erschafft eine andre, die Zahl zu ergänzen.
Und noch nimmer entrann ein Schiff, das ihnen sich nahte,
Sondern zugleich die Trümmer des Schiffs und die Leichen der Männer
Wirbelt die Woge des Meers und verzehrende Feuerorkane.
Eins nur steu'rte vorbei von den meerdurchwandelnden Schiffen,
Argo die allbesung'ne, da sie von Aetes zurückfuhr;
Und bald hätte die Flut auch sie an die Klippe geschmettert,
Doch sie geleitete Here, die waltende Göttin Jasons." (Voß).

Die Tauben sind die Plejaden, denn Homer weiß, daß die Plankten am Himmel stehen, „irrende Klippen" heißen sie in der Sprache der Götter. Auch über den Zwiespalt zwischen der Sechs- und Siebenzahl hat Homer sein altes Himmelsmärchen bereit. Auch die Feuerorkane sind nicht auf dem irdischen Meere, sondern nur in der Sonnenhöhe denkbar. Und der „beständige" (αἰὲν) Raub der einen Taube zielt auf die stete Wiederkehr des himmlischen Ereignisses.

So muß also der eine Fels (in welchem die Skylla haust) der ursprüngliche Sonnberg, der andere (in welcher die Charybdis schlürft) ursprünglich der Mondberg sein. In der Tat gibt Homer, der den Berg der Skylla als höher bezeichnet und ihn unersteiglich glatt und unerreichbar nennt, diesem Berge die Zahlen des Sonnenkreislaufes (12 abscheuliche Klauen, 6 Hälse, 3 Reihen Zähne), der pfeilschußnahen Charybdis aber legt er die Eigentümlichkeit bei, Ebbe und Flut zu erregen, deren Zusammenhang mit dem Mondlaufe den Alten bekannt war.

Das Schiff des Odysseus entspricht hiernach dem Argonautenschiff. Die Argofahrer lassen aber vernünftiger Weise erst einmal Tauben zwischen den beiden Felsen hindurchfliegen; der letzten (der 7ten) geht es schlecht dabei. Ein Stern des Schwarms nach dem andern fällt der Schwankung des Mondgipfels [9]) zum Opfer, oder wie das Märchen sagt:

„Der glatte Fels raubt eine der Tauben beständig,
Aber der Vater erschafft eine andre die Zahl zu ergänzen."

In himmelskundlichem Sinne muß die Fahrt der Argo durch die schwankenden Felsen ursprünglich mit den „Tauben" begonnen haben. Eine Erinnerung daran findet sich noch bei Theokrit (270 v. Chr.) in dem 13. Idyll V. 25—31 vom Raube des Hylas:

Als die „Tauben" stiegen empor, am äußersten Rande
Weidend den Widder, den jungen, und voll schon glänzte der Frühling,
Da nun mahnte zur Fahrt die göttliche Zierde der Helden
Und sie bestiegen gesamt die geräumige Argo und kamen
Dritten Tags mit wehendem Süd zum Meere der Helle
Und sie gingen vor Anker im Vormeer, wo der Kianer
Rinder, wendend den Pflug, aufreißen die fruchtbaren Furchen.

Der junge „Widder" ist hier deutlich das Sternbild, das westlich unmittelbar an die Plejaden grenzt. Die Abfahrt geht mit dem morgendlichen Aufgang der Plejaden nach dem Sternbilde des Stiers (den Rindern) ostwärts vor sich am Ende des Frühlings. Theokrit scheint den ursprünglichen Zusammenhang der Argofahrt mit den drei Sternbildern zu kennen und seine Betonung des Plejadenaufgangs als des zeitlichen Ausgangspunktes der Fahrt ist bedeutsam genug.

Die Fahrt endet nach vollendeter Kreisung beim Goldenen Vließe des Widders. Dieses Sternbild aber steht im Tierkreise unmittelbar hinter den Plejaden; die Argo vollendet also, so scheint es, von den Plejaden bis zum Widder den Tierkreisumlauf des Jahres. Die 50 Helden im Schiffe entsprechen den 50 Wochen des Mondjahres. Und daß Herakles, der Sonnenheld, der die 12 Tierkreisarbeiten im Jahresumlaufe vollbringt, mit im Schiffe ist, stimmt ebenfalls zum Ganzen.

Das Verständnis für diese Himmelssage ist im Griechischen Altertume schon verloren; wahrscheinlich, weil der vorauszusetzende uralte Mond-Plejaden-Kalender nicht mehr in Geltung stand. [10])

Die Plejaden sind das erste Mondhaus (vgl. Band 1,65) um 2200 vor Christus, weil der Frühlingspunkt in ihnen stand und weil sie mit ihrem Wiedererscheinen im Frühjahr in der Morgendämmerung den Frühjahrspunkt der Reihe und damit den Jahresanfang jener Zeit bildeten. [11]) So ist im ältesten Indien (Ginzel 1,71. 317, 319 f. 316) der Frühlingsmonat madhu (= Honig) der erste der 13 Monate; Jahresanfang mag nach dem ersten Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche bestimmt worden sein. Diese selbst lag [12]) um 3250 im Sternbilde des Stiers, um 2200 in den Plejaden, um 350 im Widder, heute liegt sie in den Fischen. Mit so gewandeltem Himmelsbilde d. i. bei vorgerücktem Frühlingspunkte nehmen daher später die Plejaden in Indien das 3. Mondhaus ein. [13])

Wenn aber die Entstehung der Argosage in eine Zeit fällt, als Inder und Griechen sich noch näher standen, dann stimmt zu unserer Ableitung deutlich, was Bohlen [14]) bemerkt: Dem Inder ist die ganze Erde ein Schiff, dessen Mast der Weltberg Meru: „Siva leitet es und heißt daher Arghanatha, Herr der Argha, etwa wie Osiris nach dem Plutarch Anführer des Argoschiffes war."

Die Bezeichnung „Widder" für das Tierkreissternbild reicht von Griechenland bis Indien. Die „Tauben" sind rein griechisch, weder indisch noch babylonisch.[15]) Die überlieferte[16]) griechische Gestaltung der Argonautensage kann mithin erst mit dem Aufkommen des Taubennamens entstanden sein. Da andererseits schon Homer die Sage von dem der Argo voranschwebenden Taubenschwarme kennt, aus welchem der glatte Mondfels eine beständig raubt, so muß diese griechische Form der Sage trotzdem weit in die Vorzeit hinaufreichen. „Allbesungen" nennt Homer ausdrücklich die Argo, indem er die Plankten mit den beiden Felsungetümen gleichsetzt. Der göttliche Sänger lebte überdies in einer Zeit, in der die Plejaden nicht mehr im Frühjahr aufgingen, wie Hesiod lehrt:

„Wenn das Gestirn der Plejaden, der Atlastöchter, heraufsteigt,
Fange die Ernt' an; aber die Saat dann, wann sie hinabgehn.
Sie sind vierzig Nächt' und vierzig Tage zusammen
Nimmer gesehn; dann wieder in rollendem Laufe des Jahres
Treten sie vor zum Lichte, sobald man schärfet das Eisen." (Eyth).

Der Frühlingspunkt ist westwärts gerückt, die Plejaden tauchen morgendlich erst Mitte Mai auf.[17])

Will man mit Ideler[18]) den Namen der Plejaden von plein = schiffen ableiten, so wird die ursprüngliche Beziehung der Plejaden zur Argo noch deutlicher. Jedenfalls aber entsteht die Sage auf einer alten arischen Grundlage, auf der Ursage von einem Weltschiffe, das seine Fahrt mit dem Sternbilde der Plejaden beginnt und im Himmelskreise zu ihm zurückkehrt. Durch diese Fahrt, durch die Schwankfelsen zum goldenen Widder, erhält Jason seine ihm rechtmäßig zustehende Herrschaft; er ist der Arghanatha, Herr der Arche, des Jahres und des Monats, der Sonnen- und Mondbahn, im „Krokosgewande" (Pindar), der Führer der himmlischen Kreisung, mit deren Vollendung er stets von neuem die Himmelsherrschaft antritt. Der Name Jason wird sprachlich mit dem vedischen Vivasvant (der Aufleuchtende) zusammengestellt.[18a]) Ihm folgt Medea, welche schon im Altertume als die zauberkundige Mondfrau betrachtet wurde und auch nach heutiger Ansicht[19]) „sicher ein Bild des Mondes ist."

Auch sonst findet sich bei Homer (z. B. Odyss. 1,16) das Bild des Jahres, das herumkreist (περιπλομένων ἐνιαυτῶν). In den nordischen Felsbildern werden die Gestirnschiffe von den Gottheiten gelenkt; die Edda (Gylf. 14) nennt die Götter Steuerleute (stiornarmenn) und läßt sie (Gylf. 6 und 11) den Gang von Himmel und Erde, von Sonne und Sternen „steuern" (styra). In den Vedas auch findet sich[20]) das Bild, daß die Gottheit die Welt lenke wie der Steuermann das Schiff, und Aristoteles bedient sich desselben Bildes (wie bei Plutarch Osiris das Weltschiff lenkt), wenn er sagt:[21]) „was im Schiffe der Steuermann,

das ist Gott im Kosmos". Mir scheint nun auch das Schiff der weiblichen Gottheiten wie das Gefährt der Nerthus,[22]) Kybele und Bhavani, welches in jedem Frühling seine sinnbildliche Umfahrt im Lande vollführte, hierherzugehören. Die Verbindung zwischen Schiff und Wagen (carro navale) findet sich schon aufs Deutlichste in den nordischen Felsbildern. Die Meinung des Tacitus (Germ. 9), daß das Bild der „Barke (liburna)" im Dienste der „Isis" (Frigg) auf die Einführung dieses Dienstes zur See hinweise, ist daher gewiß abwegig. Auch diese Barke ist das Himmelsschiff, das in jedem Frühjahr blumengeschmückt die segensreiche Weltumfahrt antritt.

Das griechische Altertum, das so viel von der Argo sang, hat dadurch ihren Ursprung fast unkenntlich gemacht. Und doch bieten die Nebenzüge der Dichtung eine Fülle zustimmender Aufklärung.

Zunächst sind die „Tauben", welche bei Homer durch die Plankten fliegen, himmlischer Art, denn sie bringen dem Zeus Ambrosia (Odyss. 12,63); das sind nicht irdische, sondern Sterntauben oben in Himmelshöhe, zu der der „Taubenschwarm" allsommerlich aufschwebt. „Beständig" raubt der Fels eine von ihnen.

Auch der goldene „Widder" ist nicht irdischer, sondern himmlischer Art. Er war es, der in der Sage den Phrixos („Regenschauer") und dessen Schwester Helle („Licht"), beides Kinder der Nephele („Wolke") über das Meer fliegend in das Lichtland Aia entführte und der darum unter die Sterne des Tierkreises versetzt wurde.[23]) Der Widder, der auf seinem Rücken „Regenschauer" und „Licht" über das Meer hin dem Lichtlande entgegenträgt, ist der Träger des Frühlings.[24])

„Diesen unvergänglichen Teppich,
Dieses Vließ, hellschimmernd in Flocken von Gold"

singt Pindar (Pyth. 4,370 f. Donner). Der unvergängliche (ἄφθιτον) Teppich zielt wohl auf den Himmel selbst. Das Sternbild des Widders scheint späteren Ursprungs; es ist mit Bedacht an oder vor den Frühlingspunkt gesetzt. Jason, der unter Voranflug der Tauben durch die beiden Himmelsfelsen der Sonn- und Mondbahn zum fernen Widdervließe und von ihm zurückfährt, vollendet den Jahresumlauf von Frühling zu Frühling.

Der Name der Argo wird (auch von Preller) vom griechischen argos-schnell abgeleitet, wie mir scheint, mit wenig Recht. Namen unterliegen nicht immer wie gewöhnliche Wörter der gesetzmäßigen Umwandlung.[25]) Die Volksdeutung spricht dazwischen, Priesterlehre ändert oder erhält nach Gutdünken. „Wahrscheinlicher ist, sagt selbst Jac. Grimm[26]) bei einer anderen Gelegenheit, daß des Namens Heiligkeit die alte, unan-

getastete Form sicherte, als daß der häufige Gebrauch sie abschliff." In unserem Falle hat wohl, wie an dem Namen „Germanen", der Mißverstand herumgetastet und den Namen der Argo verdorben. Argo scheint sich vom selben Stamme wie das lateinische Wort arca herzuleiten, welches „Nachen" und „Schale" bedeutet. Unser „Arche" ist Lehnwort aus diesem lateinischen arca.[27]) In den Zusammenhang spielt noch die Sage von Argos (dem „glänzenden" Sternenhimmel) als Erbauer der Argo hinein und der Sternenhimmel bezeugt durch seinen himmlischen Schiffsbau ebenfalls die Himmelsweise der Argo, welcher die jährliche Kreisung des Weltalls zugrundeliegt.

Zwischen den zusammenschwankenden Himmelsfelsen hindurchzufahren gelang in der Vorzeit „allein der allbesungenen Argo", aber auch dem Schiffe des Odysseus. Da beide Sagen die Abenteuer einer gewaltigen Fahrt schildern, so wird Homer Recht haben, wenn er Skylla und Charybdis mit den Symplegaden der Argonauten zusammenstellt. Das Urbild beider ist das Himmelsschiff, der Kosmos selbst, mit seinen Tierkreisabenteuern.[28])

Nach alter Vorstellung schwimmt die Erde einem Schiffe gleich im Weltallsmeere. Der Mast des Schiffes ist für unsere Breiten sichtbar die Weltachse. Diese wurde in arischer Vorzeit als Weltbaum aufgefaßt und hierzu paßt deutlich die Sage, daß Athene der Argo einen weissagenden Span der Zeuseiche von Dodona eingefügt habe. Ursprünglich ist dieser Span gewiß der Weltbaum selbst als Mast des Schiffes gewesen. Wir sprechen auch heute von einem Mastbaum. Darstellungen von Baumschiffen aber haben wir im Altertum nicht selten, sie sind besonders auch im germanischen Norden vertreten, sowohl in den Felsbildern als auf Messerklingen gezeichnet . Diese Baumschiffe sind hiernach das Weltschiff; sie sind jedoch nicht nur Sonnen- oder Mondbarke, wie sie von manchen schon gedeutet worden sind,[29]) sondern das Schiff trägt Sonne und Mond sowie die gleichfalls dem Standsternhimmel entgegengleitenden Wandelsterne.

Die Schiffsrichtung geht von den Plejaden ostwärts im Tierkreise durch sämtliche Sternbilder bis zum Widder, der wieder an die Plejaden stößt, d. h. vom ersten Sternbilde ostwärts bis zum letzten und wieder zum ersten zu neuer Kreisung.

Die Mondhäuser zählen in der Richtung von West nach Ost, weil der Mond die Erde ostwärts umwandert. Aber auch die Bewegungsrichtung der Sonne geht (infolge der wahren Bewegung der Erde um die Sonne) scheinbar im Laufe eines Jahres von West nach Ost. Die scheinbare tägliche Ost-West-Richtung ist nur die Folge der Drehung der Erde um ihre eigene Achse. Den scheinbaren Bewegungsrichtungen von Sonne und Mond ent-

sprechend sind von altersher die Sternbilder des Tierkreises in West-Ost-Richtung gezählt. Sonne und Mond fahren in der Richtung also der Argo von den Plejaden über Stier, Zwillinge usw. bis zum Widder und zu den Plejaden zurück. Daraus ergibt sich das Bild, daß die Plejaden (Tauben) dem Schiffe voranfliegen und von ihm alsbald überholt werden; das ist die Sage von der Argo, wie sie schon Homer berichtet. Das Land des Widders lag im Osten, die abenteuervolle Reise ging in der Richtung West-Ost und „über die libysche Wüste" ostwestlich zurück.

Der Frühlingspunkt eilt umgekehrt der Sonne entgegen, wandert also von Ost nach West. Seine Voreilung ist Babylon um 3000 v. Chr. durchaus bekannt gewesen;[30]) er geht von den Plejaden westwärts zum Widder und liegt heute in den Fischen. Diese Richtung ist der Argofahrt entgegengesetzt.

Wir müssen mithin schließen, daß in der Fahrtrichtung der Argo in der Tat die gemeinsame Richtung von Sonne und Mond in Jahr und Monat verbildlicht ist, welche der scheinbaren täglichen ebenso entgegengesetzt ist wie der des Frühlingspunktes und der scheinbaren Ostwestrichtung des Sternhimmels. Die uralte Zählung der Sonn- und Mondhäuser in West-Ostrichtung beweist das Alter des Verständnisses.

Die Sage vom Weltschiff hat ursprünglich wohl allein für sich bestanden. Mit der Vorstellung der Ostfahrt verband sich später die andere, aber himmelskundlich zugehörige, von den beiden schwankenden Himmelsgipfeln, den Plankten, welche das Schiff durchfahren muß. Hinzu tritt dann auch das Taubenmärchen und zwar um 2200 vor Christus, als der Frühlingspunkt (Neujahr) und damit der Fahrtbeginn in oder nahe vor den Plejaden lag. Da der Frühlingspunkt um 2000 vor Christus die Plejaden westwärts verlassen hatte, muß seit dieser Zeit das Mißverstehen der Sage eingesetzt haben, welches durch die Senkung der Mastspitze im Süden noch mehr gefördert wurde. Erst später tritt mit der verständnislosen Verirdischung der Sage das Märchen auf, daß die zusammenschlagenden Felsen seit der Durchfahrt der Argo feststanden. Damit konnte nun jede Meerenge, die von Gibraltar, von Messina, vornehmlich ostwärts der Bosporus zum Urbild der Plankten erklärt werden.

Ein Bruchstück aus dem Empedokles (Diels, Vorsokr. 1,257 Fr. 98) „Die Erde geht vor Anker (*ὁρμισθεῖσα*) im Hafen der Kypris" erklärt sich nunmehr. Kypris ist die Nacht (vgl. das „Rätsel der Edda" Bd. 1, 114):

„Nacht ist des Alls Urquell, sie, die wir auch Kypris benamen."

Die Erde ist das Weltschiff mit dem Weltbaum als Mast. Es geht vor Anker in der Urnacht. Ein Schöpfungsbild von wundervoller Größe und Schönheit.

Das Schiff des Odysseus ist nur eine Spielart des Jahresschiffes, zu welcher Auffassung eine aus ganz anderer Richtung kommende Untersuchung von Carl Fries (Studien z. Odyssee I S. 315) ebenfalls gelangt. Skylla und Charybdis sind nur Märchenbilder für die beiden himmlischen Gipfel, die wie verständlich vom Altertum und Gegenwart nunmehr vergeblich auf der Erde gesucht werden.

Argo und Odysseus besuchen beide Aia bezw. Aäa im Osten.[30a] Im späteren Griechenland hat man ein östliches und westliches Sonneneiland Aia unterschieden. Man behauptete (Preller 1,354), daß nach der ursprünglichen Naturordnung Helios im Westen auf und im Osten untergegangen sei. Diese Widersprüche werden nunmehr klar. Am Südhimmel steht das Sternbild des Widders (Aia) westlich von den Plejaden; und Homer berichtet ganz recht, daß Argo von Aetes zurückkehrend zu den Plankten kam. Sonne und Mond fahren von West nach Ost den Tierkreis entlang; im Frühling gelangt das Schiff zum Widder und von da wieder zu den Plejaden. Für das Auge aber steht der Widder westlich vom Fahrtbeginn in den Plejaden. Der Augenschein und die „wissenschaftliche" Ansicht d. i. die „ursprüngliche Weltordnung" widerstreiten sich nur scheinbar. Die Aufhellung aber auch dieses Rätsels mag die Richtigkeit unserer Deutung der Argosage selbst bestätigen. Denn man könnte gegen diese einwenden, daß die Westostrichtung des Sonnen- und Mondlaufs dem Augenschein so sehr widerspreche, daß sie dem Altertume, in welches die Argosage zurückreichen soll, nicht bekannt gewesen sein könne. Die von Plato (Polit. 269 A f. Preller 2,388 f.) überlieferte Sage über den Herrschaftsstreit zwischen Atreus und Thyestes läßt nun Zeus zugunsten des ersteren mit einem Wunder einschreiten, indem er die Sonne, die bis dahin im Westen aufgegangen, rückläufig werden und seitdem im Osten aufgehen und im Westen untergehen lasse. Es sind nun gerade die großen Dichter Griechenlands, Euripides und, wie behauptet wurde, auch Sophokles, es sind später Polybios und Strabo (Preller 2,390), welche das Auftauchen einer richtigeren himmelskundlichen Einsicht in der Atreussage erkannten. Auch in einer wohl fälschlich dem Lukian zugeschriebenen Schrift „Von der Astrologie" (c. 12) findet sich diese bereits alte Erklärung übernommen: „Um die Zeit, da sich Atreus und Thyestes um den väterlichen Thron stritten, legten bereits die Griechen der Astrologie und der Kenntnis der himmlischen Dinge offenbar eine hohe Wichtigkeit bei. Denn das Gesamtvolk der Argiver beschloß, denjenigen von beiden als seinen König anzuerkennen, der den anderen in dieser Wissenschaft übertreffen würde. Da lehrte sie denn Thyestes das Zeichen des Widders am Himmel kennen, woher die Sage entstand, daß Thyestes ein goldenes Schaf gehabt habe. Atreus aber unterrichtete sie von der Sonne und deren

Auf- und Untergang, und zeigte, daß sich die Sonne und die Welt nicht in gleicher Richtung bewegen, sondern gegeneinander laufen, so daß, wo der Untergang der Sonne ist, der Aufgang der Welt sich befindet, und umgekehrt. Für diese Belehrung machten ihn die Argiver zu ihrem König und der Ruhm seiner Weisheit erscholl weit und breit."

Wenn Preller den Ursprung dieser Sage allein aus einem Mißverständnisse der alten Dichtung vom westlichen und östlichen Aufgang des Helios im Sonneneilande Aia herleitet, so dürfen wir doch den großen Dichtern Griechenlands ein gründlicheres Verständnis der alten Sagen zutrauen. Sie bestätigen, daß die Beobachtung von der Fahrtrichtung des Weltschiffs Argo, welche Sonne und Mond im Jahreslaufe von Westen nach Osten trägt (dem täglichen Augenschein entgegen), uralter gesicherter Himmelskunde entsprach. Damit aber wird unsere Deutung der Argo als Weltschiff auch von dieser Seite gestützt.

In den dem Eratosthenes zugeschriebenen Katasterismen, einer Aufzählung von 44 Sternbildern, findet sich (35) die Angabe, daß das Sternbild der Argo von Athene an den Himmel versetzt sei, weil es das erste und Urbild aller Schiffe war, in welcher Hinsicht es an Skidbladnir, das „beste aller Schiffe", des Freyr (Gylf. 43, Grimn. 44) erinnert. Auch diese Kennzeichnung der Argo gibt ihr einen Rang, der sie über jede irdische Deutung erhebt: Das Urschiff ist die Welt selbst. Es ist die Erde des Empedokles, die im Hafen der Kypris, der Weltnacht, „vor Anker ging".

Edward B. Tylor hat (Anf. d. Kultur 1,343 f.) ähnliche Vorstellungen von zusammenklappenden Felsen bei den Karenen in Birma (welches von Indien beeinflußt ist), bei den nordamerikanischen Indianern (die vielleicht nordgermanische Vorstellungen aufgenommen haben, vgl. die Nachträge zu Band 1 meines „Rätsel der Edda" 2. Aufl. S. 180 f) und bei den Azteken (deren Kulturbeziehungen zum alten Asien Fritz Röck u. a. betonen) nachgewiesen und glaubt daher auch in der Argonautensage den Rest eines alten Sonnenmythus sehen zu müssen. Es scheint aber, wenn es in den Begräbnisbräuchen der Azteken heißt: „Mit diesen wirst du zwischen den beiden Bergen hindurchkommen, die sich gegeneinanderstoßen", daß darunter der Zusammenstoß von Himmel und Erde im Westen, der Untergangsrachen des Weltalls zu verstehen sei. Dennoch ist, wie auch Tylor selbst glaubt, diese Vorstellung des Aufeinanderklappens allein aus der Vorstellung des Westhimmelsrandes nicht verständlich. Unsere Lehre von den Plankten würde auch dies Rätsel lösen.

Die Beziehungen der Argonautenfahrt zum Tierkreise hat, wie ich nach Beendigung dieser Arbeit sehe, schon Ernst von

Bunsen (Die Plejaden und der Tierkreis, Berlin 1879, S. 374 f.) eingehend behandelt, ohne allerdings wie mir scheint zu voller Klarheit zu gelangen, weil er die Planktenfrage weder sieht noch löst und weil er statt der uralten Vorstellung des Weltschiffs seiner Erörterung das späte Sternbild Argo zu Grunde legt (S. 383).

Aber auch schon Dupuis in seinem zehnbändigen Origine de tous les cultes (Neue Ausgabe Paris 1835, 3, 213 ff.) und Newton stellen eine Gleichung zwischen den Abenteuern der Argonauten und den Tierkreisbildern fest.[30b] Newton behauptet, der Tierkreis sei nach der Argonautensage gebildet worden, Dupuis dagegen, die Argonautensage verdanke ihren Ursprung dem Sonnenlaufe im Tierkreis. Das Sternbild Argo gehe mit dem Widder in der Frühlingsgleiche auf. So richtig die Bemerkung Dupuis' auch ist, so läßt sie doch unerklärt, woher denn das Bild des Schiffes Argo stammt. Wie kam man dazu, ein Schiff unter die Sterne zu versetzen, wenn man nicht vorher seinen Begriff gefaßt hatte! Hieraus ergibt sich, daß das Sternbild Argo späteren Ursprungs ist als sein Urbild, als welches wir das Weltschiff erkannt haben. Es ist also vom Altertume (Eratosthenes) richtig berichtet, daß das erste und beste aller Schiffe, das Urbild aller Schiffe, später an den Himmel versetzt worden sei. Die Himmelskunde ergriff das uralte Sagengut und heftete Bild an Bild, Bild in Bild häufend, an den geduldigen Himmel. Die Argonautensage konnte nicht, wie Dupuis will, einfach vom Himmel abgelesen werden, wenn sie nicht vorher darangeschrieben war. Sie konnte auch nicht, wie Newton will, ein bloßes Märchen sein, das man an den Himmel setzte, ein Märchen ohne jede himmlische Bedeutung. Die Sage entsprang vielmehr, wie wir gesehen haben, einer himmlischen Wirklichkeit, dem jährlichen Himmelsumschwung von Frühling zu Frühling.

Wie ungenügend Dupuis' Ansicht ist, daß die Sage der Argo vom Tierkreise genommen sei, geht auch daraus hervor, daß dieses Sternbild unverrückbar fest an seiner Stelle am Sternhimmel steht und zwar dauernd weitab vom Tierkreis und in gleicher Stellung zu ihm südlich vom Sternbilde des Großen Hundes. Nach der Behauptung müßte die Argo doch durch sämtliche Tierkreisbilder fahren. Beides steht im Widerspruch miteinander. Auch diese Lage des Sternbildes am Himmel läßt auf eine sehr späte Unterbringung des Schiffes zwischen den übrigen Sternbildern schließen. Auch Gründe dafür, daß es nur zur Hälfte aufgenommen worden, geben schon die Alten an.

Erst unsere Deutung der Argo als Weltschiff läßt sie dem Tierkreise entgegenfahrend alle seine Abenteuer erleben.

Gegen eine völlige Ablesung der Sage vom Tierkreise spricht ferner, daß das Hauptabenteuer der Argonauten, die Planktendurchfahrt, keinerlei Entsprechung am Sternhimmel findet. Da

die Plankten doch den größten Anspruch darauf hätten, am Sternhimmel verewigt zu werden, nirgends aber dort zu finden sind, so können weder Dupuis noch Newton Recht haben. Wiederum klärt unsere Deutung das Verhältnis sofort: Die Plankten sind ebenso eine Wirklichkeit (nämlich die beiden schwankenden Bahnen der Sonne und des Mondes) wie das Weltschiff Argo; sie sind aber kein Sternbild und können auch nicht dazu gemacht werden, weil sie als die Wirklichkeiten der Sonnen- und Mondbahnen schon in anderer Form am Himmel stehen. Das Weltschiff Argo konnte dagegen nur von denen unter die Sterne versetzt werden, die sein wirkliches Urbild nicht mehr verstanden, das sich auch nicht wie die Plankten schon am Himmel befand.

Und doch ist die Vorstellung vom ersten und besten aller Schiffe deutlich und volkstümlich: *Wir fahren auf dem Erd- d. i. Weltschiffe mit Sonne, Mond und den Wandelsternen ostwärts dem uns entgegenflutenden Standsternhimmel entgegen. Jede gestirnte Nacht belehrt uns mit ihren vorübergleitenden Sternbildern über die Wirklichkeit dieser Weltfahrt. Über unsern Häuptern erhebt sich zum Pol sichtbar der Mastbaum, die Weltachse.*

Jedes Eintreten des Mondes oder der Sonne in neue Sternbilder gibt Kunde vom großen und unaufhaltsamen Fortgang der Weltfahrt auf dem Himmel und Erde umspannenden unendlichen Weltenmeere.

Nach allem hat die Argosage völlig die Art einer *Vorsage*. Sie entnimmt ihren Stoff dem Weltall, alles in Bilder himmlischer Tiere und göttlicher Gestalten kleidend. Schon im griechischen Altertum wird sie nicht mehr verstanden, weil das ihr zugrunde liegende Himmelsbild sich geändert hatte. *Das richtige Verständnis dieser Vorsage ergibt sich also aus dem richtigen Verständnisse des alten Himmelsbildes und seiner Wandlung.*

Wir sehen aus diesem Beispiel, daß zur Aufhellung der Sagen des Altertums die Kenntnis des alten Weltbildes und seiner himmelskundlichen Grundlage von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Wir haben die Argosage bisher nicht enträtseln können, weil die heutige Himmelskunde uns das Verständnis verbaute, wie auch den Griechen schon infolge Vorrückens des Frühlingspunktes dieses Verständnis verloren ging. Vor dem kopernikanischen Weltbilde, vor dem Weltbilde des Hipparch, vor dem babylonischen liegen andere, fernere Vorstellungen, Bilder und Märchen aus einer Zeit, aus welcher uns kein anderes Zeugnis als das der Vorsage herauftönt.

Die Enträtselung der Argosage beweist uns überdies die Geltung eines Plejadenjahres, wie es von Aug. Mommsen aus den bei Hesiod und Homer erwähnten Plejadenaufgängen für die älteren Zeiten Griechenlands schon nachzuweisen versucht worden ist (Ginzel 2, 345, 365 f). Und ferner lehrt sie, daß in diesen griechischen Heldensagen ursprüngliche Weltallsvorstellungen verborgen liegen, daß also die größeren Vorstellungen die älteren sind.

Da ferner in Indien der Weltberg Meru und die Weltachse einander entsprechen, der Meru aber auch als Mast des Weltschiffes gilt, so dürfen wir für den Mastbaum der Argo eine ursprünglich nahezu senkrechte Stellung fordern, welche er als Weltachse nur im Norden zu haben scheint. Wie die Vorstellung vom Weltbaume muß daher auch die Weltschiffvorstellung aus dem arischen Norden herabgekommen sein. In Babylon ist sie nicht nachweisbar, es sei denn, daß man die Sintflutsagen heranziehe. Die Urbilder der Argo finden sich demnach folgerichtig in den skandinavischen Felsbildern der Bronzezeit.

Wir werden (gleich ob unsere Lösung des Plankten- und Argorätsels gelungen scheine oder nicht, und wo alles so deutlich zusammenstimmt, wie wir es hier gefunden haben, so darf man dieser Lösung trauen), wir werden auch in den Sagenresten wie in den Felsbildern des nordischen Altertums ein altes und noch älteres Weltbild entdecken und mit seiner Hilfe die Rätsel unserer eigenen Vorzeit, die mit der griechischen noch näher zusammenhing, lösen.

3. Die übergeschichtliche Einstellung.

Während die Forschung des Spatens dem menschlichen Geschlechte ein Alter von Jahrhunderttausenden zuweist, spielt sich seine Entwicklung erst seit etwa 6000 Jahren im Lichte der Geschichte ab. Erst die Erfindung der Schrift hat dem Menschen ein Erinnerungsvermögen gegeben, das frühere Entfaltungen dem Verständnisse späterer Jahrtausende erhielt. Die Spuren der Steinzeit deuten auf eine weit einfachere Lebensführung als die heutige und niemand wird leugnen können, was tiefgreifende Erfindungen zur Erhöhung des menschlichen Standes beigetragen haben. Anders aber ist es mit der Kenntnis der geistigen Welt, in welcher jene versunkenen Jahrtausende lebten; die Frage der Abstammung des Menschen und der Entstehung der Rassen ist ungeklärt. Trotzdem ist es üblich geworden, das Beispiel, welches die Mehrung der erfahrungs- und erinnerungsbedingten Fähigkeiten bot, auf die geistige Welt anzuwenden und dem Menschen früherer Zeitalter weniger Kraft des Denkens und der sittlichen Empfindungen zuzutrauen als der Gegenwart. Es liegt nahe, sich selbst als den Gipfel auch einer geistigen Entwicklung anzusehen,

woraus leicht eine Verachtung der unbekannten Vorwelt und eine Überschätzung der Gegenwart entspringen kann. Insbesondere hat das lebende Geschlecht auf dem Gebiete der Glaubensforschung alte Formen, die es, weil die Deutung in schriftlicher Überlieferung fehlt, nicht verstand, als „primitiv" abgetan und vornehmlich ist es unter den Germanisten selbst möglich geworden, sich eine geistige Überlegenheit über das unbekannte Altertum zuzuschreiben, die ihre Wurzel lediglich in dem Glaubenssatze vom dauernden Fortschritte hat.

Glücklicherweise ist es die wissenschaftliche Forschung selbst, welche einzusehen beginnt, daß das bisherige Wissen fast auf keinem Gebiete zu endgiltigen Schlüssen berechtigt, und in der Tat stehen wir z. B. in der Frage nach der Weltentstehung noch immer am Anfang. Wenn manche Forscher heute den Stoff und mit ihm die gesamte Lebensentfaltung als einen Wirbel im Weltäther, also als eine Art Störung des Urstoffes ansehen, so standen die Inder der Upanishad's mit ihrer Schöpfungsansicht zu mindest auf gleicher Höhe; insofern sie aber diese Weltansicht nicht rechnerisch, sondern gottümlich ausgestalteten, sicher auf einer erhabeneren Stufe der „Entwicklung".

„Sehen wir ganz von den im Hinblick auf das Christentum erhobenen Einwänden gegen die religionsgeschichtliche Entwicklungstheorie ab, so hat einmal die Erforschung der primitiven Religion Resultate abgeworfen, die ihrer Auffassung als niederster Entwicklungsstufe nicht geringe Schwierigkeiten macht. Vor allem hat der Schotte Andrew Lang nachgewiesen, daß sich bei den Primitiven nicht bloß der Animismus und der Zauberglaube in der Form der Manaverehrung fand, sondern auch die theoretische Anerkennung, wenn auch praktische Beiseiteschiebung höchster Wesen. Wie immer man diese auch deuten mochte, ob im Sinne eines wirklichen Monotheismus oder als sogenannter „Urheber" (Söderblom), jedenfalls liegen hier schon die Wurzeln und Ansatzpunkte höherer religiöser Vorstellungen gleichzeitig neben niederen. Die sogenannte primitive Religion setzt sich aus verschiedenen Schichten zusammen, von denen die exakte wissenschaftliche Beobachtung weder nachweisen kann, daß sie zeitlich nacheinander oder gar daß sie kausal auseinander entstanden sind. Diese Schichten aber bleiben in gleicher Weise bei allen Religionstypen, sofern auch dem Polytheismus, ja sogar dem Monotheismus als Unterschicht Animismus und Managlaube [Mana = heilig, göttlich] parallel gehen und immer wieder die höhere Religionsform auf ihre Stufe — und vielfach mit Erfolg — herabzuziehen suchen. Die wirkliche religionsgeschichtliche Bewegung verläuft nicht in einer einheitlichen fortschreitenden Höherentwicklung, sondern in

der Auseinandersetzung verschiedener widerstrebender Religionsschichten, die bald zum Sieg bald zur Niederlage der einen oder der anderen führt."

Dieses treffliche Urteil Grützmachers[31]) gründet sich auf die von den Missionaren immer wieder beobachtete und behauptete Tatsache, daß selbst die sogenannten „primitivsten" Völker ein höchstes Wesen anerkennen.[32]) „Es gibt in unserem geistigen Besitzstand, sagt der gelehrte und vorurteilsfreie Erzbischof von Upsala, nicht viel, wozu man nicht bei den Primitiven Ansätze spüren kann. Sie kennen noch nicht das Evangelium oder Schleiermachers Reden; aber sie fühlen Scheu und Vertrauen geheimnisvollen, übermenschlichen Mächten gegenüber. Sie huldigen nicht dem Idealismus eines Platon, eines Leibniz oder Lotze. Aber sie unterscheiden doch eine Art geistige oder wenigstens feinmaterielle Wirklichkeit von der körperlichen Welt."

Was hier von den schwarzen Eingeborenen Australiens und Afrikas gesagt ist, sollte zum mindesten auch für die Vorfahren der weißen Rasse gelten. Aber gerade diesen gegenüber ist es möglich geworden, ihnen abzusprechen, was man an höheren Glaubensvorstellungen sogar den Negern zugestehen muß. Der aller geschichtlichen Erfahrung Hohn sprechende Glaube an eine fortwährende Höherentwicklung des menschlichen Geschlechtes hat die Köpfe verwirrt. Berauscht von den Erfolgen der den Stoff meisternden wissenschaftlichen Forschung haben sie den Blick dafür verloren, daß die Lehrer und Schüler der Upanishad's vor 3000 Jahren auf einer geistigen und seelischen Ebene lebten, die sich über die ihrige erhebt. Was dem heutigen Gesichtskreise fern liegt, wird als unentwickelt abgetan. Wissenschaftliche Gesinnung würde es verraten, wenn man das Ferne, anscheinend Fremde, zunächst einmal als solches behandelte und ehrte.

Wie ganz anders sah das herrliche Auge Goethes diese Welt:[33]) „Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größeren Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die früheren barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch tätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in früheren Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in ihrem Dienst. Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt

man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst."

Das Wesen des Verstandes ist auf dem ihm nicht eigentümlichen Gebiete des Glaubens ausschließend und zersetzend; Gemüt und alle Schaffenslust sind duldsam, sie bauen und zeugen. Die großen Gedanken der Heiligkeit, von denen unsere Vorwelt getragen wurde, sind einem grenzenlosen Selbstdünkel gewichen und es gibt keine ragende Säule, die der vordringende seelenlose Verstandesgeist nicht zerschlagen und in den flügellosen Staub seiner stoffseeligen Gesinnungen herabgezogen hätte. Jahrtausende hindurch hat das tiefe Gewißsein der göttlichen Herkunft und Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens die freien Menschen unseres Stammes bis zu Goethe beseelt; heute ist den meisten dieser Glaube ein Gespött geworden, weil der immer klüger werdende Mensch dem Verstande die Entscheidung auf einem Gebiete überläßt, auf dem er ohne Zuhilfenahme der aufbauenden Kräfte, welche wir Seele nennen, zu keiner Urteilsfällung berufen ist.

Wenn aber unser in Selbst- und Genußsucht versunkenes Zeitalter einmal eingestehen müßte, daß es kein Kunstwerk wie die Ilias, keine Glaubenstiefe wie die der Upanishads, keine sittliche Kraft wie die eines Zarathustra besitzt oder hervorzubringen vermöchte, dann wäre es vielleicht für das Urteil Goethes reif:[34]) „Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat." Größe der Gesinnung, Adel und Zartheit des Gefühls für sittliche Würde, Klarheit des Gewissens — das alles finden wir schon im ältesten Altertume ausgebildet vor und es ist anzunehmen, daß es kein Zeitalter gegeben hat, in dem nicht die unveränderliche menschliche Herzensart ihr eigenstes Reich, das Innere der Seele, bis in den dunkelsten Winkel durchforscht und erhellt hätte. Es mag Völker mit einem Gefühlsleben gegeben haben, das unserem Stamme fremd erscheinen muß; soweit aber unser Stamm selbst zurückreicht, müssen auch seine seelischen Anlagen führen und wir sehen aus allen Zeugnissen indogermanischer Vergangenheit, aus den Upanishads wie aus den Heldengedichten der Inder, Griechen und Germanen dieselbe Seelenart hervortreten, bis auf den heutigen Tag unzerstörbar wirksam.

„Es wäre ein großer Irrtum, sagt Chr. Lassen,[35]) zu glauben, daß die physischen Einflüsse allein oder vorwiegend den Grundcharakter eines Volkes bestimmen, Indien wie andere Länder zeigt dieses deutlich genug; die dekhanischen und die Vindhja-Völker standen unter denselben Natureinflüssen wie die Arier, haben sich aber nie selbständig zu einer höheren Entwicklung erhoben. Wir müssen also eine Grundlage des Charakters, eine ursprüngliche geistige Anlage bei den Völkern anerken-

nen, welche durch die äußere Natur des Landes, sowie durch die geschichtlichen Ereignisse entwickelt und näher bestimmt, gefördert oder gehemmt wird; es ist der von der Schöpfung eingehauchte Genius der Völker, der unter der Einwirkung der Natur und gemäß dem Verlauf der Geschichte sich in seiner eigentümlichen Form ausprägt, wie der Charakter des einzelnen Menschen in einer angeborenen Organisation des Geistes wurzelt, welche die Erziehung verändern und ausbilden, aber nicht geben kann. Von dieser Naturanlage gehört das Allgemeine den Rassen gemeinschaftlich, das Besondere den einzelnen Familien und in engerer Fassung den Völkerindividuen."

Ist aber dem so, daß zu allen Zeiten die menschliche Art von den Ahnungen des Höchsten erbebte, heute nicht stärker wie ehedem, daß stets neben den niedrigeren Formen des gottümlichen Denkens eine höhere notwendig herging (oft sogar im selben Menschen, wie auch heute das Menschenherz zwischen Himmel und Hölle schwankt), dann haben wir das Recht, in den alten Zeugnissen unseres Stammes jene Art des Glaubens zu suchen, die ihm zu allen Zeiten eignete, das zeitüberlegene Gottum. Unter den Formen des Glaubens lebt das Wesen dieser Art, seine Gesinnung, der Inbegriff seines Gemütes, seine sittliche und seelische Eigenart als ein unvertilgbares, oft verdecktes, stets lebendiges Wiegengeschenk der Gottheit. Dann aber hat auch die wissenschaftliche Forschung die Pflicht, in den Bruchstücken der Überlieferung nach jenen verborgenen Schätzen zu suchen, die über aller zeitlichen Entwicklung stehen, die keinen Fortschritt aufweisen, weil sie, überzeitlich, seiner nicht bedürfen, deren Erkenntnis daher auch einer übergeschichtlichen Einstellung bedarf, um das Wesen aus dem Scheine, den Kern aus der Schale, das „grünende Nun" aus den Trümmern der Vergangenheit zu erlösen.



Abb. 1. **Darstellende Kunst vor 100000 Jahren.**

Pferde durchschwimmen einen Fluß, in den eine Tanne niedergebrochen ist. Eingeritzt in einen Renntierknochen (Südfrankreich). Aus W. Bölsche, der Mensch der Vorzeit, I. Tertiärzeit und Diluvium. Stuttgart 1909 S. 83.

Es ist unwissenschaftlich, aus dem Mangel an Überlieferung auf Abwesenheit geistiger Güter zu schließen. Homer kannte die Schrift nicht und doch erleuchtet seine übergeschichtliche Dichtergewalt die Welt. Die Felsmalereien des europäischen Südens, denen ein Alter von 100 000 Jahren zugeschrieben wird, zeigen eine künstlerische Höhe (Abb. 1), daß es unwissenschaftlich wäre,

jene Menschen, nur weil ihnen sonstige Zeugnisse fehlen, für Halbtiere ohne die eigentliche menschliche Art, ohne Zartheit des Herzens und Kraft des Denkens, zu halten. Die nahezu völlige Zerstörung der germanischen Überlieferung beweist nicht, daß ihre Grundlage eine andere war als die ihrer arischen Verwandten oder daß sie an Kraft und Größe nicht Ähnliches zu erzeugen vermocht und erzeugt habe.

„Je höher das Altertum ist, in das wir blicken können, bekennt Alfr. Jeremias für das sumerische Altertum (Handb. S. 6), um so ausschließlicher herrscht die Theorie. Erst mit dem Verfall der euphratensischen Kultur kommen andere Mächte zur Geltung." Ähnlich urteilt Hugo Winckler. Wir selbst sahen am Beispiel der Argo, daß vor dem Zeitalter der schriftlichen Überlieferung eine höhere Ansicht der Sage bestand als in den Zeiten der „Geschichte", daß die Vorsage größer war als ihre Verzerrung in der Sage. Hiermit wenden wir uns unserer eigentlichen Aufgabe, der Enträtselung der Edda und des arischen Urglaubens, wieder zu.

II.

Die Verklärung des Himmels.

1. Die Gaumensperre des Wolfes.

„Zu den Asen, heißt es in der Jüngeren Edda (Gylf. 33), wird auch Loki gerechnet, obgleich manche ihn den Verleumder der Asen oder den Urheber des Trugs und die Schande aller Götter und Menschen nennen." Mit der Riesin Angrboda (d. i. Angstbotin oder Elendbereiterin) zeugte Loki drei Ungeheuer, den Fenriswolf, die Mitgartschlange und Hel. Als die Götter durch die Weissagungen erfuhren, daß ihnen durch diese Kinder Lokis großes Unheil drohe, warf Allvater die Schlange ins Weltmeer, wo sie bald gewaltig wuchs, daß sie nun alle Länder, ganz Mitgart, sich in den Schwanz beißend, dräuend umschlingt; Hel warf der Gott nach Nebelheim hinab, wo sie alle diejenigen empfängt, welche nicht nach Walhall gelangen; den Wolf aber zogen die Götter auf. Da sie aber sahen, wie sehr auch er täglich wuchs, versuchten sie ihn zu fesseln, doch die starken eisernen Fesseln Leding und Dromi zerbrachen vor der Stärke des Wolfs. Die Götter ließen nun von einigen Zwergen in Schwarzalfenheim eine dritte Fessel Gleipnir fertigen. Sie war aus sechs Dingen gemacht: aus dem Geräusch der Katze und dem Barte des Weibes, aus den Wurzeln des Berges und den Sehnen des Bären, dem Hauche des Fisches und dem Speichel des Vogels; sie war weich und glatt wie ein seidenes Band. Der Wolf traute dennoch seiner Stärke nicht ganz und ehe er sich scheinbar zum Spaße

damit binden ließ, verlangte er, daß einer der Götter seine Hand ihm ins Maul lege. Nur Tyr fand sich bereit dazu. Die Fessel hielt und Tyr verlor seine Hand. Die Götter legten nun den Wolf an einen in die Erde versenkten Felsstein fest und „schoben ihm ein Schwert in den schnappenden Rachen, so daß der Griff im Unterkiefer seine Stütze fand, die Spitze aber im oberen Gaumen steckte; das ist die Gaumensperre des Wolfes. Er heult entsetzlich und Geifer rinnt aus seinem Maule, das ist der Fluß, welcher Wan heißt. Dort liegt er nun bis zum Untergange der Götter." „Sie töteten den Wolf nicht, denn so hoch achteten die Götter ihre Heiligtümer und Friedensstätten, daß sie sich nicht mit dem Blute des Wolfes beflecken wollten, wenn auch die Weissagungen verkündeten, daß er Odins Mörder werden würde." [36]

Fenrir hatte aber schon Nachkommenschaft mit einer Riesin „ostwärts im Eisenwalde" gezeugt. [37] Zwei dieser Wölfe, Skoll und Hati, verfolgen Sonne und Mond. Skoll folgt der Sonne, Hati läuft vor ihr. [38] Hati wird auch Managarm (Mondhund) genannt und wird einmal den Mond verschlingen. Nach einer anderen Darstellung [39] wird Fenrir diesen Frevel selbst verüben.

Das Grimnirlied 39 gibt über die beiden berühmten Sprossen des Urwolfes und seiner riesischen Gattin (Vol. 40) Auskunft:

„Skoll heißt der Wolf,
der folgt der schimmernden Göttin
zum Schutz-Walde:
ein anderer, Hati,
der ist Hrodvitnis (des kriegsberühmten Wolfes) Sohn,
soll voran (kommen) der heiteren Braut des Himmels."

Die übliche Übersetzung der letzten Zeile skal fyr mit „läuft vor" flicht die irrige Vorstellung ein, daß der Wolf Hati (der „Hasser") dauernd vor der Sonne herlaufe; in Wirklichkeit lautet die Stelle in wörtlicher Übersetzung, daß Hati der Sonne voranzukommen sucht oder ihr vorankommen soll, daß aber beide ursprünglich der Sonne folgen.

Nach Gylf. 12 (Rask. S. 13) ist Hati der Wolf, der außerdem den Mond erfaßt (Müllenhoff 5, 125. 203).

Beide Wölfe sind hiernach die Verfinsterungswirker der Himmelskörper. Die himmelskundliche Betrachtung ergibt:

Die Sonnenfinsternis entsteht dadurch, daß am Tage von Westen her der verfinsternde Körper (Mond) vor die (scheinbar) westwärts ziehende Sonne tritt. Beide Wölfe kommen von Osten her, wo sie nach Vol. 40 im Eisenwalde geboren sind; beide folgen der Sonne, aber einer von ihnen überholt sie, eilt ihr voran, stellt sie und greift sie von Westen her: Dieser Wolf ist Hati (skal fyr).

Hati soll nach Gylf. 12 (Rask. S. 13) später auch den Mond ergreifen; er heißt darum auch der Managarm. Den Namen Garm habe ich im 1. Bande (S. 36) schon von gryma „(mit Blut) besudeln“ abgeleitet; auch dieser Garm „besudelt mit Blut“ den Sitz der Götter (Vol. 40 f.). Managarm ist also der Mondverfinsterer. Aber das ist nicht Hati, sondern Skoll.

Die Mondfinsternis entsteht dadurch, daß von Osten her die Verfinsterung (der Erdschatten) über den nächtlichen (scheinbar) westwärts ziehenden Mond hergeht. Der Wolf Skoll hat der Sonne folgend, welche schon im „Schutzwalde“ der Nacht untergegangen ist, nunmehr den Mond vor sich und ergreift diesen von Osten her.

Hiernach ist in Übereinstimmung mit der Überlieferung (Gylf. 12) Skoll sowohl Sonnen- wie Mondwolf, er bedrängt beide. Die Vorstellung erblickt aber die am Tageshimmel westwärts eilende Sonne von dem Sonnen-Wolfe, den nächtlichen Mond (denn Mondfinsternisse treten nur nachts ein, wenn nämlich die Erde zwischen Sonne und Mond gerät) vom Mond-Wolfe bedroht. Beide Wölfe eilen von Osten her (wo sie gezeugt sind Vol. 40. Gylf. 12) den beiden Himmelslichtern nach. Da aber der Himmelsanblick ergibt, daß zwar die Mondverfinsterung von Osten, die Sonnenverfinsterung dagegen von Westen her eintritt, so folgt auch, daß der eine der beiden Wölfe die Sonne überholen muß (er „muß ihr voran“, skal fyr), um ihr den Weg versperren und sie von Westen her verschlingen zu können. Der Himmelsanblick fordert zwei Wölfe.

Wenn in neuerer Zeit (Olrik, Ragnarök. 1922 S. 37) die im Norden häufigen Nebensonnen Sonnenwölfe genannt werden, so kann man darin nur einen schwachen Nachklang der alten Vorstellung von den Himmelswölfen hören. Wie in der Edda Skoll und Hati, so sind es im ältesten Indien ebenfalls zwei Wölfe, welche die beiden Himmelslichter verfolgen, die beiden Mondknoten und bösen Planeten Rahu und Ketu (Kirfel, Kosmogr. der Inder 1920. S. 141).

Die ganze Vorstellung atmet höchstes Altertum, weil sie bei bewunderungswürdiger Schärfe und Genauigkeit der Himmelsbeobachtung Bilder zur Erklärung gebraucht, welche in der Erscheinung selbst kein Vorbild haben. Denn weder die vor der Sonne herziehende Mondkugel, noch der über den Mond herziehende Erdschatten bieten Wolfsähnlichkeit. Vielmehr wird aus dem großen Gedanken der Urfinsternis, der Götterfeindschaft des Urwolfs Fenrir, nunmehr auch jede Verfinsterung der Himmelslichter hergeleitet; der Urwolf zeugt Sprossen, das sind Skoll und Hati, die von Osten dauernd über den Himmel eilend Sonne und Mond verfolgen.

Die Vorstellung geht also auf den großen Gegensatz zwischen Lichtschöpfung und Finsternis, zwischen den Göttern und den Riesenmächten zurück. Fenrir ist zwar gefesselt, das Götterschwert in seinem geifernden Nachtrachen aufgerichtet hält die göttliche Lichtordnung aufrecht; aber Fenrirs Söhne, Skoll und Hati, sind nicht gefesselt; von Zeit zu Zeit gelingt es ihnen f a s t, Sonne und Mond zu verschlingen, die sich aber stets wieder befreien, bis endlich im großen Endkampfe der feindlichen Mächte die beiden Himmelslichter von den Wölfen verschlungen werden wie Odin selbst von ihrem Erzeuger Fenrir.

Das Wesen der Fenrirsippe ist also durchweg riesische Finsternis, die im Gegensatz zur göttlichen Lichtordnung steht.

Mithin muß der Erzeuger dieser beiden Finsterniswölfe ebenfalls als Finsterniswolf, aber in größerem Ausmaße angesehen werden. „Die Sonne wird schwarz", heißt es in der Schilderung des Weltendes (Vol. 57), ein Ausdruck, der im Norden für Sonnenfinsternisse geläufig war. [40]) Der gefesselte Fenrir aber ist die riesische Weltallsfinsternis an sich; immerdar schaut er nach dem Sitze der Götter. [41]) Er ist der Allwolf als Weltnacht und Urbosheit, auf den sich vielleicht auch der Name Irmingand d. i. Allwolf bezieht. [42])

Im Endkampfe wird Odin vom Allwolfe verschlungen. [43]) Odin ist also nicht die Sonne, die Vol. 57 besonders erwähnt wird: „Die Sonne wird schwarz." Und dennoch ist Odin der Gegner der U r f i n s t e r n i s, der eigentliche, wesentliche Gegner, in der Entsprechung also das U r l i c h t. Odin ist der oberste Vertreter der lichten Asenmacht, von welcher die O r d n u n g d e s W e l t - a l l s ausging. [44]) Der r i e s i s c h e n U r f i n s t e r n i s steht die Lichtschöpfung der Götter, diese Weltallsschöpfung als g ö t t l i c h e W e l t o r d n u n g gegenüber.

Während die Mitgartsschlange diese Erde, die kreisrund im Weltallsmeere ruhend gedacht wird, [45]) insgesamt mit Urbosheit umklammert und, um die Umklammerung zu verstärken, sich selbst in den Schwanz beißt, reicht zugleich der aufgesperrte Rachen des Allwolfes von der Erde bis zum Himmel, so daß e i n Biß das Weltall zermalmen würde. Es heißt, daß der Rachen des Wolfes sich noch weiter aufsperren würde, wenn nur mehr Raum dafür da wäre. [46]) Das ist auch nötig, denn Odin, den der Wolf im Endkampfe verschlingt, ist [47]) g r ö ß e r als das Weltall. Um aber das Zuschnappen des Rachens der Weltallfinsternis zu verhindern, haben die Götter ihm ein Schwert in das Maul gestellt, so daß der Griff im Unterkiefer seine Stütze findet, die Spitze aber im oberen Gaumen steckt. [48]) Wenn der graue Wolf immerdar nach dem Sitze der Götter schaut, so wissen wir, daß dieser Sitz „in der Mitte der Welt" (Gylf. 9) und zwar unter dem Nordpole des Himmels gedacht ist. [49]) Die sternkundliche Zahl 432 000 des

Grimnirliedes liefert den Beweis und die Gebetsrichtung nach dem Himmelsnordpol bestätigt ihn als uralt. Schaut der Allwolf auf diesen Sitz, so ist auch sein Rachen dorthin gerichtet. Zu diesem Himmelspol ragt aber die Welesche auf, die aus der erwähnten Himmlischen Zahl Walhalls himmelskundlich als Weltachse mit voller Beweiskraft bestimmt wird (s. Band 1 S. 79). Der Rachen des Wolfes reicht nun bis zur äußersten Spitze des Himmelsdaches, Walhalls, in dessen Mitte die Welesche d. i. die Weltachse steht. Mithin steht das von der Erde bis zur äußersten Himmelsspitze reichende Schwert an derselben Stelle wie die Weltachse. Vgl. Band 1 Abb. 7.

Das Schwert, welches die Götter in den Rachen des Wolfes, der Allfinsternis stellten, ist die Weltachse; nur ein anderes Bild von dieser als die Welesche. Wie die Welesche als Maßbaum (Vol. 2) das Maß des Weltalls bedeutet, so bedeutet das Schwert der Götter, die „Gaumensperre des Wolfes", Aufrichtung der göttlichen Weltordnung im Rachen der riesischen Urfinsternis und Urbosheit; im Sinnbilde des Kampfes; „entsetzlich heult der Wolf."

In der finsteren Weltallshöhle, in der Sternennacht sichtbar-unsichtbar, haben die göttlichen Mächte das lichtfunkelnde Schwert aufgerichtet, das die göttliche Ordnung dieses Weltalls erhält. Immer schaut der graue Wolf nach dem Sitze der Götter, ein Augenblick des Versagens würde genügen, daß dieses Lichtall, die Götterschöpfung, in Weltnacht versänke; eine seidene Schnur aus unirdischen Dingen, die es nicht gibt, hält den Wolf gefesselt. Wenn das Menschengeschlecht versagt (Vol. 45, 46), dann ist dieser Augenblick gekommen, der die Fessel des Wolfes löst; dann bricht der Untergang herein. So einigen sich in der „Gaumensperre des Wolfes", im lichtfunkelnden Götterschwert, das dieses Weltall vor dem Untergange schützt, die göttliche und zugleich die sittliche Weltordnung!

* * *

Die Weltachse, als Schwert gedacht, wird auch im Fjolswidliede erwähnt.[50] Der Sternensaal der halsbandfrohen Göttin heißt Lyr und „lange wird er auf der Klinge Spitze beben."[51]

Daß dieses aufgerichtete Weltallschwert als Sinnbild der göttlichen und sittlichen Weltordnung im Glaubensbrauchtum Geltung hatte, scheint, wie dasselbe für die Weltachse die Irminsul tut,[52] die Erzählung zu bestätigen, welche sich bei Ammianus Marcellinus (17,12 zum Jahre 358) von den germanischen Quaden findet: „bei gezogenen Schwertern, welche sie als Gottheiten verehren (eductisque mucronibus, quos pro numinibus colunt), schwuren sie Treue." So verehrten auch (nach Herodot 4,62) die Skythen den Ares unter dem Sinnbilde eines alten eisernen

Schwertes, welches auf einer ungeheuren Schicht Reisig errichtet wurde. Dasselbe berichtet Ammianus Marcellinus (31,2) von den Alanen.

Herodot berichtet aber ferner, daß die Skythen Opferblut über das aufgerichtete Schwert gießen. Das ist dieselbe Sitte, welche noch 1730 bei den Lappen im nördlichen Norwegen herrscht (Olrik, Ragnarök, deutsch v. W. Ranisch. 1922 S. 402 f.): Diese bestreichen eine dem Himmelsgotte aufgerichtete Säule, welche die Weltstütze (Weltachse) bedeuten soll, mit Opferblut, um sie sinnbildlich zu stärken. Statt der Säule bedienen sie sich auch eines mit den Wurzeln ausgegrabenen Baumes von gleicher Bedeutung. Das ist die altsächsische Irminsul, sowohl Säule, wie Baum und Schwert.

Jornandes erzählt die Sage, daß dies alte Schwert des Kriegsgottes in Attilas Hände gekommen sei; nach vielen Schicksalen in deutschen Landen soll der Herzog von Alba es nach der Schlacht von Mühlberg wieder aus der Erde gegraben haben.[53] Auf das Schwert schwuren wohl alle deutschen Völker,[54] so auch kennt die ältere Edda diesen Schwur. Heimdall ferner steht dort auf der Himmelsbrücke, wo sie den Himmel erreicht d. i. am Himmelspol; und gerade er wird der weiße Schwertase genannt, der weißeste Ase, der gewiß ursprünglich der alte Himmelsgott selber war,[55] der Gericht auf der Himmelsbrücke hält wie Ahuramasda.

Eine serbische Volkssage hat die Gaumensperre vom Norden übernommen. Die aufgerichtete Lanze wird in alle Ewigkeit stehn bleiben (Olrik, Ragnarök S. 91). Sie ist also Weltachse.

In welches Alter diese Verehrung eines himmlischen Schwertes in Skandinavien zurückreicht, lehren die zahlreichen und ganz unmißverständlichen Felsbilder Ostgotlands aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend, die jüngst zum ersten Male veröffentlicht worden sind (Felsbilder der Provinz Ostgotland in Auswahl, herausgegeben von Arthur Nordén, Schwedische Felsbilder II. Band, Folkwang-Verlag Hagen in Westfalen 1923 vgl. Tafel 24. 32. 39 u. a.).

Nach dem Berichte des Prokop (Gothenkrieg 2,15) opfern die Thuliten d. s. die Skandinavier „dem Ares, den sie für den größten der Götter halten.“[56] Auch läßt Tacitus (hist. 4,64) die Tenktern vornehmlich dem Mars danken, daß die Kölner wieder zum germanischen Gesamtverband und zum germanischen Namen zurückgekehrt seien. Auch erscheint Mars als oberster Gott der Goten und Sachsen bei Jornandes und Widukind.[57] Auf das Schwert soll man die Rune Ty ritzen:

„Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
Ritze sie auf des Hiebers Heft,
In die Blutrinne auch und die blanke Spitze;
Wenn du's tust, sprich zweimal: Ty.“

Die zweite Zeile heißt (Sigrdrif. 6,3) wörtlich: ok rista a hialti hiörs d. i. und ritze auf den Halt des Schwertes. Hjörr ist gotisch hairus, sächsisch heru, cheru. Hier ist also nordisch Tyr, schwäbisch Ziu, sächsisch Ti [58]) mit dem Schwerte ausdrücklich in engste geistige Verbindung gebracht. Zu den Verehrern der Nerthus zählt in Norddeutschland Tacitus (Germ. 40) neben den Reudignern, Avionen, Angeln, Varinen u. a. auch die Suardonen, mithin in den Sitzen, in welchen bald darauf der Name der Sachsen auftaucht. Der Name der Sachsen wird zuerst von Ptolemäus (II 2) als Saxones für die kimbrische Halbinsel bezeugt d. h. ebenda, wo kurze Zeit vor ihm Tacitus die Suardonen nennt. Im übrigen mag auch Schwerting als Name eines sächsischen Königs hier einstimmend erwähnt werden. Der Name Suardonen erscheint [59]) in der Form Sveordveras, ähnlich wie die Sweben in der bekannten Wessobrunner Glosse Ziuwari d. i. Ziuverehrer [60]) genannt werden. Es ist klar, daß die Suardonen nichts anderes als die Sachsonen sind, welche den Ti Sachsnot d. i. Sachsgenoß nannten. Sachs ist ihr Schwert. Ihr Gott hieß bei ihnen Schwertgenoß, wie die Rune Ty das Siegschwert segnen sollte.

Dann haben die Sachsen ihren Namen wie die Suardonen d. i. die Schwertabkömmlinge vom heiligen Schwerte; und damit erklärt sich auch der Name der Cherusker als Schwertabkömmlinge von cheru, heru. [61]) Der Gott hieß nicht Sveord, Heru oder Sachs, aber die Vergöttlichung des Schwertes = Weltallsachse zielte auf Ty als den gemeinsamen schwertsegnenden Himmelsgott; somit entfällt auch ein Einwand gegen Grimm, [62]) weil er Heru und das bairische Erchtag vereinigen wollte, da wir dieser Gleichung nicht mehr bedürfen. „In Wahrheit, sagt Much, hat es einen solchen Heru niemals gegeben, und wenn er bestanden hätte, ließe sich mit ihm, der ein gotischer Hairus wäre, ein gallischer Name Hesus d. i. Esus (wie Grimm ferner vorschlug) unter keiner Bedingung vereinigen." Sei dies dahingestellt, so bleibt doch die Beziehung des Tyr, des Sachsnot, der Cherusker und der Suardonen zu eben dem hjörr d. i. dem gotischen hairus unerschüttert: der Gott war und blieb Tyr, der alte Himmelsgott, dessen Schwert, mitten in der Weltnacht aufgerichtet, von der Erde bis zum Himmel reicht; ihm eignet dies Schwert, es ragt in ihm. Denn es ist die Weltachse; und wie diese als Weltbaum die Schöpfung erhält, so erhält auch das unsichtbare Weltallsschwert die göttliche Weltordnung in unerbittlicher Kampfgesinnung aufrecht. Und wie aus der Weltachse als dem Weltbaume alles Leben sprießt und selbst im Weltuntergang sich in ihm birgt, [63]) so ist auch das Schwert nur Versinnlichung des göttlichen Schöpfungsgedankens und Sachsonen, Cherusker, Suardonen bedeuten nichts anderes als Ziuwari.

Der gemeinsame Name des Himmelsgottes war Tyr, Tius, Ti, Ziu noch aus altindogermanischer Zeit; den ganzen Umkreis des Himmels nennen die Perser Gott (Dia), berichtet Herodot.[64]) Sein Wesen ist in der Kennzeichnung Irmingott des Hildebrandliedes erhalten, er ist Allgott, wie die Irminsul Allsäule, Weltachse. Wie Irmingott, so ist aber auch Heimdall d. i. Weltglanz in der „Himmelsburg" ursprünglich lediglich Beiname des altarischen Himmelsgottes.[65]) Und somit wird es verständlich, warum Heimdall, der weißeste Ase, dessen Wesen das der Asen und Wanen d. h. der geistigen und stofflichen Götterart[66]) gleich den persischen geistigen und stofflichen Yazatas umfaßt (Thrymlied 14), zugleich der Schwertase und Vater der Menschen, seiner heiligen Kinder (Vol. 1), genannt wird, und warum er es ist welcher die Menschenstämme (nicht nur Stände) e r z e u g t (Riglied). Die Suardonen, Sachsonen, Cherusker, und wir dürfen die Irminonen (für Herminonen) und vielleicht noch andere herzunehmen, sind alle des Irmingottes Sprossen, dessen Schwert ein kriegerisches Sinnbild der Irminsul ist.

Die Suardonen erwähnt Tacitus, die Saxonen Ptolemäus; somit steht nach beiden Zeugnissen das Schwertsinnbild des Himmelsgottes um Christi Geburt schon bei den Germanen in höchster Weihe.

In seiner Hildesheimischen Kirchengeschichte überliefert der alte Lauenstein in lateinischer Sprache eine Inschrift, die auf der Irminsul gestanden haben soll: Ich bin das Schwert; wer mich anbetet, der wird a n d e r S p i t z e d e r S c h l a c h t r e i h e k ä m p f e n. Das mag völlig irrig sein; aber dennoch kann diese vom Wesen eines Baumes so abweichende Inschrift nicht erfunden sein, sie muß auf eine alte Überlieferung zurückgehen. Die Weltachse wurde eben nicht nur als Baum, sondern auch als Schwert gesehen. In diesem Zusammenhange erscheint nun auch von Bedeutung, daß gerade die Schwaben, die ausdrücklich sich selbst Ziuverehrer oder Ziusprossen nannten, das uralte Vorrecht hatten, dem Reiche v o r z u f e c h t e n." Gewiß läßt sich die Möglichkeit dieser Zusammenhänge nicht belegen, aber es würde Unrecht sein, sie zu verschweigen, wo so vieles in gleicher Richtung zusammenläuft. Und so mag denn auch das Schwert der Rolande, die schon oft auf die Irminsäulen bezogen wurden, im gleichen Kreise der Betrachtung wenigstens erwähnt werden.

Einen weiteren Beleg für die Heiligkeit des Schwertes scheint die Überlieferung der Schwerttänze zu bilden, die von Tacitus bis ins 18. Jahrhundert nach Christus reicht. Die Belege darüber hat Müllenhoff gesammelt.[67]) Bei dem Dithmarsischen Schwerttanz (1747), dessen Altertum gerühmt wird, „wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König und Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern

daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können", eine Schilderung, die mit dem Holzschnitt im Teuerdank von 1519 übereinstimmt, auf welchem man den Kaiser Maximilian in voller Rüstung auf ein glatt am Boden liegendes Geflecht von 14 Schwertern getreten sieht, um mit demselben in die Höhe gehoben zu werden, u. a. m.

In der nachfolgenden Arbeit über die „Spindel der Gottheit" werde ich zeigen, daß die Weltachse auch als Spindel der Himmelsmutter angesehen wurde. Eignen nun die Frauen der Gottmutter (vgl. den Ausspruch der Thorgerd, welche hofft, noch heute Abend bei Freyja zu gasten d. h. zu sterben), so gehören die Männer dem Gotte, der das Schwert führt. In Weltallsgröße sind beide, Schwert und Spindel, gesehen und auf die Rechtsunterscheidung des Altertums in Schwert- und Spindelmagen d. h. in Verwandte von der männlichen und von der weiblichen Seite mag nun neues und größeres Licht fallen.

* * *

Zur Fesselung des Fenrir „begaben sich die Asen, so erzählt Snorri in Märchenweise (Gylf. 34), nach dem Landsee, der Amswartnir heißt, und dann zu der in diesem liegenden Insel, die Lyngvi (d. i. „die mit Heidekraut bewachsene") genannt wird." Das Tagesgestirn taucht fern im Westen in die schwarze Tiefe, so möge die Deutung Amswartnir-Schwärzer sich bewähren, aber in ihm leuchtet das rotblühende Heidekraut der Insel, auf welcher der Urwolf im Westen des Weltalls gefesselt liegt, als ein Märchenbild des roten Sonnenlichts, das aus der Nachtschwärze noch im Untergange aufglüht.

Erscheint diese Deutung aber einleuchtend, so mag nun auch aus dem Grimnirliede das 10. Gesätz angeführt sein:

„Leicht kenntlich ist allen, die zu Odin kommen,
des Herrschers hoher Saal:
Ein Wolf hängt westlich vorm Tore,
drüber schwebt hoch ein Aar."

Der Adler ist aus der Schilderung der Welteſche (Gylf. 16) bekannt. „In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem großes Wissen verliehen ist; zwischen seinen Augen sitzt der Habicht, der Wedrfolnir heißt." Die beiden Weltallsvögel habe ich schon als Sonne und Mond nachgewiesen und ihre Übereinstimmung mit den indischen und persischen Überlieferungen erhärtet.[68]) Da die Welteſche über Walhall hinausreicht (Gylf. 15), so ist die Vorstellung des Grimnirliedes, daß ein Adler über Walhall schwebe (drupir), wohl einstimmend. Dann ist der Wolf, der westlich vorm Thore (fyr vestan dyrr) hängt (hangir), einstimmend in das Bild des gefesselten Fenrir im Westen des Weltalls. Denn daß Walhall das Weltall selbst ist (wenn auch geistig gesehen), habe ich im ersten Bande aus der sternkundlichen Zahl 432000 des Grimnirliedes erwiesen.

Dann ist aber unsere Auffassung von Fenrir richtig. Er ist die Weltnacht, die alles d. h. das Weltall umspannt mit klaffendem Rachen von der Erde bis zum Himmel, also Erde und Himmel von unten nach oben und umgekehrt, so wie die Mitgartschlange rings um die Weltebene sich schlingt, um den „Irmingrund" des Grimnirliedes (20, Huginn ok Muninn fliuga hverjan dag iörmungrund yfir): Die beiden Raben Odins „Gedanke" und „Erinnerung" fliegen tagaus tagein über den Allgrund und dieser ist rings umklammert von der anderen Urbosheit des Allwurms, der sich in den Schwanz beißt, um die Umklammerung und den Druck der Bosheit zu mehren.

Der Wolf bleibt auf der roten Heidekraut-Insel im westlichen Schwarzsee bis zum Untergange der Götter liegen. „Er heult entsetzlich und Geifer rinnt aus seinem Maule, das ist der Fluß, welcher Wan heißt." Man mag in dem entsetzlichen Heulen ein Gleichnis im Seufzen und Heulen des Nachtwindes finden, aber der Geifer, der aus seinem Maule rinnt, erhebt das Gleichnis wieder ins Geistige: durch die Weltnacht strömt die Urbosheit gleich dem Strome des Windes in der Weltallsnacht. Denn Wan heißt auch nach dem Grimnirliede (28) einer der Flüsse, „die den Göttern nahe fließen und rinnen von da zur Hel", wie der Wolfsrachen von der Erde zum Himmel aufgerissen droht. Der Fluß Wan gehört ausdrücklich nach dem Grimnirliede zu den Flüssen, die von den Göttern zur Hel fließen zum Unterschiede von denen, „die durchfließen der Götter Gau" (Grimnir 27,28). Gjoll fließt gleich Wan zur Hel. Gjoll ist aber der Helstrom, in dem watet, der zur Hel muß, unter der hohen Gjollbrücke her, durch „giftige Täler" wohl wie die „Schlimme" (Vol. 36) und selbst wohl voller Gift wie die Ureisströme Eliwagar („stürmische Wogen"). Daß der Name Wan dem Namen der holden Wanen, der lichten gütigen Fruchtbarkeitsgewalten ähnelt, braucht dem nicht Abbruch zu tun. Der Weltallsraum ist derselbe, ob Sturm oder Sonnenschein ihn durchströmen, wie ein und derselbe Becher Lebensfreude und tötliches Gift zu schenken vermag; Lichtstrom und Nachtstrom fließen denselben Weg von den Göttern zur Hel.

Das Bild vom Weltrachen ist schon in den Schöpfungsvorstellungen lebendig. Ginnungagap [69]) ist der Gähnungen Gegaff, das Urall, Chaos (auch im Stamme chaino dasselbe Wort gähnen, Grimm Myth. 525); also „klaffender Rachen" ist die erste Stätte, die Urkluft. Aber auch Hel ist als gaffender, gähnender Rachen gedacht (Grimm, Myth. 291). Merkwürdig klingt eine von Grimm angeführte Zeile aus dem Welschen Gast: „Die Hölle und der arge Wan werden nimmer satt." Den Griechen hieß uranos zugleich Himmel und Gaumen. Cicero [70]) und Augustin [71]) vergleichen die beiden ausdrücklich und ausführlich miteinander.

Ein solcher Rachen konnte der göttlichen Ordnung dieser Schöpfung gefährlich werden; die Götter taten gut daran, die klaffenden Kiefer durch ein genügend festes und großes Schwert auseinanderzuhalten. Das ist die Weltachse; der Punkt, wo die Spitze des (nach Götterart) unsichtbaren Schwertes im oberen Kiefer des Rachens steckt, ist im Himmelspol, am Nordstern gelegen. Man kann die Gaumensperre des Wolfes in jeder klaren Nacht beobachten. Wer gute Ohren hat, kann auch das Heulen des Wolfes hören, und den nassen Geifer des heulenden Rachens mag jeder fühlen. Trotz aller nächtigen Schrecknis ist es ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß die Himmlischen Mächte uns vor dem Zuschnappen des Rachens durch das unsichtbare und doch allerfesteste Mittel gesichert haben.

Das Schwert wird halten; die Fessel auch? Die Fessel ist eine glatte seidene Schnur. Der Wolf hatte die starken Eisenfesseln Leding und Dromi mit geringer Kraft zerbrochen; das seidene Band aber fürchtete er, da es möglicherweise mit List und Zauberei hergestellt sei. Der Ase Tyr muß ihm die Hand in den Rachen legen als Unterpfand, daß keine Zauberei im Spiele sei. Tyr gilt seitdem (das ist also von Anbeginn der Schöpfung, als die Götter die Ordnung der Welt schufen) als der tapferste der Asen; er verlor die Hand, als der Wolf diese seidene Schnur nicht zerreißen konnte, die stärker als Eisen war und immer stärker wurde, je mehr er sich in ihr wand. Die Handwurzel heißt seitdem, so erzählt das Märchen (Gylf. 25) „Wolfsglied". Und der Gott, der den Sieg verleiht, Tyr hat nur eine Hand noch; er gibt also nicht wie die andern Götter den Segen mit vollen Händen; er ist vielmehr einseitig, einhändig; wäre er es nicht, so könnte er den Sieg, der immer nur einseitig ist, nicht spenden.

Diese Deutung der Einhändigkeit Tyrs findet sich in der Edda selbst (Lokis Scheltreden 38) ausgesprochen:

> „Schweige, Tyr! Du konntest niemals
> Vergleich tragen zwischen zweien;
> Deiner Hand, der geschickteren,
> muß ich hier gedenken,
> die dir Fenrir abriß."

Weil der Gott nur eine Hand hat, kann er zwischen zweien nicht Gleiches austeilen. Die „geschicktere" Hand ist die rechte. Das Schenken des Sieges verbleibt mit tiefer Bedeutung der ungeschickteren Hand.

Das Binden mit seidenem Faden ist altgermanischer Rechtsbrauch. Sinnbildlich zu binden [72]) reichte ein Zwirns- oder Seidenfaden hin. Nach dem Kölner Hofrecht im 12. Jahrhundert wurde ein gefangen gehaltener Dienstmann des Erzbischofs mit einem bloßen Fadenzug eingesperrt. Auch das Hildesheimer

Stiftsrecht läßt den Dienstmann des Bischofs mit seidenem Faden beschließen. Um den Hof zu Alzei, wenn ein in Ungnade gefallener Dienstmann darauf gefahren ist, soll ein Seidenfaden gehen. Wenn ein Schultheiß das Gericht versäumt, so soll er auf des Abts Hof gesetzt und mit einem Seidenfaden gebunden werden. Das niedere Gericht muß den gefangenen Verbrecher dem höheren peinlichen Gericht zuliefern. War der Gerichtsbeamte nicht zur Stelle, so wurde der Missetäter nur sinnbildlich festgebunden.[73]) Auch das Roter Hofmarksrecht läßt den „schädlichen Menschen" an eine Säule mit seidenem oder zwirnenem Faden binden, und ist von alter also herkommen.[74]) Gebannte Grundstücke wurden durch einen seidenen Faden gehegt. In Laurins Kleinem Rosengarten heißt es:

„Darbei ein schönes Gärtelein,
Darumb gehet ein seiden Faden. —
Das die Mauer sollte sein,
Das war ein Faden seiden,
wer ihm den zerbreche,
wie bald er das räche!"

Ähnlich sind die Rosengärten im Heldenbuch mit seidenen Fäden umgeben. Wie unter den Maßen der Hammerwurf, so zeigt sich das Sinnbild des seidenen Fadens nicht bei anderen Völkern.[75])

Man sieht, welche Bedeutung im germanischen Rechte das **Sinnbild** hatte. Auch der Allwolf der Edda wird mit seidenem Faden gebunden wie der deutsche „schädliche Mensch." Diese Fessel Gleipnir „war aus sechs Dingen gemacht:

aus dem Geräusch der Katze,
dem Barte des Weibes,
aus den Wurzeln des Berges,
den Sehnen des Bären,
dem Hauche des Fisches
und dem Speichel des Vogels.

Wenn du nun auch, so fährt die Erzählung fort, zuvor diese Dinge nicht gekannt hast, so wirst du doch schnell durch sichere Beweise dich überzeugen können, daß es nicht gelogen ist. Denn obwohl du nicht gesehen haben wirst, daß eine Frau einen Bart hat, und obwohl die Katze beim Laufen kein Geräusch macht und obwohl der Berg keine Wurzeln besitzt, so ist bei meiner Treue! doch alles wahr, was ich dir erzählt habe, wenn auch einige Dinge dabei erwähnt sind, die du nicht als wirklich erweisen kannst."

Der Erzähler der Jüngeren Edda weiß mithin, daß das seidene Band rein sinnbildlich gedacht ist, aber auch das erweist die Erzählung, daß die sinnbildliche seidene Schnur für stärker galt als die „starken Eisenfesseln" Leding und Dromi, die der Wolf mühelos zerbrochen hatte. Die Unwirklichkeit der Fesseln

ist das, was am stärksten bindet; daß die Fessel aus Seide schien, war nur aus dem Rechtsbrauch genommene Redeweise. Wir stehen hier vor hohen Gesinnungen unseres Altertums; wer würde heute einem schwachen Faden zur Fesselung eines Missetäters mehr Kraft zutrauen als starken Eisenfesseln? Es ist im Grunde die gute Sitte, die nach des Tacitus Bericht in Deutschland mehr galt als anderswo gute Gesetze. So heißt es in einer westfälischen Sage, der erste Graf zu Raesfeld habe sein Schloß und die Stätten derjenigen, die sich bei ihm niederließen „auf der Freiheit", „mit einem seidenen Faden umzogen, der so fest gewesen ist, daß ihn niemand hat zerreißen können.[76]) Die Sitte bindet stärker als die Gewalt.

Das Wesen der Fessel Gleipnir ist aber nicht die Sitte, für die nur das Rechtszeichen des Seidenbandes genommen ist, um anschaulich zu bleiben. Das Wesen dieser Fessel liegt in ihrer Herstellung aus Dingen, von denen die Edda weiß, daß es sie „nicht gibt". Die Erzählung tritt damit aus dem mit immerhin noch irdischen Rechtsmitteln wirkenden irdischen Kreise in die Weltallshöhe hinaus. Die Urbosheit, der Feind der Göttlichen Mächte wird als geistige Weltallsmacht geschildert, welche mit eisernen Banden d. h. mit wirklichen Fesseln nicht bezwungen werden kann. In Schwarzalfenheim, dem Widerspiele zum Heime der Lichtalfen, lassen die Götter die Fessel anfertigen, von einigen Zwergen. Die Zwerge sind die geheimen Wirker (Zwerge, Dwerge, Wirker) der Schöpfung unter der Erde, in den Felsen, die kunstreichsten aller Wesen. Andere sind es, die der Gottmutter das lichte Sternenhalsband geschmiedet haben. Die geistige Fessel, auf Götterrat gewoben, wird bis zum Weltuntergange halten. Der aber bricht herein, wenn das Menschengeschlecht versagt, wenn die Bande der Sitte (Vol. 45) brechen; dann wird der Wolf los. Hiermit kommen wir aber an den Kern des Märchens.

„Weshalb töteten die Asen nicht den Wolf, da sie so übles von ihm zu erwarten hatten? — So hoch achteten die Götter ihre Heiligtümer und Friedensstätten, erzählt die Edda, daß sie sie nicht mit dem Blute des Wolfes beflecken wollten, wenn auch die Weissagungen es verkündeten, daß er Odins Mörder werden würde."

Im geraden Gegensatze hierzu steht das Wesen Fenrirs und seiner Brut nach dem schon oben erwähnten Gesätze der Voluspa (40,41):

„Von allen diesen wird einer einmal
der Erwürger der Sonne in Wolfsgestalt.
Er ernährt sich vom Fleische gefallener Männer
und besudelt mit Blut den Sitz der Götter;
schwarz wird der Sonnenschein."

Die Götter halten Walhall rein vom Blute auch ihres Todfeindes; der Wolf aber rötet mit Blut den Sitz der Götter. Hier tritt der Gegensatz der beiden feindlichen Mächte mit voller Klarheit auf. So hoch achteten die Götter ihre Heiligtümer und Friedensstätten, daß sie selbst den nicht töteten, der ihr Töter werden sollte. Das Recht, die Weihe der göttlichen Gesinnung kann nicht in hellerem Lichte erscheinen als dadurch, daß sie lieber den Tod bestehen als ihr eigenes Gesetz brechen wollen. Blut soll nicht in ihrer göttlichen Friedensstätte, welche das Weltall ist, unter Bruch des Gesetzes fließen; aber der Wolf rötet diesen Sitz der Götter mit Blut und — die Sonne verfinstert sich, das Ende kündet sich an.

So steht klar der zerstörenden Kraft der Riesenmächte die erhaltende der Götter gegenüber; sie schirmen nicht nur das Recht, sie haben es selbst gegeben, ihre eigenen Friedensstätten und Heiligtümer in Walhall, in der ganzen Weite des Gottalls hüten sie vor Befleckung. Diese Schöpfung, ihr eigenes Werk, ist also nicht nur eine stoffliche, sondern auch eine sittliche Weltordnung, welche es gegen die Todfeinde, gegen alle Zerstörung aufrechtzuerhalten gilt.

Und so richten die Götter denn ihr unsichtbares, aber lichtfunkelndes Schwert im Rachen des gefesselten Wolfes auf: das ist ihre eigene göttliche und sittliche Weltordnung, der Sinn des Kampfes und der Kampf selbst gegen alle Finsternis, Zerstörung und Bosheit. Das Schwert steht an der Stelle, welche das Weltall stützt, es ist die unsichtbare und doch so feste Irminsul d. i. Allsäule, die Weltachse, von deren Dasein uns jede Sternennacht von neuem überzeugt. Das ist allnächtlicher Trost, daß der Götter lichtfunkelnde Waffe hält; das ist allnächtliche Mahnung, daß wir berufen sind, mitzukämpfen, damit die Nacht nicht anbreche, in welcher durch unser Verschulden der Wolf sich seiner seidenen Fessel, die so zart ist, daß ein Seelenhauch sie zerreißen könnte, entledigen könne! Die Stunde des Unterganges ist ungewiß:

„Nicht weiß man gewiß,
wann der Wolf der graue
gegen den Asensitz anstürmt."

Diese Stunde ist, weil sie übersinnlich ist, zu jeder Zeit da, weil auch der Mensch selbst am Riesischen teil hat, wie am Göttlichen. Für das Reißen jener unwirklichen Bande bedarf es keiner Zeit; der Götter Ende wirken wir mit, wo wir versagen. Das Schwert, die Gaumensperre des Wolfes, hoch aufgerichtet in der dunklen Nacht, sternumleuchtet, ist die göttliche Gesinnung, Kampffreude, Waffentrost im Rachen der Urbosheit und Urfinsternis: — Irminsul, welche alles trägt und erhält.

2. Die Spindel der Gottheit.

Es ist genügend bekannt, daß in Norddeutschland die Tage von Weihnachten bis zum Heiligen Dreikönigsabend die Zwölften oder die zwölf Nächte genannt werden und daß diese Zeit beim Landvolke voller Bräuche und Meinungen steckt, die sich aus unserer deutschen Vergangenheit, insbesondere aus dem alten vorchristlichen Glauben in unsere nüchterne Zeit gerettet haben. Diese Erinnerungen reichen einerseits bis zu dem alten Wodan, dem Göttervater und seiner Seelenmacht, andererseits zu der alten Göttermutter, seiner himmlischen Gemahlin, Frau Holle, eigentlich Frau Holde d. i. die Holde Frau des Gottes, Frigaholda, die in Niedersachsen die Namen Frie, Freke und ähnliche trägt. Am weitesten verbreitet ist von den auf unsere Gottmutter bezogenen Weihnachtsbräuchen und -meinungen, daß man sagt, in dieser Zeit dürfe nicht gesponnen werden und es dürfe sich kein Rad drehen. Wenn man in den Zwölften spinnt, so frißt der Wolf den, welcher später die aus diesem Garn gesponnene Leinwand trägt. Frau Gode zieht in den Zwölften um und besudelt den Rocken derer, die am zwölften Tage nicht abgesponnen haben; jedenfalls soll man in dieser Zeit abends keinen Flachs auf dem Rocken lassen, weil Strafe sonst auf dem Fuße folgt. Viele Belege für diesen Glauben haben Jacob Grimm, Adalbert Kuhn[77]) u. v. a. gesammelt.

Dieser alte Glaube ist untrennbar von der Vorstellung der himmlischen Gottesfrau als einer Spinnerin. Auch von dieser sind zahlreiche Sagen erhalten. So sieht man in der Schweiz[78]) zuweilen mitternachts eine Spinnerin sitzen und spinnen, das Rad Silber, der Flachs Gold, ihr Auge funkelnd, ihr Gesicht weiß. Führt man Mädchen, die nicht gern spinnen, ihr zu und sie tun ungebärdig und wenden sich ab, um sie nicht zu sehen, so bleibt ihnen der Kopf verdreht. Fleißigen Dirnen schenkt Frau Holde Spindeln und spinnt ihnen nachts die Spule voll, faulen brennt sie den Rocken an oder beschmutzt ihn. Im Norden darf sich vom Jultag bis Neujahr weder Rad noch Winde drehen. Ihr Sternbild ist in Norddeutschland wie in den skandinavischen Ländern der Marienrocken oder Friggs Rocken d. i. Orions Gürtel.

Viele Sagen kennen statt der einen Spinnerin deren drei, ihre Spinnräder werden vom Spinnen feurig; sie spinnen Seide und klares Gold. In den Helgiliedern der Edda kommen Nornen nachts zur Geburt des Helden:[79])

> „Sie schlangen gewaltig das Schicksalsgewebe,
> während Sturm die Burgen in Bralund stürzte,
> sie entwirrten flink die Fäden aus Gold
> und knüpften sie mitten im Mondsaal fest."

Es sind 3 Nornen, die diese Goldfäden gen Osten und Westen und gegen Norden schlingen.

Im Monde sitzt eine Spinnerin mit dem Rädchen. Der Rocken nimmt mit dem Mondwechsel ab und zu, aber immer bleibt noch etwas Flachs daran. Sie darf mit dem Flachs nicht zu Ende kommen, denn ist einmal der Flachs alle, so *geht die Welt unter.*[80]

Dieselbe Vorstellung ist für den Namen der Frau Berchta belegt.[81] Nachts vor dem Dreikönigstage untersucht sie die Rockenstuben. Als sie einmal die Spinnstube voll schäkernder Gäste trifft, reicht sie hocherzürnt *12 leere Spindeln* durch das Fenster, auf deren Umwickelung in einer Stunde sie bei Strafe besteht. Die Redensart „als Berta spann" ist bekannt, wobei die Übernahme und Herkunft dieses Namens gleichgiltig bleiben kann. Die Vorstellungen selbst entsprechen denen der Frau Holde und Frigg völlig.

Wenn in anderen Sagen erzählt wird, daß die Gottmutter für freundliche Hilfe Späne schenkt, die sich nachher unversehens als Gold bewähren, so ist das nur ein anderes Beispiel dafür, daß ihre Spindel aus Silber oder Gold, der Flachs aber aus Gold besteht. Haben wir doch auch im Märchen von der Gold- und Pechmarie durchaus verwandte Züge.

Auf der Spur des „mächtigen Brisingen-Halsbandes" habe ich den uralten hohen Rang der Frigg-Freyja als Himmelskönigin, Allmutter und Hausfrau des Weltalls, als Gottmutter im Sternenlichte der Nacht nachgewiesen. Es stimmt daher auch völlig ein, daß die griechische Artemis bei Homer die Göttin *mit goldener Spindel* (chryselákatos)[82] genannt wird. Nach der Beschreibung des trojanischen Palladiums, das Sonnenkraft in sich hatte und aus den Sternenkreisen herabgekommen war,[83] hatte das Bild der Pallas Athene in seiner Linken Spindel und Rocken gleich der geburtlösenden Eileithyia und der Persephone. Trugen doch auch die Artemispriesterinnen eine Spindel in den Händen. Auch die Dea Syria hat diese Spindel und die Aphrodite Urania wird als Moire (Norne), also ebenfalls als Spinnerin gedacht. Ihre ganz hermen- d. i. säulenartige Gestaltung trug die Inschrift:[83a] „Der ältesten der Moiren", was mit der nordischen Gleichung zwischen Frigg und den Nornen übereinstimmt.[84]

Die Weltallsgröße der mütterlichen Urgottheit habe ich dadurch näher bestimmt, daß ich mittelst der in der Edda überlieferten sternkundlichen Zahlen das leuchtende Halsband, das Aphrodite und Frigg-Freyja tragen, als Mondbahn (Tierkreis) nachgewiesen habe. Die 540 Tore Walhalls beweisen nur den eigentlichen Sinn des alten Glaubens. Die Gottmutter ist in der Mitte des Alls gedacht, wie auch die heilige *Hestia* in den Orphischen Hymnen geschildert wird. Damit stimmt überein, wenn um 600 vor Chri-

stus Pythagoras[85]) die Sternbilder der beiden Bärinnen, die den Himmelspol umkreisen, der Rhea d. i. der Göttermutter Hände nennt. Pythagoras knüpfte an die alten ursprünglichen Vorstellungen an, die auch den Hellenen eigneten, bevor sie durch Homer verdorben wurden.[86]) Die Weltallsgröße aller dieser Gottheiten ist Inhalt der orphischen Lehre, die dem thrakischen Norden entstammt und einen unendlich höheren Göttersinn offenbart als die vermenschlichende Weise des jonischen Dichters, der die thrakische Lehre als Volksglaube entgegentrat. Gerade die Orphischen Hymnen besingen das stets kreisende Sternenall. Vgl. Abb. 2.

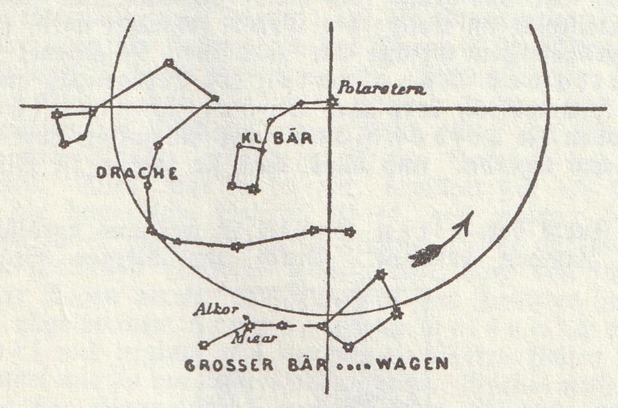


Abb. 2. Die Lage des Himmelspols.

Am Sternhimmel findet man den Nordstern, indem man die Verbindungslinie der beiden Hinterräder des Großen Wagens etwa fünfmal nach oben verlängert. Dicht an ihm liegt der Pol; zu ihm steigt die Weltachse auf, die Spitze des Spindelstabes, des Weltschwertes und der Weltesche. Vgl. Bd. 1 Abb. 7.

Das Gespinnst der webenden Urgottheit wird im orphischen Glauben als das große Weltgewebe angesehen. Nach der ursprünglichen Bedeutung der „Spindel" aber fragt weder das Altertum noch die heutige Sagenkunde. Und doch, wie beim Halsbande, an dem als an der Mondbahn man die Urgröße der Gottheit erkennt, — wüßten wir die ursprüngliche Bedeutung der Spindel, so könnten wir von ihr auf das Wesen der Gottheit schließen, deren Kennzeichen sie sein soll.

Das nordische Sternbild „Friggs Rocken" hat im südlichen Altertum, soweit wir sehen, den Namen „Orions Gürtel" neben anderen, unter denen der des Rockens und der Spindel nicht vorkommen. Wäre der nordische Name wirklich uralt d. h. indogermanischer Herkunft, so müßte er ursprünglich auch den Helle-

nen bekannt gewesen sein. Ein Sternbild der „Spindel" ist aber dem südlichen Altertum überhaupt nicht geläufig. Läßt sich daraus schließen, daß der nordische Name erst später oder nur im Norden aufgekommen sei, so darf man annehmen, daß die dem arischen Norden und Süden gemeinsame Spindel der Gottheit ursprünglich etwas ganz anderes als ein bloßes Sternbild gewesen ist.

Um die Herkunft der Spindel zu erfahren, bleibt nichts anderes übrig, als sich die Weltallsgröße der Gottheit zu vergegenwärtigen, deren Halsband allein schon der Tierkreis ist. Ist ihr Halsband der Sternenkreis der Mondbahn, so ist die Gottheit selbst noch sehr viel größer als dieses sichtbare All. Die Spitze des Spindelstabs, an welche der Faden geknüpft wird, wird nun in dem mitgeteilten Gesätze der nordischen Helgilieder als „in der Mitte des Mondsaals", des Sternenalls angegeben, also am Himmelspol; dort aber an der Weltachse leuchten tätig erhoben die beiden Hände der Allmutter; dort dreht sie die „goldene Spindel" und alles, was sie spinnt, ist Silber und Gold.

Die Form der alten Spindel ist uns aus nordischen und südlichen Funden bekannt. Durch den kleinen Spinnwirtel



Abb. 3. Griechische Spinnerin mit Rocken und Spindel.

reicht der dünne runde Holzstab, an dessen Spitze der zu spinnende, mit der Linken erhobene Faden geknüpft ist.[87] In immer gleicher Drehung, beschwingt durch den Wirtel, wirbelt die Rechte der Spinnerin senkrecht den Stab. Entsprechend bedeutet in dem Homerischen Ausdruck chryselákatos die elakáte eigentlich

„Rohr", die aus Rohr gefertigte Spindelstange. Die Abbildungen aus dem südlichen Altertum entsprechen dem nordischen Werkzeug durchaus. Daß man die „zahllosen" Spinnwirtel im Norden erst in verhältnismäßig junger Zeit findet, ist unerheblich; das Spinnen wurde doch von altersher geübt [38]) und der Vergleich ruht nicht auf dem Wirtel, sondern auf dem hölzernen Spinnstabe selbst. Vgl. Abb. 3.

Damit ist aber der eigentliche Sinn der göttlichen Spindel als der „goldene Stab" der zum Himmelspol „mitten im Mondsaal" aufragt, als die Weltachse bestimmt, um welche fortdauernd, Nacht für Nacht und nur in der Nacht sichtbar, der Sternenhimmel kreist; so ist die Sternenpracht das Gold und Silber, das die Holde Frau des Himmels im Märchen spinnt. Ihr Gespinnst ist dieses Schöpfungsall. Die unsichtbare Weltachse wie einen Spinnstab in den lichten Händen drehend sitzt die Hausfrau inmitten des Weltalls, unermüdlich tätig, ein Vorbild aller Frauen und Mägde; ewig dreht sie die Spindel, das kreisende Sternenall. Alles was sie schenkt, bewährt sich als Gold und Silber; die himmlische Spindel ist es, von welcher die Sternschnuppen fallen gleich goldenem Flachse. Wer gut und freundlich, den göttlichen Mächten gemäß, lebt, über den schüttet sich ihr lichter Segen herab. Alljährlich in den Zwölften hat sie ihre Spindel abgesponnen, denn der Himmelsumschwung ist beendet und beginnt von neuem; die Sterne stehen wieder so am Himmel wie sie vor Jahresfrist standen. Darum muß nach dem Vorbilde der Himmelsfrau auch in den Menschenhütten der Flachs von den Spindeln abgesponnen sein, kein Rad darf sich drehen, bei ihrer Ungnade; oder sie reicht 12 leere Spindeln d. i. die 12 kommenden Monate durchs Fenster in die untätige Spinnstube hinein, zur Nachtzeit, während an ihrem schönen Halse das mächtige Sternkreis-Halsband erglänzt. Gewiß, käme sie mit dem Flachs einmal zu Ende, so ginge die Welt unter, die Spindel stünde still. Das alte Märchen kannte den wahren Sinn der göttlichen Spindel gut. Ewig wirkt die Gottheit, ewig dreht sie den hohen Spindelstab, ewig wirkt sich der Schöpfung Gewebe; zu jeder Stunde und nicht nur in den Zwölften waltet die holde Himmelsfrau mit mütterlichem Fleiße im Weltallshause, das lichte Vorbild aller fraulichen Tugenden. Der Schöpfung Gewebe ist aber auch das „Schicksalsgewebe", das die Nornen spinnen, den Guten hold, schlimm den Bösen.

So ist also auch aus der goldenen Spindel wie aus dem mächtigen Halsbande die Weltallsgröße der Gottmutter zu erkennen; die Spindel ist Kennzeichen der Gottheit; erst wer die Bedeutung des Kennzeichens kennt, vermag die Gottheit zu erkennen. Mithin muß alte Lehre von dieser Spindel viel erzählt haben; den Nachklang dieser alten Glaubenskunde hören wir heute noch in unseren deutschen Märchen in süßer Fülle. Es ist also alles

Wahrheit, was diese Märchen erzählen, wenn man sie nur versteht; die himmlische Gottmutter mahnt als Weltallshausfrau zu Fleiß und Freundlichkeit, sie ist ja allen Mutter, sie ist so unsäglich schön, unsterbliche Jungfrau im goldenen Haar, Mutter aller Huld, und heißt darum richtig noch heute Frau Holde. So werden nun unsere holden Märchen wieder voller Leben, wenn die Mutter mit den Kindern in der Sternennacht zur goldenen unablässig kreisenden Spindel der Gottheit emporblickt und Lehre und Liebe von ihr nimmt.

Wiederum ist es die Edda, die mit ihrem Helgiliede die Klärung über die Stellung der Spindel „mitten im Mondsaal" bringt und damit deren eigentlichen Sinn bewahrt und nunmehr enthüllt hat. Ich finde bisher in Persien für die Spindel der Gottmutter keine Entsprechung, wohl aber wird klar, daß die Spindel im deutsch-nordischen Altertum eine ganz andere Klarheit, Lebenskraft und sinnliche Bedeutung besitzt als in der südlichen Überlieferung. Lediglich Platon[89]) bewahrt die Vorstellung der „Spindel der Notwendigkeit", ohne damit jedoch das Kennzeichen aller himmlischen Göttinnen zu verbinden. Der Norden hat auch hierin das alte Erbe getreuer bewahrt und verstanden, als es in der südeuropäischen Glaubensmischung möglich gewesen ist. Deutlich tritt ferner eine Übereinstimmung mit der Weltallslehre der altindischen Jaina als Beweis für die alte Geläufigkeit unserer Erklärung hervor. Denn diese alten Inder (850 v. Chr.) „stellen sich das Weltall vor als eine gewaltige Spindel, die auf der Hälfte einer zweiten größeren Spindel ruht." (Kirfel, Kosmographie der Inder nach den Quellen, Bonn 1920, S. 209). Diese Zeugnisse genügen, die Weltallsspindel als uraltes Sinnbild der arischen Völker zu erweisen. Babylon kennt diese Spindel nicht. Nun mag auch das Sternbild „Friggs Rocken" (Orion) seinen Namen bewähren; der schräge Rocken, auf dem der Flachs steckt, gehört zu dem senkrecht zum Himmelspol aufragenden, von der Gottheit gedrehten Spindelstabe und vervollständigt das schöne Himmelsbild. Vgl. Bd. 1, Abb. 7.

Zum Himmelspol als dem Norden des Weltalls erhoben unsere Vorfahren ihr Antlitz im frommen Gebete zu den Himmlischen. Wir sehen im Sinnbilde der goldenen Weltallsspindel wiederum den alten Himmelsglauben hervortreten, dessen großer Gedanke schon im Bilde des Weltbaums die Weltachse als Halt, Haft und Maß des Weltalls verklärt hatte.

Schauen wir mit diesem Glauben und in solcher Gesinnung in die wundervolle Sternennacht hinaus, in die ungeheure Pracht des lichten Weltalls, das uns mit silbernem Mantel umschlingt, sehen wir das gewaltige Himmelsrund von Stunde zu Stunde vorschreiten, bis es im Laufe des Jahres nach vollendeter Kreisung wieder das alte Bild zeigt, um von neuem den Sternenumschwung anzutreten, erblicken wir den einen Punkt am Himmelsnordpol,

um den alles, was da ist, diese Kreisung zu vollziehen scheint, die Achse des Weltalls, den goldenen Spindelstab in den milden Händen der mütterlichen Gottheit, dann, unter der Fülle der Sagen und Märchen, im Gefühle der holden Gesinnungen, welche in ihnen leben und weben, wird sich ein frommer Sinn heimatlich im glänzenden Weltall erheben, fromm und ehrfürchtig, liebevoll, heiter und vertrauend, Kindessinn im Elternhause, Gehorsam gegen die Gottheit, Fleiß, Liebe und Treue bewahrend; dann aber auch göttliche Huld erfahrend, Segen heute und künftig, der in aller Arbeit und Pflichterfüllung ruht; dann auch werden diejenigen Recht behalten haben, welche des Glaubens lebten, daß sich in unseren alten Sagen, Märchen und Bräuchen ein uraltes herrliches Gut verberge, das man hüten soll gleich einem köstlichen, überirdischen Vermächtnis; denn die Gottheit selber spricht aus ihnen zu uns späten Nachfahren in alten Bildern, deren Glanz keine Zeit und keine Finsternis verdunkeln kann.

3. Die Himmlische Mühle.

a. Das Mühlenlied.

Das bekannte Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langsam" hat mir lange im Sinne gelegen, es möchte sich eines Tages gewiß als ein Wort aus ältester arischer Vergangenheit und von tieferer Bedeutung erweisen. Die Folgerungen, die sich an die Enträtselung einiger Zahlen in der Edda wie von selbst schließen, mögen uns diesen Sinn und den Ursprung des schönen Bildes enthüllen.

Es mag sein, daß, wie der treffliche Büchmann belehrt, der neuere Gebrauch des Wortes in unsern Hausschatz durch Logaus Sinngedicht „Göttliche Rache" [90]) eingedrungen ist, wo es sich in der Form findet:

„Gottes Mühlen mahlen langsam,
mahlen aber trefflich klein."

Es gilt dies als eine Übersetzung aus dem Sextus Empiricus: [91]) „Spät erst mahlen die Mühlen der Götter, doch mahlen sie Feinmehl." Aber schon Plutarch kennt das Wort von den „Mühlen der Götter, die wie man sagt, erst lange Zeit nachher mahlen" als Sprichwort in seiner Schrift „über die späte Rache der Götter" (3). Und andere alte Schriftsteller kennen es in ähnlicher Form.

Ob Spuren der alten Vorstellung auch in unserem eigenen Altertum zu finden sind?

Nach Müllenhoff wäre das von dem Verfasser der Jüngeren Edda Snorri Sturluson [92]) überlieferte „Lied von der Mühle Grotti" eines (wenn auch nicht der Form nach) der ältesten altnordischen Lieder überhaupt. Frei von der späteren Skalden-

künstelei schildert das erhabene Gedicht den Frieden eines sagenhaften Königs Frodi, dem zwei von ihm als Mägde gekaufte Riesenjungfrauen Fenja und Menja auf Grotti Gold, Glück und Frieden mahlen sollen; widerwillig sind sie, im Gedenken ihrer riesischen Abkunft. In ihrem Hasse gegen den Zwingherrn mahlen sie ihm Feuer, Kampf und Mord; sein Untergang ist da.

Der Christ Snorri überliefert uns das „Mühlenlied" in geschichtlicher Einkleidung. „Warum heißt das Gold Frodis Mehl? — Das erklärt die folgende Sage. Skjold (d. h. Schild, Schützer) hieß ein Sohn Odins, von dem die Skjoldunge abstammen; er wohnte und herrschte in dem Lande, das jetzt Dänemark heißt, damals aber Gotland genannt ward. Skjold hatte einen Sohn, der Fridleif (d. i. Erbe des Friedens) hieß und nach ihm die Lande beherrschte. Ein Sohn dieses Friedleif war Frodi, der das Königreich nach ihm in Besitz nahm, als der Kaiser Augustus in der ganzen Welt Frieden schaffte und Christus geboren ward. Weil aber Frodi von allen Königen im Norden der mächtigste war, ward nach ihm, so weit die dänische Zunge erklingt, der Friede benannt, und so nennen ihn auch die Norweger den Frieden Frodis. Damals tat kein Mensch dem andern ein Leid an, mochte er auch den Mörder seines Vaters oder Bruders ledig oder gebunden finden; damals gab es auch keine Diebe und Räuber, so daß ein goldener Ring lange auf der Jalangrsheide liegen konnte, ehe einer ihn aufnahm."

Die Worte „als der Kaiser Augustus in der ganzen Welt Frieden schaffte und Christus geboren ward" bezeichnet Gering[93]) mit Recht als unbefugten Zusatz des gelehrten Verfassers. Die Schilderung rühmt einen Frieden, der rein sagenhafter Art ist. Er klingt durchaus an den Götterfrieden der Voluspa an, an das „Goldalter", das Snorri selbst[94]) schildert: „Alles Tischgerät und Sattelgerät besaßen die Götter aus Gold; und es wird diese Zeit das Goldalter genannt, bis es zu Ende ging durch die Ankunft der Frauen, die aus Riesenheim kamen." Oder wie die Voluspa (8) von den Göttern sagt:

„Im Hofe übten sie heiter das Brettspiel,
an blitzendem Golde gebrach's ihnen nicht,
bis die mächtigen drei Mädchen kamen,
die Töchter der Riesen aus Riesenheim."

Ein solcher „Friede Frodis" findet sein Beispiel auch im deutschen Reichsrecht.[95]) Gegen die Rechtsunsicherheit und die Ausdehnung des Fehdewesens wurde z. B. 1103 zu Mainz ein Landfriede beschworen; die Treuga Heinrici entstand 1224 zu Würzburg; die deutsche Kirche verkündete seit dem 11. Jahrhundert für bestimmte Zeiten die treuga Dei, den Gottesfrieden, kraft dessen „insbesondere an gewissen Wochentagen jede Fehde ruhen sollte, gewisse Leute und Orte dauernden Frieden haben sollten." Der Gedanke ist altdeutsch. Im Heidentum waren die

heiligen Haine, Altäre und Weihtümer der Götter Frei- oder Friedstätten, von welchen der Flüchting nicht gewaltsam weggeführt werden durfte oder die ihn doch für bestimmte Zeit retteten. [96]) Der Friede der Götter ist heilig, wie es bei Snorri in der Erzählung von der Gaumensperre des Wolfes heißt (Gylf. 34): „So hoch achteten die Götter ihre Heiligtümer und Friedensstätten, daß sie sie nicht mit dem Blute des Wolfes beflecken wollten, wenn auch die Weissagungen es verkündeten, daß er Odins Mörder werden würde." So singen denn auch die Riesenmägde im Mühlenliede:

„Keiner darf hier kränken den andern,
Böses ihm antun, auf Bluttat sinnen,
selbst dann das scharfe Schwert nicht brauchen,
trifft er gebunden des Bruders Mörder."

Dürfen wir hiernach annehmen, daß genügend Grund gegeben ist, den Frieden Frodis mit dem Frieden einer höheren Zeit und zwar dem Götterfrieden vor Ankunft der Riesenjungfrauen, mit dem „Goldalter" der Asen zu vergleichen, so wird aus dem Inhalte des Liedes selbst noch deutlicher, daß Frodi nicht als Mensch, sondern als Gott anzusehen ist. Die beiden Mädchen sind Töchter aus Riesengeschlecht:

„Wir gewaltigen wuchsen der Winter neun
als Gespielen im Innern der Erde auf;
wir Mädchen vollführten mächtige Taten,
verrückten Berge mit Riesenkraft."

Die heilige Zahl 9 deutet allein schon auf die übermenschliche Wesenheit der Mägde hin; wenn sie aber selbst „Berge verrücken" können, so ist ihre Behauptung, daß sie zum Bergriesenstamme gehören, gerechtfertigt. Diese aber sind die Feinde der Götter. Kein „Mensch" könnte sie bezwingen und gar gegen ihren Willen in seinen Dienst stellen. Heimdall wacht auf der Bebe-Rast, gegen das Andringen der Bergriesen zum Göttersitze, dem Himmel (Gylf. 27), er ist „groß und heilig", der „weißeste Ase". Als Heimdall d. i. Weltglanz entspricht er den indogermanischen Vorstellungen vom Himmelsgotte. Aber die Gesamtheit der asischen Mächte steht in dauernder Feindschaft gegen die finstere, böse und schädliche Riesenwelt. So ist es klar, daß auch Frodi in der ursprünglichen Sage nicht Mensch (mit dem die Riesen als mit einem Spielzeug gespielt hätten, auch wenn er der mächtigste König gewesen wäre), sondern daß er ein Gott war, Himmelsgott im Goldalter des uranfänglichen Schöpfungsfriedens. Auch das klingt ein, daß sein Name Frodi der „Weise" bedeutet, wie Heimdalls Weisheit besonders hervorgehoben wird. Heimdall steht zum Glanze des Goldes in ebenso starker Beziehung. Das Gold wird Frodis Mehl genannt. Heimdalls Zähne selbst sind von Gold; sein Roß heißt Goldzopf. Wie das Goldalter der Götter durch die Ankunft

der Riesenmädchen endet, so wird auch Frodis Frieden durch die Riesenmädchen in Krieg verwandelt. Wie sehr Frodis Name mit dem Frieden verbunden galt, zeigt außerdem seine Abkunft von Friedleif, dem „Erben des Friedens."

Nehmen wir also an, daß Frodi Vermenschlichung des alten Himmelsgottes war (Inbegriff auch Asgards, das nach Gylf. 14 außen und innen so anzuschauen war, als ob es aus eitel Gold sei), daß sein Frieden dem Goldalter der Asen entspricht, wie seine Gegnerschaft zu den Bergriesen ihn als Asen bezeugt, so stimmt nun auch ein, daß er die Riesenmädchen in seinem Dienste beschäftigt, um ihm Gold zu mahlen, wie die Asen sich mit dem Beistande eines Riesen ihre Burg Asgard bauen (Gylf. 42), dessen Goldglanz (Gylf. 14) die Weltallshöhe schildert.

„Nicht warst du, Frodi, bei vollem Verstand,
Du Männerfreund, bei der Mägde Kauf:
Du erkorst sie dir, weil sie kräftig aussahn,
und fragtest nicht nach der Frauen Geschlecht."

Ebenso sorglos stellen (nach Gylf. 42) die Götter den riesischen Werkmeister zur Erbauung Asgards ein und nur Lokis List und Thors Hammer retteten sie noch einmal vor der feindlichen Wut.

Widerwillig mahlen die Mägde:

„Mehr ziemt euch Händen der harte Speer,
die Waffe, triefend vom Wundentaue;
erwache, Frodi! wenn willens du bist,
Sagen der Vorzeit uns singen zu hören.
Mein Aug' schaut Feuer im Osten der Halle,
das Kampf uns meldet und Mord verkündet;
die Schar der Feinde ist schnell zur Stelle,
die das Brandscheit wirft in die Burg des Königs."

Der Wortlaut des Liedes selbst meldet (V. 20) als den Sitz Frodis den alten dänischen Königssitz Lejre. Ebenso ist der Untergang Frodis geschichtlich gesehen (V. 22):

„An Frodi rächt bald
den Untergang Halfdans Yrsas Sohn;
die Welt einst nennt ihn — wir wissen's beide —
Yrsas Bruder und Yrsas Sohn."

Danach hatte Frodi seinen Bruder Halfdan töten lassen, um die Alleinherrschaft zu erlangen. Halfdans Sohn Helgi zeugte mit der sächsischen Königin Olof die Yrsa und nahm diese später, ohne sie zu kennen, zur Ehe, die nach der Erkennung von Yrsa selbst gelöst wurde. [97])

Die begleitende Erzählung Snorris kennt diese Darstellung des Grottiliedes nicht, sondern erzählt: „ehe das Lied zu Ende war, hatten (die Mägde) für Frodi Unfrieden gemahlen, so daß in derselben Nacht der Seekönig landete, der M y s i n g hieß. Dieser tötete den Frodi und machte gewaltige Beute; da war Frodis Friede dahin."

Die beiden Erzählungen haben lediglich den Untergang Frodis gemein. In dem Namen Mysing d. i. Mäusesohn könnte man eine Andeutung auf einen Nachtsproß aus Nebelheim finden, also einen Götterfeind. Wir werden ihm noch begegnen. Wichtiger ist, daß die beiden Schlußerzählungen nicht miteinander zu vereinigen sind. Anscheinend hat keine von beiden den ursprünglichen Sinn des Liedes bewahrt.

Es war in späterer Zeit üblich, die Königsgeschlechter von Göttern abstammen zu lassen; so machte man Frodi zu einem dänischen Könige aus Skjoldungengeschlecht, dessen Ahn Odin gewesen. So wurde Sigurd eine Tochter Aslaug angedichtet, um von den Wälsungen das schwedische Königshaus abstammen lassen zu können. Und so dürfen wir mit Gewißheit in der Verschiedenartigkeit der geschichtlichen Einkleidung des Liedes, dessen gewaltige Art weit über alle Menschengeschichte hinausweist, den Beweis sehen, daß diese geschichtlichen Einkleidungen spätere Bearbeitungen und Verderbungen eines großen Götterliedes sind. Der wahre Schluß ist dann lediglich die Weissagung der Mädchen (V. 1 und 19):

„Mein Aug' schaut Feuer im Osten der Halle,
das Kampf uns meldet und Mord verkündet;
die Schar der Feinde ist schnell zur Stelle,
die das Brandscheit wirft in die Burg des Königs."

Und Vers 23:

„Die Mädchen mahlten mit mächtiger Kraft,
die rüstigen Jungfraun, im Riesenzorn;
die Stangen bebten, es stürzte der Kasten,
der schwere Stein zerschellte in Stücke."

Ist Frodi ursprünglich Vertreter Asgards, so ist in dieser Schlußerzählung der Untergang Asgards durch Feuer deutlich genug. Vol. 50 f. schildert ihn:

„Von Osten fährt Hrym, im Arme den Schild,
Durch die Wogen wälzt sich die Weltschlange —
Es segelt von Norden über die See ein Schiff
mit den Leuten der Hel und Loki steuert. —
Vom Mittag kommt Surt mit dem Mörder der Zweige. —
Es wehen empor Rauch und Feuer."

Die Mägde verkünden den Weltuntergang in Feuer durch die Riesenmächte, die über See kommen wie Loki, d. h. über das Weltallsmeer. [98])

Läßt man Vers 22 als geschichtliche Einkleidung fallen (den Vers über Halfdans Rächer) und setzt in V. 20 etwa statt Lejre sinngemäß Asgard, so schildert das erhabene Lied

1. das Goldalter der Götter (Asgard),
2. die Erhaltung dieses goldenen Friedensalters durch bezwungene Riesenkraft,
3. die Rache der Riesenwelt im Weltbrand.

Dies ist aber der Inhalt auch der Voluspa und der Urgedanke der germanischen Weissagung überhaupt.[99])

Was ist aber die Mühle?

Die Mühle Frodis wäre nach allem die Göttermühle, welche Gold, Frieden und Glück mahlt. Eine solche Mühle ist in der Göttersage außerhalb unserer Erzählung bei Snorri und außerhalb des Mühlenliedes selbst bisher nicht bekannt. Und dennoch mußte die welterhaltende Mühle in jenen Göttersagen einen hohen Rang einnehmen.

Grotte heißt nach Gering[100]) „noch heute im Norwegischen der Achsenblock d. h. das runde Holzstück, das das Loch im Mühlstein ausfüllt. In ihm ist der Achsenzapfen befestigt.“ Die alte Querne, eine Steinhandmühle[101]) bestand aus zwei starken runden Steinscheiben. Die untere lag fest auf einem Balkengerüst (ludr). Die obere Seite dieses unteren Steins war ausgewölbt, und die zweite, obere Steinscheibe, nach unten gewölbt, paßte in die Schale hinein. In den oberen Stein war ein starker Holzstab eingelassen und fest mit ihr verbunden; mit diesem Holzstabe drehte man den oberen Stein im unteren Lagerstein. Durch eine Öffnung im oberen Steine wurden die Körner eingeschüttet; die Drehung erfaßte sie, so daß sie zwischen die Steine gerieten und das Mehl zur Seite hinausgedreht wurde. Die Achse des oberen Mühlsteins ragt also senkrecht auf, sie ist es, durch welche der obere Mühlstein in Umdrehung versetzt wird.

Die Edda nennt diesen „Stock, mit welchem der Mühlstein gedreht wird“[102]) möndull und möndul-tre d. i. Mühlstab und Mühlbaum. Dasselbe Wort haben wir im deutschen „mangeln“, „Mangelholz“ zum Glätten der Wäsche, Drehholz; so entspricht dem nord. möndultre noch das heutige dänische mangletrae. Der sprachliche Wechsel zwischen nd und ng ist im Niederdeutschen häufig (unger statt unter, Kinger statt Kinder, hinger statt hinter).[103]) Wie dem aber auch sei, das Wort Möndul-Tre für Mühlbaum in der älteren Edda genügt uns, um eine Göttersage der Jüngeren Edda zu erklären. Nach Gylf. 11 hatte „Mundilföri“ zwei Kinder: Mani hieß der Sohn und Sol die Tochter. Die Götter zürnten wegen des Hochmutes, daß sie solche Namen führten, und setzten sie an den Himmel. Sol ließen sie die Pferde lenken, die den Wagen der Sonne zogen, welche die Götter aus einem Funken geschaffen hatten, der aus Muspellsheim flog. Mani lenkt den Lauf des Mondes und waltet über Neumond und Vollmond.“

Und Wafthr. 23:

„Mundilföri heißt des Mondes Vater
und so der Sonne auch;
die Wölbung des Himmels umwandeln sie täglich,
danach messen die Menschen die Zeit.“

Der Name Mundilföri kann nur mit möndull zusammenhängen; for bedeutet Fahrt. Der Name ist also wörtlich Mühlstabfahrer. Da nun der Vater der die Wölbung des Himmels umwandelnden Gestirne selbst nur der Himmel sein kann, und somit der Himmel Mühlstabfahrer d. i. Mühlstabumfahrer genannt wird, so ist klar, daß der *in dauernder Kreisbewegung fahrende Sternenhimmel im Bilde einer Mühle* gesehen ist. Dann ist aber auch der Mühlstab deutlich nichts anderes als die *Weltachse*, die wir schon als Spindel der Frigg, als Schwert im Gaumen Fenrirs und in alt-indogermanischer Vorstellung als Weltbaum, Halt und Haft der Schöpfung erkannt haben.

Die Schöpfung ist aus riesischem Stoffe, aber von den Göttern geordnet und bewegt. Sie sind es, welche die riesischen Kräfte im Zaume halten. So sehen wir die beiden Riesenmägde gezwungen die Weltallsmühle drehen. Und wie die göttliche Spindel Gold und Silber d. h. den Sternenmantel des Weltalls spinnt, so mahlt diese Mühle das Gold der Götter, die Gestirne, das Mehl Frodis, mahlt Glück und Frieden der seligen Schöpfung droben im Licht. Um eine solche Mühle in Gang zu halten, sind gewiß Riesenkräfte erforderlich. Nun werden aber auch die Namen der beiden Riesenmägde wohl verständlich: Fenja die „Wasserbewohnerin" d. h. die Mühle kreist auf dem Weltallsmeere,[104] dem Wendelmeere, das sich dreht; Menja d. i. die „Halsbandträgerin", die Trägerin des Sternenhalsbandes, des Tierkreises, wie Freya von Weltallsgröße.

Nach Grimm (Myth. 498) zeigt das Vorkommen der beiden Namen Manigold und Fanigold in Bayern, daß die Sage vom Golde, das Menja und Fenja mahlen, auch in Deutschland bekannt gewesen sei. Deutlicher noch wird dies dadurch, daß die Milchstraße in Westfalen noch heute „Mühlenweg" genannt wird,[105] während sie in Siebenbürgen Mehlweg heißt. Wenn aber Ad. Kuhn in der Mühle die Sonne sehen will, so ist diese Auffassung nach allem abwegig, abgesehen davon, daß das Bild keine rechte Vorstellung gestattet. Der Irminsweg, die Milchstraße, ist der Weg zur Götterhöhe, zu Asgard,[106] die Himmlische Brücke, wie Bifröst, welche die Toten gehen. Wird das ewig kreisende Sternenall als Mühle gesehen, so ist der Name „Mühlenweg" für die Straße, die zur Höhe des Weltalls führt, ohne Weiteres klar. Die Spitze des Mühlstabs, des Mühlbaums, ist wiederum wie die der Spindel, des Schwertes, wie der Wipfel des Weltbaums am Nordpolstern sichtbar. *Vom Kreisen der ewigen Mühle überzeugt uns jede klare Sternennacht.* Vgl. Bd. 1 Abb. 7.

Damit ist übrigens ein weiterer Beweis für die Herkunft dieser Vorstellung aus dem europäischen Norden gewonnen; denn die Weltachse ist nur im Norden als senkrechter Mühlstab zu

deuten; im Süden liegt der Nordstern tief am nördlichen Himmel jenseits des thrakischen Olympos und des Himalaya, und im Süden könnte niemals der kreisende Sternenhimmel die Vorstellung der alten Mühle hervorrufen.

In unseren deutschen Märchen und Liedern kommen Mühlen vor, die alle Morgen Silber und rotes Gold mahlen. Schon Grimm hat darauf hingewiesen, daß diese Mühlen mit der Mühle Frodis zusammenhängen möchten. Unser Erweis gelingt aus der sternkundlichen Zahl des Grimnirliedes, welche die zum Himmelspol aufragende Weltachse unverrückbar in die Mitte des germanischen Weltbildes stellt, gibt aber zugleich dieser Mühle einen Rang, der sie aus der holden Märchenwelt in das strahlende Licht der Weltallshöhe erhebt.

* * *

Ein persischer Schriftsteller aus dem 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, der nach seiner südlich vom Kaspischen Meere gelegenen Vaterstadt unter demNamen El-Kazwini bekannt ist, hat in einer himmelskundlichen Schrift [107]) den Namen „Mühlzapfen" für den Himmelspol aufbewahrt. Man dachte sich, belehrt Ideler, die Himmelskugel als einen umkreisenden Mühlstein, die Himmelsachse als das Mühleisen (unser Mühlstab) und den Nordpol als die Pfanne, worin der Zapfen des Mühleisens umläuft. Kazwinis Schrift beruht auf der größeren „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels", welche einen persischen Derwisch Abdelrahman Sufi [108]) zum Verfasser hatte, der griechische und arabische Gestirne ausführlich behandelte. Ideler [109]) führt unter den Gestirnen der Araber den „Mühlzapfen" nicht auf. Dies Bild entspricht auch keineswegs der Art der arabischen Gestirnbilder, die aus ihrer alten getreidelosen Wüstenheimat stammen (Id. 410). Da das Bild der Himmelsmühle aus dem Griechischen ebenfalls nicht nachweisbar ist, so bleibt nur persische Herkunft anzunehmen. Und in der Tat ist ja das Bild von der Himmelsmühle auch himmelskundlich nur im Norden verständlich. Die alte Steinmühle mit dem senkrechten Mühlstab im umkreisenden oberen über dem feststehenden unteren Mühlstein ist auch deshalb in Arabien als Himmelsbild nicht möglich, weil die Himmelsachse dort so schräg nach Norden geneigt liegt, daß dieses Bild im arabischen Süden gewiß niemals hat entstehen können. So bleibt nichts übrig, als der Himmelsmühle des persischen Schriftstellers auch persische Herkunft zu belassen. Damit tritt es in die Nähe des eddischen Mühlenbildes vom kreisenden Weltall.

Aus der Bezeichnung septemtrio, die 7 triones d. i. Dreschochsen für die 7 Sterne des „Großen Wagens", geht ferner hervor, daß auch die Römer in ältester Zeit den Polumschwung mit einer Mühle verglichen. Auch die Burg des keltischen Kuroi [110])

dreht sich wie ein Mühlstein. In Babylon ist ein solches Bild nicht nachweisbar.

* * *

Das Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langsam" erklärt sich also treffend als uraltes Bild des Himmelumschwungs, der ein ganzes Jahr braucht, um sich nur einmal zu vollenden; und wenn es weiter heißt: „sie mahlen aber trefflich klein", so stimmt auch dies zum Bilde der Sternenwelt als dem klein gemahlenen Mehl, das nach der Edda Frodis Gold genannt wird. Selbst wenn das Sprichwort uns erst wieder aus dem Süden zugekommen wäre, das Bild, das ihm zu Grunde liegt, ist altes Erbgut des arischen Stammes.

Die Richtigkeit unserer Deutung bewährt sich aber noch auf andere Weise, indem sie mehrere bedeutungsvolle Stellen der Edda, die bisher undeutbar waren, völlig aufhellt.

b. Der Mühlkasten.

Als Ymir von den Asen getötet war, ertrank das ganze Geschlecht der Reifriesen in seinem Blute mit Ausnahme des Bergelmir (Gylf. 7, Wafthr. 35). Dieser rettete sich a ludr. Die Erklärer übersetzen ludr mit Boot, wohl nach Grimms Vorgange (Myth. 452), der dieses Boot mit Noahs Arche vergleicht. Auch sonst wird in dieser eddischen Schöpfungssage eine Entsprechung der Sintflut gefunden. Und doch heißt das Wort nicht Boot, sondern Mühlkasten, der Behälter des unteren Mühlsteins, auf welchem der obere gedreht wurde.

Diese Bedeutung des Wortes ludr [110a]) findet sich klar im Mühlenliede (3,3 und 22,6):

„Laß uns richten die Kasten"

und

„es stürzte der Kasten";

ferner Helgi Hund. II, 2 und 4 von Helgis Mühlenarbeit:

„es stürzt der Kasten";
„der Kasten kracht".

Nach Fjolsw. 30 soll Swipdag die Mondsichel [111]) im „Mühlkasten" bergen; Gering setzt in seinem Zweifel dafür „in der Hülse". Was für eine Hülse gemeint sei, ist nicht klar. Swipdag soll die Mondsichel danach der Riesin Sinmara, Surts Gemahlin, geben; es muß der Kasten sich also in der riesischen Welt befinden, und das stimmt mit der Absicht: er soll die Waffe aus dem Monde herunterholen. Aus dem Bilde von der Himmlischen Mühle klärt sich nun auch diese Frage: Der Mühlkasten ist die untere Riesenwelt, über welcher als dem feststehenden Mühlkasten (Gebälk) das Weltall sich dreht. Diese Bewegung des Himmelsrunds wird einige Zeilen später (Fjolsw. 32) sogar erwähnt: Auf

des Schwertes Spitze bewegt sich die Halle der Halsbandgöttin. Ludr ist nicht nur „Hülse", sondern „Mühlkasten", riesischer Weltallsgrund.

Im Groalied (11) heißt es:

„Ich singe dir den sechsten (Spruch), wenn die See wilder,
als Menschen meinen, tobt:
Wind und Meer gehen in den ludr,
so daß du friedliche Fahrt gewinnst."

Man pflegt ludr hier mit „Schlauch" zu übersetzen, ohne wieder die sonstige Bedeutung zu versuchen. Aber gerade wenn gesagt wird, daß Sturm und See sich in den „Mühlenkasten", den feststehenden Grund des Weltalls bergen sollen, so wird das Bild völlig klar: Wind und Meer werden sich zur Ruhe legen.

So klärt sich nun auch Bergelmirs Rettung. Die Deutung Boot für ludr ist nirgends sonst bezeugt, gesichert ist allein der „Mühlkasten". Bergelmir entkam aus dem Blute seines Urvaters, weil er sich in den Weltgrund rettete, in das Mühlgerüst, über welchem später die Riesinnen Fenja und Menja die Weltmühle, den Himmelsumschwung, drehen. Dieses riesische Mühlgerüst ist das dem Riesen zugemessene Reich, und in der Tat der einzig mögliche Zufluchtsort. Den offen im „Boote" fliehenden Riesen hätten die Himmlischen leicht erwischt; im festen Untergerüst der Welt konnte er sich verbergen.

Nach dem Wortlaute der Erzählung (Gylf. 7) stammen von Bergelmir die Geschlechter der Reifriesen (Hrimthursen) ab. Die Reifriesen aber haben ihre Stätte „tief drunten an der Totenpforte, unter des Weltbaums Wurzeln" (Skirn. 35). So birgt sich Bergelmir a ludr in das tiefe Gerüst der Welt, in die Unterwelt, mit Recht und Fug, und man versteht nun den Sinn der Erzählung: Bergelmir, der Ältervater der Reifriesen, birgt sich vor den siegreichen Göttern dahin, wo auch seine Nachkommenschaft hausen wird. Die Erzählung von Bergelmir setzt die Schöpfungsdarstellung bewußt fort; sie ist nicht leere Erfindung, sondern Schöpfungssage.

Grimm empfindet selbst, daß die Vergleichung von Ymirs Tod mit der Sintflut schwierig ist, da die wesentlichen Züge des biblischen Berichtes dem der Edda mangeln. Wenn nun auch das Boot Bergelmirs nicht mehr der Arche Noäh verglichen werden kann, so fällt der Vergleich völlig in sich zusammen. In der Tat ist nichts mehr da, das den Vergleich irgend rechtfertigen könnte, dem sich auch Simrock,[112]) Müllenhoff,[113]) Gering, Herrmann [114]) u. a. angeschlossen haben. Es kommt hinzu, daß die eddische Sage vor der Erde Schöpfung spielt, während die biblische Erzählung diese voraussetzt; die Edda bringt Weltallsbilder, die Genesis eine Menschengeschichte.

Wir sehen, daß der Mühlkasten des Grottiliedes im Mühlkasten Bergelmirs, der Groa und der Sinmara seine Entsprechung hat; in allen Fällen ist er das Bild des feststehenden Weltuntergrundes, das unterweltliche Gerüst, das sich in Ginnungagap mit Ymir bildete. Die Meinung der Edda ist nunmehr in allen diesen Fällen klar. Dadurch erweist sich aber rückwirkend das Bild des Mühlstabfahrers (Achsenfahrers) Mundilföri als des Vaters von Sonnen- und Mondgottheit aufs neue gerechtfertigt: das Bild der Himmlischen Mühle lebt tief in den Vorstellungen unseres Altertums und verklärt den um die feststehende Achse und über festgefügtem Untergrund sich alljährlich unaufhörlich vollziehenden Himmelsumschwung.

c. Die ungehorsame Mühle.

Die Geschichte von der Mühle Grotti hatte Snorri Sturluson (Skaldsk. 8) wie folgt erzählt: „In jener Zeit wurden in Dänemark zwei Mühlsteine gefunden, die so groß waren, daß keiner stark genug war, um sie zu drehen; und die Eigenschaft hatten diese Steine, daß man mit ihnen alles das auf der Mühle mahlen konnte, das derjenige, der mahlte, bestimmte.“ Als sie nun Unfrieden für Frodi mahlten, so „landete in derselben Nacht der Seekönig, welcher M y s i n g hieß. Dieser tötete den Frodi und machte gewaltige Beute; da war Frodis Friede dahin. Mysing nahm den Grotti und auch Fenja und Menja mit sich und befahl ihnen Salz zu mahlen. Um Mitternacht fragten sie, ob er nicht des Salzes überdrüssig sei; er aber hieß sie weiter mahlen. So mahlten sie denn noch eine Weile länger; da aber sanken die Schiffe, und dort ist seitdem ein Strudel im Meere, wo die See durch das Loch des Mühlsteins fällt. Seitdem ist auch das Meer salzig.“

An dieser Erzählung fällt auf, daß Mysing, der Gegner des Friedenskönigs Frodi, sein eigenes Unglück herbeiführt, indem er die Riesenmädchen weiter mahlen läßt, so daß seine Schiffe sinken. Der Grund des Sinkens ist überdies nicht klar. Den richtigen Zusammenhang finde ich nun in einem Märchen, das aus meiner ostfriesischen Vaterstadt berichtet wird [115]) und welches so lautet:

Warum das Meerwasser salzig ist.

Es war einmal ein lieber, wackerer Knabe, der hatte weiter nichts auf Erden als eine blinde Großmutter und ein helles Gewissen. Als er nun aus der Schule war, wurde er Schiffsjunge und sollte seine erste Reise antreten. Da sah er, wie alle seine neuen Kameraden mit blankem Gelde spielten, und er hatte nichts, auch nicht den geringsten Mutterpfennig. Darüber war er traurig, und er klagte es der Großmutter. Sie besann sich erst ein wenig, dann humpelte sie in ihre Kam-

mer, holte eine kleine, alte Mühle heraus, schenkte sie dem Knaben und sprach: „Wenn du zu dieser Mühle sagst:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Rote Dukaten gleich allhier!"

so mahlt sie dir, was du begehrst; und wenn du sprichst:

„Mühle, Mühle, stehe still,
Weil ich nichts mehr haben will!",

so hört sie auf zu mahlen. Sag aber nichts davon, sonst ist es dein Unglück!"

Der Junge bedankte sich, nahm Abschied und ging aufs Schiff.

Als nun wieder die Kameraden mit ihrem blanken Gelde spielten, stellte er sich mit seiner Mühle in einen düsteren Winkel und sprach:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Rote Dukaten gleich allhier!"

Da mahlte die Mühle lauter rote Dukaten, die fielen klingend in seine lederne Mütze. Und als die Mütze voll war, sprach er nur:

„Mühle, Mühle, stehe still,
Weil ich nichts mehr haben will!"

da hörte sie auf zu mahlen. Nun war er von allen Kameraden der reichste. Und wenn es ihnen an Speise fehlte, da der Schiffshauptmann sehr geizig war, sprach er nur:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Frische Semmeln gleich allhier!"

so mahlte sie so lange, bis er das andere Wort sagte; und was er auch sonst noch begehrte, alles mahlte die kleine Mühle. Nun fragten ihn die Kameraden wohl oft, woher er die schönen Sachen bekomme; doch da er sagte, er dürfe es nicht sagen, drangen sie nicht weiter in ihn, zumal er alles ehrlich mit ihnen teilte.

Es dauerte aber nicht lange, da bekam der böse Schiffshauptmann Wind davon, und das war Wasser auf seine Mühle. Eines Abends rief er den Schiffsjungen in die Kajüte und sprach „Hole deine Mühle und mahle mir frische Hühner!" Der Knabe ging und holte einen Korb voll frischer Hühner. Damit jedoch war der gottlose Mensch nicht zufrieden, er schlug den armen Jungen so lange, bis dieser ihm die Mühle holte und ihm sagte, was er sprechen müsse, wenn sie mahlen solle. Den andern Spruch aber, wenn sie aufhören solle, lehrte er ihn nicht, und der Schiffshauptmann dachte auch nicht daran, ihn darum zu fragen. Als der Junge gleich nachher allein auf dem Verdeck stand, ging der Hauptmann zu ihm und stieß ihn ins Meer und dachte nicht daran, wieviel Sorge und Mühe er Vater und Mutter gemacht hatte und wie die blinde Groß-

mutter auf seine Rückkehr hoffte, sondern stieß ihn ins Meer und sagte, er sei verunglückt, und meinte, damit sei alles abgetan.

Hierauf ging er in seine Kajüte, und da es eben an Salz fehlte, sagte er zu seiner kleinen Mühle:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Weiße Salzkörner gleich allhier!“

da mahlte sie lauter weiße Salzkörner. Als aber der Napf voll war, sprach der Schiffshauptmann: „Nun ist's genug!“ Doch sie mahlte immerzu, und er mochte sagen, was er wollte, sie mahlte immerzu, bis die ganze Kajüte voll war. Da faßte er die Mühle an, um sie über Bord zu werfen, erhielt aber einen solchen Schlag, daß er wie betäubt zu Boden fiel. Und sie mahlte immerzu, bis das ganze Schiff voll war und zu sinken begann, und ist nie größere Not auf einem Schiffe gewesen. Zuletzt faßte der Schiffshauptmann sein gutes Schwert und hieb die Mühle in lauter kleine Stücke; aber siehe! aus jedem kleinen Stück wurde eine kleine Mühle, gerade wie die alte gewesen war, und alle Mühlen mahlten weiße Salzkörner. Da wars bald ums Schiff geschehen: es sank unter mit Mann und Maus und allen Mühlen.

Diese aber mahlten unten am Grunde noch immerzu lauter weiße Salzkörner. Und wenn du ihnen nun auch den rechten Spruch zuriefest, sie stehen so tief, daß sie es nicht hören würden. Siehe, davon ist das Meerwasser so salzig. —

Die Übereinstimmung des altskandinavischen und des ostfriesischen Märchens liegt zu Tage. Die Wunschmühle, ursprünglich im Besitze guter Leute, geht auf schlechte Leute über, dort auf den Seekönig Mysing, hier auf den bösen Schiffshauptmann. Beide lassen sie Salz mahlen. In der nordischen Fassung fehlt, warum die Mühle nicht aufhört zu mahlen und warum die Schiffe sinken. In der ostfriesischen Fassung ist beides klar: der böse Schiffshauptmann, der gleich Mysing den früheren Besitzer getötet hat, weiß das Wunschwort nicht, so daß die Mühle nicht aufhört, Salz zu mahlen; um das Schiff vor dem Sinken zu retten, schlägt er die Mühle deshalb in Stücke, aber nun werden aus jedem Stücke der großen Mühle lauter kleine Mühlen, diese mahlen weiter Salz und das Schiff sinkt.

Die Edda berichtet, dort wo die See durch das Loch im Mühlstein fällt, ist seitdem ein Strudel im Meere, offenbar weil die Mühle auf dem Meeresgrunde weiter mahlt. Ebenso mahlen die vielen kleinen Mühlen der ostfriesischen Fassung auf dem Meeresgrunde weiter, und gewiß soll auch das die Meeresstrudel erklären. Beide Märchenfassungen zielen überdies darauf hin, die Bitterkeit des Meeres von der bösen Tat des Seehauptmanns herzuleiten.

Wir stehen vor der überraschenden Tatsache, daß ein altnordisches Märchen sich in größerer Klarheit an der ostfriesischen Nordseeküste bis heute erhalten hat. Die Jüngere Edda knüpft ihre Darstellung an die von ihr nicht mehr verstandene Schöpfungssage an; das ostfriesische Märchen hat die Art einer freien Erfindung. Entweder also ist das Märchen Schöpfungssage oder die eddische Anknüpfung ist von Snorri zu Unrecht vorgenommen. Insofern durch beide Fassungen nicht nur der Salzgehalt des Meeres sondern auch die Meeresstrudel (z. B. der norwegische Mahlstrom in den Lofoten u. a.) erklärt werden sollen, liegt das Bruchstück einer Schöpfungssage vor. Beide Meereserscheinungen sind bösen Ursprungs. Nach dem Mühlenliede und der ostfriesischen Fassung geht die Mühle in Stücke; aber in der letzteren Erzählung mahlen an ihrer Stelle lauter kleine Mühlen weiter, was dem Sinne des Mühlenliedes nicht entspricht. Und dies ist offenbar der eigentliche Sinn des Liedes von der Mühle Grotti: Weltuntergang. Snorri hat ein im Norden umlaufendes Märchen irrtümlich mit der Grottisage in Verbindung gebracht.

Und doch müssen die beiden Mühlensagen, die von Grotti und die von der Salzmühle, irgendwie zusammenhängen, da beide Wunschmühlen sind.

Der Flachs von der Spindel der Freyja wird zu Gold. Wir sagen noch heute, daß der Wunsch erfüllt wird, den man ausspricht, wenn Sternschnuppen fallen. Die Sternschnuppen sind Freyjas Tränen, die rotes Gold sind. Alle diese Märchen beziehen sich auf den Himmelsumschwung, die kreisende Weltallsspindel der Sternenfrau. Diesen Vorstellungen also verwandt erweist sich die goldmahlende Wunschmühle, welche wiederum das kreisende Weltall ist. Es spricht sich in ihnen der fromme Sinn aus, der von der in der Sternenhöhe waltenden Gottheit Erfüllung des Gebetes hofft.

d. Riesenmühlen.

Die Meeresstrudel sind von riesischen Mächten durch Zerstörung der Himmlischen Mühle hervorgerufen. Diese Sage führt uns nun weiter.

Nach Asinius Pollio berichtet Plutarch,[116]) daß die weisen Frauen der Germanen aus den Wirbeln der Flüsse, den Windungen und dem Geräusche der Strömungen weissagten.[117])

Im Norden wurden dem Strudel Tiere geopfert[118]) und ähnlich heißt es bei Homer (Il. 21,130 f.):

„Nicht ja einmal der Strom mit mächtigem Silbergestrudel
Rettet euch, welchem ihr oft soviel darbringet der Stiere
Und starkhufige Ross', in die Flut lebendig versenket."

So opferten[119]) vor alters die Argeier dem Poseidon Pferde, indem sie diese in den „Strudelfluß" stürzten.

Die „Wasserriesen", die für den germanischen Norden in Betracht kommen, sind Mimir und Aegir, beide riesischen Stammes und daher den Göttern nicht wohlwollend gesinnt. Aegir wird (Hymir 2 f.) „der haderlustige genannt, der Übles den Asen anzutun gedachte." Aegir ist das alle Welt umkreisende Wendelmeer.[120]) Ihm gehören mithin auch alle Strudel, deren beständiges Kreisen dem Kreisen des Wendelmeeres und dem Kreisen der Weltmühle entspricht. Sein Bestreben ist wie das aller riesischen Mächte, die Götterschöpfung zu zerstören. Dem Mimir muß Odin sein Auge verpfänden (Vol. 29). Beide haben Weltallsgröße. Im Weltuntergang heißt es (Hyndla 44):

„Es steigt das Meer im Sturme zum Himmel,
die Länder verschlingt es."

Und Vol. 57:

„Die Sonne wird schwarz, es sinkt das Land ins Meer."

Das Meer ist also Riesenwelt; Quellen und Strudel werden „verehrt und gefürchtet von jedem."[121]) Das Steigen und Fallen der Wasser gibt zur Weissagung Anlaß. Der Gedanke liegt nahe: Die Riesenmacht ist den Göttern feind; aus ihrem Wirken aus dem Dunklen herauf in Strudeln, Flüssen, Quellen sucht man den Stand der ewigen Schlacht zwischen Licht und Finsternis zu erkennen, an welcher die Menschen teilhaben sollen. Man bringt jenen feindlichen Mächten Opfer und Gebet an diesen finsternisgeborenen Quellen, Strudeln und Flüssen, um die Riesenmacht zu besänftigen, den Stand der ewigen Schlacht zu Gunsten der Himmlischen zu beeinflussen.

Der Strudel scheint also ein Zeichen der Weltmeereskreisung; daher bringt man nicht dem Strudel Verehrung und Furcht entgegen, sondern der jenseits des Strudels ausgebreiteten, weltumspannenden Riesenmacht, deren Bewohnerin die Mitgartsschlange; denn diese Macht umklammert die Schöpfung mit Urbosheit. Verehrt wird in Wirklichkeit die himmlische Gottheit, die es vor dem Andringen der Bosheit zu bewahren gilt. Diese Strudelopfer sind also Zeichen einer den himmlischen Lichtmächten geltenden frommen Gesinnung.

Ausdrücklich belehrt die eddische Mühlensage, daß ein Strudel dort entstand, wo die Mühle Grotti versank, und dasselbe meint das ostfriesische Märchen von den vielen kleinen Mühlen. Grotti ist aber himmlische Kreisung um die Mühlenachse, an welcher Kreisung das Wendelmeer Aegirs teilnehmen muß ob auch wider Willen. Ja, gegen seinen Willen; denn die Kreisung ist göttliches Schöpfungswerk und diese Mühle gilt es zu zerstören; die in den Dienst gestellten Riesenkräfte, Fenja und Menja, mahlen, daß die Mühle zerspringt; der böse Schiffshauptmann haut die Mühle in Stücke; Mysing (Mäusesohn, Nachtsproß) läßt sie zum Meeresgrunde gehen. In dem Menschenmärchen mahlen die Mühlen auf dem Meeresgrunde weiter; aber in der Weis-

sagung des Mühlenliedes geht die Mühle in Trümmer, ohne weiter mahlen zu können d. h. die Schöpfungskreisung hört auf. Auch sie wird aber wiederbeginnen in der vollendeten Welt, denn die Riesenmacht geht unter dem Zusammenbrechen der Weltallsmühle selbst zugrunde und in der neuen Welt fährt die Tochter der Sonne auf der alten Bahn der Mutter.[122]) Diese Hoffnung beruht darauf, daß die Weltachse, der Weltbaum, hier die Mühlenachse, aufrecht bleiben wird, der Sinn der gesamten jetzt noch unvollendeten, dann aber zerstörungsfreien, vollendeten Schöpfung.

Aus allem ergibt sich, daß die Mühlen des Märchens „Warum das Meerwasser salzig ist" nur eine Abart der großen Schöpfungsmühle sind; die Märchen selbst sind aus der großen Schöpfungssage von der Himmlischen Mühle entstanden und haben diese in ihrem Kerne bis heute bei uns erhalten.

* * *

So erscheint das alte Wort „Gottes Mühlen mahlen langsam" in einem unsäglicher Schönheit vollen Glanze. Aber in seiner reinen ländlichen Schönheit nicht nur, sondern auch in seiner Größe, Ruhe und Frömmigkeit ist es ganz von der Art, die auch in der „Spindel der Gottheit", im Weltbaum und im Himmlischen Schwerte lebt, und ein Beweis für die alte Verklärung des Himmels.

Wie die Himmlische Spindel in ewiger Rechtsdrehung kreist, so halten in der alten Weissagung des Mühlenliedes die gottbezwungenen riesischen Stoffmächte das Weltall in unablässiger Rechtskreisung. Licht, Freude und Frieden sollen sie mahlen und mahlen doch aus feindlichem Willen Feuer und Untergang, das Göttergeschick des Weltbrandes. Über dem festruhenden Weltgrund dreht sich um die senkrechte Achse die himmlische Mühle, das kreisende Sternenall; in das Gebälk, in die Unterwelt hat sich das Riesengeschlecht geborgen.

4. Der Weltbohrer.

Nach der Jüngeren Edda (Brag. 3) erschaffen Asen und Wanen nach beendeter Fehde aus ihrem Speichel den urweisen Kwasir; dieser wird von den Zwergen Fjalar und Galar getötet. Sein Blut lassen sie in den Kessel Odrörir und in zwei Krüge Son und Bodn rinnen und mischen es mit Honig. „Diese Flüssigkeit heißt seitdem Met und jeder, der davon trinkt, wird ein Dichter und ein Weiser." „Einmal[123]) luden die Zwerge einen Riesen zu sich, der Gilling hieß, und forderten ihn auf, mit ihnen ins Meer zu rudern. Dort aber stürzten sie das Schiff um und er ertrank. Als sein Sohn Suttung dies erfuhr, ergriff er die Zwerge und brachte sie nach einer Klippe, die zur Flutzeit vom Wasser überspült wird; da boten sie ihm den Met als Vaterbuße

an. Suttung bewahrte ihn in dem Gebirge Hnitbjorg und vertraute ihn der Hut seiner Tochter Gunnlod an." — „Wie gelangte Odin zu dem Met? — Er kam einmal an einen Ort, wo er 9 Knechte fand, welche Gras mähten. Er erbot sich, ihre Sensen zu schärfen, und zog einen Wetzstein aus der Tasche, den sie alle mit ihren Köpfen bezahlen mußten, denn im Streite um den Stein schnitten sie sich gegenseitig mit ihren Sensen die Hälse durch. Darauf kam Odin zu Baugi und nannte sich Bolwerk. Baugi erzählte ihm, daß er auf schlimme Art um alle seine Knechte gekommen sei. Da erbot sich Odin, an Stelle jener 9 allein die Arbeit zu verrichten, wenn er dafür einen Trank von Suttungs Met erhielte. Baugi erwiderte, daß er über den Met nicht verfügen könne, da Suttung ihn für sich allein behalten wolle; doch wolle er mit Bolwerk ausziehn und versuchen, ob sie den Met erhalten könnten. Bolwerk verrichtete nun während des Sommers die Arbeit der 9 Männer; im Winter aber verlangte er seinen Lohn. Darauf begaben sich beide zu Suttung und verlangten von ihm den Met; dieser jedoch verweigerte ihn. Sie machten sich aber dennoch auf den Weg und Bolwerk zog den Bohrer Rati heraus und durchbohrte damit den Felsen Hnitbjorg, verwandelte sich dann in eine Schlange und kroch durch das Bohrloch. Er schlief 3 Nächte bei Gunnlod und trank 3 Züge von dem Met, mit denen er alle 3 Gefäße leerte. Dann nahm er Adlergestalt an und flog fort; Suttung aber legte ebenfalls sein Adlergewand an und flog ihm nach. Die Asen hatten ihre Gefäße in den Hof hinausgesetzt; in diese spie Odin den Met; einiges aber hatte er hinten von sich gegeben, als ihm der Verfolger nahe war, und dies ist der Dichterlinge Anteil und man heißt es Adlerkot. Der Met Suttungs aber ist für die bestimmt, welche gut zu dichten verstehen."

Die Deutung dieses bisher unverstandenen Märchens ergibt sich aus Folgendem:

Hnitbjorg[124]) ist die „Burg des Zusammenstoßes" und entspricht den homerischen Plankten (Odyss. 12,61 f):

„Irrende Klippen nennt sie die Sprache der seligen Götter."

Die Bahnen der Sonne und die des Mondes schwanken ständig gegeneinander und ähneln darin zwei gegeneinander stoßenden Felsen; nur das Schiff Argo ist heil hindurchgekommen (Odyss. 12,69 f.). Die „Tauben" (Plejaden) bringen auf dem Himmelswege (sie stehen im Sternbilde des Stieres, also im Tierkreis) dem Zeus Ambrosia, das himmlische Naß, den Unsterblichkeitstrank, dessen Übereinstimmung mit dem Met der Odrörirsage Adalbert Kuhn (Herabkunft) völlig erwiesen hat.

Auch das babylonische Weltbild kennt, wie wir gesehen haben, 2 Gipfel des Weltberges; der eine entspricht dem Höchststand der Sonne, der andere dem des Mondes. Die 3 Tage der Unsichtbarkeit des Mondes heißen „Tage der Verwirrung". [125])

Das Schwanken der Mondbahn gegen die scheinbare Sonnenbahn (Ekliptik) läßt sich mit bloßem Auge beobachten und ist wohl auch im germanischen Altertum von den Sternkundigen an ihrer Lage zu den Standsternen beobachtet worden. Für Babylon wenigstens bezeugen Keilschriften aus Asurbanipals Zeit,[126]) daß der Stand des Mondes an den Plejaden gemessen wurde, die als 1. Mondhaus galten.[127]) Die tägliche Beobachtung des Sonnenlaufs ergab die Vorstellung eines Berges,[128]) dem der benachbarte Berg der Mondbahn entsprach. Gerade der arische Gebrauch des Sternmonats, der auf der Rückkehr des Mondes zum selben Standstern in 27,3 Tagen beruht, mußte die Beobachtung des Schwankens der Mondbahn begünstigen.

Nun ergibt freilich das Schwanken der Mondbahn gegen die Sonnenbahn nicht die dreitägige Unsichtbarkeit des Mondes, sondern bewirkt lediglich die Unregelmäßigkeit der Sonnen- und Mondfinsternisse. Dem alten Stand der Himmelskunde entspricht es aber, daß auch das dreitägige Verschwinden des Mondes in der Sonne auf ein Zusammenstoßen beider Bahnen zurückgeführt wurde, woran soviel richtig ist, daß in der Tat der Glanz der Sonne es ist, welcher den vor ihr herschwebenden Mond unsichtbar macht.

Hnitbjorg, das germanische „Gebirge des Zusammenstoßes" hat daher seinen Namen vom monatlichen Zusammenstoßen des Sonn- und des Mondberges in den 3 Neumondstagen. Die griechischen zusammenstoßenden Felsen, die Symplegaden sind dasselbe Himmelsgebirge, über welches Sonne und Mond fahren. Als die „Plankten" Homers aber, die „irrenden Klippen" sind diese selben schwankenden Felsen in einer anderen Lage und Zeit gesehen, nämlich dort, wo sie im Frühling das Sternbild der Tauben (Plejaden) beständig zwischen sich zu zerstoßen suchen, wie wir dies in dem Abschnitte über die Argo ermittelt haben.

Daß das Verschwinden des Mondes im „Neumond" auf sein Zusammenstoßen mit der Sonne zurückzuführen sei, weiß auch das älteste Indien, wofür die Belege in Kirfels Kosmographie (S. 31 f.; Zimmer S. 349) nachgelesen werden mögen. So heißt es im Aitareyabrahmana: „Der Mond tritt in der Neumondnacht in die Sonne ein; „aus der Sonne wird der Mond geboren." Die Sonne wird als Indra bezeichnet, der Mond als Vritra (Orthros), von der Sonne verschlungen. So wie Odin den Mond ausschlürft (Odroerir), so heißt es von Indra: „Nachdem er ihn leer gesaugt hat, wirft er ihn aus und also ausgesaugt, wird der Mond am westlichen Himmel gesehen und nimmt wieder zu." Satapathabr. I 6, 4; 20; Kirfel 32.

Beide Felsen, die Sonnen- und die Mondbahn, stoßen also nach dieser Anschauung zusammen im Neumond, in dem der Mond für drei Tage unsichtbar wird, weil er nahezu zwischen

Erde und Sonne herschwebend uns seine unbeleuchtete Seite zukehrt. Er verschwindet mit einer schmalen Sichel vor der Sonne in der Morgendämmerung und taucht mit der neuen schmalen Sichel als Neulicht nach 3 Tagen vor Sonnenuntergang wieder auf, um seine stete Reise von West nach Ost (scheinbar nur von Ost nach West) zunächst über den Tageshimmel, dann immer weiter über den Nachthimmel bis zum neuen Verschwinden in der Morgendämmerung wieder aufzunehmen. Mond (die Schale, aus welcher Mimir morgens den Met trinkt) und Himmelsmet gehören in der indogermanischen Vorstellung völlig zusammen.

Der Riese Suttung d. i. „Säufer" ist wohl der irdische Weltgrund überhaupt; allnächtlich „säuft" er das Himmelsnaß. Da der Mond in der Morgendämmerung vor der Sonne verschwindet und als Neulicht erst am 3. Abend vor Sonnenuntergang wieder erscheint, so liegt das Gebirge Hnitbjorg dazwischen in dem riesischen Machtbereich und so vermag Suttungs Tochter Gunnlod den Himmelsmet 3 Nächte in ihrer Gewalt zu behalten.

Aber Odin weiß Rat: Er durchbohrt das „Gebirge des Zusammenstoßes", das Himmelsall mit dem Bohrer Rati d. h. er dringt in die dreinächtige Kammer der Gunnlod, trinkt in drei Zügen d. i. drei Nächten den Met völlig in sich hinein und entflieht als Neulicht auf dem Himmelswege nach Asgard. Baugi, der „Gebogene", und seine 9 Knechte sind begreiflich das letzte Viertel des neunnächtigen Lichts vor dem dreitägigen Unsichtbarwerden des Mondes; die Wiese, auf der sie ihre Sicheln gebrauchen, ist die Himmelswiese Idafeld. Odrörir ist der leere Himmelsraum, der Kessel, in den der Mond sein Licht verliert, die beiden Krüge Son und Bodn die zu beiden Seiten des Schwarzmonds stehenden, gleichfalls unsichtbaren Mondsicheln; zusammen sind sie die für uns mondlose Zeit von 3 Tagnächten.

Odrörir bedeutet Odrührer; Od ist in anderer Verbindung der Mond, Freyjas Geliebter;[129]) der Kessel Odrörir ist also richtig der Kessel, in dem der Mondtrank gerührt wird, die dreitägige mondlose Zeit, aus welcher durch Odins List wieder das Neulicht aufsteigt und seinen Weg nach Walhalls Höhe nimmt.[130])

Das Märchen von Odrörir stellt also im Sinnbilde die Errettung des Mondes aus der riesischen Finsternis dar, die sich allmonatlich für drei Tage seiner bemächtigt.

Zu ermitteln ist noch, warum in einer Handschrift Baugi mit seinen 9 Sichelknechten ein Bruder Suttungs genannt wird, da er doch eine Neunerwoche des Mondes selbst zu sein scheint und warum Odin ihm diese 9 Knechte tötet. Der Wetzstein, den Odin zwischen sie wirft, kann nur die Sonne selbst sein, die für drei Tage das Feld dazwischentretend ohne den Mond beherrscht, wie Odin die Arbeit der Knechte allein zu tun übernimmt und zwar „einen Sommer lang". Aber das ist Märchensprache. Die

Sonne tritt zwischen die beiden Lichtgestalten des Mondes und macht ihn unsichtbar. Das mag auch der Grund sein, warum es heißt, daß Odin (er selbst der Wetzstein) die verblassenden letzten Neunersicheln als Sonne tötet. Anscheinend sind die beiden Erzählungen, die jede denselben Sinn in anderer Form wiedergeben, vom Sammler (Snorri Sturluson) unrichtig zusammengesetzt worden.

Über Suttungs Behausung ist aus dem Skirnirliede noch mehr Klarheit zu gewinnen. Skirnir wirbt für Freyr um die Riesentochter Gerd, die so schön ist, daß es Skirn. 6 heißt:

„vom Glanz ihrer Arme erglühte der Himmel
und all das ewige Meer".

Da Gerd sich zunächst spröde zeigt, verflucht der Götterbote sie:

„Hört es, ihr Toten, ihr Reif-Thursen,
ihr Abkommen Suttungs, ihr Asen auch,
wie mein Bann verwünscht, mein Gebot verwehrt
Verkehr mit Männern der Maid,
Freude an Männern der Maid.
Hrimgrimnir heißt der Thurs, der dich haben soll
in den Tiefen der Totenwelt . . . .
unter des Baumes Wurzeln."

Suttungs Nachkommen sind nicht Reifthursen, deren Sitz „in den Tiefen der Totenwelt unter den Wurzeln der Welteſche" (fyr nagrindr nethan, a vidar rotum) unterirdisch ist. Suttungs Wohnsitz ist dort, wo Odin den Riesen nach Ymirs Tötung den Wohnsitz angewiesen hatte, an den Küsten des Weltallmeeres.[131]) Der Glanz der Arme Gerds ist das Nordlicht, das winterlich schön den Himmel und das Meer erglühen läßt. Die Strahlen des Nordlichts aber reichen vom fernen Norden bis zur Himmelshöhe hinauf; somit sind auch die Riesen selbst von Weltallsgröße und es ist wohl zu verstehn, daß aus Ymirs Schädel allein das Himmelsdach gebildet werden konnte.

Im Gebirge des Weltallkreises ist Gunnlods Grotte gelegen; in der Höhe des Abends taucht aus ihr allmonatlich die neue Mondsichel wieder auf.[132])

Zu dieser Gebirgswelt Suttungs, welche keineswegs bloß irdisches Gebirge bedeutet, sondern die dem Schöpferstreben der Götter entgegengesetzte Zerstörungsmacht, welche den lichten Gott Heimdall auf Bifrost gegen den Ansturm der „Bergriesen" wachhält, gehört nun auch Hnitbjorg, die Burg des Zusammenstoßes, der Ort, wo die beiden Bahnhöhen der Sonne und des Mondes zusammenprallen. Die riesische Macht strebt dauernd den Himmel der Götter zu stürmen. Allmonatlich einmal gelingt es ihnen, den Mond für drei Tage in ihre Gewalt zu bekommen. Hnitbjorg ist also das Himmelsgebirge selbst, über das hinweg Sonne und Mond fahren; Himmelsberg aber nur, insofern er riesischer Gewalt erreichbar ist, nicht der Himmel,

nicht Asgard, der Seligen Höhe im Weltall darüber. Auch Fenrirs, des riesischen Allwolfes Rachen reicht von der Erde zum Himmel.

In Hnitbjorg, im riesischen, von der Erde auf himmelstürmenden Weltgebirge, ist Gunnlods Grotte, wo sie den Met der Götter verborgen hält. Suttung will den Schöpfungstrank nicht herausgeben.

Da hilft der Bohrer Rati. Die indische Entsprechung der Odrörirerzählung hat Adalbert Kuhn (Herabkunft) völlig klargelegt; dem eddischen Bohrer entspricht in Indien der Quirl, mit dem die Götter, auf dem Himmelsberge Meru zusammengekommen, den Unsterblichkeitsmet aus dem Milchmeer des Urweltalls heraufquirlen. Das Amrita steht als Soma zum Monde in unmittelbarer Beziehung. Der Mond ist durch das gesamte arische Altertum Spender der Schöpfungsfruchtbarkeit, des „Taues", aller Zeugungs- und besonders Gebärtüchtigkeit.

Als Quirl dient den indischen Göttern der Weltberg Mandara,[133]) ein Gerät von nicht geringer Ausdehnung. Mandara ist Drehberg (Möndul). Mandara und Meru sind dasselbe.[134])

Die Tätigkeit des Bohrers schildert Odin selbst (Hav. 105): „Des Bohrers Spitze ließ ich Raum hindurch schaffen und durch Gestein nagen; über und unter mir standen der Riesen Wege, so wagte ich den Kopf dazu."

Das Ergebnis des Bohrens ist, daß die Grotte Hnitbjorgs gesprengt wird und daß der Mond wieder den alten Pfad zur Höhe von Asgard hinaufschweben kann. So ist klar, daß der indische Quirl und der eddische Bohrer die gesamte Himmelsumdrehung bedeuten, welche sich um die Weltachse vollzieht. Wiederum ist die allnächtliche Erscheinung des kreisenden Himmels und seines am Nordstern sichtbaren Achslagers der Anlaß zu diesen Schöpfungssagen. Die Umdrehung des Himmels um seine Achse befreit den Mond aus der riesischen Finsternis und mit ihm den Schöpfungstrank, der Götter und Menschen unsterblich macht und den Dichter beseelt.

Bohrer und Quirl scheinen nun gewiß nicht dasselbe. Für die unaufhörliche Rechtsumdrehung des Himmels wäre unser Bohrer ein passendes Sinnbild, der Quirl aber wird abwechselnd rechts und links herumgedreht. Und doch stimmt auch dieses letztere Sinnbild. Die Rechtsdrehung des Himmels mit allen seinen Sternen ist des Nachts sichtbar; tagsüber wird der Quirl unsichtbar wieder links herumgedreht, damit die Sonne wieder an ihre alltägliche Aufgangsstellung im Osten zurückgebracht wird, von welcher aus sie alsbald den Westweg wieder einschlägt. Der Bohrer müßte mithin allein auf den nächtlichen, der Quirl auf den nächtlichen und täglichen Himmelsumschwung zielen. Der Bohrer

des Altertums[135]) ist aber nichts anderes als ein Quirl und so sind mit Recht Bohrer und Quirl einander völlig gleiche Bewegungsmittel des Himmels und seiner Gestirne einschließlich Sonne und Mond. Die allnächtlich erneute Rechtsdrehung bewirken sie wie die übrigen Sinnbilder Spindel und Mühle.

Rati heißt „Bohrer". An der Weltesche läuft das Eichhörnchen Ratatoskr, Bohrzahn, auf und ab (Grimnir 32, Gylf. 16). Der Name ist wohl nicht ohne Beziehung zum Rati gewählt.

* * *

„Bestlas Bruder, des Bolthorn Sohn,
lehrte mich wirksamer Weisen neun,
und den Trank erlangt' ich des trefflichen Mets,
aus Odrörirs Inhalt geschöpft."

Dieses Gesätz (Hav. 140) zeigt dann noch zu allem Überfluß, daß es die Mondzahl 9 ist, welche zur Gewinnung des Trankes erforderlich war. Die Umschwungszahl des Mondes entreißt den Mond der riesischen Gewalt und führt ihn die Himmelsbahn wieder hinauf.

Wenn gerade Bestla, die riesische Mutter Odins, es ist, welche ihm die „9 Hauptlieder" d. i. die Umschwungszahl des Mondes lehrt, die den Mond seiner alten Bahn zurückzugeben vermag, so spricht sich darin die alte Gesinnung aus, daß das Weltall Asgard mit Hilfe riesischen Könnens (Gylf. 42) gebaut ist, wie auch sonst Odin Schöpfungshilfe von den Riesen holt (Balders Tr. 2) und sich der Weisheit Mimirs versichert; der Gott überlistet die feindlichen Riesen mit riesischem Wissen und rettet seine Schöpfung doch nicht vor dem Untergange.

So ist nunmehr die ältere Fassung[136]) der Erzählung Odins völlig verständlich geworden:

„Den Riesengreis suchte ich auf, zurück nun bin ich gekommen,
wenig erwarb ich durch Schweigen dort;
meinen Vorteil zu finden, mußt' ich viele Worte
reden in Suttungs Saal.

Bahn ließ ich schaffen des Bohrers Spitze
und zergnagen den Gneis;
rings um mich ragten der Riesen Pfade,
so wagt' ich Leben und Leib.

Gunnlod gab mir auf goldenem Stuhle
den Trank des trefflichen Mets;
doch die Arme erntete üblen Lohn
für den selbstlosen Sinn,
für ihres Herzens Harm.

Mit Lust trank ich, was List mir erwarb,
dem Klugen wird wenig verwehrt;
so ist Odrörir nun nach oben gekommen
in die Wohnung des Weltenherrn."

* * *

Es ist die Eigentümlichkeit der Schöpfungssage, daß sie dauernde und regelmäßig wiederkehrende Vorgänge in einen einmaligen Vorgang verdichtet. Das Schöpfungsgeschehen, das uns umgibt und an dem wir teilhaben, ergibt sich dadurch als göttliche Satzung. So kehrt das Liebeswerben Freyrs, des Himmelsgottes, um die Nordlichtschönheit Gerds alle Winter wieder und beide treffen sich zu jedem Frühling im Haine Barri d. i. dem Knospenden. Die alljährlich wiederkehrende Schöpfungserscheinung ist in der Dichtung zu einmaligem urbildlichem Hergange geworden. Dies gilt für alle regelmäßig wiederkehrenden Schöpfungsvorgänge und nicht zum wenigsten für die große Weltuntergangssage. So auch gewinnt Odin in der Odrörirdichtung den Schöpfungstrank aus der riesischen Gewalt zurück, in Entsprechung der Wirklichkeit aber stellt die Erzählung die allmonatlich wiederkehrende Befreiung des den Schöpfungstrank spendenden Mondes, die drei Tage und Nächte anhaltende Mondlosigkeit und das Wiedererscheinen des Mondes in einmaligem sinnbildlichem Vorgange dar.

Darüberhinaus lehrt die indische und germanische Übereinstimmung in der Erbohrung oder Erquirlung des Schöpfungsmetes,[137]) daß die Unsterblichkeit der Götter an diesen Trank geknüpft ist. Das stimmt wieder völlig mit unserer Deutung des Kessels als Schwarzmond (Neumond): Der Mond (Od) ist als der „Messer" Inbegriff der Zeit; diese endet im Weltbrande, wie der Mond 27 Tage nach dem Neulicht für drei Tage „in die Sonne stürzt" und unsichtbar bleibt, bis Odin ihn durch Bohrung, Indra durch Quirlung d. h. durch den Himmelsumschwung als Neulicht wiedererscheinen läßt.

Das Märchen vom Odrörir (d. i. Odrührer in Verbindung mit der Quirlvorstellung) ist also zugleich Göttersage, Sinnbild unseres letzten Weltalters, Sinnbild des Kampfes, den diese Götterschöpfung dauernd um ihr Leben ausfechten muß.

Somit erhält der himmlische Met den höchsten Rang nicht nur in der Götterwelt, sondern auch in aller Schöpfungslust der Erde, er ist es, den Odin und Saga (Grimn. 7) täglich aus goldenem Gefäß (dem Monde) in Himmelshöhen (Grimn. 4) trinken und der den göttlichen Rausch der Dichtung in Menschenherzen erzeugt.

* * *

Nunmehr erhellen sich auch die sprachlichen Zusammenhänge. Aus der indogermanischen Wurzel vât „erregt sein" [138]) sind ent-

standen: lat. vates „gottbegeisterter Sänger"; altirisch faith „Dichter"; althochdeutsch wuot „Wut", Wuotan; altnordisch ódr „wütend"; Od (Hyndla 48); angelsächsisch woth „Gesang"; altnordisch odr „Poesie, Gesang"; „Edda"; „Vernunft" (Vol. 21, 2, 6), Odenn = Odin (aus älterem Vodenn); odroerir.

Der Zusammenhang aller dieser Bedeutungen ergibt sich aus dem lateinischen vates. [139])

Nach dem Hyndlaliede ist Od, der Geliebte der nächtlichen Freyja, der Mond selbst; die Göttin bestätigt, daß Ottar selbst der „goldene Eber" sei, auf dem sie gen Walhall reite (46):

„Meinem Eber bringe Erinnerungstrank,
daß aller Worte, die du eben sprachst,
er am dritten Morgen gedenken möge,
wenn er und Angantyr ihre Ahnen zählen."

Der goldene Mondeber ist Od; [140]) am dritten Morgen, also nach 3 Nächten soll er, befähigt durch den Erinnerungstrank, seine Ahnen zählen. Die Deutung ist nun aus der Odrörirsage klar: Nach 3 Nächten der Verborgenheit soll der Mond (Od), gekräftigt durch den geistigen Trank (Od), seine Ahnen zählen; das Neulicht soll nach drei Nächten wieder hervortreten und sich an seine 3×9=27 lichten Ahnen erinnern, um die alte Bahn wieder aufnehmen zu können. Der Grundgedanke des Hyndlaliedes ist wieder das Märchen vom Neulicht, das aus der Verborgenheit auftaucht. Und wie in der Odrörirfassung Odin die Riesen mit List um ihren Raub bringt, so wird auch von Freyja die Riesin mit List zur Hergabe des Erinnerungstrankes vermocht, indem die Göttin für den vorgetäuschten Ottar fordert, was Od, der Mondgeliebte der Sternenfrau, für sein Wiedererwachen braucht. Der „Erinnerungstrank" ist im Besitze der Riesin, Freyja erlistet ihn für Od, den Mond. Der Trank ist also derselbe wie der Met im Kessel Odrörir.

Wie im Indischen Soma der Göttertrank mit dem Monde gleichgestellt wird, so ist Od der mystische Name für Mond. Dieser Unsterblichkeitstrank ist der Götter Leben, ohne ihn würden sie alsbald dahinsterben. Die Gemeinsamkeit dieser Beziehungen verbürgt diesen Erzählungen höchstes Alter. Im Germanischen ist der Trank völlig geistiger asischer Art, so sehr auch die wanische Herkunft durchschimmert. Sein Name birgt das Erregtsein des göttlichen Geistes, er ist in Od, im Namen des Odin = Wuotan, des „Wutenden", Alldurchstürmenden, in odr = Dichtkunst, Vernunft, im Namen der Edda selbst enthalten. Od ist also die wirkende Kraft der gesamten Schöpfung, er ist Odins Nahrung, von der allein (Grimn. 19) der Gott „alle Zeit lebt." Fehlte es einmal an ihr, so ginge die Welt zugrunde.

Wie in Indien so müssen auch im germanischen Kreise die Götter den Unsterblichkeitstrank dauernd gewinnen, denn immer sucht die riesische Finsternis ihn in ihre Gewalt zu bekom-

men. Das Mittel ist der Weltbohrer, die gesamte Umdrehung des Himmels um die Weltachse, die göttliche Weltordnung, welche dauernd das göttliche Licht erneut.

* * *

Nach Vol. 18 ist es Hönir, der den Menschen den od einpflanzte. So wird es verständlich, daß die Wanen den Besitzer des Schöpfungstrankes als Geisel von den Asen empfangen, die Asen aber den himmlischen Njord. Durch die Gemeinsamkeit des Unsterblichkeitstrankes wird der Friede zwischen Asen und Wanen, geistiger und sinnlicher Macht, befestigt (Gylf. 23). Hönir, der Verwalter des Odtrankes, war nach der Ynglingensage 4 „groß und ansehnlich", aber ohne Mimirs Hilfe ratlos. Nach Vol. 63 wird Hönir nach dem Endkampfe wieder in der vollendeten Welt sein und den „Loszweig wählen" [141]) d. h. er wird Mimirs nicht mehr bedürfen. War der Schöpfungsgeist bis dahin unvollkommen, so daß er immer von neuem mit List der riesischen Feindeswelt abgewonnen werden mußte, so bedarf es in der vollendeten Welt nicht mehr der List: das Riesische ist vernichtet, das Licht allein herrscht.

Der Bohrer Rati ist Sinnbild der Weltachse, die den Weltberg mit seinen 2 zusammenstoßenden Gipfeln (den Plankten Homers) durchbohrt. Seine Tätigkeit ist Götterwerk; der Himmelsumschwung bewegt die träge riesische Masse, wie die Himmlische Mühle Gold, Glück und Frieden mahlt. Des Weltumschwungs Frucht aber ist der Unsterblichkeitstrank, der nicht nur den Göttern strahlende Jugend, sondern auch dem Dichter die schöpferische Begabung und Begeisterung aus des Gottes Kraft verleiht. Um seinetwillen kreist das Weltall in ewiger göttlicher Bewegung; unablässig entreißt der Himmlische Bohrer als Weltachse die göttliche Ordnung dem riesischen Vernichtungswillen und ist somit sinnlicher Ausdruck der in der gesamten Schöpfung sich offenbarenden stoffbezwingenden Schöpferlust der himmlischen Gottheit.

5. Yggdrasil und die Heilige Palme.

Leto ist in der griechischen Göttersage die Mutter des Apollon und der Artemis, die sie von Zeus empfing:

„Leto gebar den Apoll und Artemis fröhlich im Pfeilschuß,
Beide von lieblichster Art vor sämtlichen Himmelsbewohnern,
Als sie dem ägistragenden Zeus in Liebe sich einte."

Hesiod, Theog. 918—920.

„Gegrüßet, selige Leto,
Sei uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollon den König,
Artemis hast du geboren, die Freundin treffender Pfeile;
Auf Ortygia diese, auf Delos jenen, der rauhen
Insel, am großen Gebirge, dem kynthischen Hügel, gebarst du
An die Palme gelehnt."

So leitet der herrliche homerische Hymnos auf den Delischen Apollon (V. 12 f.) die Schilderung der göttlichen Geburt ein. Die „große" Leto hatte im Kreise herumirrend endlich im griechischen Meere die kleinste Insel, die wüste Delos gefunden, die ihr die Geburt des mächtigen Gottes gestattete. Schwer leidet die Göttin, bis Eileithyia, die Geburtenlöserin, gegen das Geschenk des 9 Ellen langen Halsbandes Hilfe bringt: [142])

„Da Eileithyia, die Helferin, Delos betreten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Letos Entbindung.
Mit den Armen umschloß die Göttin den Palmbaum; die Füße
Stemmte sie gegen das Gras, die Erde lächelte. Mächtig
Sprang ans Licht der göttliche Sohn, es jauchzten die Frauen
— und wie von Golde beladen
Glänzte Delos vor Freuden, den Sohn Kronions und Letos
Endlich schauend."

Die Deutung dieser Göttersage ist schon dem Altertum geläufig. Delos wird auch Ortygia genannt, dann auch Asteria d. i. Sterneneiland, Leto heißt die große, dunkelgewandige, freundliche; sie ist die N a c h t. Geliebt vom Allvater Zeus gebiert sie Apollon und Artemis, denen die beiden großen Himmelsgestirne eignen, d. h. aus der himmlischen Ehe von Tag und Nacht entspringen Sonne und Mond. [143]) „(Die Göttin) irrt förmlich im Kreise umher von Kreta nach Athen und an der griechischen Küste bis zum Athos, dann an der thrakischen und asiatischen, bis sie endlich in dem Mittelpunkte, wo die Radien dieses Kreises zusammenlaufen, den gesuchten Ort findet, in Delos." Delos d. i. wörtlich „Offenbarungs"insel.

Der Klärung bedarf nur noch, warum die Göttin sich an die Palme lehnt und diese mit den Armen umschlingt: Da Delos in dieser Sage als der Mittelpunkt der Welt angesehen wird, so dürfen wir wohl versuchsweise als ältesten Beleg für die heilige Palme ein altsumerisches Bruchstück [144]) beibringen

„in Nunki (Eridu, Südbabylonien) wuchs auf eine dunkle Dattelpalme,
— ihr Wohnsitz ist der Mittelpunkt der Erde."

Eridu lag an der „Mündung der Ströme", nahe schon dem Persischen Golfe.

Im babylonischen Weltbild geht vom Nordpol des Himmels, der für Babylon in 32°,5 Höhe liegt, das „Band, das Himmel und Erde verbindet", d. i. die W e l t a c h s e. Mit diesem „Bande" ist die „Vorstellung vom Mittelpunkte der Welt" verbunden. [145]) Wie Babylonien „Nabel der Welt" genannt wird, so hat jedes andere Land seinen „Nabel" als Weltmittelpunkt. In Delphi stand der Omphalos, ein kegelförmiger Stein, auf dem zuweilen Apollon sitzt. Als nach dem Morde der Mutter, den Orestes der Wahnsinn ergreift, treibt es ihn zum lichten Gotte nach Delphi:

„hin zu dem Raum der Mitten, hin zu Loxias,
zu jenem Feuerglanze, den man ewig heißt.
Hinweg von meiner Mutter Blut! Kein andrer Herd
ist auf der Welt, den flehend ich umfassen soll."

So ist die Weltachse das „Mutterband", das vom Himmelspol mitten durch den heiligen Sitz geht. Wenn also Eridu als Mittelpunkt der Welt bezeichnet wird, in dem die heilige Palme steht, so ist auch Delos derselbe Punkt für Griechenland und die delische Palme wäre dem Sinne nach dasselbe wie die Palme des altsumerischen Liedes.

Diesen Baum sieht Jeremias [146]) als den Weltenbaum an und versteht unter ihm die Milchstraße. „Bei der Grundstellung der Milchstraße, bei der Orion und Skorpion im Ost- und Westpunkte des Horizontes stehen, während die Milchstraße sich vertikal über den Beschauer wölbt, kann sie in der Tat poetisch als Baum angesehen werden, der seine Zweige über Erde und Meer ausspannt. Der Eridanos schließt sich direkt an die Milchstraße beim Orion an. Eridu als Ort, in dem der Weltenbaum der Milchstraße wurzelt, wird doch wohl mit Eridanos zusammenhängen." Diese letztere Beziehung ist schwerlich richtig. Der Eridanos war den Griechen ein sagenhafter Fluß, der weit im Westen strömte und später mit dem Po gleichgesetzt wurde. Hesiod (theog. 338) nennt ihn den Sohn des Okeanos und der Tethys; Herodot (3,115) meint, daß er weit im Westen und ins nördliche Meer ströme. Auch in die Unterwelt wird er versetzt. Diese griechischen Vorstellungen dürften schwer mit dem babylonischen Eridu vereinbar sein.

Solange kein unmittelbares Zeugnis vorliegt, muß es auch schwer fallen, in dem das All überwölbenden Bogen der Milchstraße einen Baum zu sehen. In dem sumerischen Liede deutet auch die Erläuterung „seine (Zweige?) bestehen aus strahlendem Lasurstein, die sich über den Ozean erstrecken" nicht auf die Milchstraße hin. Die Palme ist ein ungewöhnlich schlank und hoch, senkrecht aufstrebender Baum, der in seiner Schilderung ganz und gar an den indogermanischen Weltbaum erinnert.

Diesen indogermanischen Weltbaum haben wir im „Weltbild der Edda" [147]) als Weltachse erkannt und zwar in der himmelskundlichen Begründung, welche die Zahl Walhalls als Tierkreiszahl bietet. Er strebt von der Erde zum Himmelspol auf und überlaubt das Weltall. Es liegt daher weit näher, in der Palme von Eridu diesen selben Baum zu erkennen. Da aber für Eridu der Himmelspol tief am Nordhimmel steht, so wäre der Baum schräg gelagert, was für eine Palme eine unglückliche Stellung wäre. Es bliebe also nichts anderes übrig als die Annahme, daß Eridu keineswegs der ursprüngliche Pflanzort der Palme gewesen sei, daß dieser vielmehr um so weit nördlicher gelegen gewesen, daß der Baum als senkrecht aufsteigend gedacht werden

konnte. Die Vorstellung müßte älter sein und zwar entweder aus dem Indogermanischen abgeleitet (was auf eine sehr alte Berührung der Sumerer mit den Indogermanen schließen ließe und diesen eine weit frühere Anwesenheit in Asien zuweist, als die Zeugnisse bisher anzunehmen gestatten) oder die Entstehung dieses Weltbaumbildes müßte unabhängig von den Indogermanen in eine Zeit zurückreichen, als die Sumerer selbst nördlichere Sitze noch innehatten. Sicher ist, daß die Sumerer aus einem Berglande nach der Euphratniederung eingewandert sind. „Wahrscheinlich, meint Jeremias[148]) kamen sie aus fernem Osten, aus turanischen Gebieten". Ihre Rassenzugehörigkeit ist noch nicht geklärt; jedenfalls waren sie nicht Semiten. Bezold[149]) läßt sie „aus dem Innern Asiens gegen Westen vordringen". Ausführlich spricht sich Hommel[150]) aus sprachlichen Gründen für die Länder am kaspischen Meere als Heimat der Sumerer aus. „Im Sumerischen gibt es ein Wort kur, welches „Land" bedeutet; daß es aber daneben im Sumerischen auch die Bedeutung „Berg" und da die Berge eben nur im Osten Babyloniens lagen, auch noch „Osten" bekommen (welche Bedeutungen das nach ihm verwandte türkische „jer" nicht hat), das ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß auch, als schon die Sumerier sich fest in Südbabylonien niedergelassen hatten, ihnen doch stets noch die medischen Grenzgebirge und was dahinterlag, als das „Land" im eigentlichen Sinne, als ihr ursprüngliches Heimatland, von wo sie hergekommen, gegolten. Von großer Bedeutung ist ferner, daß ihnen weder der Löwe noch das Pferd, noch auch der Wein (bezw. auch der Weinstock) und die Palme von Haus aus bekannt waren, denn sie hatten dafür keine eigenen Wörter, sondern nannten den Löwen „großen Hund", das Pferd „Esel des Berglands oder Ostens", den Wein „Trank des Lebens" und die Palme „Baum von Magan bezw. die aufrechtstehende". Auch ohne die Sprachvergleichung würden wir also, wenn die Sumerer dem Angeführten nach von den kälteren Teilen Zentralasiens, wo der Löwe und die südlicheren Pflanzen fehlen, hergekommen sein müssen, auf die weiten Territorien östlich und nordöstlich vom kaspischen Meere geführt."

Die Ausgrabungen von Boghazköi[151]) haben es wahrscheinlich gemacht, daß schon um 2500 v. Chr. die arischen Stämme in das medische Bergland eindringen. Es ist aber nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die Arier schon lange vorher Nachbarn der Sumerer, sei es am Kaukasus selbst, sei es in in den weiten skythischen Gebieten „östlich und nordöstlich vom kaspischen Meere" bis zur Höhe des 50. Breitengrades, welche Mitteldeutschland entspricht, gewesen sind. Möglich, daß schon älteres Andringen arischer Stämme schließlich die Abwanderung der „Sumerer" nach Süden veranlaßte. Dann aber ist die

Übernahme des „Weltbaums" aus dem indogermanischen Himmelsglauben nicht nur möglich, sondern deshalb wahrscheinlich, weil der „Weltbaum" im Babylonischen jede Bedeutung in der Schöpfungssage verliert, während er im Indogermanischen das Sinnbild der Schöpfungsabsicht bleibt. Bei diesen nordischen Völkern war er aus der Beobachtung der senkrechten Himmelsachse hervorgegangen [152]); im babylonischen Süden liegt der Pol tief am Nordhimmel, so daß die Vorstellung der Weltachse als Weltbaum dort keinen Sinn mehr hatte und verblassen mußte. Die „Palme von Eridu" dürfte sich also aus mitgebrachten nordischen Vorstellungen erklären.

Den arischen Völkern ist der Nordpol des Himmels Gebetsrichtung; dort im Himmel über ihnen, um den Stamm des Weltenbaumes sitzen die Götter. Wenn ich früher [153]) als babylonische Gebetsrichtung lediglich den Osten angegeben haben, so ist hier nachzutragen, daß auch in Babylon der „Norden" in ältester sumerischer Zeit Gebetsrichtung gewesen ist. „Die Lehre von Babylon, die den Kreislauf mit dem Frühlingspunkt beginnt, hat die Kibla (Gebetsrichtung) nach Osten zur Herrschaft gebracht, die auch ins Christentum übergegangen ist." [154])

Wir haben hierin ein weiteres Beispiel für die Umstellung des Weltbildes. Die Sumerer, die in ihrer nördlichen Heimat oder unter dem Einflusse benachbarter indogermanischer Stämme den Weltbaum senkrecht zum Nordpol aufragend dachten, mußten im Gebete zur selben Nordhöhe aufblicken wie die Indogermanen. Und wie der Weltbaum als Weltachse im babylonischen Süden seinen Halt verlor (Babylon kennt seine indogermanische Bedeutung nicht), so legte sich auch über den alten nordischen Himmelsglauben, der den Sitz der Götter über sich erblickte, das jüngere Glaubenswesen, das im Osten das Heil aufgehen sah und zu ihm den betenden Blick kehren lehrte.

Ein ähnliches Untergehen alter Vorstellungen habe ich im Halsbande der alten Himmelskönigin nachgewiesen, an welchem die Indogermanen durch alle die Jahrtausende festhalten; die Sumerer kannten es nach dem „Sintflutbericht", die späteren Babylonier wissen nichts mehr von ihm. [155])

Das Heiligtum der Palme von Eridu dagegen blieb, als schon semitische Könige (2700—2500) über Sumer und Akkad herrschten. [156]) So nennt sich Gamil-Nindar „Hüter der heiligen Palme von Nunki (Eridu)." Daß starker babylonischer Einfluß nach Griechenland gedrungen ist, geht schon aus den vielleicht semitischen Namen der Artemis und der Aphrodite hervor, deren letzterer aus Ischtar entsprang. Insofern dieser letzteren Gottheit später der Abendstern zugeeignet wurde, ist der babylonische Einfluß noch deutlich. Der Abendstern ist dort auch am Tageshimmel sichtbar. Solange aber Artemis und Aphrodite mit dem

Monde in Verbindung gedacht wurden, blieb die griechische, indogermanische Vorstellung wach. Insbesondere ist die griechische Artemis deutlich über Thrakien eingewandert und entspricht den Vorstellungen der nordischen Freyja, welcher der Mond eignete. Wir sehen in Griechenland nach der Einwanderung der Hellenen, die um das Jahr 1000 v. Chr. die Besetzung der griechischen Inseln vollzogen hatten, eine Mischung der nordischen mit den südländischen Glaubensvorstellungen eintreten, in welcher Mischung der arische Kern unter der fremden Überlagerung erhalten bleibt.



Abb. 4. Die sumerische Heilige Palme. Siegelzylinder des Dungi von Ur.

Eine ähnliche Bedeutung scheint Pindar (Ol. 3, 23 f.) dem heiligen Ölbaum beizulegen. Der Ölbaum ist wahrscheinlich aus Syrien nach Griechenland verpflanzt; Athene schenkte ihn Attika im Streite mit Poseidon um den Besitz dieses Landes. Pindar aber läßt den heiligen Ölbaum, der zu Olympia neben dem Eingange stand und von welchem ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze schnitt, von Herakles „vom schattigen Quell des Istros (Donau)" heimbringen, nachdem er das dem Phöbus dienende Volk der Hyperboreer bewogen hatte, ihm den schattigen Baum für den alles aufnehmenden heiligen Hain des Zeus zu geben. Dort im Lande der Hyperboreer auf der Jagd hinter der goldgehörnten Hindin (dem Monde) der Artemis hatte der Sonnengott Herakles bewundernd die Bäume gesehen. Da aber an den westlichen, dem Eridanos benachbarten Donauquellen der Ölbaum nicht wächst, so ist seine hyberboreische (nordische) Herkunft rein sternkundlich zu verstehen. Des Herakles Sonnenkreislauf entspricht durchaus dem Kreislauf der Leto. Statt der in ältester Zeit berühmten Palme [157]) nennt auch die spätere Sage einen gleichfalls sehr berühmten Ölbaum (Pausan. 8, 23, 4), daher in der dichterischen Überlieferung fortan die Palme, der Ölbaum und auch wohl ein heiliger Lorbeer nebeneinander genannt werden. Nicht 2 Bäume sind ursprünglich dem Gotte

heilig, vielmehr sind beide nur andere Sinnbilder des einen Heiligen Baumes, wie dem Zeus zu Dodona die Eiche zugehörte. Der Sinn beider Bäume war ursprünglich derselbe, bis die spätere Zeit ihn nicht mehr verstand. Wenn Euripides den heiligen Lorbeerbaum erstgeboren (πρωτόγονος) d. i. uranfänglich nennt, so darf dieser Ausdruck als ein Zeichen des Verständnisses auch für den Palmbaum in Anspruch genommen werden.[158])

Der in Abbildung 4 wiedergegebene Siegelzylinder des sumerischen Königs Dungi von Ur zeigt die heilige Palme von Eridu, deren griechisches Ebenbild in Abbildung 5 (Apollon, schwangetragen und leierspielend, läßt sich auf Delos nieder, wo ihn Leto geboren) erscheint.



Abb. 5. **Die Heilige Palme von Delos mit Apollon und Artemis. Vasengemälde.**

Die Heilige Palme tritt aber auch sonst in schriftlichen Überlieferungen Griechenlands auf.

In seiner Abhandlung „Warum die Pythia ihre Orakel nicht mehr in Versen erteile" erzählt Plutarch (starb 120 n. Chr.) allerlei von den kostbaren Weihgeschenken, die sich in Delphi befanden, aus eigenem Augenschein. „Bei der Niederlage der Athener in Sicilien fielen die goldenen Früchte von dem Palmbaum", so berichtet ihm der Fremdenführer vor einem Weihgeschenke der Athener (c. 8). „Während dieses Gespräches, so fährt Plutarch (c. 12) fort, waren wir weiter gegangen, und als wir in dem Schatzhause der Korinthier (die größeren Städte Griechenlands unterhielten beim Delphischen Heiligtume eigene Schatzkammern) den ehernen Palmbaum, der noch von ihren Weihgeschenken übrig ist, betrachteten, so erregten die an der Wurzel eingegrabenen Frösche und Wasserschlangen die Verwunderung des Diogenian und in der Tat auch die unsere. Denn der Palmbaum liebt nicht, gleich anderen Bäumen, sumpfige und feuchte Gegenden; auch passen die Frösche nicht zu Korinth als ein Sinnbild und

Abzeichen dieser Stadt. — Und doch glauben wir, daß Raben, Schwäne, Wölfe und Habichte und alle anderen Tiere eher als diese dem Gotte angenehm sind. Als darauf Serapion bemerkte, es habe der Künstler damit die Nahrung der Sonne aus dem Feuchten, ihre Entstehung und Ausdünstung andeuten wollen, — so lachte ich und sprach: Warum kommst du, mein Bester, gleich wieder mit deiner stoischen Philosophie und willst hier unvermerkt die Entzündungen und Ausdünstungen anbringen; ziehst du nicht, gleich den Thessalischen Zauberinnen, den Mond und die Sonne herunter, da du sie aus Erde und Wasser entstehen und hervorwachsen lässest? . . . ihr macht die Sonne zu einem erdgeborenen Tiere oder zu einer Sumpfpflanze, indem ihr derselben das Vaterland der Frösche oder Wasserschlangen anweiset. — Wie jener Künstler, der den Hahn auf die Hand des Apollon setzte und damit die Morgenstunde andeuten wollte und die Zeit des nahen Sonnenaufgangs, so könnte man hier annehmen, die Frösche seien zu einem Symbol der Frühlingszeit geworden, in welcher die Sonne die Luft zu beherrschen und den Winter zu vertreiben beginnt; indem ja nach eurer Ansicht Apollon und die Sonne ein und derselbe Gott ist! — Bist du nicht der Meinung, versetzte Serapion; glaubst du, die Sonne und Apollon seien verschieden? Ja, versetzte ich, ebenso verschieden, wie Sonne und Mond. Dieser verbirgt zwar nicht oft die Sonne und auch nicht allen, die Sonne aber hat bewirkt, daß fast niemand mehr den Apollon kennt, indem sie durch die Sinne den Geist vom wahren Sein auf die Erscheinung herabzieht."

Wir hören Plutarch klagen, daß Apollon immer mehr seiner ursprünglichen Bedeutung als Vertreter der Weissagung des Zeus und der Künste entfremdet und zu einem Sonnengotte gemacht werde. Vordem galt der Gott als Bringer des Heils und der Ordnung, alles Guten, Lichten, Reinen und Schönen. Der ferntreffende Gott trifft den Frevler mit seinem unentrinnbaren Pfeile. Seinem Seherauge ist nichts verborgen. Er ist mit seiner Schwester Artemis hyperboreischen Ursprungs d. h. die Himmeshöhe (im Nordpol gesehen) ist seine Heimat und erst spät wird er mit Helios, dem allsehenden Sonnengotte vereinigt. Wie Schwan und Wolf, so war ihm von den Pflanzen Lorbeer, Ölbaum und P a l m e heilig. Es ist darum verständlich, daß ihm Weihegeschenke in Gestalt einer ehernen Palme in sein delphisches Heiligtum gesandt wurden.

Was aber haben die Frösche und die Wasserschlangen mit dieser Palme zu tun? Plutarch müht sich selbst ab, dieses Rätsel zu lösen, ohne daß es ihm gelänge. Die Palme wächst nicht in feuchten Gründen, wo die Frösche und Wasserschlangen hausen. Diese Tiere, am Fuße der P a l m e „eingegraben" müssen eine Bedeutung haben, die mit der wirklichen Palme nicht in Verbindung steht.

In meiner Übersicht über den indogermanischen Weltbaum[159]) habe ich angeführt, daß die Wurzeln der nordgermanischen Weltesche von Nidhogg, der funkelnden Natter, bezw. von vielen Würmern benagt werden. In der persischen Entsprechung wird Gaokerena am verborgensten Orte, im himmlischen Meere wurzelnd geschildert. In diesem See umkreist seine Wurzeln beständig der Fisch Khar-mahi und wehrt die Frösche und andere schlechte Geschöpfe von ihm ab, die ihn zu vernichten drohen. Im Bundehesch wird an deren Stelle eine Eidechse genannt, die Angramainjus (Ahriman) eigens zur Vernichtung des Baumes geschaffen hat.

In der germanischen und persischen Vorstellung wird die Lichtschöpfung beständig von den riesischen bezw. ahrimanischen Feinden bedroht. Wenn wir nun das korinthische Weihgeschenk an den Gott, von dem alles Heil kommt, betrachten, so sehen wir klar, daß die an der Wurzel der ehernen Palme eingegrabenen Frösche und Wasserschlangen völlig der germanischen und persischen Vorstellung entsprechen; wir haben sie als Feinde dieser Palme zu betrachten.

In der persischen Vorstellung wächst der Baum im See des Himmels; dort sind Frösche und Wasserschlangen wohl angebracht. Auch die germanische Vorstellung läßt den Gedanken, daß die Schlangen an den quellbenetzten Wurzeln dieser Weltesche fehl am Orte seien, nicht aufkommen. Aber mit Recht sagt Plutarch, daß Frösche und Schlangen an Palmenwurzeln nichts zu suchen hätten.

Die babylonischen Bilder und Erwähnungen der Heiligen Palme weisen nirgendwo diesen Gedanken, daß an ihren Wurzeln feindliche Tiere nagen, auf. Dieser Gedanke ist durchaus auf die indogermanischen Glaubensvorstellungen beschränkt, wie auch die vorvedische „Schlange vom Grunde“[160]) im Wasser lebt und wie der „einfüßige Ziegenbock“ oben auf dem das Weltall stützenden Pfeiler der nordgermanischen Darstellung von Nidhogg an der Wurzel und Heidrun im Wipfel des Weltbaums entsprechen.

Wir sind daher berechtigt, in der korinthischen Darstellung der ehernen Palme den alten arischen Weltbaum zu sehen, dessen Wurzeln von den feindlichen Mächten angegriffen werden.

Hiermit erweist sich aber die Heilige Palme von Delos, welche wir zunächst versuchsweise als einen Schößling der sumerischen Palme von Eridu ansahen, als das Sinnbild des indogermanischen Weltbaums. Vergleichbar ist aus dem Sumerischen allein die Baumart, die Frösche und Wasserschlangen dagegen, die mit einer wirklichen Palme nie etwas zu tun haben können, stammen aus den indogermanischen Vorstellungen.

Die persische Herkunft der „Frösche und Wasserschlangen“ läßt sich aber auch geschichtlich durch die persischen Beziehungen zu

Delos belegen. „Als im Persischen Kriege (ich setze Creuzers Darstellung dieser Einflüsse nach seinem Hauptwerke 3. Ausgabe II. 547 f. hierher) die Bewohner von Delos sich auf die benachbarten Inseln flüchteten, ließ ihnen der persische Feldherr Datis durch einen Herold verkündigen: Warum fliehet ihr heiligen Männer und heget eine so böse Meinung von mir? Ich selber denke noch so und auch der große König hat mir befohlen, das Land zu schonen, wo die zwei Götter geboren sind, und nicht minder dessen Bewohner. Worauf nicht nur Delos mit seinen Heiligtümern und Einwohnern verschont, sondern auch ein Rauchopfer von 300 Talenten Weihrauch den Gottheiten zu Ehren dort geopfert ward (Herodot 6,97). Derselbe Ausdruck: wo die zwei Götter geboren sind, kommt nochmals in dem Axiochus des sogenannten Sokratikers Aeschines vor (sect. 19), wo der Magier (d. i. der persische Priester) Gobryas zugleich von ehernen Tafeln spricht, die mit Opis (d. i. einer Dienerin der Artemis) aus dem Lande der Hyperboreer gekommen seien, aus denen er zugleich seine Beschreibung der Unterwelt und des Schicksals der Seele mitteilt. Auf dies letzte legen wir weniger Gewicht, als auf das öffentliche Anerkennen der zwei Gottheiten im Namen eines persischen Königs. Auch Ephesus mit seinem Tempel (der Artemis) soll eine gleiche Schonung erfahren haben. Weiterhin gehen die Nachrichten von Fortpflanzung oberasiatischer (d. i. persischer) Religion gar nicht aus.“ [161])

Somit haben wir die Wißbegier Plutarchs nach der Bedeutung der Frösche und Wasserschlangen an den Wurzeln der heiligen Palme gestillt.

Für uns ist aber nun die Frage nach der Bedeutung der Palme selbst ebenfalls geklärt. Denn dadurch, daß die Korinthier die feindlichen Frösche an ihre Wurzeln setzten, legten sie der Palme die Bedeutung des persischen Gaokerena zu. Eine wirkliche Palme hat, wie Plutarch richtig tadelt, mit Fröschen nichts zu schaffen. Erst indem sie im palmentragenden Süden Vertreterin des Weltbaums wird, muß sie sich diese Tiere sinnbildlicher Herkunft beilegen lassen.

Dieser Gaokerena ist aber, wie ich im 1. Bande in der Arbeit über den indogermanischen Weltbaum gezeigt habe, die persische Entsprechung des nordischen Yggdrasil, der Welteche, welche ihrerseits die das Weltall durchmessende Weltachse darstellt.

Jedes Land nimmt als Sinnbild den heimischen Baum: der Norden die Esche, Indien den Feigenbaum, Delos und Sumer die hochstrebende Palme. Aber während die Sumerer und späteren Babylonier von den feindlichen Wurzeltieren an der heiligen Palme keine Kenntnis haben, hat Delos durch dieses Sinnbild den eigentlichen indogermanischen Sinn des Weltbaums übernommen.

* * *

Nun wird auch die bekannte Erzählung des Ovid (Metam. 6, 316—381) von den „Fröschen" ins Licht gerückt. Als Leto „an die Palme gelehnt" die beiden Götter auf der damals noch „herumirrenden" Insel Delos geboren hatte, mußte sie dennoch weiter fliehen vor dem Zorne der Hera. In Lykien sank sie ermattet nieder und bat dort weilende Bauern „der Vorwelt" an einem Teiche um Wasser. Aber die lykischen Bauern verboten ihr den Trank und rührten sogar den Teich um, damit der Morast sein Wasser trübe, indem sie in ihm herumsprangen. Lebt denn ewig so in jenem Gesümpfe, sagt die Göttin, und schon sind die göttinfeindlichen Bauern in Frösche verwandelt:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant.

So erhält dieser bekannte Schulvers seinen eigentlichen Sinn, den selbst Ovid nicht kannte. Denn ursprünglich sind diese Feinde der Leto gewiß keine anderen als die Frösche am Fuße der heiligen Palme, des korinthischen Weihbildes, an welcher sie das göttliche Paar gebar. Es ist der persisch-indogermanische Glaube an die Feindschaft zwischen den Göttern und der ahrimanischen Gegenschöpfung, der auch diesem griechischen Märchen das Leben gab. Die „Frösche" sind ahrimanische Tiere. [162])

* * *

Wir dürfen uns aber noch einer bedeutsameren Übereinstimmung versichern.

In dem Abschnitt über den Weltbaum habe ich die Belege aus dem Awesta dafür beigebracht, daß der persische göttliche Baum „den gebärenden Frauen Besitz herrlicher Söhne verschafft." Dem entspricht im germanischen Kreise, wenn es dort vom Weltbaum Mimameid (Fjolsw. 16) heißt:

„Seine Früchte soll man ins Feuer legen,
wenn ein Weib in Wehen sich krümmt:
nach außen kommt dann, was innen war,
solche Macht hat für Menschen der Baum."
(Gering S. 132).

„Dieser Zug, sagt Mannhardt [163]) zu dieser Stelle, ist so realistisch, daß er schwerlich aus dem bloßen poetischen Bilde des Weltalls als eines Baumes entstanden sein kann, sondern als Vorbild einen Brauch in der Wirklichkeit voraussetzt, mit den Früchten eines Baumes bei Entbindungen zu räuchern. Diese Form der Sitte weiß ich nun zwar nicht nachzuweisen, wohl aber stellt sich aufs nächste dazu, daß in Schweden Schwangere in ihrer Not den Vardträd (Schutzbaum) umfassen und in Dänemark der Holunder neben dem Hause den Kreißenden hilfreich sein soll." Der Schutzbaum steht heilig neben (früher in) dem nordischen Hause, wie neben dem Tempel von Upsala der immergrüne heilige Baum und neben den indischen Pagoden der heilige Feigenbaum.

Während es an mehreren Stellen heißt, daß Leto sich in ihrer Not „an die Palme gelehnt" habe, hat der homerische Hymnus noch den Ausdruck:

„Mit den Armen umschloß die Göttin den Palmbaum."

Dieses Bild entspricht aber genau dem geburtlösenden Weltbaum der Nordindogermanen. Selbst der Holunder ist ja der geburtlösenden Frigg-Freyja, der nordischen Entsprechung der Artemis-Eileithyia, heilig, welche Weltallsgröße hat.

* * *

Wir haben damit den Ring unserer Beweisführung geschlossen und die Erzählung von der Geburt des Apollon und der Artemis liegt uns klar vor Augen:

Die himmlische Nacht, die große dunkelgewandige, befruchtet vom himmlischen Tage, mit ihrem Sternenmantel um den Mittelpunkt der Erde kreisend, findet endlich diesen Ort, in dem sich die Weltachse zum Himmelspol erhebt; sie umschlingt den heiligen Weltbaum, in dem aller Schöpfungswille geborgen weilt, und sie, die stille, gute Nacht, die freundliche, gebiert die beiden großen strahlenden Himmelsmächte, deren Sinnbilder Sonne und Mond sind.

* * *

Hiernach klärt sich nun die Frage, ob bei der Ähnlichkeit der Vorstellungen der Norden vom Süden entlehnt habe, wie so oft behauptet worden.

Die „heilige Palme von Delos" ist arisches Gut. Aber sie wird in Griechenland, wie alle diese Erzählungen und Plutarchs Ohnmacht beweisen, nicht verstanden.

Verstanden wird der Weltbaum in Skandinavien und in Deutschland. Die Irminsul ist hier altes volkstümliches Sinnbild.[164] Auch Indien kennt noch den „Weltpfeiler" aus vorindischer Zeit. Aber im Süden, in Griechenland ebensowohl wie in Persien und Indien, hat der Weltbaum keinen dauernden Halt, weil sein Wipfelpunkt tief am Nordhimmel liegt. Die Herkunft des Bildes aus dem Norden ist aus der senkrechten Stellung der Weltachse im Norden gesichert. Die späteren semitischen Babylonier, die aus dem Süden kamen, kennen selbstverständlich den „Weltbaum" ursprünglich überhaupt nicht.[165] Und die „heilige Palme von Eridu" der alten Sumerer muß aus ihrer nördlichen Heimat nach Babylonien eingewandert sein, weil sie „im Mittelpunkt der Erde" senkrecht steht, dem am Himmel der Nordpol des Sternenumschwungs entspricht. Der sumerische Baum wird ursprünglich keine Palme gewesen sein, welche Baumart die Sumerer in ihrer nördlichen Heimat nicht einmal kannten.

So sehen wir, daß von allen diesen Weltbäumen allein der nordische festwurzelt und sich gerade zum Himmel aufrecken kann. Er allein hat im lebendigen Glauben seinen großen Sinn, der

mit der Abwanderung nach dem Süden verloren ging und gehen mußte. Der babylonische und biblische „Lebensbaum" sind schwächliche Nachbilder oder überhaupt anderen Ursprungs und anderer Bedeutung.

In der Jüngeren Edda ist der Vater von Sonne und Mond „Mundilfori", der Himmel, der dauernd um die Weltachse kreist, wie ich im vorigen Abschnitt über die Himmlische Mühle nachgewiesen habe. Das Bild ist im Grunde dasselbe, wie das von der kreisenden Leto. Der Süden versteht seine eigenen herrlichen Lieder nicht mehr, weil ihre Grundvorstellungen dort nicht mehr ortsgerecht waren; der Norden verklärt seine allnächtlich scheinbar senkrecht vor ihm aufragende Weltachse in immer neuen Bildern von erhabener Schönheit und frommer Gesinnung aus dem alten arischen Himmelsglauben.

Die Heilige Palme von Delos stammt nicht von Eridu; sie ist Yggdrasil, die Weltachse selbst, an deren Wurzeln Finsternis und Bosheit nagen, um deren Stamm kreisend sich aber dennoch alles Licht und Leben der Schöpfung gebiert. — Mit Recht werden die göttlichen Kinder der Leto und ihre Verehrung zu Delos hyperboreischen Ursprungs genannt, denn dieser Ursprung liegt in jener himmlischen Nordhöhe [166]) des Sternenalls, zu welcher die heilige Palme lichtfunkelnd gleich ihrem arischen Urbilde aufragt.

6. Idafeld.

Wiederum folgen wir der Verschiebung des Himmelsbildes.

Den arischen Stämmen, die aus Europa dem Südosten zustrebten, erschien die Lage der Weltachse, um welche sie das Weltall kreisen sahen, immer schräger. Das Bild des senkrecht stehenden Weltbaums paßte nun nicht mehr. Wir finden daher in Indien die Weltachse auch als (wagrechte) Achse des Weltwagens bezeichnet; Rigv. 10, 89, 4: „Dem Indra will ich Lieder entsenden, der wie mit einer Wagenachse durch seine Kräfte nach beiden Seiten gefestigt hat Himmel und Erde." Und doch bleibt das Bild der senkrechten Weltsäule daneben bestehen. Rigv. 8, 41, 10: „Der hat die uranfängliche Gründung gemessen, der mit einer stützenden Säule beide Welthälften als wie der Ungeborene den Himmel hielt."

Hier greift der Gedanke des Weltberges ein. Weltpfeiler und Weltbaum standen selbstverständlich senkrecht; da sie aber nunmehr schräg erschienen, so mußte die Erde selbst von Süden nach Norden gewölbt sein, so daß Indien am Südfuße dieses Weltberges lag. [157]) Dies ist indische Anschauung. Schon im Rigv. 10, 75, 2 begegnet „der Erde abschüssiger Rücken". [158]) Eine umfassende Darstellung der indischen Weltlehre hat Willi-

bald Kirfel, Kosmographie der Inder nach den Quellen dargestellt, (Bonn und Leipzig 1920) gegeben, auf welche ich hier verweise.

Das Bild dieser Schieflage Indiens am Südfuße des Weltberges mußte um so stärker heraustreten, je südlicher der Beobachtungsort lag. Dem indischen Meru entsprechen der griechische Olymp, der phrygische Ida, in Deutschland der „Glasberg" des Märchens u. a.

Für den Olympos der Griechen habe ich die Auffassung Homers als Himmelsberg, dessen Gipfel nie Schnee berührt, wo ewige Heitre umherwallt, [159]) bereits belegt. Dasselbe müßte für den Ida gelten, dessen richtiges Verständnis sich bei Äschylos in dem Bruchstücke aus der Tragödie Niobe bei Platon (de republ. III) findet, wo es ausdrücklich heißt: *ἐν 'Ιδαίῳ πάγῳ Διὸς πατρῴου βωμός ἐστιν ἐν αἰθέρι* [170]) d. i. auf dem idäischen Felsen steht des Zeus Altar im Äther. Äschylos ist auch hierin ganz homerisch, die Götter sind ihm Himmelsbewohner. Der idäische Berg und der Olymp sind irdische Vertreter des Weltberges, in dessen ätherumflossener Höhe die Himmlischen wohnen.

Der Name Ida wird durchweg von griech. ida „Waldgebirge" abgeleitet. [171]) Da der Ida jedoch in Phrygien lag und seinen Namen bereits hatte, ehe Griechen in jene Gefilde den Klang der achäischen Waffen trugen, so meine ich, daß der Name Ida nur phrygisch erklärt werden darf. Ob sich dann eine Gleichung noch zum griechischen ida herstellen läßt, ist ungewiß, vielleicht unwahrscheinlich. Daß auch auf Kreta sich ein Ida befand, steht dem nicht entgegen. Ida scheint griechische Volksumdeutung eines phrygischen einstweilen noch unbekannten Namens jenes Götterberges. Sprachlich ist ihm noch nicht nahezukommen. [172])

Der indische Himmelsberg Meru erhebt sich über ilavrata. Acht Landschaften umlagern [173]) Ilavrata nach den Richtungen der Windrose. In Ilavrata herrscht das „goldene Zeitalter", während in der Menschenwelt die 4 Weltalter bis zur Zerstörung ablaufen. [174]) In diesem „goldenen Zeitalter" sind die Menschen götternahe, froh und gerecht. [175]) Sie gehen ohne Alter und Tod in die Himmelswelt ein. Es ist völlig dieselbe Vorstellung, welche sich bei den Griechen (Hesiod) findet; [176]) so äußert sich auch Seneca (Briefe 40, 44): „Die Menschen des goldenen Zeitalters waren hohen Geistes und sozusagen unmittelbar von den Göttern entsprossen; a diis recentes". Nun erscheint die oben erwähnte Stelle des Äschylos erst im rechten Lichte: *οἱ θεῶν ἀγχίσποροι, οἱ Ζηνὸς ἐγγύς, οἷς ἐν 'Ιδαίῳ πάγῳ Διὸς πατρῴου βωμός ἐστιν ἐν αἰθέρι* d. i. „die den Göttern Stammverwandten, die dem Zeus nahe stehen, denen auf dem Idäischen Felsen des Zeus, des väterlichen, Altar steht im Äther."

Aus dieser indischen und griechischen Gleichung zwischen Ida und Ilavrata geht also hervor, daß beide eine überirdische und überzeitliche Lage haben; beiden eignet das „goldene Zeitalter" (das erste der 4 Yuga). Es ist aber ila in ila-vrata im Sanskrit sprachlich gleich ida (Weber, Ind. Stud. 1, 168) und ira und bedeutet „Erdkreis". [177]) Daß dieser aber nicht die Menschenerde ist, haben wir oben bezeugt gefunden. Auf Ilavrata scheinen nicht Sonne, Mond und Sterne, sondern nur der Glanz der Gottheit. So entspricht also der sachlichen Gleichung die sprachliche Ähnlichkeit, obgleich die Wurzelgleichung noch nicht behauptet werden kann.

Der Meru, der sich über Ilavrata erhebende Himmelsberg, besteht aus Gold. [178]) Goldene Bäume wachsen dort oben; [179]) es sind vier, dazu 4 Haine. Nach anderer Überlieferung erhebt sich auf dem Gipfel des Meru der alterlose Baum Ilpa, der Unsterblichkeit spendet. [180])

Auf der Gipfelfläche des Meru leuchtet, ganz aus Gold, die Stadt des Brahman. Wir dürfen annehmen, daß der Baum Ilpa in ihrer Mitte gedacht ist — wie Yggdrasil in Walhalls Goldhalle.

Während die vorstehenden Angaben für das brahmanische Weltbild gelten, haben auch die Jaina (der dritte, neben dem Brahmanismus und Buddhismus seit dem 9. vorchristlichen Jahrhundert bestehende große Glaubenszweig Indiens) eine der Bergkuppen des „goldenen" Berges Himavat mit dem Namen Ila (-Ida) belegt. [181])

Hier genügt jedoch die sachliche Gleichung zwischen dem griechischen Ida des Homer und Äschylos (samt Hesiods Weltalterschilderung) und dem indischen Ida, zu welchen beiden Himmelshöhen sich nunmehr das eddische Idafeld gesellt.

Idafeld wird als Versammlungsort der Götter (Vol. 7) im „Goldalter" (Gylf. 14) geschildert, dort war auch die Gerichtsstätte der Götter. Idafeld liegt inmitten der „goldglänzenden" Burg (Walhall, Weltall). Dieses Idafeld ist wieder da, wenn die vollendete Welt aus der Zerstörung sich erhebt (Vol. 60, Gylf. 53), dort wo „ehemals Asgard lag". An derselben Stelle erhebt sich Yggdrasil, mitten durch Walhall, mit „goldenem Laube".

Daß dieses nordgermanische Idafeld sachlich völlig dem griechisch-phrygischen und dem indischen Ida entspricht, liegt auf der Hand. Daß aber, wie wohl behauptet worden ist, das nordische Idafeld eine gelehrte Übernahme späterer Skaldenkunst aus Griechenland sei, widerlegt sich sofort, wenn man bedenkt, daß in der griechischen Darstellung die goldlaubigen Haine und Bäume fehlen, in welcher neben den anderen Vorstellungen die Edda völlig mit Indien übereinstimmt.

Das eddische „Goldalter" fällt in das „Götterzeitalter" und bedeutet seinen ersten lichten Beginn, bis die „mächtigen drei Mädchen kamen, die Töchter der Riesen", die Nornen, und den „ersten Weltkrieg" zwischen den göttlichen Mächten erregten. Damals (Vol. 17) lassen die „mächtigen und holden" Asen aus zwei Baumstämmen das erste Menschenpaar entstehen, dessen Ursprung somit noch in das „Goldalter" der Götter fällt.

Diese Darstellung klingt in die indisch-persisch-griechische ein, welche für jenes „goldene Zeitalter" ein Geschlecht von göttlichen Menschen annimmt. Auf das auffälligste stimmt dazu besonders die Schilderung des Avesta von dem Ursprungsorte der arischen (iranischen) Menschheit.

Die große Segenszeit, bevor die Lüge Ahrimans in die Welt kam, spielt in dem „berühmten iranischen Vaidscha".[182] Dort hält Ahuramasda mit Yima und seinen guten Scharen eine Versammlung ab.[183] Bis dahin herrschte die goldene Zeit, ohne Kälte, Fäulnis, ohne Tod.[184] Das glückselige Weltalter erlischt durch das Auftreten der ersten Lüge.[185] Nun sendet Angramainjus in diese selige Welt 10 Monate Winter zu nur 2 Monaten Sommer.[186]

Scheint so das Ursprungsland des iranischen Stammes ein nördlich-unwirtliches gewesen zu sein, so geht ihm doch eine glückselige kälte- und todlose Zeit im selben Lande voraus. In diesem Lande verkehrt auch Zarathustra noch mit Ahuramasda (Windischm. S. 48). Aber jener ist nicht als menschliches, sondern als geistiges Wesen geschildert. Und desgleichen opfert Ahuramasda in jenem „Erstlande" der Ardvisura. Diese beiden Gottheiten werden aber in der Himmelshöhe waltend gedacht.[187] Es muß demnach das Erstland, das „iranische Vaidscha" eine himmlische Vorwelt bedeuten; erst das Eindringen Angramainjus machte sie zum kältereichsten Erdenwohnsitz, aus welchem die Arier dann — nunmehr in geschichtlicher[188] Folge — nach Süden auswanderten. Das „iranische Vaidscha" muß daher sachlich zu Ilavrata, Ida und Idafeld gehören.

Wie in der indischen Lehre lagern auch im iranischen Weltbilde 8 Länder um das mittelste neunte herum. Die Angabe des Bundehesch (c. 11), daß es 7 seien, auf welche 7 sich schon die Offenbarung Johannis bezieht,[189] ist von Georg Hüsing[190] berichtigt worden; nach dem 10. Yascht sind es ursprünglich neun gewesen. Das mittelste dieser 9 Länder hat nach dem Bundehesch (11) die größte Schönheit von allen; in diesem mittelsten und ursprünglich himmlischen Keschvar ist die reine masdayasnische Lehre von der Gottheit gegeben und von ihm in die übrigen acht Länder verbreitet worden; es ist im Grunde also das „iranische Vaidscha".

Den indischen Schilderungen des Meru entspricht der iranische A l b u r s, der rings die Erde umfaßt[191]) und an den Himmel befestigt ist. Ein anderer Berg trägt den goldenen Gipfel Hukairya, von dessen „ganz reiner, goldener" Höhe Ardvisura herabströmt. Dort in der E d e l s t e i n h ö h e[192]) d e s H i m m e l s befindet sich ja das Himmelsmeer Vourukasha. Es erweckt den Anschein, daß die indische und iranische Schilderung der h i m m l i s c h e n G e b i r g s l a n d s c h a f t eine gemeinsame Quelle haben und daß der „vielgezackte" Olympos, der „schluchtenreiche" Ida schlechterdings dasselbe aus demselben Ursprunge sind, nämlich das kristallene H i m m e l s g e b i r g e, zu dem Sonne und Mond und Sterne täglich oder nächtlich hinaufziehen und von dem sie wieder abwärts die goldenen Wagen lenken. Unerschöpflich scheint die indische Vorstellung in der Schilderung dieses himmlischen Gebirges mit all seinen Gipfeln, Tälern, Wäldern, Strömen und Schluchten. Die iranische Überlieferung bietet einen schwächeren Abklang; dürftig ist auch die griechische Schilderung, weil schon Homer den Ida und Olymp stark verirdischt. Und doch ist unverkennbar (Odyss. 6,42 ff.) der Olympos das himmlische, nicht ein irdisches Gebirge:

„Der Götter ewiger Wohnsitz,
Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
Wallet ruhig umher und deckt ihn mit schimmerndem Glanze."

Die ganze Vorstellungsfülle herrscht aber in den Orphischen Hymnen (Hermann 59,3 an die Moiren):

„Trauteste Kinder der dunkelen Nacht, unendliche Moiren,
Hört mein Flehen anjetzt, vielnamige, die ihr dem Himmel-
See anwohnt, wo schäumige Flut aus nächtlichem Strudel
Bricht durch finsteren Schacht der kristallenen Felsenhöhle!"[193])

Hier ist das kristallene Himmelsgebirge Indiens, der „Kristallberg" Demavend Persiens,[194]) der „vielgezackte" ewigheitere, eherne Olymp, der „schluchtenreiche" Ida zugleich mit dem Himmelsmeere Vourukascha des Avesta, mit dem alterslosen See Ara des Brahman, mit dem Himmelsbrunnen der 3 Nornen (Vol. 19, 20 Urds Brunnen, See; Friggs Meersaal Fensalir) angerufen. Die ganze Vorstellung ist von einer gewaltigen dichterischen Schönheit und wir erkennen die alte arische Gebirgslandschaft der Himmelsbrücke, den Himmelspfad in die Stadt Brahmans, in die Lichträume Ahuramasdas, in Heimdalls Himmelsburg,[195]) H n i t b j o r g.

Die Vorstellung des Weltberges ist bereits sumerisch.[196]) Außer dem „großen Berge des Inlil, dessen Gipfel den Himmel erreicht, dessen Fundament im Ozean gegründet ist", bilden in der sumerischen Überlieferung die Sonnen- und Mondbahn je einen Berggipfel, auf denen beiden die Gottheit häufig stehend abgebildet ist.[197]) Wenn die kraftvolle Ausmalung des himmlischen

Gebirgslandes in Babylon fehlt, so liegt das in der ganz anderen Vorstellungsart der babylonischen Rassen begründet. Auch Jes. 14,13 f. erwähnt den „Berg im äußersten Norden" (die Bergspitze ist ja ursprünglich der Himmelspol, der für jene Länder tief am Nordhimmel steht). So gelten auch „Sinai und Horeb, Ebal und Garizim als Bilder der kosmischen Doppelberge".[198] Die Vorstellung kann aber, gerade wegen der Lage des Himmelspols, nur im Norden ihre volle Schönheit entfalten.

Da in Babylon und Israel mit der arischen Unsterblichkeitslehre die Vorstellung des seligen Himmelslandes fehlt, so ist die Weltberglehre jener nichtarischen Völker rein „wissenschaftlich" und ermangelt der gewaltigen Farbenkraft in den arischen Quellen. Jenes Lichtland, das „iranische Vaidscha", das Idafeld der Inder, Griechen und Germanen taucht in der Genesis als Eden auf, ähnlich, aber doch verirdischt. Wie das „iranische Vaidscha", zuerst ein Garten der Unsterblichkeit, dann nach dem Auftreten der ersten Lüge durch Angramainjus mit einem zehnmonatigen Winter geschlagen wird, so müssen Adam und Eva den Garten Eden und damit das „goldene Zeitalter" verlassen, nachdem sie von der Frucht des Baumes gekostet haben. Die 4 Flüsse des himmlischen Gartens Eden haben schon ihr indisches Vorbild Rigv. 1,62: „Das ist seine festlichste Tat des Wundertäters, sein schönstes Wunder ist es, daß er fließen ließ die der Himmelswölbung nahen 4, Madhu (= Honig, Met, Unsterblichkeitstrank) in ihren Wellen treibenden Flüsse",[199] die wieder den 4 Milchströmen der himmlischen Audumla im eddischen Idafelde entsprechen.

Die biblische Erzählung vom Paradiese scheint aus dem Parsismus übernommen; der hebr. Name Eden (= „Wonne") in der Genesis ist weit jünger als das homerische Ida und sanskr. Ila, und unter Volksumdeutung vermutlich ebenfalls persischem Klange nachgebildet.[200] Möglich auch, daß schon vorpersische arische Einflüsse der Kanesier vorliegen (Bd. 1, S. 6). Wie die Griechen sich das ihnen unverständliche Wort Jerusalem zu einem Hierosolyma zurechtlegten, so machten sie sich auch den Namen des phrygischen Götterberges, der ihrem Worte ida d. h. Waldgebirge ähnelte, mit diesem Namen mundgerecht. Mit dieser phrygischen Unbekannten müßte ind. ila (= ida, ira) und germ. idha verglichen werden. Aber auch die homerische Ilios, am Ida gelegen, wäre heranzuziehen, deren Mauern Poseidon und Apollon erbaut hatten (Il. 6, 452 f.). Wie ich nachträglich finde, hat schon Dupuis (Origine, 1835, VII 26 f.) das hebräische Eden aus dem persischen Eren (das „iranische Vaidscha" s. oben) abgeleitet, da das hebr. Daleth und Resch sich klanglich wenig unterschieden. Da die sachliche Gleichung in der Tat restlos stimmt, so bliebe zu untersuchen, ob das sanskr. ida (= ila, ira) mit dem persischen Eran (später Iran, das Land „der Arier"? vgl. G. Hüsing, Iran.

Überlieferung, 1909, S. 89) und einem phrygischen noch zu bestimmenden Worte sowie dem germanischen idha in Verbindung gebracht werden könnte. Hinge die gemeinsame Wurzel mit dem arischen Namen zusammen, so empfinge dieser vielleicht eine größere Bedeutung als bisher, die Abkunft der Arier trüge eine Himmelsvorstellung in sich, ihr Name wäre gottesdienstlichen Inhalts, wie das z. B. für die germanischen drei Kultverbände gilt. Die bisherigen Deutungen der arija als „Freunde" u. a. sind so inhaltslos, daß sie in sich schon unwahrscheinlich sind.

Die ganze Größe der arischen Vorstellung erhellt erst aus dem Zusammenhange mit ihrem Jenseitsglauben. Jene lichte Brahmanstadt auf dem Gipfel des Himmelsberges Meru ist das Endziel des Frommen. Ihr entsprechen das „Unsterblichkeitsfeld" und die „grünen Götterheime"[201]) des germanischen Nordens. Vor Walhalls Toren steht der Hain Glasi, der Glänzende; seine Blätter erglänzen von lauterem Golde.[202]) Über grüne Wiesen gelangen die Kinder durch den Himmelsbrunnen zur Frau Holle; „grüne Gotteswange" nennt der Heliand das Himmelreich.[203]) Es ist der „Unsterblichkeitsacker", Odainsakr, auch Odinsacker.[204]) Das Paradies, jenseits der Himmelsbrücke, schildert der irische Owain:[205])

„Es war grün, mit Blumen erfüllt,
Und in prangende Farben gehüllt;
es war grün dort weit und breit
wie Wiesen sind zur Sommerszeit.
Da waren Bäume, grün belaubt . . ."

„Jeder der (zum Odainsakr) kommt, bleibt frei von Krankheit und Alter und kann nicht sterben."[206]) Zum Haine Glasir gehört Glasisvellir die Ebene um den Hain Glasir. Dies ist das selige Jenseits, welches im Tode entzückt das warägische Mädchen (nach der Erzählung des Ibn Fadhlan) zu erblicken meint: „so schön, so grün!"[207])

Wie die eddische Lehre vom Leben nach dem Tode im Wesentlichen der altvedischen (welche die Seelenwanderung noch nicht kannte) entspricht, so gleichen sich auch die räumlich so entfernten Jenseitsschilderungen.[208]) „Bei Sigtyrs Berge" wird geschworen (Atlilied 31), das ist der Berg, auf dem Odin steht (Sigdr. 14), den Helm (Sonne oder Mond) auf dem Haupte; ursprünglich wohl auch jener Berg, von dem Odin sich den Namen „Mann vom Berge" gibt (Regin 18).

Wenn der römische Dichter Lukanus (gest. 65 n. Chr.) in seinen Pharsalien 1, 439 sagt:

„Die nördlichen Völker fürwahr sind
Glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken
Nicht sie bedrängt, die Furcht des Todes. So stürzen die Männer
Mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele",

wenn Appian[209]) von den Germanen rühmt, daß sie dem Tode

willig ins Auge schauen, weil sie auf eine Auferstehung hoffen, so ist das Alter der eddischen Unsterblichkeitslehre auch für Deutschland bezeugt. Hierher gehört überdies der Grabkammerstein von Anderlingen.[210])

Diese Unsterblichkeitslehre unterscheidet die arischen Völker aufs bündigste von den Babyloniern („mit dem Tode ist's aus").[211]) So sind mithin Idafeld und Ilavrata auch dem Wesen nach in Babylon unmöglich.

* * *

Wenn der Schwur nach der erwähnten Stelle des Atliliedes

„bei der Sonne, bei Sigtyrs Berge"

geleistet wird, so entspricht ihm der Eid „bei dem weißen Steine" (Gudrun III 3) und bei „Unns naßkaltem Steine" (Helgi Hund. II 29). Das altnordische steinn bedeutet aber nicht nur Stein, sondern auch Fels;[212]) so werden wir auch hier vom „Weißen Felsen" zu reden haben. Unn ist nicht eine von Aegirs 9 Töchtern, die die Jüngere Edda[213]) aufzählt; Unn d. i. „Welle" muß also die Welle des „lichten Leiptrwassers" sein, bei dem derselbe Eid geschworen wird; Leiptr fließt aber vom Himmel zur Hel (Grimn. 28). Da dieses „Wasser licht" genannt wird, ist sein himmlischer Ursprung gemeint, es ist also auch der „naßkalte Fels" himmlischer Art. Dieser „Weiße Fels" ist Sigtyrs Himmelsberg und der Schwur ruft also den Himmel zum Zeugen an. Auch sonst (Helg. Hund. 1,14) wird der Himmel mit einem Steine (d. i. Felsen, Berg) verglichen:

„Unterm Aarstein saß der edle König"

d. i. der Adlerberg, die Himmelshöhe Odins, wie (Grimn. 10) über Odins Saal, über Walhall d. i. der Weltallshöhe „ein Adler schwebt" und im Weltbaume droben (Grimn. 32) der Sonnenadler horstet, übereinstimmend in Edda, Avesta und Veda.[214])

Dieser „Weiße Fels", der „Aarstein" ist der Himmelsberg, der sich zur Mitte des Himmels, die Welt umschließend — wie der persische Alburs und der indische Meru —, also zum Himmelsnordpol erhebt. Für unsere nordischen Breiten wölbt er sich nahezu steil zu senkrechtem Aufblick empor. Für Griechenland und Indien liegt sein Gipfel fern im Norden. So wird nun eine bisher unerklärbare Stelle des Homer (Odyss. 24, 11 f.) verständlich, da Hermes die Seelen zum Hades leitet:

„Und sie gingen des Ozeans Flut, den Weißen Felsen,
Gingen das Sonnentor und das Land der Träume vorüber
Und erreichten nun bald die graue Asphodeloswiese,
Wo die Seelen wohnen, die Luftgebilde der Toten".

Die rätselhafte Λευκὰς πέτρη, den „Weißen Felsen" hat man[215]) für einen Felsen der Verwesung erklärt, der seine Farbe von den bleichenden Gebeinen erhalten habe; aber die ganze Umgebung, der Ozean, die Tore der Sonne, das Land der Träume,

lassen eine derart irdische Deutung fehl erscheinen. Das Totenreich wurde im Westen oder im äußersten Norden gedacht, hier aber im Norden, denn Homer schildert (Odyss. 11,1 ff.) denselben Pfad zum Seelenlande als nördlich zu den Kimmeriern führend, die in Nacht und Nebel niemals die Sonne schauen. Und das Land der Träume liegt noch bei Ovid (Met. 11, 592 f.) im Gebiete der Kimmerier. So sind nach Hesiod (Theog. 211 f.) die Träume „Kinder der Nacht"; die „Quellen der Nacht" aber liegen nach Sophokles[216]) „an der Erde äußersten Enden, jenseits des Pontos, an den Polen des Himmels." (Hiermit vergleiche man die gewaltige Schilderung Hesiods Theog. 720—819). Fern im Norden liegt für Griechenland der Himmelspol; so führt der Nordweg der Seelen an dem Weißen Felsen vorüber, dem Himmelsberge. Der Weiße Fels der Edda und der Homers sind ein und dasselbe. Der Grieche mußte beim Schwur Blick und Hand zum Himmel richten; das ist wiederum dem Schwure gleich, den der Germane „bei der Sonne", „bei Sigtyrs Berge", bei dem „Weißen Felsen" leistete; dieser Fels ist der „Idäische Fels" in dem oben erwähnten Bruchstücke des Aeschylos, auf dem sich der Altar des Zeus, der den Eid schützt, erhebt.[217])

* * *

Die griechische Sage erzählt,[218]) daß Zeus in einer verborgenen Höhle des kretischen Idaberges (Ziegenberges) von der Rhea geboren sei (Kallimachos, Hymn. auf Zeus 4); die Bienen der Idäischen Höhle spenden dem Götterkinde Honig als erste Nahrung. Die Bedeutung dieser Höhle wird aus einer Nachricht klar, welche Porphyrius[219]) bringt, es habe Zarathustra in einem an Persis angrenzenden Berge eine kosmische Grotte gebildet, worin die Erdzonen und Elemente versinnlicht waren. Man nannte sie die Höhle des Mithras und sie war ein vom Volke lange bewundertes Heiligtum. Derselbe Porphyrius[220]) läßt von einer Höhle auf Delos berichten, in welcher wie es scheine die Sonnenwenden gezeigt wurden, weswegen die Höhle „Sonnengrotte" genannt worden sei.[221]) Auch die Idäische Höhle wird ursprünglich eine ähnliche Bedeutung gehabt haben: Die Höhle ist der Raum zwischen Himmel und Erde, das orphisch-indische Weltei, des Zeus passende Geburtsstätte. Auch der oben angeführte orphische Hymnus nennt den Himmel eine „kristallene Felsenhöhle". Die Vorstellung selbst scheint ebenfalls iranisch-indischen Ursprungs. Die kosmische Bedeutung der Mithrashöhlen hat Cumont[222]) völlig aus den Höhlendenkmälern selbst nachgewiesen. In der Orphischen Vorstellung wird die Höhle der Ewigkeit von einer ungeheuren Schlange, welche sich mit zurückgewendetem Rachen in den Schwanz beißt, umschlungen.[223])

Diese Schlange ist ein Sinnbild der Ewigkeit in göttlicher Gesinnung (vgl. placido numine), ist also der Mitgardschlange, welche die Urbosheit verkörpert, nur in dem äußerlichen Zuge ähnlich. Auch die Höhlen der phrygischen Kybele, deren Sitz der Ida, gehören hierher.

Die Idäische Höhle ist die Welthöhle, aus welcher der Lichtgott auftaucht, das Himmelsgewölbe, welches die Welt umspannt, das Weltall. Und somit ist auch aus dieser Vorstellung erwiesen, daß der Ida selbst ursprünglich der Himmelsberg ist, auf dessen Höhe die Götterwelt, die Lichtwelt der himmlischen Mächte, die Brahmanstadt glänzt. Der Name Ziegenberg bei Hesiod bedeutet dasselbe, da die himmlische Ziege Amalthea den Zeus in der Idäischen Höhle nährt, wie Heidrun über Walhall die Einheerer tränkt und wie die vorvedische himmlische Ziege Indiens auf der Weltsäule steht und mit ihr das Weltall vor dem Zusammenstürzen bewahrt.[224]) Diese Heidrun als Sinnbild der Wetterwolke gehört in der Tat auf den Gipfel des Weltallberges, auf die Höhe von Walhall, wo sie sich vom Laube des Weltbaums nährt.

* * *

In der vollendeten Welt kommen die neuen Asen auf Idafeld zusammen, in dessen Grase sich auch die goldenen Tafeln wiederfinden, die einst in der Urzeit die Asen besaßen. Grün wie Idafeld ist auch die aus der Flut auftauchende Erde und über dem Felsen schwebt der Adler Sigtyrs. Die ganze Schilderung der Weltvollendung sieht von irdischen Dingen ab:

„auf unbesätem Acker werden Ähren wachsen,
alles Böse schwindet."

Das ist nicht die alte Erde, die in frischem Grün wiederauftaucht; das ist die zerstörungslose, riesenfreie Vollendungswelt der Urgottheit (Vol. 65), ohne Odin und Thor, in der Balder und die schuldlosen Götter herrschen. So kann auch das Gebirge, auf dem der Adler bei abströmender Flut Fische weidet, kein irdisches, sondern muß himmlisches Gebirgsland sein, die strahlende Himmelsberghöhe Gimle, grüne Erde der vollendeten Schöpfung. Nicht auf irdischem Felde wohnen die wackeren Scharen dieser himmlischen Welt, sondern auf Gimles Höhen, im dritten Himmel, in einem Saale, goldgedeckt, dessen Glanz die Sonne überstrahlt.[225]) Die alte Erde ist mit aller „Zeit" (= verold) versunken; nun herrscht die göttliche zeitlose Himmelsherrlichkeit. So wird also auch diese herrliche Strophe verständlich: der Adler ist nicht ein irdischer Vogel, sondern das göttliche Sinnbild in der Himmelshöhe; es ist schließlich auch jener Adler, den Zeus vom Ida sendet, „die edelste Vorbedeutung" (Ilias 24, 315 ff.), derselbe, der „auf Zeus Machtstabe schlummert" (Pindar, 1. Pyth. 10 ff.), der „hoch über Walhall schwebt" (Grimn. 10).

Die persische Überlieferung kennt in der himmlischen Gebirgswelt gleichfalls den weißen Gipfel „voller Bäume und Sträucher.[226])

Dieses grüne Land in Himmelshöhe trägt im Grimnirliede (17) den Namen W i d i, es ist Widars Land „voll Unterholz und üppigem Gras." Denn da auch W i d a r in der vollendeten Schöpfung herrschen wird, der Rächer des Vaters Odin,[227]) so verstehen wir nun, warum I d a f e l d g r ü n i s t v o m G r a s e (Vol. 61). Alle diese Vorstellungen vom g r ü n e n J e n s e i t s[228]) zielen auf die „Himmelswange", „so schön, so grün", auf das „Unsterblichkeitsfeld", zu welchem man durch den Himmelsbrunnen der Urd gelangt, auf Unns, des himmlischen Meeres, schwurheiligem „Weißen Felsen". Jenes Wasser des lichten Leiptflusses ist im Grunde ganz gewiß nichts anderes als Fensalir, der Frigga Meersaal am Himmel, der „See" der Urd am Himmel, das Himmelsmeer, über welches die Seelen im Schiffe hinübermüssen, von dem bei Balders Leichenbrand in mißverstehender Verirdischung die Rede ist, von dem es im Helgiliede[229]) heißt:

„In alter Zeit war's, als A a r e kreischten,
H e i l i g e W a s s e r vom H i m m e l s b e r g rannen."

Es ist — aus alter Vorstellungsgemeinschaft — der See Vourukasha auf dem goldenen Himmelsberge Hukairya Persiens, der alterlose See Ara auf dem indischen Meru. J e n s e i t s dieser Himmelswasser (des Brunnens in unserem Märchen) grünen die himmlischen Wälder; das goldene Laub des Weltbaums, des „Stille spendenden" Lärad, überleuchtet Walhall und die Brahmanstadt und der Tau der Unsterblichkeit sinkt von ihm über alle Welt herab. So ist das nordgermanische Idafeld uralte arische Vorstellung, Verklärung der himmlischen Höhe, des „Unsterblichkeitsfeldes." Gimle, das „Edelsteindach" teilt seinen Glanz mit dem „Edelsteingebirge" des iranischen Himmels aus arischer Vorzeit. Wir werden sehen, daß selbst die „goldenen Tafeln", welche die Asen im Grase des Idafeldes wiederfinden, ihre indische Entsprechung haben.

7. Das kreisende All.

Für den unverbildeten offenen Weltsinn kann es keinen erhabeneren Anblick als den des gestirnten Himmels geben. Wer sich aber diesem Anblick ergibt, macht bald die erschütternde Erfahrung, daß dieser gewaltige Sternendom nicht stille in ewiger Schönheit ruht, sondern mit der ganzen funkelnden Sternenheerschar sich von Stunde zu Stunde bewegt und zwar so, daß nach einem Winter und Sommer die Sterne wieder an ihrem ersten Orte zu stehen scheinen. Diese Erfahrung stellt den Menschen

mitten in das ungeheuerste Geschehen hinein, der Mensch ist Zeuge der himmlischen Lichtbewegungen, ohne sie noch erklären zu können.

Nichts konnte den grüblerischen Geist mehr erregen als dieses unbegreifliche Wunder. Und so erhoben unsere Vorfahren ihren Blick gerne in diese unermeßliche Lichtwelt der Nacht und nannten den leuchtenden Himmel selbst Gott, indem sie zwischen den Himmelslichtern und den Himmlischen Mächten selbst wohl unterschieden.

In der Weltallsspindel und in der Himmlischen Mühle, im Weltbohrer u. a. erscheint die Kreisung des Weltalls als göttliche Ordnung verklärt. Auch der Ausdruck der Edda (Fjolsw. 32), daß die Weltallshalle Lyr lange auf der Spitze des Schwertes „beben" (bifask) werde, scheint auf den Himmelsumschwung zu zielen.

Die Orphischen Hymnen legen dem Kreisen des Weltalls hohe Bedeutung bei und wenn diese Tempelgesänge selbst auch verhältnismäßig jung sind, so werden ihre Anschauungen doch allgemein als echt orphisch anerkannt und reichen in ihren Ursprüngen gewiß auch über das homerische Zeitalter hinaus.

Da wird die Nacht[230]) die „kreisende" genannt; der orphische Dichter singt im Hymnus an

Uranos (IV 3):

„Herrscher der Welt, wie die Kugel dich wälzend umher um die Erde,
Seliger Götter Palast, der du wandelst in kreisendem Umschwung."

Protogonos-Phanes (VI 7):

„Allwärts kreisend umher mit der Fittige Schwung in dem Weltall."

Helios (VIII 9 f.):

„Der du mit goldener Laute des Alls harmonischen Lauf lenkst,
Kreisumwälzer."

Die Natur (X 22):

„Die du in ewigem Wirbel den flüchtigen Strom dahinrollst."

Pan (XI 4 f.):

„Seliger, komm', im Tanz umlaufender Zeitengespiele, —
Dir gehorcht . . . .
Okeanos, rings mit Geström umrollend die Erde."

Zeus (XIX 1):

„Vater Zeus, hoch rollend umher den glühenden Himmel,
Hell erglänzt dem Strahle das Antlitz, rollet der Donner
In den Gewinden des Aethers."

Gäa = Mutter Erde (XXVI 1,7 f.):

„Gäa, o Mutter der Seligen du und der sterblichen Menschen,
— um welche der künstliche Kreis der Gestirne
Rollt im steten Geleis der Natur und in reißender Strömung."

Kybele (XXVII 4 f.):

„Du mit dem Zepter des strahlenden Pols, vielnamige, hehre,
Die du den Thron in der Mitte der Welt hast."

Apollon (XXXIV 16 f.):

„ — Du lenkest mit hell erklingendem Spiele
Ganz den Pol."

Demeter (XL 15):

„Die in kreisendem Lauf um den eigenen Thron froh jauchzet."

Okeanos (LXXXIV 3,7):

„Welcher rings umflutet der Erd' umgrenzende Kreisung,
Polanfang."

Auch Hesiod (Theog. 777) nennt den Okeanos[231] „welcher im Kreise sich dreht."

Die altthrakischen Feiern des Dionysosdienstes, dessen wohl göttlicher Stifter Orpheus war, fanden zur Nachtzeit auf Bergeshöhen statt, so daß sich die Feiernden mitten im gestirnten Himmel zu stehen schienen. Für die Pracht und Gewalt dieses Anblickes hat unsere heutige Welt, zumal die der Großstadt, kein Verständnis, weil es ihr an jeglicher Erfahrung fehlt. Wie ganz anders staunt der offene Glaubenssinn inmitten so unaussprechlicher Wunder, deren auch heute trotz aller Berechnung und Beobachtung keines gelöst ist. So kann selbst der späte orphische Nachklang dieses schwärmerischen Schöpfungsdienstes von der tief aufregenden Bewunderung und der Anbetung der Himmlischen in ihrer lichtfunkelnden ewig kreisenden Ätherhalle nicht lassen.

Haben wir in der nordischen Überlieferung unter den Bildern des Weltbaums, des Schwertes, der Spindel u. a. die Weltachse gefunden, welche sich aus der Zahl 432000 des Himmelsumschwungs ermitteln ließ, so tritt nun auch in den orphischen Vorstellungen deutlich die Achse dieses Umschwungs auf. Die Anrufung der Kybele (s. o.) lautet wörtlich: σκηπτοῦχε κλεινοῖο πόλου d. i. „Stabträgerin du des prangenden Umschwungs." Wie alle großen griechischen weiblichen Gottheiten den Polos („Drehung") auf dem Haupte tragen, so halten sie auch das Zepter des Himmelsumschwungs in den Händen, die Weltachse (vgl. Abb. 11 im 1. Bande).

Wenn ferner Herakles die goldgehörnte Mondhindin im Kreise jagt, wenn Leto in weitem Kreise umherirrt, bis sie Delos findet, wenn die vielbesungene Argo im Kreise fahren muß, um die Heimat wiederzugewinnen, so erkennt man, wie tief der Anblick des Himmelsumschwungs auf die alte Vorstellungswelt eingewirkt hat. Auch der Perser verehrte in Ahuramazda vergeistigt „den gesamten Kreis des Himmels", wie der Grieche in Zeus und der Römer in Jupiter. Das „Rad" der heiligen Himmelsordnung ist für Indien der Weltumschwung. „Sub axe" (unter der Achse) heißt es bei Vergil für „unter freiem Himmel."

Und wenn bei den Alten Atlas den Himmel stützt, so ist er Gestaltung der Weltachse vgl. Vergil, Aeneis 6, 795 f.:

„wo der ragende Atlas
dreht auf der Schulter den Pol, mit brennenden Sternen umheftet."

Dieselbe Anschauung von Atlas findet sich bei Aeschylus (Prometheus 427 f.); dazu Aristoteles, de anim. mot. 3. Vgl. Abb. 6.

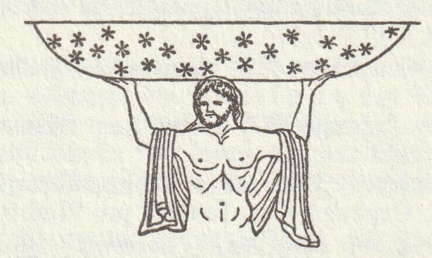


Abb. 6. Atlas. Etruskisches Vasenbild.

Es gibt eine sangallische Glosse,[232]) welche das altgermanische Ziu, den Himmelsgott, mit turbines übersetzt. Turbo (Grimm und alle nach ihm übersetzten „Wirbelwind") heißt „Wirbel", und jede Kreisbewegung wird mit ihm bezeichnet, so auch die des Himmels.[233]) Daß die alte Glosse in Ziu also die Himmelskreisung sieht, entspricht durchaus dem altarischen Himmelsglauben.

Wenn nach der Jüngeren Edda (Gylf. 14) die Götter auf Idafeld (in der Himmelsweite) ihre Tempel errichten, zwölf an der Zahl, den 13. aber für Odin, so dürfen wir annehmen, daß dieser 13. Tempel in der Mitte des Kreises gedacht war. Die ursprüngliche Zahl freilich möchte 9 (8+1) gewesen sein. So ordnet Ahuramasda um sich die 6 Heiligen Geister, er selbst hält als 7. die Mitte inne, ursprünglich ebenfalls 8 + 1. (Vgl. „die 12 Johannesse" [Ansen] Grimm, Deutsche Sagen 338). Mitten durch Walhall ragt des Weltbaums Stamm. Dieses gewaltige Bild der Allsäule reicht von Skandinavien bis Indien, bis ins Einzelne die gemeinsame Herkunft aus dem Norden bezeugend. Der Weltbaum scheint das älteste Zeugnis der alten Glaubensweise zu sein. Es ging ja nicht anders. Der überwältigende Anblick des Umschwungs des Sternenhimmels um eine senkrechte unverrückbare Achse mußte den Glauben an die um den Stamm des Weltbaums sitzenden Steuermächte des Weltalls erzeugen, denn eine einzige Ordnung, ein einziger Wille leitete es offensichtlich. Der eine Himmelspol stand unbeweglich über der Welt, zu ihm ragten der Weltbaum, die Spindel der Gottmutter, das Götterschwert empor, um ihn kreiste die Weltallsmühle, er war der Angelpunkt des Weltbohrers, ihn umfuhr das Weltschiff mit Sonne und Mond, das Rad der Ewigen Ordnung. In immer neuen erhabenen Bildern gaben die alten Völker diesem ehrfürchtigen Stau-

nen den Ausdruck eines tiefen Glaubens. Der alte Himmelsglaube ist, so sehr er auch die stoffliche Bewegungsordnung betont, geistiger Art: Der Mensch nimmt mit seinem sittlichen Leben teil an ihr. Die Verklärung des weltbaumumkreisenden Himmels bedeutet im Grunde nichts anderes als die Anbetung einer weltdurchwaltenden Macht, von der Götter und Menschen Leben und Ziel empfangen.

Das arische Gottum erscheint durch sein Weltbild bestimmt. Da das Weltbild aber dem Wechsel unterworfen ist, wie wir vielfach gesehen haben (Argo), so könnte in dieser Bedingtheit auch die Begrenzung des Glaubens gefunden werden. Die Wahrheit eines Glaubens ist nur in seiner Unabhängigkeit von allem Schwanken des Weltbildes gesichert; sie liegt im reinen Irrationalen. Wir sehen im Rigveda wie in der Edda, daß die göttliche Weltordnung ihren Ursprung in der Tätigkeit der göttlichen Wesenheiten hat. Und wir haben schon im 1. Bande gesehen, daß nach dem alten Glauben diese Welt im Argen liegt und noch der Vollendung harrt. Jene großen Schöpfungsbilder erweisen sich mithin sämtlich als sinnbildlicher Art; sie erweisen sich auch durch ihre Vielheit als Erzeugnisse der Glaubensdichtung, nicht als Glaubensformen. Der Himmelsglaube betet nicht den Stoff an, sondern die göttliche Macht, welche diesen Stoff belebt und verwirft, wenn sie seiner nicht mehr bedarf. Das Lichtschwert der Götter im Rachen der Urfinsternis, der Lichtbaum, der die Gotteshalle selbst überlaubt, alle diese Sinnbilder sind unsichtbar. In allen steckt das Übervernünftige, das unlösbare letzte Rätsel, das erst durch die Weissagung vom Ende dieser Schöpfung in sittlichem Sinne gelöst wird. Die Verklärung des Himmels verklärt nicht die stoffliche Schöpfung, sondern unterstellt dieses leuchtende All dem großen Gedanken des Weltkampfes zwischen den göttlichen und widergöttlichen Mächten, dem großen Märchen des arischen Glaubens, dem geistigen Erklärungsgrunde des Leides und der Erlösung durch das Selbstopfer „in Wunden und Schmerzen" (Gylf. 39).

III.

Neues zur Deutung der nordischen Felsbilder.

1. Die Fußsohlenbilder.

Im ersten Bande habe ich die in den nordischen Felsbildern zwischen den himmlischen Schiffen nicht selten auftretenden Fußsohlenbilder als „Götterspuren" gedeutet. Hoch über der Erde schweben die Himmlischen, so daß wir von ihnen nur die Fußsohlen zu sehen fähig scheinen. So werden diese zu Sinnbildern der Gottheiten. Hierzu stimmt nun ferner, daß nach

Creuzer[234]) „Fußtritte und Fußstapfen ein uralter bildlicher Ausdruck für Spuren des Segens der Gottheit sind. So finden sich zwischen dem Bilde von zwei Fußstapfen oder Fußsohlen die Worte Isidi fructiferae (der fruchtbringenden Isis), die eine Erklärung dieses einfachen Sinnbildes sind." Wie anderwärts, so findet sich dasselbe Sinnbild in den Fußsohlen des Buddha auf Ceylon. Von der großen und alten indischen Sekte (850 v. Chr.) der Jaina, welche über die Götter 24 Heilige stellen, berichtet ferner Bohlen,[235]) daß sie „die ungeheuren Fußstapfen ihrer Heiligen in Felsen eingraben und diese verehren." Da die indischen Gottheiten als den Himmel bewohnend gedacht werden, so entspricht das indische Sinnbild durchaus dem nordgermanischen des 2. vorchristlichen Jahrtausends. Hierher mag es nun auch gehören, wenn die griechische Himmelskönigin Hera sowohl bei Homer (Odyss. 11,604) wie bei Hesiod (Theog. 454) die Göttin „mit goldenen Sohlen" genannt wird. Ihr Wesen ist das goldene Himmelslicht. Die nordischen Fußsohlenbilder sind das älteste Zeugnis dieses Sinnbildes. „Unter den Füßen (des Zeus) bebte der Olympos" heißt es Il. 8,443. „Unter die Füße band Athene die schönen Sandalen, die unsterblichen, goldenen,

„womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land im Hauche des Windes einherschwebt." Od. 1,96.

Und Kallimachos besingt (in Apoll. 34) die „goldenen Sohlen" des Apollon.

In dieselbe Vorstellung gehört es, wenn in der Jüngeren Edda (Brag. 2) die Riesin Skadi in Walhall sich einen Gatten kiesen, aber zu dem Zwecke nur die Füße der Asen sehen soll. Da sie nun an einem der Asen sehr schöne Füße bemerkt, wählt sie diesen, weil sie vermutet, es sei Balder; es war aber Njord. In der Tat mußten Balder wie Njord als lichteste der Götter wie Licht über die Erde durch das Weltall die blaue Bahn in der Höhe schweben: ihr Schweben selbst war Licht.

Für Balders (und Njords) himmlische Art spricht diese Sinnsage deutlich genug. Er kommt von oben, nicht wie Adonis und Tammuz von unten her (Bd. 1, 111). Wir werden noch weitere Klärung hierüber gewinnen.

Da bisher eine andere Erklärung der nordischen Fußsohlenbilder zwischen Sternen nicht möglich war, so scheint mir der griechische, römische und indische Brauch, die Fußsohlen der Gottheit in Felsen oder Altäre zu meißeln und in diesem Sinnbilde die Gottheit zu verehren, die Deutung der nordischen Felsenzeichnungen als Sinnbilder der himmlischen Götter aufs beste zu bestätigen.[236])

2. Die Wandelsternbilder und die Zahlenschrift des Himmels.

Zu 1,51 f. Abbildung 2.

In den Schleifengebilden der Felszeichnungen eine Darstellung der Wandelsternbewegung zu sehen, erscheint an sich einleuchtend. Immerhin fehlt es noch an anderer Bestätigung, zumal schriftliche Zeugnisse völlig mangeln. So bleibt nichts anderes übrig, als in den Felszeichnungen selbst weiter zu suchen, ob sie Anzeichen enthalten, daß die Schleifen in der Tat einer Hin- und Herbewegung, wie sie die Wandler dem Auge zeigen, Ausdruck geben sollen. Und gerade diese Bestätigung tritt nun mit voller Klarheit auf.

Wir haben gesehen, daß jeder Sterngottheit ein Gefährt, sei es Schiff, Wagen o. ä. zugehört; dies ist so klar, daß z. B. in einer bemerkenswert deutlichen Felszeichnung aus Tanum[237]) zu 6 streitenden Gestalten 6 Schiffe gezeichnet sind, welche sie für den Kampf verlassen zu haben scheinen. So ist es auch durchaus gewiß, daß in Abb. 2 unseres 1. Bandes der Sterngottheit „Jupiter" das unter ihr schwebende Schiff zugehört. Wie nun die Sterngottheit nach links zu schweben scheint, so ist auch der Vordersteven dieses Schiffes nach links gerichtet. Da ist aber bemerkenswert, daß dieses Schiff gleichzeitig von einem am Heck zeichnerisch mit ihm verbunden dargestellten Tiere nach rechts gezogen wird. Aber auch das Schleifengebilde selbst, das mit dem „Jupiter" nach links schweben muß, zeigt zugleich oben ein mit ihm verbundenes Tier, welches nach rechts strebt, so daß das Hin und Her auch hierin angedeutet ist. Und so scheint auch in dem „Saturn", links vom „Jupiter", die Hinundherbewegung gezeichnet zu sein; das Schiff zieht nach links; oberhalb der Schleife weist der Steven eines offenbar zugehörigen Schiffes, ebenso ein Tier nach rechts. Es wäre sinnlos, anzunehmen, daß die angesetzten Kräfte einander gleichzeitig entgegenwirken sollten. So haben wir also zwei Bestätigungen gleicher Art dafür, daß mit den Schleifengebilden gleichzeitig eine Hinundherbewegung dargestellt sein soll. Diese ist aber die Eigentümlichkeit des Wandelsternes (Bd. 1,54).

Unser Felsbild bietet uns noch eine andere Bestätigung für die Richtigkeit unserer Annahme, daß wir es in den Schleifen mit der Kennzeichnung der Wandelsterngottheiten zu tun haben.



Abb. 7. Schiff von Backa. Die Bedeutsamkeit der Pfosten.
Schwed. Felsbilder 1, Tafel 3.

Die Schiffe der Felsbilder sind mit Pfosten besteckt, an deren Stelle häufig in zeichnerischer Einheit auch Gestalten und Sterngeister auftreten. Abb. 7. 11. 12. 13. Mithin sind diese Pfosten,

wie eine Durchsicht der Bildtafeln zeigt, b e s e e l t zu denken; sie haben B e d e u t u n g. Das Schiff Skidbladnir[238]) „ist so groß, daß alle Asen mit ihrer gesamten Kriegsrüstung darin Platz finden." Ähnlich sind diese Sternschiffe b e m a n n t. Wir bemerken außerdem sehr bald, daß bestimmte Zahlen häufig wiederkehren;

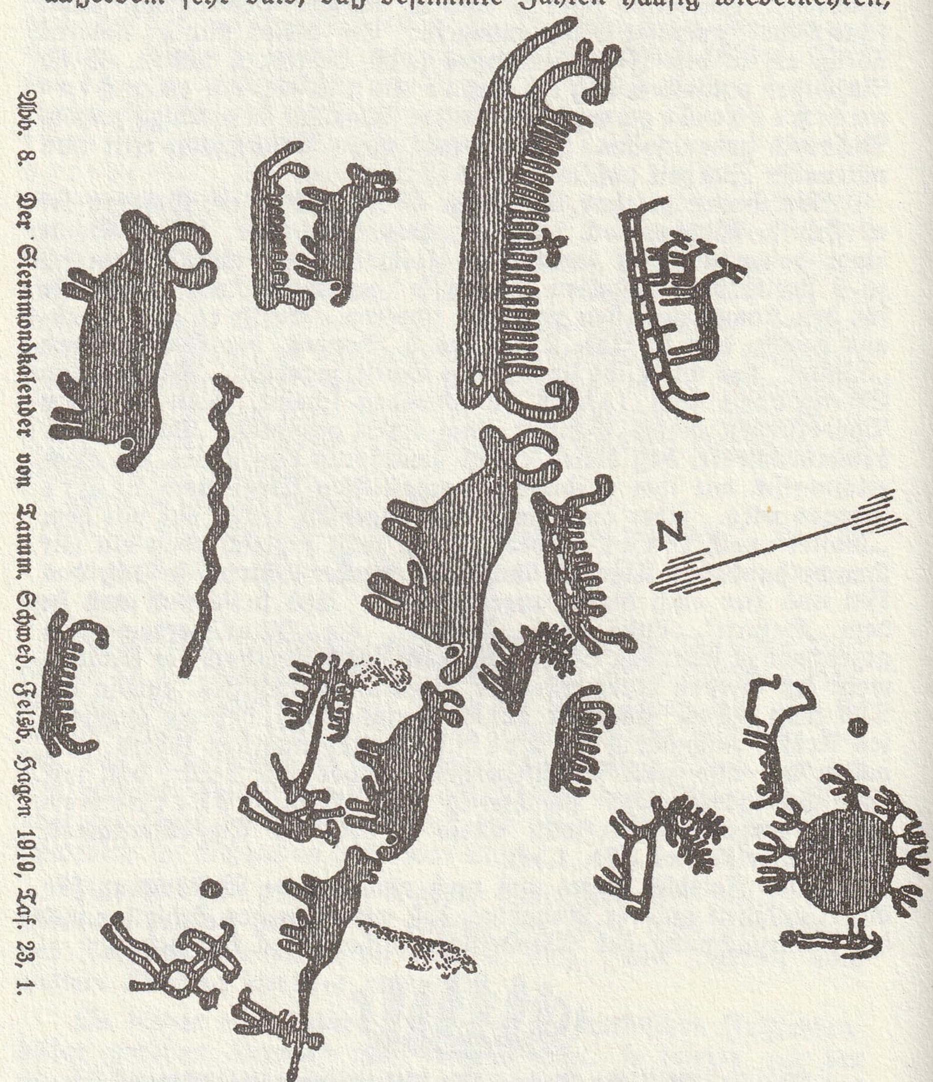


Abb. 8. Der Sternmondkalender von Tanum. Schwed. Felsb. Hagen 1919, Taf. 23, 1.

vor allem die 6, 9, 16 und 18, Zahlen, denen wir im Laufe unserer Untersuchung immer mehr himmelskundliche Bedeutung zuzuschreiben Ursache haben werden. So sehen wir in unserer Abbildung 8 aus dem Hauptgestirn 27 „Finger" austreten und zwar in deutlicher Gliederung von 3 mal 9; die Zahl 9 erscheint aber

auf mehreren benachbarten Schiffen, ebenso wie die Zahl 27 selbst in der Zahl der „Pfosten" des großen benachbarten Schiffes. Wir wissen, welche Bedeutung gerade die Zahl 27 für die Himmelskunde unseres Altertums hatte. Von Bedeutung werden daher auch die Zahlen der Pfosten auf den Schiffen unserer Abb. 2 des 1. Bandes sein. Dieses Bild wird von einem großen besonders gut gelungenen Schiffe beherrscht und zwar in einem solchen Maße, daß die mit ihm verbundene Pfostenzahl 36 als die Grundzahl der ganzen Darstellung angenommen werden muß. Da jenes Altertum an dem indogermanischen Gebrauche der 360 Jahrestage teilgenommen haben wird, so nehmen wir mutungsweise an, daß dieses Schiff das Jahresschiff d. h. den jährlichen Himmelsumschwung von 360 Tagen andeuten solle.

Mit ihm zeichnerisch darüber verbunden ist das „Jupiter"-schiff, welches etwa nur halb so groß ist als das Jahresschiff und 17 oder genauer wohl 18 (eine gewisse Unregelmäßigkeit in der Zählung der Steven muß auch auf den anderen Bildern immer beachtet bleiben) Pfosten trägt. Das „Saturn"-schiff hat dafür 16 oder 18. Gelten einmal in unserer Annahme die 36 Pfosten als 36 Dekaden (tigir) für 360 Jahrestage (in der Edda wie in Indien sind sogar die 27 Mondphasen belebte Einzelwesen), so trägt mit Fug das halb so große Jupiterschiff 18 „Pfosten", stellt also mit 180 Jahrestagen ein Halbjahr da.

Die großen Wandler Jupiter und Saturn stehen an unserem Nachthimmel etwa ½ Jahr lang in beherrschender Sichtbarkeit nach dem Grade ihres Gegenscheins (Opposition). Während dieses halben Jahres vollzieht der Wandler die seltsame Schleife. So wird es nun auch verständlich, daß der „Jupiter" in der Mitte des oberen Randes des Bildes, also in bevorzugter Stellung über allem schwebt, während das Jahresschiff lediglich mitten durchfahrend allem Gesetz zu geben scheint. Das heißt, „Jupiter" ist im Halbjahr seines Gegenscheins (Opposition) dargestellt, in der Zeit seiner lichtstärksten Erscheinung. Auch hierzu stimmt seine Darstellung.

Nach allem darf die Vermutung, daß wir in den Schleifengottheiten die Wandler dargestellt finden, die über dem gestirnten Himmel herrschend schweben, als genügend begründet gelten.

So findet nun auch sicheren Halt die seltsame so einfache Schleife des rechts in das Bild (Band 1, Abb. 2) eintretenden Sternes. Bekanntlich kreisen Merkur und Venus innerhalb der Erdbahn um die Sonne; sie sind (wegen ihres nahen Standes an der Sonne) nur des Morgens und des Abends sichtbar; sie tauchen auf und verschwinden. Das ist von altersher besonders auffällig beim Merkur gewesen; er taucht in der Dämmerung am Himmelsrande auf, schaut einige Minuten über diese Erde und verschwindet wieder. Mir scheint die Darstellung dieser Schleife fast mit Sicherheit dem Wandler Merkur gelten zu sollen. Im Übrigen zeigt das Vorkommen der Mondzahl 27 und der Son-

nenzahl 360 in den Felsbildern, daß mit ihnen schon im 2. vorchristlichen Jahrtausend in Skandinavien die beiden Himmelszahlen gegeben waren, welche zusammengelegt die Himmlische Zahl 432000 des Grimnirliedes und der arischen Weltalter ausmachen.

Zur Erklärungsweise der Zeichnungen überhaupt ergibt sich, daß das zeichnerische Ineinanderlaufen von Schiffen und Gestalten, Wagen u. a. deren Bedeutungszusammenhang darstellen soll. Über fehlerhafte Zeichnung und Zählung vgl. unten unter 6.

3. Die arische Kenntnis der Wandelsterne.

Nach A. Weber[239]) sind die Wandelsterne dem vedischen Indien ganz unbekannt. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht weist Zimmer[240]) nach. Später gelten die Planeten den Indern als Segensgestirne.[241]) Wenn Saturn Sanis d. i. der „langsam Wandelnde" genannt wird, so setzt diese Bezeichnung eine Beobachtung seines langsamen (30jährigen) Umschwungs voraus.

Aber auch die ganz alte Vorstellung von den Tausenden von Götterwagen (von unten „in Sternengestalt gesehen") im Mahabharatam (vgl. Bd. 1, 50) unterscheidet sie „stehend als auch gehend" d. h. Stand- und Wandelsterne.

Den Persern haben nach neueren Quellen die Planeten als böse Gestirne gegolten.[242]) „Sieben Planetenheerführer sind gegen die 7 Heerführer der Standsterne, nämlich der Planet Tir gegen Tistar, der Planet Vahram gegen Haptoring, der Planet Anauma gegen Vanand, der Planet Anahit gegen Catvis, der Planet Kivan gegen das Große in der Mitte des Himmels."[243])

Es erscheint merkwürdig, wenn im späten Persien diese herrlichen, ruhig und rein glänzenden Gestirne für böse Geister gehalten werden, welches weit mehr den unregelmäßigen Schweifsternen geziemte oder den unsichtbaren finsteren Geistern, die den Regen verhinderten. Ein Zweifel kann doch wohl begründet werden.[244]) Die alten Nachrichten fehlen.

Am 13. März 1781 nach Chr. entdeckte Herschel den Wandler Uranus, einen Stern von etwa 6. Größe. Die Eingeborenen von Otaheiti haben jedoch diesen Wandelstern schon Jahrhunderte früher als solchen gekannt, ohne Fernrohr.[245]) Wenn sogenannte „wilde" Völker einen so kleinen Stern als Wandler erkannten, dann ist die Leugnung, daß die großen Wandler zu allen menschlichen Zeiten aufgefallen wären, schwer zu begreifen.

Somit findet nur die Segensstellung der Wandler, wie sie für Skandinavien in den Felsbildern und für Indien bezeugt ist, keine nachweisbare Entsprechung im Persischen. Die Felsbilder des Nordens aber beweisen, daß die Kenntnis der Planeten als solche nicht notwendig, wie behauptet wird,[246]) erst von Baby-

lon nach Indien gelangt sei; sie war eine alte Gemeinsamkeit, die nicht weiter durch schriftliche Zeugnisse belegt zu werden braucht. Wenn ferner aus gleicher Voraussetzung Oldenberg[247]) folgert, daß die 7 Adityas (Mitra, Varuna usw.) als Planetengötter aus der Fremde den Ariern zugekommen seien, so fällt auch diese gelehrte Vermutung völlig in sich zusammen. Das Hin und Her der durch ihren mächtigen Glanz hervortretenden Wandelsterne ist so auffallend, daß nur unsere des Anblicks des gestirnten Himmels entwöhnte, fortgeschrittene Gelehrsamkeit deren Kenntnis den sonst nicht ganz unbegabten arischen Völkern absprechen kann.

Im übrigen zählten die Inder nicht 7 Wandler wie die Babylonier, sondern deren 9 (einschließlich der beiden „bösen" Mondknoten Rahu und Ketu, den beiden Wölfen Skoll und Hati der Edda). Die Siebenzahl der Adityas (Varuna, Mitra usw.) rührt wohl eher vom Siebengestirn her, dem Erstgestirne des Plejadenkalenders.

In der Jüngeren Edda finden die Wandler eine bisher anscheinend nicht beachtete Erwähnung (Gylf. 8). Die Götter nehmen die Funken, die aus Muspellsheim herüberfliegen, und setzen sie als Sterne an den Himmel „einige an den Himmel, einige l o s e u n t e r d e n H i m m e l." Hier sind den Standsternen die „losen" Wandelsterne deutlich gegenübergestellt; der Ausdruck „lose" (lausar undir himni) hat im übrigen Altertum keine Entsprechung, er ist dem Norden eigentümlich.

Die Wandelsterne sind in der Edda stoffliche Erscheinungen wie die Standsterne; eine Gestirnverehrung tritt in der Edda nirgends mehr hervor. Aber auch in den 2000 Jahre älteren Felsbildern sind die Sterne häufig n e b e n den göttlichen Gestalten zu sehen, wenn sie auch vielfach mit ihnen vereinigt dargestellt werden. Der Sternmond von Tanum wird von einer weiblichen G o t t h e i t g e t r i e b e n, die selbst wiederum auf einem Sterne steht. In der himmlischen Ordnung bergen sich Götter mit Sinn, Seele und Willen.

Die Wandelsterne sind mithin im gesamten arischen Altertum bekannt; in den Felsbildern Skandinaviens um 1600 v. Chr. werden sie als segnende Himmelsgeister gezeichnet; die Edda kennt sie nur noch als feurige Körper. Aber Indien und Persien teilen in ihren ältesten Zeugnissen deren altskandinavische Kenntnis.

4. Die Urbilder der Argo.

In dem Abschnitte über die Argo habe ich auf die nördliche Herkunft der W e l t s c h i f f - Vorstellung hingewiesen. In Babylon kann sie wegen der schrägen Achsenlage nicht entstanden sein. Und in der Tat wird in den Handbüchern über eine Verbildlichung der Welt als Schiff im babylonischen Vorstellungskreise nichts berichtet. Sie findet sich in Griechenland,

Indien und Ägypten, welches starken indischen Einfluß zeigt. Ist aber die Weltschiff- wie die Weltbaumvorstellung nur im Norden entstehbar zu denken, so finden sich nun auch die klarsten Darstellungen des Weltschiffs im germanischen Bronzezeitalter. Die Argo ist den arischen Völkern gemeinsam und wie andere Vorstellungen aus dem Norden mit den arischen Stämmen in deren neue südlichere Heimat gewandert.



Abb. 9. **Nordische Urbilder der Argo.**

Auf den zwei Schermessern der Abb. 9 der nordischen Bronzezeit befindet sich je ein strahlendes Schiff, teils mit Sonne und Mond als Stern oder Strahlengottheit, teils mit dem Mastbaume, der deutlich als Baum gezeichnet ist. Aus sehr viel älterer Zeit stammt die Felszeichnung von Löckeberg (Abb. 10). Auch dieses Schiff trägt die beiden Hauptgestirne; der Baum ist darüber gesondert gezeichnet. Seine Zahl ist wohl $2 \times 18 = 36$ (wenn man den Stamm selbst mitrechnet) d. i. 36 Zehner; wir hätten also die Darstellung des Weltumschwungs mit 360 Tagen bestätigt. In und über dem großen Schermesserschiffe finden sich noch mehrere Sterne, folgerecht die Planeten, darunter Sonne und Mond. Alle anderen Sterne haben entgegengesetzte Richtung.

Das „Jahresschiff" haben wir schon (S. 103) auf dem Himmelsbild von Backa mit 36 Zehnern d. i. 360 Tagen dargestellt gefunden und wieder begegnet es uns in dem Baumschiffe von Löckeberg. Die Zahl der Pfosten auf diesem aber beträgt statt 36 nur 32. Diese Zahl 32, als 320 gelesen, könnte auf 12 Monate zu je 27 Nächten = 324 zielen, eine Jahreszählung, welche auch im alten Indien bezeugt ist, während der altarische Mondkalender, wie wir noch sehen werden, wahrscheinlich 13 Monate des Jahres mit 351 Tagen zählte. Nehmen wir aber einmal die Tage des 12geteilten Mondjahres mit $324 = 32 \times 10$

an, dann enthält die Darstellung des Baumschiffes von Löckeberg die Zahl 360 des Jahreszeiten- d. i. Sonnenjahres im Baume, die Zahl 324 des Mondjahres im Schiffe selbst.

Die Deutung des Schiffes als Jahres- d. i. Weltschiff, Darstellung des Himmelsumschwungs bleibt auch ohne diese Zahlen bestehen. Diese stimmen aber so nahe zu unserer Deutung, daß wir auch hier alte Himmelskunde am Werke sehen dürfen.



Abb. 10. Das Weltschiff von Löckeberg.
Schwedische Felsbilder. Nach Baltzer. Bd. 1, Taf. 1.
Die Länge des Hauptschiffes = 1 Meter.

Auch in Ägypten trägt das Weltschiff die (7) Wandelsterne (Dupuis X 272. VII 410). Bemerkenswert ist auch, daß die Ägypter den Gestirnen Schiffe beilegten wie nicht nur Martianus Capella, sondern auch die alten Tierkreisdarstellungen selbst bezeugen, welche jedoch um mindestens 1000 Jahre jünger sind als die nordischen Felsbilder. Ein Zusammenhang ließe sich nur aus einer nordsüdlichen Wanderung erklären.

Über die ägyptischen Himmelsbarken und die Vorstellung des himmlischen Schiffes im Altertum vgl. außer Useners „Sintflutsagen" Franz Boll, Sphaera, Leipzig 1903, S. 169 ff.; über Dupuis ebendort S. 160. 456 f.

5. Die Dreiheit in den Felsbildern.

Die „3-fingrigen“ Segenshände, welche sich aus dem Sternmond von Tanum hervorstrecken, erklären sich aus manchen ähnlichen Darstellungen (Abb. 11. 12).

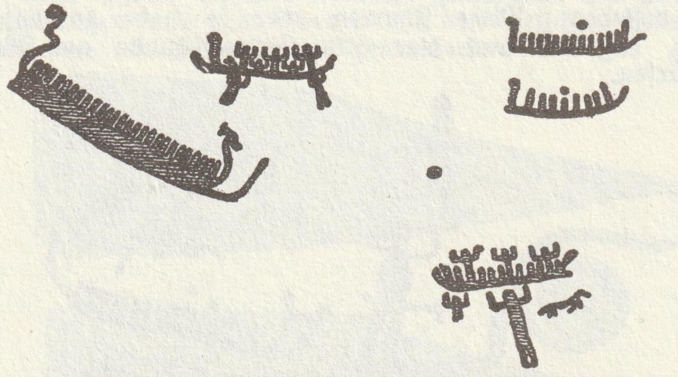


Abb. 11. Die Dreiheit auf den Gestirnschiffen.
Schwedische Felsbilder. Bd. 1, Taf. 31, 1. (Tanum).



Abb. 12. Gestirnschiff von Tanum. Die Dreiheit.
Schwedische Felsbilder 1, Taf. 40, 2.

Die Schiffe sind mit 3 Gottheiten besetzt, Kopf und Arme zusammen erscheinen als Dreiheit. Abb. 11 u. 13. Am häufigsten ist, daß die Hände selbst statt 5 nur 3 Finger haben: Die segnenden Hände müssen gewiß auch die himmlische Zahl bergen.

In dem deutschen Felsbilde von Anderlingen (Bd. 1, 61) tritt eine Dreiheit von Gottheiten auf; vgl. Abb. 14. Die erste wie in Skandinavien mit 3fingrigen Segenshänden. Die Deutung Hahnes, daß die Gestalt rechts mit langem Gewande bekleidet zu denken sei, läßt, wie es scheint, wohl auch zu, an eine weibliche Gottheit zu denken. Dann hätten wir vielleicht die Götterdreiheit:

Tageshimmel — Donnerer — Nachthimmel
Tyr — Thor — Frigg.

Der mittelste ist Thor (d. h. sein altes Urbild) wie später in Upsala. Er segnet die himmlische Ehe von Tag und Nacht. In einigen Felsbildern ist diese Ehesegnung der beiden Himmelsmächte („heilige Hochzeit“) dargestellt, wobei die langhaarige Gestalt deutlich der Mondgottheit von Tanum (Abb. 8) entspricht.

Sonst tritt uns diese langhaarige Gestalt auf den Felsbildern nicht entgegen; diese beiden Gestalten aber beide in den Bildern der Gemeinde Tanum. Beide werden daher auf den Mond und damit auf die Nacht zielen.

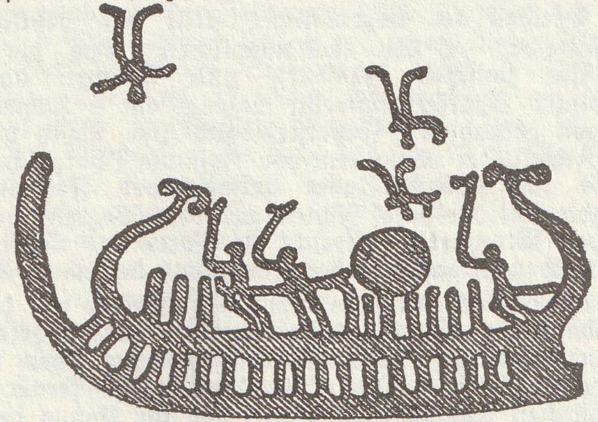


Abb. 13. Sternschiff von Tunge, von 3 Gottheiten, mit heiliger Axt bewehrt, getrieben. Schwed. Felsb. 1. Taf. 17.

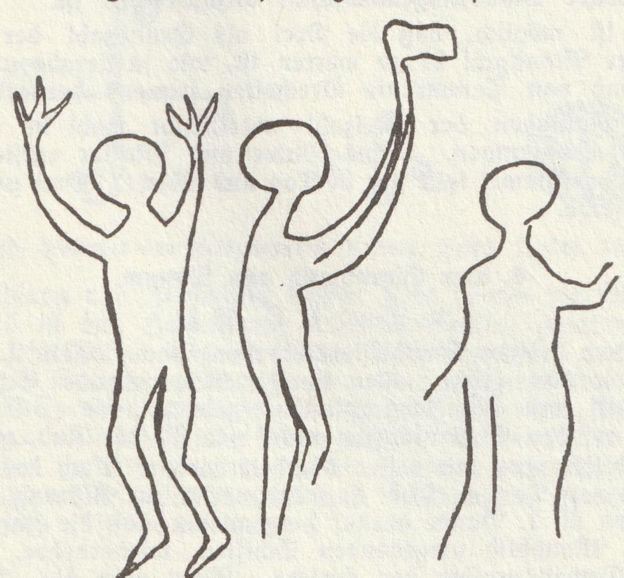


Abb. 14. Das Felsbild von Anderlingen (Kr. Bremervörde). Jetzt im Provinzialmuseum zu Hannover. Die Gestalt rechts ist schwer zu erkennen.

Wir haben demnach in dem Anderlinger Felsbilde, das entdeckt von Hans Müller-Brauel (Zeven) sich jetzt im Provin-

zial-Museum zu Hannover befindet, eine alte Darstellung des Himmelsglaubens. Die Gottheit, die mit der blitzenden Axt Tag und Nacht segnet, segnet auch Leben und Tod. Der Tote in der Grabkammer hat unsterbliches Leben.

Die Dreiheit der Segensfinger stellt das deutsche Felsbild unmittelbar zu den skandinavischen. Daß die deutsche Nordseeküste zwischen Hamburg und Bremen auch sonst skandinavische Spuren aufweist, bezeugt ein 4 Kilometer von Anderlingen gefundener Feuersteindolch (im Besitz von Hans Müller-Brauel), der völlig dem von Kossinna (Vorgesch. 2. Aufl. Abb. 113) als schönster aller germanischen Feuersteindolche bezeichneten von der Insel Fünen aus dem Beginne der mitteleuropäischen Bronzezeit entspricht: in Form und Schönheit das Werk desselben Menschen oder wenigstens derselben Werkstatt.

Somit kann an der skandinavischen Einheit mit dem deutschen Anderlingen nicht gezweifelt werden ganz abgesehen von der Steinbehandlung, deren Übereinstimmung schon Kossinna hervorgehoben hatte. Die Götterdreiheit ist ferner in der niedersächsischen Abschwörungsformel wie für Upsala bezeugt, so daß sie als eine altnordische in die Tiefe der Bronzezeit hinein nachweisbare Glaubensgemeinschaft anzusprechen ist.

Es ist möglich, daß die Drei als Grundzahl der 9 und damit der Mondzahl 27 zu werten ist, wie ja gerade aus dem Sternmond von Tanum die Dreiheiten segnend hervorbrechen.

Die Heiligkeit der Dreizahl aber ruht wohl in tieferen seelischen Schauungen. Aus Vater und Mutter entsteht das Kind. Der Himmel teilt sich in Tag und Nacht. Drei und Eins sind dasselbe.

6. Der Sternmond von Tanum.

Zu Band 1, S. 58 f.

In dem großen Wandelsternbild von Backa (Abb. 2, Bd. 1) haben wir das große, alles übrige beherrschende Schiff als Jahresschiff mit 36 Zehnerpfosten gedeutet.[248] Daß die Pfosten auf den Gestirnschiffen nicht tote Balken sind, geht aus vielen Zeichnungen mit voller Klarheit hervor. Auch das Sternmondbild von Tanum (Abb. 8) trägt weiter zur Klärung bei. Ich habe schon im 1. Bande darauf hingewiesen, daß die Zahl 9 auf den das Mondbild umgebenden Schiffen wiederkehre, ebenso in den Geweihsprossen der Hirsche. Aber auch die Zahl 27 selbst erscheint in dem großen Schiffe, das demnach als Mondschiff anzusprechen ist; seine 27 Pfosten sind in zwei ungleiche Hälften geteilt wie die 27 Segenszeichen des Mondes selbst, der ungleichen Unterteilung des Monats durch den Vollmond entsprechend.

Das Schiff führt hinter sich 3 Stiere, welchem je 1 Schiff mit 9 Pfosten zuzugehören scheint. Daß diese Rinder zum Monde in Beziehung stehen, geht auch daraus hervor, daß die Gehörne deutlich in Mondgestalt gezeichnet sind. Nach dem ganzen Zusammenhange der Zeichnung (Abb. 8) führt das 27pfostige Schiff die 3 Stiere hinter sich, weil jedem dieser Rinder die 9 eignet. Der 27nächtige Sternmonat führt 3 Neunerwochen im Gefolge. Die Zahl 27 findet sich demnach am Mondbilde selbst, auf dem zugehörigen Monatsschiffe und in der Darstellung der „Wochen". Die Zahl $3 \times 9 = 27$ ist also die wesentliche Mondzahl; sie entspricht der Zahl der Tage des Sternmonats, welche genauer 27, 32 lautet. Die Felszeichnung von Tanum stellt also die nordische Zeiteinteilung nach dem Sternmonde dar, deren arischen Zusammenhang wir noch erhärten werden. Daß auch die Hirsche Achtzehnender (von je 2×9 Enden) sind und dem Monde in vollem Sinne zugehören, wird sich noch näher erweisen. Von zustimmender Bedeutung erscheint auch die Dreiheit der Tiere auf dem oberen Schiffe.

* * *



Abb. 15. **Irrtümer des Felszeichners.** Schwed. Felsb. 1, Taf. 16 und 17.

Zählung und Zeichnung treffen nicht immer die Absicht. In Abb. 15 ist das Hakenkreuz links vortrefflich geraten; in der Mitte fehlerhaft. Das 4speichige Rad rechts soll im äußeren Kranze 16 Speichen zählen; in einem der 4 Viertel sind aber nur 2 statt 3 Speichen gezeichnet, so daß sich im Ganzen statt 16 nur 15 finden. Beide Fehler fallen anscheinend demselben Zeichner zu. Man hat also Grund, bei der Zählung von „Pfosten" und „Geweihsprossen" Ausführung und Absicht der Zeichnung zu prüfen und g. F. zu trennen.

7. Der Lichthirsch des Nordens.

Zwischen dem Monde und den Stieren des Sternmondbildes von Tanum (Abb. 8) sind 2 Hirsche (oder Renntiere) mit auffallendem Geweih gemeißelt. Solche Hirsche sind auf den Felsbildern sehr selten; sie kehren nur noch auf einem großen

Felsbilde von Backa wieder (Abb. 16). Hier sind es 2 Hirschpaare, die je zu einem großen Sternkreise gehören, den wir als Sonne und Mond anzusprechen haben werden. Die Bedeutung des Geweihes wird noch dadurch hervorgehoben, daß eine kleine Gestalt ein Hirschgeweih hochhebt. Jedenfalls werden hier Sonne und Mond von je einem Hirschpaare geführt. In derselben Zeichnung findet sich neben einem großen Gestirnkreise, der mit zwei anderen zu einem Mondgefährt verbunden scheint, eine weitere Hirschkuh (Abb. 17), sowie die Pfostenzahl 9 eines Begleitschiffs.

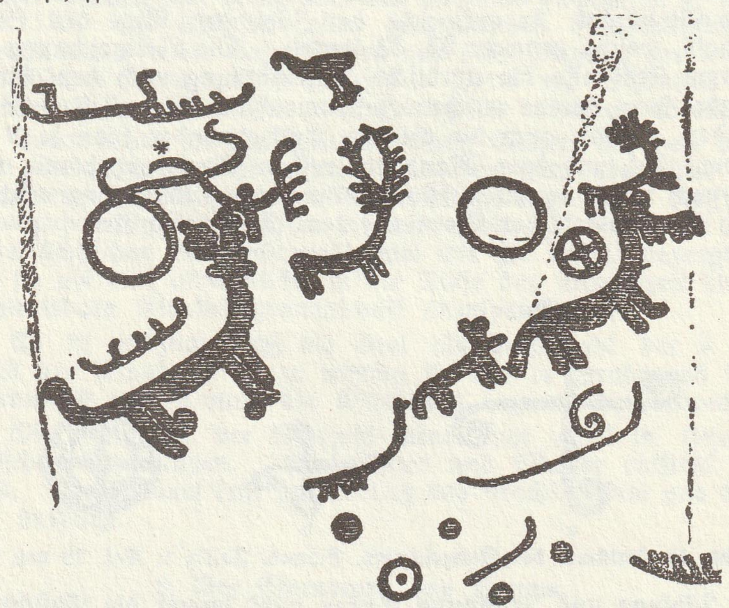


Abb. 16. Sonnen- und Mondgestirn von je 2 Hirschen gefahren. Domäne Backa. Schwed. Felsb. 1, Taf. 5.

Da dies fast die einzigen Hirschbilder sind, so ergibt sich, daß die Hirsche in Verbindung mit den großen Gestirnen Sonne und Mond gedacht sind. Der Grund liegt in der auffallenden Gestaltung des Geweihs, das mit seinen Sprossen an Lichtstrahlen erinnert und mit dieser selben Bedeutung noch in unseren Märchen häufig vorkommt.

Vier Hirsche, heißt es in der Jüngeren Edda (Gylf. 16), laufen in den Zweigen der Esche und beißen die Triebe ab; auch nach dem Grimnirliede (35) frißt oben an der Weltesche über Walhall der Hirsch Eikthyrnir. Diese Hirsche alle sind himmlische Erscheinungen, in der Edda feindlich, in den Felsbildern freundlich als Lichtwesen gesehen.

Hirsche gelten auch im übrigen indogermanischen Altertum, mehr als ein Jahrtausend vor der Edda, als Himmelserscheinungen, und zwar teils feindlicher, teils freundlicher Art und werden zu Sonne und Mond in Beziehung gesetzt.

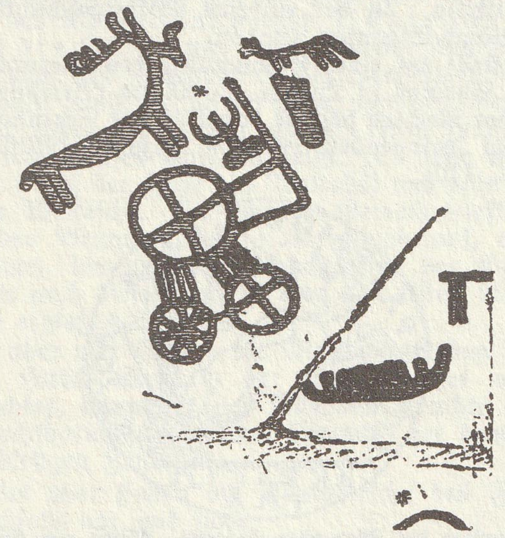


Abb. 17. Mondgefährt mit Hirsch. Vgl. Abb. 15.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Sternmond von Tanum von einem weiblichen Sterngeiste getrieben wird. Auch der Freyja eignet der Mond und die griechische Artemis ist im Besonderen Mondgöttin, wie ihrem Bruder Apollon die Sonne zugehört. In Athen hieß der Monat der Frühlingsnachtgleiche, der der Artemis geweiht war, Elaphebolion d. i. Hirschjagdmonat. Denn „die Hirschkuh galt (nach Preller, Griech. Myth. 1, 241) durch ganz Griechenland für das ihr liebste Tier, nach ihm hieß die Göttin Elaphia oder Elaphiaia". Schon bei Homer (Odyss. 6, 104) erfreut sich die Göttin an den schnellen Hirschen. Die überlieferten Bildwerke stellen die Mondgöttin gerne in Verbindung mit einem Hirsche da, so die berühmte Pariser Artemis (Preller 247); häufig wird sie auf einem von Hirschen gezogenen Wagen gesehen; auf dem Fries von Phigalia erscheinen Apollon und Artemis auf einem mit Hirschkühen bespannten Wagen. Nach Creuzer (Symbol. und Myth. 3 III 394 f.) stand der Hirsch „in den Allegorien des Altertums mit dem Monde in Verbindung. Dieses flüchtige Tier wird von den Gottheiten der Sonne und des Mondes gebändigt und gezügelt." Bekannt ist die Sage von Aktäon (Ovid, Met. III 143—250), der, weil er die keusche Göttin im Bade gesehen, von ihr in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Jagdhunden zerrissen wird. An dem Bilde der

Ephesischen Artemis finden sich 4 Hirschköpfe, die Menetrier (Creuzer II 580) auf die 4 Mondveränderungen deuten wollte. Im kretischen Sagenkreise gilt die schöne Mondjungfrau als Jägerin der jungen Hindinnen (Creuzer II 581, 550 f.), zugleich als geburtshelfende Eileithyia. In der epischen Göttergeschichte kämpft sie als Hirsch mit dem Giganten Typhon.

Abb. 18 stellt auf einer Schaumünze des Alexander Severus, geschlagen zu Akrasus in Lydien, die Diana (Artemis) von Ephesus dar. In der Rechten hält sie das Bild der Fortuna; ihr Wagen wird von zwei springenden Hirschen gezogen (Millin, Mythol. Gal. XXXIV, 110).

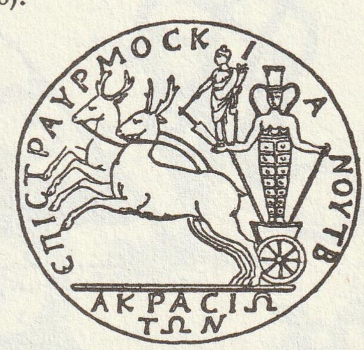


Abb. 18. **Schaumünze des Alexander Severus. Diana von Ephesus auf dem hirschbespannten Mondwagen.**

Die Zahl der Geweihsprossen auf dem Sternmondbilde von Tanum (Abb. 8) scheint mir bei beiden Hirschen 2×9 zu sein. Das ist nicht zu verwundern, da die gesamte Zeichnung auf die zeitbestimmende Zahl 9 abgestimmt ist. Dann ist aber der Hirsch hier mit der flüchtigen Zeit in Verbindung gebracht; dazu stimmt, daß eine (ein Sternbild bergende) Gestalt als jagend mit Pfeil und Bogen (wie Artemis) das Ganze zu treiben scheint, wie der Mond selbst von dem weiblichen Sterngeiste getrieben wird. Jedenfalls haben wir hier das deutliche Bild einer Sternenjagd, die in alten Sagen nicht selten ist. Die Hirsche scheinen mit vorgesetzten Läufen zu springen, während die Rinder ruhig „im Lichtglanze“ schweben.

In den Hirschen des Felsbildes haben wir also Licht und Zeit verdeutlicht, zu welchen die Zeugungs- und Fruchtbarkeitsdarstellung hinzukommt. (Vor dem Monde finden sich noch 2 weibliche Tiere, deren größeres weibliche Fruchtbarkeit des Mondes darzustellen scheint). Zweifellos sind die himmlischen Hirsche der Edda ähnlich wie die der Felszeichnungen mit strahlendem Geweih gedacht; sie werden je 9 Sprossen tragen. Die 4 Hirsche „laufen in den Zweigen der Esche“ (Gylf. 16) und Grimn. 33 heißt es noch:

„Der Hirsche vier nagen, die Hälse biegend,
Die obersten Triebe ab.“

Ihre Namen Daïn, Dwalin, Duneyr und Durathror sind schwer zu deuten: Gering übersetzt Daïn der „Tote", Dwalin der „Aufgehaltene", Duneyr „Schallohr?", Durathror „Dauer-?". In diesen eddischen 4 Hirschen dürfen wir nun jedenfalls die 4 Mondviertel, die 4 Zeiten des Mondumlaufes sehen; sie biegen (bei ihrem Umlaufe) die Hälse und nagen die obersten Triebe ab; das Sinnbild ist klar: die Zeit nagt an der sprossenden Schöpfung, sie ist dem Baume feind. — Diese Sage von den vier Hirschen ist vielleicht jung; älter ist das Bild von dem einen Hirsche Eikthyrnir, Eichdörner, von dem es Gylf. 39 heißt: „Er stehe auf dem Dache Walhalls (d. i. auf der Höhe des Weltalls) und nähre sich von den Zweigen der Welteſche. Von seinem Geweih trieft so viel Naß, daß es in den Brunnen Hwergelmir hinabrinnt, aus dem (alle Himmelsströme), die um die Wohnstätten der Götter fließen, stammen, wie auch diejenigen, die von den Ästen nieder zur Erde und Hel sich ergießen."

Stellen aber vier Hirsche als Mondviertel den Mond dar, so ist der eine Hirsch Sinnbild der Sonne; aber auch Sinnbild des Mondlichtes, Sinnbild aller tauenden Feuchte des Himmels, also der Fruchtbarkeit, dazu auch Sinnbild der dem Schöpfungstreiben feindseligen Zeit.

Das alles aber stellen die Mondhirsche des Felsbildes von Tanum gleichfalls dar, und zwar

1. durch den zugehörigen Mond,
2. durch die hervortretende Zeichnung des Lichtgeweihes,
3. durch die männlichen und weiblichen Fruchtbarkeitszeichen des Bildes,
4. durch die Zählung der Sprossen in der Mondzahl 9,
5. durch die mehrmalige Wiederkehr der 27 und der 9, d. h. der Zeiten des alten Sternmonats,
6. durch die Jagd und den flüchtigen Lauf der Hirsche.

In den griechischen Sagen ist die Hirschkuh, goldgehörnt, mit ehernen d. i. unermüdbaren Läufen, nicht nur das Bild der Zeit, sondern auch das Sinnbild des Mondes selbst, der auf der immerwährenden Himmelsjagd verfolgt vorwärts eilt. (Preller 2, 196 f.) Herakles (als Sonnengott) verfolgt das flüchtige Mondtier, die Hindin, ein Jahr lang, bis zu den Hyperboreern im Kreise, bis es zum Heiligtum der Artemis seine Zuflucht nimmt. 5 Mondhirsche, und zwar wie in der Edda 4 und 1, besingt auch Kallimachos (in Dian. 98 ff.).

Im alten Indien wird der Mond oft als Hirsch gesehen, auch wird der Sonnenheld bisweilen in einen Hirsch verwandelt. Im Ramayana wird Mariça ein goldener silbergefleckter Hirsch, der vier mit Perlen geschmückte Hörner und eine Zunge so rot als die Sonne hat. (Gubernatis, die Tiere in der indogermanischen Mythologie 1874 S. 405 f.) Weiteres über den germanischen und indischen Sonnenhirsch in Ad. Kuhns Abhandlung

über den Sonnenhirsch, 1868). So verfolgt der indische Schöpfergott Pradjapati in Gestalt eines Hirsches die Morgenröte in der Gestalt einer Hirschkuh. Die keltischen und litauischen Entsprechungen hat E. Krause (Tuiskoland S. 251 ff.) dargelegt. Auch dürfte hierher gehören, daß der Hirschkäfer dem Donar heilig ist. — Wie heute noch die tiefen Waldtäler der südwestlichen Hälfte Skandinaviens der Hirsch durchstreift, so ist er längst vor den bronzezeitlichen Felsbildern in der Steinzeit im Norden aus gefundenen Hirschhornbeilen nachweisbar (Soph. Müller, Nord. Alt. 1, 22. 38); so kannte ihn auch das Zeitalter der Edda in Skandinavien, wie seine mehrfache Erwähnung bezeugt. Meist ist das herrliche Tier ein Bild der heldischen Größe: „Wie der hochbeinige Hirsch das hurtige Reh überragt, so hoch stand Sigurd ob den Söhnen Gjukis" (Gudrunl. 2; 2, 3). Wie mächtig dann im nordischen Bewußtsein die Vorstellung des Lichthirsches wurzelte, geht noch aus der großartigen Klage der Walküre Sigrun über den geliebten toten Helgi hervor:

„So hoch stand Helgi ob den Helden allen
wie die stolze Esche ob struppigem Dorn,
wie die Tiere des Waldes der taubesprengte
Hirsch überragt, der hochgewachs'ne,
dessen Horngeweih zum Himmel leuchtet."

(Helg. Hund. 2, 37. Gering S. 179).

Die Worte der Edda: „ok horn gloa vid himin sialfan" lauten wörtlich: „und das Geweih glüht empor zum Himmel selbst". Bilder von solcher Größe und Kraft können nur in alten urgeborenen Vorstellungen wurzeln. In griechischer Dichtung findet sich ein solches Bild, auch in der erhabenen Sprache Pindars nicht; dagegen erheben die Naturkundigen und Grammatiker Griechenlands Einspruch gegen die „goldgehörnte" Hirschkuh der Artemis (Preller a. a. O.)! Die Felsbilder weisen uns nun nach, daß diese gewaltigen, alle heutige Denkweise überragenden Vorstellungen zur eddischen Zeit schon zwei bis drei Jahrtausende in ihrer nordischen Heimat leben und wahrscheinlich noch weit älter als vier Jahrtausende sind.

Nach der nordischen Wilkinasaga (142), die aus deutschen Quellen stammt, wird Sigfrid von einer Hirschkuh gesäugt und bleibt 12 Monate bei ihr. (Usener, Sintflut S. 110; vgl. S. 81 f. 85 zu Perseus). Daß unter dieser Hirschkuh ursprünglich die Sonne zu verstehen ist, ist offenbar; Sigfrids alte Göttlichkeit schimmert aus dieser Sage hervor.

Die in Schlaf gesenkte Brünhild ruht auf dem Berge der Hirschkuh (Fafn. 42):

„Eine Halle steht auf Hindinberg,
rings von leuchtender Lohe umgeben;
geschickte Männer schufen den Saal
aus dem funkelnden Glanz, den Flüsse bergen."

Der Saal, aus Gold gebaut, von leuchtender Lohe umgeben, steht auf dem Hindinberge, — dann ist also Brünhild die von Odin in Schlaf gesenkte Sonne; sie selbst gibt dem Berge den Namen, die Hindin ist ihr Sinnbild; Morgen- und Abendrot umgeben den goldenen Saal.

In der „Todesfahrt" (9 und 10, Gering S. 229) heißt dieser Saal Skatalund, Heldenhain. Dieser Heldenhain ist die goldüberlaubte Walhall, Seßrymnir, das gestirnte Weltall. Und weiter:

„um des Saales Bau, der nach Süden sich wandte,
ließ hoch er lodern des Holzes Feind."

Wieder lodert Feuer rings um die Nachtburg, ebenso wie um Menglöds Halle, die wir im Abschnitte über die Himmelskönigin als Sternenraum erkannt haben, von Morgen- und Abendrot umgeben. Der Saal ist „nach Süden gerichtet." Die Sonne geht und ruht nur auf der Südseite des Himmels; in der nordischen Winterzeit ruht sie im Süden unter dem Horizont und taucht im Süden wieder auf, feuerumlodert.

Wenn aber Brünhild auf dem Hindinberge die Sonne ist, so ist Sigurd der sie erlösende Himmelstag, der die lodernde Glut der Abend- und Morgenröte (welche als eine Glut gesehen sind) am Morgen durchreitet. Somit haben wir in der Sage Brünhild-Sigurd Himmelsgeschehen wie in Menglöd-Swipdag (Bd. 1, 112). Die Halle Lyr ist dieselbe Sternenhalle wie die auf dem Hindinberge. Für Brünhilds Halle aber bezeugt die südliche Lage, daß die „glänzende Hilde" die Sonne selbst ist, und es tritt somit auch aus dieser Dichtung die alte Göttlichkeit Sigurds (Freyr, Balder) ans Licht. Die Sonne ist seine ihm bestimmte Braut. Dann muß Krimhild-Gudrun die Mondfrau sein, die dem Nachtgeschlecht der Nebelungen als schönste aller Frauen zugehört.

Noch in dem jüngeren eddischen „Sonnenliede" (55) heißt es:

„Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen,
von zweien am Zaum geleitet:
Auf dem Felde standen seine Füße,
Die Hörner hob er gen Himmel."
(Vgl. Simrock, Deutsche Mythol. 1864, S. 353 ff.).

Die himmelskundliche Deutung dieses Gesätzes ist, daß die Sonne den Weg von Süden nach Norden schreitet; dies ist die alljährliche Hebung des Höchststandes der Sonne vom Winter- zum Sommerstande. Der Tagbogen der Sonne schreitet nach Norden d. h. es wird Sommer. Das Bild „von zweien am Zaume geleitet" ist dann ohne Weiteres klar; Ost- und Westpunkt des Tagbogens schreiten mit dem „Sonnenhirsche" gleich-

zeitig nach Norden voran. Himmelskundlich betrachtet ist dieser Südnordweg eben der Brahmanweg Indiens, von dem ich Bd. 1,85 in anderem Zusammenhange gehandelt habe: „Wo die Sonne nordwärts geht, dieser Pfad heißt der Götterweg." Der Sonnenhirsch schreitet den Weg vom Wintertiefstande im Süden zum Nordpol aufwärts, zur Weltachse, zum Göttersitze: es wird Sommer. —

Auch die deutsche und christliche Sage ist voll vom Glanze dieses göttlichen Tieres. Im Züricher Großmünster ist der Hirsch gemalt, welcher nachts mit leuchtendem Geweih vor der Burg Baldern erscheint und zwei Königstöchter aus dem Schlosse ins Tal führt, wo sie mit ihrem Vater das Münster bauen. — Jede Nacht führt ein Hirsch mit leuchtendem Geweihe eine im Münster von Schaffhausen ruhende Edelfrau drei Stunden weit von Schaffhausen und vor Tagesanbruch wieder heim. — Ein wunderbarer Hirsch mit zwölfzackigem Geweih ist eine verzauberte Jungfrau; sie kann nur erlöst werden, wenn ein kühner Jäger diese 12 Enden abschießt; aber der zwölfte Schuß geht fehl und im selben Augenblicke hat das Geweih des klagend fortstürmenden Hirsches seine Zwölfzahl wieder: ein Bild des zwölfmonatigen Sonnenjahres (Henne am Rhyn, Deutsche Volksf. S. 151 f.).

Die Zählung der Geweihsprossen als Sinnbilder von Monatszeiten hat, wie wir gesehen haben, ihren Vorgang ebenfalls in den skandinavischen Felszeichnungen. Der Hirsch ist also auch hier Sinnbild der Zeit und ihrer Schnelligkeit, aber nicht in kalter Verbildlichung dieser Begriffe; denn zugleich „glüht sein Geweih bis zum Himmel selbst", er ist Sinnbild des himmlischen Lichtes, Sinnbild der Gottheit selbst. Woher rührt diese Übereinstimmung? Homer besingt die „rosenfingrige Eos", die Morgenröte. Wie ganz anders, gewaltiger berührt das alte arische Sinnbild des Sonnenaufgangs: Der Sonnenhirsch steht mit den Füßen auf dem Felde, sein Zackengeweih glüht gen Himmel. Homer kennt diese Vorstellung nicht mehr, obgleich er die Hirsche der Mondgöttin erwähnt.

Die eddische Darstellung ist auf das griechische Vorbild zurückgeführt worden. Wir sehen aber, daß die griechischen Vorstellungen und Märchen ein viel älteres Vorbild im skandinavischen Norden der Felsbilder, d. h. in der Bronzezeit, um 1600 vor unserer Zeitrechnung hatten. Ganz gewiß sind die Felsbilder unseres Nordens ein Jahrtausend älter als die griechische und indische Überlieferung. Der babylonischen Sage ist der Lichthirsch nicht bekannt.

Mithin kann die Übereinstimmung nur dadurch erklärt werden, daß die Indogermanen diese Vorstellungen aus ihrer nordischen Heimat, aus ihrer urarischen Glaubens- und Sagengemeinschaft mit in den Süden gebracht haben. Damit wird aber auch

der Edda selbst ihr Anrecht auf diese alten im skandinavischen Norden heimischen Vorgänge zurückgegeben und gesichert. Die Steine bezeugen es.

8. Das Neumondopfer von Kivik.

Im ältesten Indien ist man sich über die Ursache, warum die Sonne alltäglich wieder im Osten aufgeht, nicht klar und macht sich darüber die seltsamsten Vermutungen (Kirfel S. 25). „Niemand sieht die beiden (Sonne und Mond), heißt es, wenn sie ostwärts wandern. Die beiden [Schalen] enthüllen sie [d. h. sie sind erst wieder sichtbar], nachdem sie nach der Vorderseite [des Pfahles] herumgegangen sind. An der Vorderseite stehend opfern sie. Dadurch machen sie dieselben sichtbar. Deswegen sieht jeder jene beiden, Sonne und Mond, wenn sie nach Westen gehen." — Der Pfahl ist die Weltachse, die Achse des Weltberges Meru, um den beide herumzuwandern scheinen.

Die Vorstellung der Weltquirlung oder der Bohrung ist ein Versuch, die Sonnen- und Mondbewegung zu verstehen. Sie verbindet, wie wir gesehen haben, Indien mit Skandinavien. Ein anderer Versuch spricht sich in der durch alle arischen Völker gehenden Vorstellung von der goldenen Himmelsschaukel aus, über die in Indien als älteste Quelle der Rigveda berichtet (7,88, 3,4; 7,87,5. L. von Schröder, Arische Religion 2,18. 43 f. 151 f. 344 f. 661. E. Krause, Trojaburgen S. 168 f.). Diese Sonnen- und Mondschaukel tritt in zahlreichen Frühlings- und Sonnwendbräuchen auf. In Indien wird eine Schaukel am Sonnwendfeste aufgebaut, als Sonne begrüßt und geschwungen, während der Hauptpriester Sprüche, Gebete und Lieder vorträgt (Schröder 2, 659 f.). Die Schaukelfeier ist oft mit Gebeten um Fruchtbarkeit (a. a. O. 344) verbunden. Nicht also sind Sonne und Mond selbst die Schaukel, sondern beide schaukeln sich: die Schaukel ist ihr Himmelsschwung.

Aus der Tatsache, daß die Schaukelfeste als Frühlings- und Sonnwendfeiern bei Indern, Griechen und Römern, bei den Slawen und Litauern überreichlich zu finden sind, scheint geschlossen werden zu dürfen, daß sie ursprünglich auch bei den Germanen im Schwange gewesen seien. Und doch fehlt es, soweit ich sehe, an Nachweisen dieser Gebräuche nicht minder wie an schriftlicher Überlieferung. Die Edda enthält davon nichts, sie weiß anscheinend nur vom Weltbohrer, der mit seiner quirlenden Hin- und Herbewegung den Himmelsvorgang versinnbildlicht. Auch diese Vorstellung ist uralt und findet sich, wie wir gesehen haben, ebenso im ältesten Indien. Im Folgenden gebe ich hierzu eine Deutung der schönen, bisher nicht enträtselten Felsbilder aus Kivik im schwedischen Schonen, die aus der ältesten Bronzezeit stammen und sich an den Innenseiten eines Steingrabes gefunden haben. Es sind vier Bilder, die offenbar im Zusammenhange miteinander stehen.

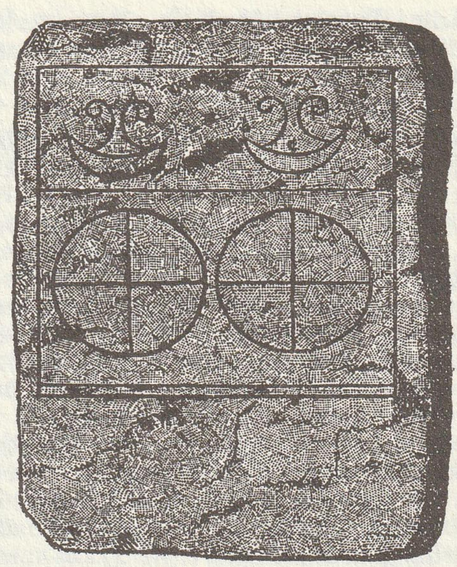


Abb. 19. Felsbilder von Kivik. Erstes Bild.

1. (Abb. 19). Zwei Mondschaukeln (Altlicht und Neulicht) über je einem viergeteilten (4 Mondgestalten) Himmelskreise.

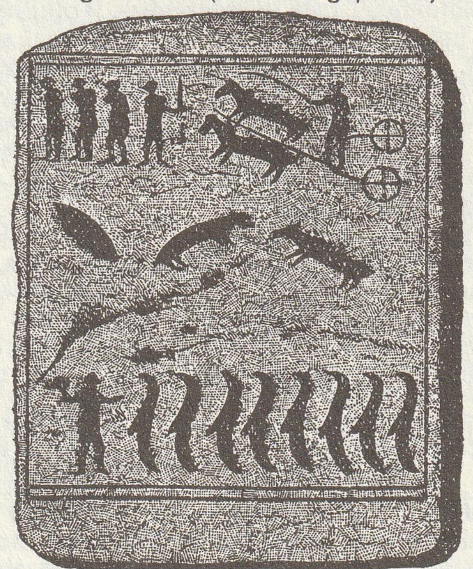


Abb. 20. Kivik. Zweites Bild.

Im vierten und ersten Viertel neigt sich die aufrechtstehende Sichel, der Stellung zur Sonne entsprechend, zur Wagerechten,

so daß sie das Bild einer Schaukel (oder auch eines Nachens) bietet. Das Bild stellt die Aufgabe dar, welche in den folgenden 3 Bildern abgewandelt wird.

2. (Abb. 20). Reihe 1. Das Mondgefährt geht der Morgendämmerung und dem Untergang im Sonnenlicht entgegen. Die 3 gefesselten Gestalten stellen die 3 voraufgegangenen Mondgestalten (1. bis 3. Viertel) dar. Die schwerttragende Gestalt gebietet der vierten Halt.

Reihe 2. Es ist Neumond. Der Mond ist unsichtbar. Das Weltschiff (Argo) ist leer. Sonnen- und Mondtier kämpfen miteinander.

Reihe 3. Der Führer der 8 (= 2 × 4) Mondpriester holt diese zu Hilfe.



Abb. 21. **Kivik.** Drittes Bild.

3. (Abb. 21). Reihe 1. Derselbe Führer läßt die Luren zur feierlichen Handlung blasen, während die „goldene Himmelsschaukel" in Bewegung gesetzt wird. In der Mitte der Schaukel erhebt sich die Weltachse, der „Pfahl", um welche durch andere (göttliche) Gestalten die Mondkugel hin- und herbewegt wird. Die Weltachse ist zugleich Quirlbohrer oder der Pfahl, um den der Mond (s. oben) herumgeht.

Reihe 2. Die 8 göttlichen Mondpriester als die je 4 vor und nach dem Neumond stehenden Mondgestalten beschwören den Mond, der in dem Opferkessel (Odroerir) verborgen ist.

Reihe 3. Die Neusichel ist aufgetaucht. In der ersten Hälfte der Reihe wenden sich die 3 gefesselten Gestalten, die sich in Bild

2, 1 von der tagauf gerichteten Mondfahrt wegwandten, dem Neulichte wieder zu. In der zweiten Hälfte der Reihe beginnen sie mit der Neusichel den Rundtanz des viergeteilten Himmelsumschwungs. Der Schwertträger führt die Gestalten der Neusichel wieder zu.

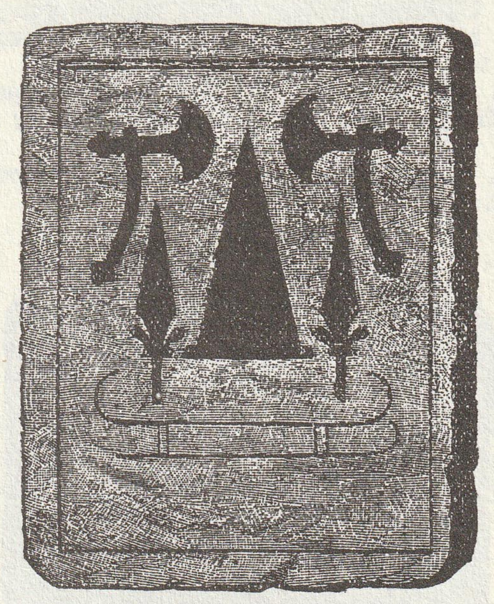


Abb. 22. **Kivik.** Viertes Bild.

4. Nach Vollendung des Neumondopfers und Auftauchen der Mondsichel in senkrechter Lage ist das Himmelsbild wieder hergestellt. Abb. 22. Über dem Weltschiff der Weltberg als Weltmast und Achse; zu beiden Seiten die Götterzeichen der vollen Himmelsherrschaft, Beil und Speer. —

Die 4 Bilder befinden sich an den 4 Innenwänden eines Grabes. Die Vierheit scheint auch hierin bedeutungsvoll in Verbindung mit dem dargestellten Vorgang: einem himmlischen Neumondsopfer. Dieses Opfer am Opferkessel (Odroerir) bewirkt die Auferstehung des Mondes. Es ist in Beziehung zu dem Toten gesetzt. Es scheint demnach, daß die Auferstehung des Mondes durch göttliche Ordnung und Hilfe ein Sinnbild der dem Toten erblühenden Auferstehung in Himmelshöhe sein soll. Das vierte Bild verspricht ihm die Herrlichkeit des himmlischen Aufenthaltes, die Verbindung mit den göttlichen Mächten, wie wir dies schon bei dem Steinbilde von Anderlingen gesehen haben, das sich gleichfalls an der (südlichen) Innenwand eines Grabes gefunden hat.

Das Neumondsopfer von Kivik führt in eine seltsam große Denkweise hinein. Himmelsglaube ist zugleich Bewußtsein der Unsterblichkeit. Die Himmelsvorgänge sind Sinnbilder des irdischen Lebens; wie der Mond nach dem dreinächtigen Grabe (so in den thrakischen Mysterien) durch göttliche Einwirkung wieder zur Himmelsherrlichkeit emporgeführt wird, so beweist diese Darstellung an den Wänden eines Grabes, daß dieser Himmelsvorgang dem Toten geistig und seelisch ein Gleichnis der Auferstehung sein soll. Die alten Zeugnisse über den Unsterblichkeitsglauben der nördlichen Völker finden sich schon um mehr als anderthalb Jahrtausende früher in Skandinavien und Deutschland durch die Sprache der Felsbilder bestätigt.

9. Der Himmelswagen von Herrebro.

Wenn noch Cicero und Augustin in den Sternen Götter und Engel sahen (Bd. 1, 49 und 53), so wundert es uns nicht, daß wir die Verbildlichung der Gestirngötter, wie sie im 2. vorchristlichen Jahrtausend im Norden üblich war (Abb. 23), auch noch im christlichen Deutschland, an der Spitalskirche in Tübingen, wohl aus heidnischer Zeit finden (Abb. 24). Selbst die erhobenen Segensarme stimmen mit den sonstigen skandinavischen Bildern überein.





Abb. 24. **Gestirngottheit von Tübingen.** Aus E. Jung. German. Götter in christl. Zeit, München 1922 S. 219.

Abb. 23. **Gestirngottheit von Tanum.** Schwed. Felsb. 1, Taf. 56, 5.

Die schwebenden Gestalten und Gefährte habe ich als Darstellungen der himmlischen Segensgewalten und die sogenannten „napfartigen Vertiefungen" als die zugehörigen Sterne gedeutet. In einzelnen Bildern sind in der Tat an der Stelle, wo sonst die runden „Näpfe" zu sehen sein sollten, strahlende Sterne in den Fels gezeichnet (vgl. Bd. 1, Abb. 1; Bd. 2, Abb. 10, 16, 17). Damit ist der Beweis für meine Vermutung gegeben. Ähnliche Darstellungen kennt auch Babylon und das spätere süd-

europäische Altertum, so zeigt das Bild des Jupiter Dolichenus mit der Doppelaxt einen strahlenden Stern neben dem Haupte (Abb. bei Jung, Leben und Sitten der Römer; Göll, Mythol. S. 248). Ganz besonders aber gehört hierher der ägyptische rechteckige Tierkreis von Dendera, auf welchem man jede der Gottheiten auf einem Nachen mit strahlenden Sternen darüber erblickt (vgl. die Tafel IV bei Franz Boll, Sphaera, Leipzig 1903, S. 232). Diese Ähnlichkeit ist auffällig, aber die Darstellungen im skandinavischen Norden sind mehr als ein Jahrtausend älter. Will man auf Entlehnung hinaus, so kann als deren Richtung, der Wanderungsbewegung entsprechend, nur die vom Norden nach dem Süden in Betracht kommen.

Es war gewiß für die mühselige Steinklopfarbeit leichter, statt der strahlenden Sterne runde Gruben in den Stein zu hämmern, die das Bild des Sternes in genügender Treue wiederzugeben vermochten. Diese, der Größe der Schiffsbilder und Gestalten entsprechenden runden Felsgruben werden von den heutigen Schweden Elfenmühlen genannt und das Landvolk legt Opfer für die „Elfen" hinein. Aus dem Umstande aber, daß sich diese Schalen manchmal an schrägen oder abfallenden Flächen finden, hat man bereits geschlossen, daß sie nicht ursprünglich zur Aufnahme von Opferblut oder Opfergaben bestimmt gewesen seien (vgl. Sophus Müller, Nord. Alt., Straßburg, S. 168 f.).

Und doch konnte nichts näher liegen als daß man den himmlischen Segensgewalten in diesen Felsgruben opferte, den Sterngewalten in ihrem Abbilde, der Sterngrube. Man opfert den Himmlischen in ihren Bildern, obwohl man wußte und sah, daß diese Bilder nur Sinnbilder, nicht die Gottheit selbst waren. Dem himmlischen Segen opferte man, den man herniederflehte. So finden sich diese Sterndarstellungen häufig auf Grabsteinen, wo sie den Toten mit den Himmlischen in Verbindung bringen, indem man in uraltem Himmels- und Unsterblichkeitsglauben darin dem Himmel opfert.

Man findet diese Sternbilder nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Indien und Nordamerika d. h. auf dem Ausstrahlungsgebiete der arischen Rasse (vgl. Bd. 1. 181 f.). Sie reichen von der Steinzeit bis in die Bronzezeit hinein. Bei so ungeheurer Ausdehnung sollte man vermuten, daß gelegentlich auch auffällige Sternbilder des Himmels in der Anordnung der Sterngruben nachgeahmt wären. Im Allgemeinen aber scheint es sich nicht um eine sichtgetreue Wiedergabe des Himmelsanblickes gehandelt zu haben. Die besonderen Darstellungen, welche die Wandelsterne auf den westschwedischen Felsen fanden, habe ich im ersten Bande (Abb. 2) und oben behandelt.

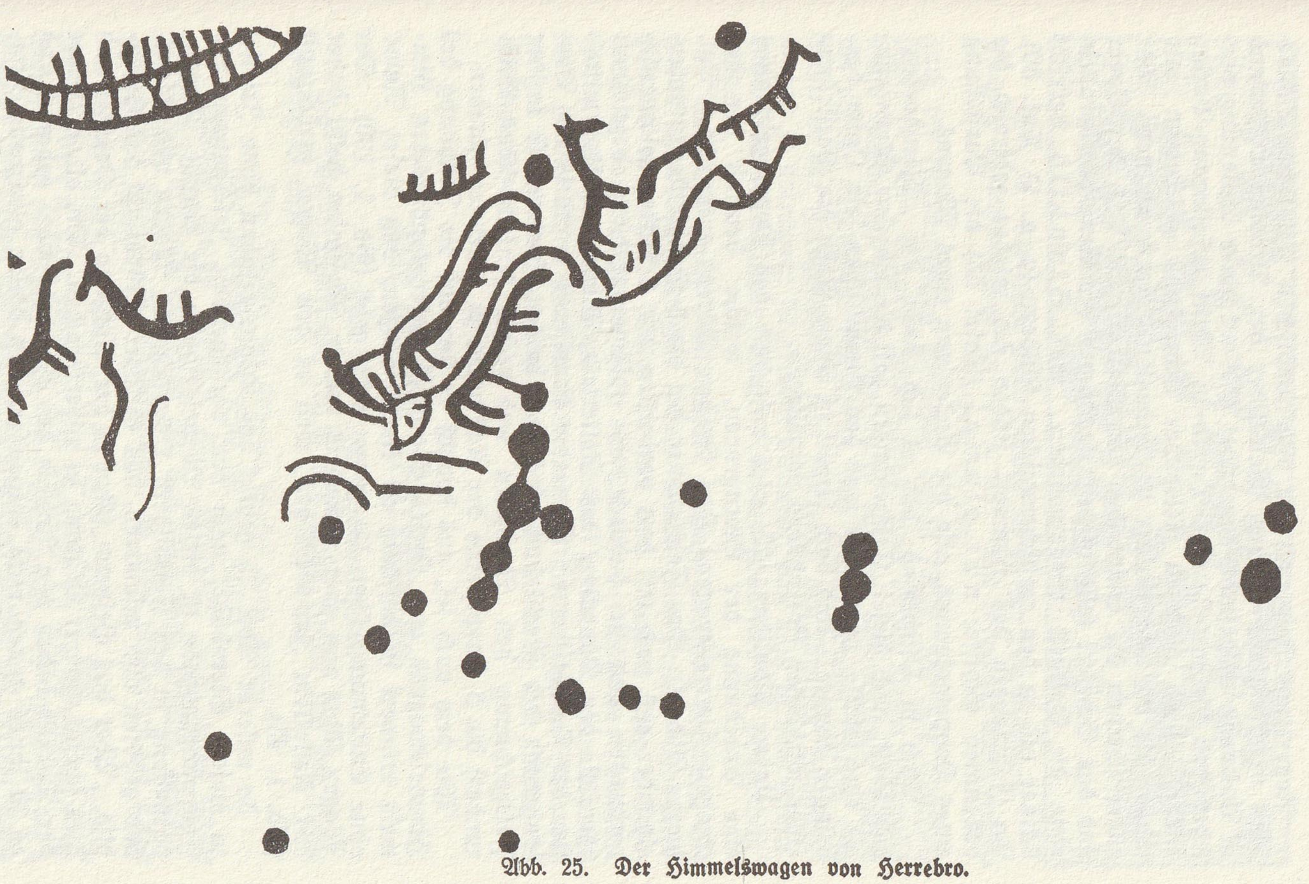


Abb. 25. Der Himmelswagen von Herrebro.

Unter dem Gespann findet sich das Sternbild des Großen Bären oder Himmelswagens. Ueber dem mittleren Stern der Deichsel „Däumling" oder „Reiterlein" (Alkor). Vgl. Abb. 2.

Neuerdings sind auch die ostgotländischen Felsbilder Schwedens veröffentlicht worden (Felsbilder der Provinz Ostgotland in Auswahl; aufgesucht, abgebildet und mit einer Einleitung versehen von Arthur Nordén, Hagen in Westf., Folkwang-Verlag 1923). Diese östlichen Felsbilder Schwedens erscheinen mir jünger als die von Baltzer in Bohuslän aufgenommenen. Vor allem scheinen die Sinnbilder der Gottheit, die Axt, der Speer und das Schwert (alle in bronzezeitlichen Formen) häufig allein ohne die Gottheit wiedergegeben. Das Sinnbild herrscht stärker als in den westschwedischen Bildern (a. a. O. Taf. 39). An Fahrzeugen des Himmels finden sich wieder zahlreich die bekannten Schiffe; nur einmal (Tafel 53) die Darstellung eines Doppelgespanns, also die Andeutung eines Wagens.

Auch in Ostgotland hat es sich nicht um „Sternkarten" gehandelt; auch diesen Felszeichnern galt die einzelne Sterngrube als eine Stätte, in welcher man den Himmlischen sein Opfer darbringen konnte. Und doch scheint in einem Falle die Darstellung eines wirklichen Sternbildes vorzuliegen.

Unsere Abbildung 25 zeigt unterhalb des Doppelgespannes eine Anordnung der Sterngruben, welche deutlich der des Großen Himmelswagens (des Großen Bären) entspricht. Vgl. hierzu Abb. 2. Der Felszeichner hat die 3 Deichselsterne untereinander und noch mit dem vordersten der 4 Räder zeichnerisch verbunden und sie dadurch als zusammengehörig bezeichnet; ebenfalls den Däumling (das Reiterlein, Alkor) auf dem mittelsten der Deichselsterne. Fernerhin kann man rechts in der Verlängerung der Verbindungslinie der beiden Hinterräder in der Felszeichnung den Nordstern und rechts jenseits (des Bildrandes) die 5 Hauptsterne der Kassiopeja zu erkennen glauben.

Wie dem auch sei, uns kommt es nur auf die Zeichnung des Himmelswagens an. Dieses Sternbild unseres nördlichen Himmels erinnert so auffällig an einen Wagen, daß dieser Name ohne Entlehnung über die ganze Erde geht (Bd. 1, 180). Der Wagen fährt nun aber rückwärts und in Westfalen heißt daher das Reiterlein Zup-Dümeken, weil es den Wagen zurückzupft (Bd. 1, 43).

In unserer Abb. 25 gehört das Doppelgespann ohne Zweifel zu diesem Sternbilde; nach den vorliegenden Zeichnungen der Folkwangausgabe ist dieses Doppelgespann die einzige Wagendarstellung in den Felsbildern Ostgotlands. Wagen und Sternbild gehören also zusammen, das Gefährt verdeutlicht das Sternbild. Aber das Gespann fährt in der Richtung der Deichsel und dies scheint unserer Deutung zu widersprechen. Die alten Völker der Vorzeit haben den Anblick des Himmels wohl gekannt und es ist ihnen gewiß nicht entgangen, daß dieser glanzvolle Himmelswagen seltsamerweise rückwärts fuhr (vgl. Abb. 2). Aber



Abb. 26. Chinesische Gestirngottheit im Großen Himmelswagen. Flachbild aus Wu-liang-tze um 147 n. Chr. Aus Jeremias, altorientalische Geistesk. S. 128.

auch die sternkundigen Chinesen haben (Abb. 26) ihre Gottheit sogar in den „Wagen" hineingesetzt und lassen diesen ebenfalls nicht rückwärts, sondern vorwärts fahren, Jahrtausende später als unsere nordischen Vorfahren. Die Fahrtrichtung hindert also nicht, in der Felszeichnung von Herrebro den Großen Himmelswagen zu erkennen; sie beweist vielmehr, daß man in dem Sternbilde keinen wirklichen Wagen, sondern eben nur ein „Sternbild" erblickte.

Aufs neue wird damit unsere gesamte Deutung bestätigt. Die himmlischen Darstellungen setzen einen entwickelten Himmelsglauben voraus; die Götter wohnen dem Glauben schon 2 Jahrtausende vor der Niederschrift der Edda in der Höhe des Himmels. Der „Aufblick zum Himmel" (caelum suspiciens), den Tacitus beim germanischen Priester findet, entspricht dem hohen Alter des großen Glaubensgedankens, daß die Weltlenkung ihre Stätte im Himmel habe.

IV.

Die arische Zeitrechnung.

1. Das Alter des Sternmonats.

Im Wafthrudnirliede (25,3) der Edda findet sich die Sage (Gering S. 63):

„Den Wechsel des Mondes schufen weise Götter
Den Menschen als Maß für die Zeit."

„Mond" heißt wörtlich der „Messer", und dieses Wort haben alle arischen Sprachen für das leuchtende Gestirn gemeinsam. Wir werden zu prüfen haben, ob oder inwiefern die Sage der Edda zutrifft.

Nach Angaben babylonischer Tafeln aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. erscheint das Neulicht 19 bis 50 Stunden, im Durchschnitt 1½ Tage, nach dem Neumonde.[250]) Für Athen sind die Zeiten der Sichtbarkeit der ersten Sichel mit freiem Auge auf 29 bis zu 63 Stunden festgestellt worden. Im Allgemeinen

hängt die früheste Sichtbarkeit des Neulichts, abgesehen von der Durchsichtigkeit der Luft u. a., von der Erdbreite des Ortes und der Mondabweichung ab. „Je steiler die scheinbare Mondbahn gegen den Horizont abfällt, desto eher kann die Sichel gesehen werden. Für unsere Breiten sind deshalb Winter und Frühjahr am günstigsten, am spätesten wird der Mond in den Sommermonaten gesehen. Für südlichere Breiten ist die Dämmerung kürzer, daher auch die Sichel leichter sichtbar (auch im Sommer)."

Hiernach setzt die Berechnung der Dauer des Mondmonats (vgl. Bd. 1,66) eine erhebliche Zahl einzelner Beobachtungen voraus, um aus dem Erscheinen des Neulichts, welches den Beginn des Monats bezeichnen soll, die richtige Zeit von 29,5 Tagen zu erzielen. Diese Berechnung war wegen der günstigeren Sichtverhältnisse auf der Breite von Babylon sehr viel leichter als in den europäischen Breiten der arischen Völker. Demgegenüber ist die Rückkehr des Mondes zum selben oder zu einer gedachten Verbindungslinie zweier Standsterne bei klarem Wetter ohne jede Schwierigkeit mit bloßem Auge zu erkennen. Es erscheint daher wohlbegründet, wenn der Süden die Berechnung des Monats nach dem Neulicht, der Norden nach der Stellung des Mondes zu den Standsternen (Sternmonat) ausführt. Wenn Babylon also den Monat zu 30 Tagen (d. s. 29,5 Tage des Mondmonats), die indogermanischen Völker dagegen zu 27 (d. s. 27,3 Tage des Sternmonats) rechnen, so ist dieses auf die erwähnten gegebenen Beobachtungsmöglichkeiten zurückzuführen. Es folgt aber ferner daraus, daß die vedischen Inder ihren alten 27nächtigen Sternmonat aus ihrem heimatlichen Norden mitgebracht haben.

In diesen Verhältnissen wird sich dann auch die Geltung der Sechzigzählung bei den Babyloniern begründen, während die Arier die Neun zur heiligen Zahl erhoben, an welche sich die Zehnzählung schloß. Desgleichen gründete sich das indogermanische Rundjahr von 360 Tagen auf die 40 Neunerwochen des Sternmonats, das babylonische Rundjahr auf die 12 Mondmonate zu 30 Tagen. Auch die alte 5tägige Woche der Babylonier entspringt dem Mondmonate zu 6×5=30 Tagen, die Neunerwoche der Arier dem Sternmonat, wie auch die Zwölfteilung des Tierkreises bei den Babyloniern dem 30tägigen Mondmonat, seine Teilung in 27 Mondhäuser bei den Ariern dem Sternmond ihren Ursprung verdanken.

Die Herleitung der Himmlischen Zahl aus Sonnen- und Mondumlauf setzt voraus, daß dem vedischen und vorvedischen Indien der 27nächtige Sternmonat nicht nur bekannt, sondern sogar altgeläufig gewesen sei und zwar ebenso wie den skandinavischen Germanen, für die wir den Sternmonat aus den Felszeichnungen nachgewiesen haben. Der Sternmonat muß Urbesitz der arischen Heimat gewesen sein. Demgegenüber wird von der

indischen Altertumswissenschaft behauptet, daß der Sternmonat im Rigveda nicht vorkomme, während dies für den 30tägigen Mondmonat der Fall sei.[251]) Ich schließe aus den 27 Sternbildern des Rigveda,[252]) daß der Sternmonat auch die entsprechende Himmelseinteilung bewirkt habe und dieser also vorausgehen müsse, während von der Gegenseite sogar behauptet wird,[253]) daß die „einfachen Hirten und Ansiedler" zu einer Teilung des Himmels in 27 Teile noch garnicht fähig gewesen seien, daß diese Einteilung, welche doch mit dem Sternmonat selbst gegeben ist, einer jüngeren Zeit entstamme. Der Rigveda selbst belehrt uns eines andern:

Die menschliche Frucht reift bekanntlich gewöhnlich in 273 Tagen. Wir reden von dieser Zeit als von „9 Monaten", indem wir (30×9=270) den Monat zu 30 Tagen rechnen. Im Rigveda aber wird an mehreren Stellen (5,78,7. 5,78,9. 10,184,3) die reife Frucht des Mutterschoßes garbho daçamasyah d. i. „10 Monate alt" genannt: „Nachdem der Knabe 10 Monate in der Mutter gelegen hat, gehe er heraus lebend, unverletzt"; wozu noch Atharv. 1,11,6. 3,23,2 zu vergleichen ist (Zimmer S. 366).

Auch im Altpersischen gilt die Frucht als zehnmonatig (Videvdat 5,45) und auch dort müssen die 10 Monate („10 Monate lang") vollendet sein. Nach Herodot (VI 69) ferner behauptete Ariston, daß Demaratus „nicht sein Sohn sei, da ja die richtige Zeit, die 10 Monate, nicht voll sei (τὸν χρόνον γὰρ τοὺς δέκα μῆνας οὐδέ κω ἐξήκειν). Es gebären nämlich die Frauen auch die Frucht von 9 Monaten, aber auch von 7 Monaten und nicht alle erfüllen den 10. Monat (καὶ οὐ πᾶσαι δέκα μῆνας ἐκτελέσασαι)." Die Regel war also die v o l l e Zeit von 10 Monaten. Ebenso geben die Römischen XII Tafeln die Schwangerschaft als 10monatig an, nicht minder Plutarch (Numa c. 12 δεκαμηνιαῖον βρέφος, δεκαμηνιαῖος χρόνος, ferner Alcib. c. 23) und Menander (bei Gell. N. Att. 3,16 γυνὴ κυεῖ δεκάμηνος) sagt ausdrücklich: „Das Weib geht 10 Monate schwanger." Auch Ovid kennt diese Zeitspanne für die Geburt des Orion (fast. 5,499 f. jamque decem menses, et puer ortus erat).

Alle diese Zeugnisse stimmen darin überein, daß die 10 Monate v o l l e n d e t sein müssen. Hippokrates (de octim. partu) berechnet die 10monatige Frist zu 7×40=280 Tagen nach einem System, nach dem er alle diese Zeiträume auf die Siebenzahl zurückzuführen sucht; aber auch 280 Tage wären der Sternmonat (27,3=28) und nicht der Mondmonat von 29,5=30 Tagen.

Es gewinnt den Anschein, daß später nur noch in der Göttersage als in altheiligen Beziehungen die Zehnzahl, im bürgerlichen Leben nach dem Eindringen des Mondmonats die Neunzahl der Reifemonate gegolten habe.

Die Schwangerschaftszeit von 273 Tagen, durch 10 geteilt, ergibt nun aber einen Monat von 27,3 Tagen, der völlig der genaueren Dauer des Sternmonats von 27,3 Tagen entspricht. Hätte ursprünglich der Mondmonat von 29,5 Tagen geherrscht, so

hätten die vedischen Inder eine Fruchtreife von 10×29,5=295 Tagen angenommen, was als Durchschnittszeit unsinnig ist. Eine Redensart wie „10 Monate alt" setzt den Sternmonat als die geläufige Zählung des Volkes voraus und läßt folgern, daß der Mondmonat nicht volkstümlich war. Dieser taucht dann aber schon im jüngeren 10. Buche des Rigveda auf (10,189,3: Die 30 Häuser füllt Suryas Glanz); und im Atharv. 4,35,4 heißt der Monat 30speichig. Somit scheint es möglich, den Übergang vom Sternmonat zum Mondmonat für das alte Indien zeitlich zu bestimmen. Aber die bisherige Ansicht, daß der 27nächtige Sternmonat und damit auch seine Himmelseinteilung dem vedischen Indien nicht bekannt gewesen sei, ist unhaltbar; er muß schon damals alt und älter als der Mondmonat gewesen sein. Damit ist aber die Brücke vom vorvedischen Indien zum skandinavischen Germanentum der Bronzezeit von 1600 v. Chr. geschlagen d. h. die arische Urzeit kannte und brauchte den 27nächtigen Sternmonat.

Schon hier möge eingeschaltet werden, daß aus der Beziehung der Zeit der menschlichen Fruchtreife zum Mondlaufe der Anlaß zur Verehrung des Mondes als Fruchtbarkeitsgefäß entsprungen sein möchte. Die heilige indogermanische Zehnzahl stellt die Verbindung zwischen der 273 Tage dauernden menschlichen Fruchtreife und dem 27,3 Tage währenden Mondumlaufe in volles Licht. Diese Beziehung ist jener alten Zeit, die zwischen Himmel und Erde feste Bande der Entsprechung geschlungen glaubte, nicht entgangen. Ganz gewiß wird man mit dieser auffälligen Beobachtung den alten Glauben an die Muttermacht des Alls, der Urnacht, welcher der Mond eignete, gestützt haben. Von der Mondgottheit Diana schreibt einstimmend Cicero in seinem Buche „über das Wesen der Götter" (2,27): „Bei den Geburten ruft man sie zu Hilfe, weil diese bisweilen in sieben, oder wie gewöhnlich in 9 Kreisläufen des Mondes zur Reife gelangen." Diese Begründung trifft für den 27,3-nächtigen Sternmonat des vedischen Indiens noch weit stärker zu, weil es gerade die heilige Zehnzahl war, welche die Beziehung zu der 273tägigen menschlichen Fruchtreife so offensichtlich und auffallend herstellte.

Nun wird auch klar, warum alle die „Mondgöttinnen", von Artemis bis Freyja als geburtshelfende Eileithyien auftreten. Die Geburtszeit ist völlig einstimmend der Sternmonatszeit von 10×27,3 Tagen. Die Urnachtgöttin, deren Gestirn der Mond, löst den Frauensegen; und so haben wir hiermit den Ursprung der gesamten Beziehungen der Mondgöttinnen zur Fruchtbarkeit und den Ursprung der Anrufung dieser Gottheiten um Geburtshilfe in Beziehung zum alten Sternmonat ermittelt. Daraus folgt, daß es sich im Norden und Süden nicht um

Übertragung und Entlehnung von Glaubensvorstellungen aus Babylon, sondern um eine stern-erdkundliche Tatsache handelt, die von keinem Volke, insbesondere aber nicht von den arischen Stämmen (deren Sternmonat insgemein auf 27 Nächte abgestimmt war) übersehen werden konnte und nach allem vom arischen Urstamme einheitlich gesehen worden ist. In dem Bruchstücke aus den pythagoräischen Diatheken, das ich (Bd. 1,79) mitgeteilt habe, wird die Zehnzahl geradezu gepriesen als

„Mutter des Alls, die
Alles aufnehmende, Alles umgrenzende, erstgeborne,
Nie ablenkende, nimmer ermüdende heilige Zehn, die
Schlüsselhalt'rin des Alls, die der Urzahl gleichet in Allem."

„Mutter" und „Schlüsselhalterin" des Alls ist die 10; darin haben wir deutlich die Artemis-Eileithyia und Freyja, die „Hoffnung der Gebärenden", „Schlüsselbewahrerinnen", „Türwächterinnen des Lebens".[254]) Mithin dürfen wir mit Fug annehmen, daß die Heiligkeit der Zehnzahl (heilig im arischen Völkerkreise, nicht im babylonischen) auf die wundersame Beziehung zwischen dem Sternmonat und der menschlichen Fruchtreife zurückzuführen ist.

Damit aber erweisen sich Freyja und Artemis und ihre übrigen Erscheinungen als echte Abkömmlinge der großen arischen Himmelsmutter, deren Halsband die Sonnen-Mondbahn ist.

Auch in Babylon ist die Zehnzählung bekannt gewesen.[255]) Aber grundlegend ist dort die Zwölfzählung. Für die Zehnzählung wird die Herleitung von der Zehnzahl der Finger und Zehen gelten dürfen; die Heiligung dieser rein „menschlichen" Zahl rührte aber erst von der Beobachtung der himmlischen Übereinstimmung zwischen den 10 Sternmonaten und der menschlichen Fruchtreife her.[256])

Wie wir gesehen haben, ist die Himmlische Zahl 432 eine aus den Zahlen 360 und 27 entstandene Gemeinzahl. Sie hat deshalb unter anderen den Vorzug, daß sie durch 12 teilbar ist. Nicht so, daß sie aus den 12 Monaten zu je 30 Tagen entstanden sein könnte, was ja erst 360 Tage ergäbe; aus der Himmelsumschwungszahl 432 können erst nachträglich die mystischen Weltjahrzahlen von 12×36000 entstanden sein. Die persische Einteilung in 3 Dsjemschidzeitläufte von je 1440 Jahren führt nun zu weiterer Klärung. Setzen wir an die Stelle der Zahl des Sonnenmondumschwungs 432 den Mondumschwung allein, so ist 27 die Ziffer des Kreises. Dieser Mondumschwung besteht aus 3 neunnächtigen Zeiten, die wir schon aus den nordischen Felsbildern ermittelten und für die auch die alte indische Zählung wie die germanische Opferübung (s. unten) Zeugnis ablegen. Dann wird deutlich, warum die Perser die Dreiteilung des Umschwungs diesen mystischen Weltalterzahlen zu Grunde legten: Sie hatten wie die Inder ursprünglich ihre 27 (später 28) Sternbilder des Tierkreises

und teilten die Weltzeit nach ihrem alten Himmelskreise von 27 Mondhäusern in 3 Teile. Das ergab bei Einsetzen der Sonnenmondbahn von 432 Graden ihre 3 Dsjemschidzeitläufte von je 1440 Jahren. Diese Einteilung war, da Babylon die 27 Mondhäuser nicht pflegte, arischen Ursprungs und steht also im Einklange mit Indien und Skandinavien. Die persische Dreiteilung der Zahl 432 beweist mithin ebenso wie die Sechszehnteiligkeit Pradjapatis die Richtigkeit unserer Erklärung der Weltalterzahl als Tierkreis, entstanden aus Sonnen- und Sternmonatzahl.

Wenn wir die 540 Tore oder Räume Walhalls als Mondhäuser d. i. Mondstellungen der 54 Tage und Nächte oder 27 Tagnächte erkennen, so haben wir eine Entsprechung schon in dem 27nächtigen Sternmond der Felsbilder vorausgenommen. Aber sie kommen auch sonst in der Edda selbst vor. Es sind 3×9=27 Mädchen der Walküre Sigrun, von denen (Helg. Hjordw. 28) die Nebelriesin erzählt:

> „Ich zählte drei Neunheiten, doch zog eine Jungfrau
> voraus, weiß unter herrlichem Helm.“

Die Walküren sind Vertreterinnen der heldenkiesenden Freyja-Frigg, welcher der Mond eignet. In dem erwähnten Helgiliede (26) wird ausdrücklich gesagt, daß jene Walküre zur Nachtzeit kam. Wie Odins Helm (Sigdr. 14) golden genannt wird (Gylf. 51) und als ein Sinnbild der Sonne gelten darf, so ist hier der „herrliche Helm“ der Walküre als der Mond zu deuten d. h. der Mondschein schützt die Flotte Helgis vor den Ränken der Nebelriesin. Und da die Walküre mit ihren 27 Mädchen zur Stelle ist, so sind diese als die 27 Mondphasen offenbar dazu da, die ganze Fülle des Mondscheins anzudeuten d. h. e s w a r V o l l m o n d, der den Helgi vor dem Nebelgezüchte schützte: Die ganze Liebe der Göttin wachte über ihm. Das Gedicht wird also erst klar, wenn wir in den 27 Mädchen die 27 Mondstellungen des Sternmonats erkennen. So wie aber hier im Norden die 27 Mondhäuser als himmlische Jungfrauen, als Mädchen Odins gesehen werden, so gelten auch die 27 Mondhäuser Indiens als die Töchter Pradjapatis, zu denen der Mond der Reihe nach eingehen soll.[257]) Dieselbe Vorstellungsweise tritt in den nordischen Felsbildern auf, wenn die „Pfosten“ der Sternschiffe, denen wir nicht selten himmelskundliche Bedeutung und Zählung beimessen mußten, häufig menschliche (geistige, lebendige) Formen annehmen. So werden aber auch noch in der Jüngeren Edda die Mondphasen Bil und Hjuki (Gylf. 11) als Kinder und Asinnen (Gylf. 35 am Schluß) angesehen. Jedenfalls steht die Zahl 54 als 2×27 Tagnächte und Mondhäuser in der Edda nicht allein und wir dürfen mit vollem Fug von einer Kenntnis des 27nächtigen Sternmonats vom Bronzezeitalter der Felsbilder bis zur Edda reden. Gerade, daß die Zahl der Tore nicht 12, sondern 540 d. h. 54 oder 2×27 ist, verbürgt das klare Verständnis des Grimnirliedes für die

ursprüngliche Bedeutung und arische Herkunft der Himmlischen Zahl.

Die indogermanischen[258]) „Zwölften" bilden nun aber die Spanne zwischen einem Mondjahre von 354 und dem Sonnenjahre von 366 Tagen. Diesem Mondjahre liegt der 29,5tägige Mondmonat (12×29,5) zu Grunde. Es muß also, soweit die „Zwölften" reichen, später an die Stelle des Sternmonats der Mondmonat getreten sein, der zu 30 Tagen gezählt wird; vielleicht sind die „Zwölften" wie der nächste Abschnitt möglich erscheinen läßt, an die Stelle älterer „Neunten" getreten.

Die Angabe des Wafthrudnirliedes:

ny ok nid
skopu nyt regin
oldum at artali

d. h. „Vollmond und Neumond schufen weise Götter zur Jahreszählung der Zeiten" bezieht sich deutlich auf den Mondmonat. Der Sternmonat galt zur Zeit des Wafthrudnirliedes (600 n. Chr. vgl. Neckel, Altn. Lit. 1923 S. 83) nicht mehr als Zeitmesser. Im Einklang hiermit wird die menschliche Fruchtreife im Rigliede (6. 20. 33) auf 9 Monate angegeben. Zur Abfassungszeit der Edda galten auch in Deutschland die „Zwölften". Auch Alwism. 15,6 wird der Mond artali d. i. Jahresberechner genannt.

Neben dem alten Sternmonat und dem Mondmonat wurde ein Rundjahr von 360 Tagen gehalten, das, wie ich zeigen werde, nicht erst aus dem Mondmonat,[259]) sondern schon aus dem Sternmonat zu erklären ist, da die „Zwölften" die Spanne des 354tägigen Mondmonatsjahres gegen das wirkliche Sonnenjahr von 366 Tagen bildeten.

Wir sehen also, daß der 27nächtige Sternmonat Gemeingut der indogermanischen Völker ältester Zeit gewesen ist; daß sie nicht nach dem 30tägigen Mondmonat rechneten, hat seinen Grund in der unregelmäßigen Sichtbarkeit der Neusichel.

Hieraus folgt, daß in den Nordbreiten der arischen Völker der Himmelskreis in 27 Teile eingeteilt werden mußte. Demgegenüber wird die Sonnenbahn nach dem mondmonatlichen Verhältnis in 12 Häuser zerlegt; das ist aber nur in südlichen Breiten möglich, wo Tag und Nacht sich ohne Dämmerungserscheinungen ablösen, die Stellung der Sonne in den Standsternen also leicht zu beobachten ist. Diese Zwölfteilung ist babylonisch und tritt erst später im arischen Kreise auf. Wir haben also im alten Norden eine Mond-, im Süden eine Sonnenekliptik. Die Zahl von Walhall (54=2×27) ist mithin eine uralte Mondekliptik. Das älteste Zeugnis ist der Sternmond von Tanum.

Die 27 oder 28 Häuser der Mondbahn finden sich wie in der eddischen Himmelsburg so auch in indischen Tempelanlagen, von deren 56 (=2×28) Pfeilern Bohlen[260]) berichtet. Der starke Einfluß indischer Himmelslehre wird ferner dem berühmten ägyp-

tischen Labyrinth (Strabo XVII 811) zu seinem Kranze von 27 Gemächern verholfen haben.

Der Mondmonat wird nach Tagen gerechnet, da das Neulicht vor Sonnenuntergang, östlich der Sonne, aufgeht; den Sternmonat kann man nur bei Sternsicht, also nach Nächten messen. Hieraus ist am einfachsten die Zählung der arischen Völker nach „Nächten" abzuleiten.

2. Der arische Kalender.

Wir haben gefunden, daß der 27nächtige Sternmonat bei allen arischen Stämmen, Germanen, Griechen, Persern und Indern im Gebrauche war. Aus ihm leitet sich die Neunerwoche her.

Einfache Überlegung zeigt nun, daß diese Neunerwoche nicht nur das Rundjahr von 360 Nächten, sondern auch das Neunjahr begründet.

Es ergeben:

3 Neunerwochen (3×9) den 27nächtigen Sternmonat,
40 Neunerwochen (40×9) das 360nächtige Rundjahr,
360 Neunerwochen (360×9) das Neunjahr zu je 360 Nächten.

Die rechnerische Entwicklung führt dann zu den Zahlen der Weltalter; es ergeben:

1080 Neunerwochen (360×3) den 27jährigen Kreis von 3 Neunjahren,
17280 Neunerwochen (1080×16) einen 432 (27×16) jährigen Kreis.

Die Zahl 17280 enthält die Ziffern des 1. Weltalters, 432 die des vierten Weltalters und der Himmlischen Zahl.

Der Ausgleich zwischen dem Rundjahr von 360 Nächten und den 366 Tagen des wahren Sonnenjahres (Indien zählte 366, nicht wie Babylon 365 Tage), führt zu folgender Schaltungsweise:

40 Neunerwochen laufen im Rundjahr durch und ergeben 360 Nächte. Dieses Rundjahr hatte 360/27=13 Sternmonate und 1 Neunerwoche = 13⅓ Sternmonate. Gerechnet wurde ein Sternmondjahr von 13 Monaten d. i. 13×27=351 Nächte. Dieses Sternmondjahr von 351 Nächten ist in Indien für älteste Zeiten bezeugt,[261]) während es in Babylon fehlt; bezeugt ist ferner die Zahl von 13 Monaten; 351:13 ergibt aber 27, also den Sternmonat. Dementsprechend zeigt die älteste indische Erwähnung von Monatsnamen[262]) deren 13, die beim Soma- (Mond-) opfer angerufen werden.

Gegen das wahre Sonnenjahr blieb das Rundjahr jährlich um (366—360=) 6 Tage zurück. Das ergab in 9 Jahren 9×6=54 =2×27 Nächte d. i. 2 Sternmonate:

9 Jahre zu 366 haben 3294 Nächte,
9 Jahre zu 360 haben 3240 Nächte,

es bleiben also 54 Restnächte.

Diese 2 Sternmonate waren alle 9 Rundjahre einzuschalten. Man konnte auch 1 Schaltmonat an das 5. und den 2. an das 4. Jahr legen. Jedenfalls waren nach 9 Rundjahren das Sternmond- und wahre Sonnenjahr wieder in Übereinstimmung gebracht d. h. die beiden neunjährigen Zeiträume begannen im 10. Jahre wieder zusammen.

Alle 27 Jahre sind 27×6 Restnächte gegen das wahre Sonnenjahr, also 6 Sternmonate einzuschalten. Eine 27jährige Zeitrechnung scheint in Indien[263]) alt.

Alle 4 3 2 Rundjahre wären 6×432=2 5 9 2 Nächte d. s. (2592:360=) 7,2 = 7 Rundjahre und 8 Neunerwochen einzuschalten gewesen. Es ist bemerkenswert, wie sich hier wieder die Himmlische Zahl (432) und die Vorrückungszahl (25920) gegenüberstehen, die beide den Tierkreisumlauf darstellen.

Wollte man weiter die in Indien üblichen 366 Tage des wahren Sonnenjahres auf die schon bekannten 365¼ Tage zurückrechnen, so ergab sich, daß man im Jahre ¾ Tage zuviel gerechnet hatte; alle 4 Jahre mußten 4×¾=3 Tage oder alle 12 Jahre 1 Neunerwoche von den Schalttagen gestrichen werden.

Ob alle diese Schaltungen wirklich geübt worden sind, ist, soweit ich sehe, nicht bekannt. Sie waren außerordentlich klar und einfach; sie lösen sich sämtlich in der Neunzahl auf. Wenn aber auch für die Ausführung der Schaltungen selbst die Überlieferung fehlt, so beweist doch die Tatsache des Neunjahrs, daß sie geübt wurden. Dieses hatte ja nur Sinn, wenn es auch im Zeitrechnungswesen eine wirkliche Rolle spielte und sich nicht darauf beschränkte, im Gewande der heiligen Zahl ein Scheinleben zu führen. Mit der Beendigung von 9 Rundjahren war (unter Einschaltung von 2 Sternmonaten) die Mondrechnung mit dem Sonnenjahre wieder in Übereinstimmung. Die 9 war also schlechthin die Zahl des Vollkreises, und gerade diese Bedeutung hat sie bei Homer, wenn bei ihm so häufig auf die Neunerzeit der 10. Tag oder das 10. Jahr die Entscheidung bringt.

Die Anwendung des siderischen Monats bezeugt in späterer Zeit eine Stelle aus Garga[264]):

> „In wieviel Zeit aber der Mond den dreimal neun'gen Sternkreis
> Durchläuft, das ist ein Sternenmonat, deß Hälfte Paksha wird genannt."

Ein vedisches Zeugnis aus Nidanasutra 5 (Ginzel II 322) bietet aber auch den alten Beweis für unsere Ableitung des Rundjahrs aus dem Sternmonat:

> „Siebenundzwanzig Wohnungen sind des Reiches König aufgebaut,
> und dreizehn Tage in jedem Nakshatra (bringt der Mond zu),
> dreizehn Tage und eines Tages Drittel zu vier Zehnden machend bei
> dreien Malen [13⅓×3=40] den 3×9 weiten Pfad, den altgewohnten,
> mit 40 Neuntagezeiten (= 360 Tage) er durchmißt."

Findet die oben versuchte rechnerische Ableitung des arischen Kalenders lediglich aus der Neunzahl des Sternmonds in diesen

Zeugnissen für die 40 Neunerwochen des Rundjahrs die glänzendste Bestätigung, so fehlt es mir jedoch an einem Zeugnis für das Neunjahr in Indien, wie es in Griechenland und im germanischen Norden vorhanden ist. Die Richtigkeit des Systems leidet aber durch den Mangel eines Zeugnisses keine Einbuße.

Aus allem folgt, daß die Neunerwoche eine völlig durchlaufende Woche war; sie war es schließlich, die das Rundjahr immer wieder selbsttätig mit dem Sonnenjahre zusammenkommen ließ. Ist dem aber so, dann wird es verständlich, daß die aus dem frauensegnenden Mondumlaufe genommene Neunzahl im arischen Gebiete eine so große Bedeutung erhielt, daß selbst die späte Edda nur die Neun als sinnbildliche Rundzahl gebraucht.

Die erste Erfindung einer durchlaufenden Woche ist somit indogermanischen Ursprungs; ihr hohes Alter wird im germanischen Norden schon durch den Sternmond von Tanum und das Jahresschiff von Backa bezeugt. Als urarisch reicht sie in eine ältere Zeit zurück als die babylonische Erwähnung einer durchrollenden Fünferwoche um 2500 v. Chr.[265]). Auch in Babylon taucht die Neunerwoche auf, aber erst spät in einem keilschriftlichen Texte aus der Zeit Asurbanipals und noch später unter der persischen Herrschaft (Jer. 165).

* * *

Der Ursprung der heutigen Siebenerwoche ist umstritten. Nach Jeremias ist sie „auf keinen Fall israelitische Erfindung.“ Sie stammt nicht aus Babylon (Ginzel I 94. Jer. 163), dessen Fünferwoche ferner nicht wie bei uns mit den Wandelsternen in Verbindung gesetzt wird, was man dort eigentlich erwarten sollte. Der Ursprung der Siebenerwoche ist bisher unbekannt. Mir scheint nun die Siebenerwoche ebenso wie die arische Neunerwoche aus dem Sternmonate hervorzugehen. Dessen genauere Dauer beträgt rund 27 Tagnächte und 8 Stunden = 27,32. Während die arischen Stämme die Abrundung ursprünglich auf 27 vornahmen, denen die 27 Mondhäuser entsprachen, kam später eine Einteilung in 28 Mondörter auf. Diese findet sich in Persien, Indien, Arabien und China, nicht bisher in Babylon. Die Araber führen diese 28teilung auf Indien zurück.[266]) Die Perser gingen wohl aus gleichem Einflusse von ihren alten 27 Mondhäusern zu den 28 über.[267]) Die chinesischen 28 Mondhäuser werden auf dieselbe Quelle zurückgeführt.[268])

Die Perser hatten eine Vierteilung des späteren 30tägigen Monats, deren beide erste Wochen je 7, die letzten je 8 Tage zählten.[269]) Der 1. Tag jeder Woche (unser Sonntag) gehört dem Ahuramasda; da dieser Name noch dreimal in den 30 Monatsnamen vorkommt, so liegt offen, daß es ursprünglich nur 27 Monatstage gab. Die Vierteilung hat aber nur Sinn, wo die Monatsdauer 28 Tage betrug. Das ist vor Einführung der 30

Tage in Persien der Fall. Die Vierteilung des 28nächtigen Sternmonats ergibt die Siebenerwoche. Ginzel[270]) schreibt diese „nur mit Vorbehalt dem babylonischen Kulturgebiete" zu. Jeremias[271]) möchte an dieser „schließlichen" Herkunft nicht zweifeln; es fehlen ihm aber die Belege. Auch die 28 Mondörter sind in Babylon nicht nachweisbar.[272]) Die chinesischen 28 Mondörter tauchen erst 250 v. Chr. auf. Da Babylon die Verbindung einer Siebenerwoche mit den Wandlernamen überdies nicht kennt,[273]) so bleibt schließlich allein übrig, die Herkunft der Siebenerwoche im alten Sternmonat zu suchen, der in Indien, Persien, Griechenland und Germanien heimisch war. Die Siebenerwoche löste die Neunerwoche dort ab, wo man von den 27 auf die 28 Nächte des 27,32 Tagnächte dauernden Sternmondumlaufes überging, also in Indien und Persien. Dementsprechend hatte auch Arabien, das nach eigenem Zeugnis die 28 Mondhäuser von Indien übernommen hatte, eine siebentägige Woche. In Israel erscheint die Siebenerwoche erst[274]) nach der Gefangenschaft, aus welcher es durch die arischen Perser erlöst wurde: „Erst bei Ezechiel erscheinen die Sabbate als zur Verehrung Jehovas gebotene Ruhetage der 7tägigen Woche. Die Sabbatfeier ist dann in den (nachexilischen) Priesterkodex aufgenommen worden. Der Dekalog, welcher den Sabbat schon als Ruhetag für Jehova gebietet, sei (nach Meinhold) erst in exilische oder nachexilische Zeit zu setzen."

Das 360nächtige Rundjahr steht in Indien mit der Neunerwoche, in Babylon mit der Fünferwoche in Verbindung. Da 360 nicht durch 7 teilbar ist, so hat das Rundjahr mit der Siebenerwoche nichts zu tun. Diese entspringt dem später auf 28 Tage abgerundeten Sternmonat der arischen Völker.

Im römischen Bereiche gilt als erstes Auftauchen der Planetenwoche die Nennung des Saturntages bei Tibull im 1. vorchristlichen Jahrhundert. Die erste vollständige Aufzählung findet sich in einer pompejischen Wandinschrift, also im 1. Jahrhundert nach Christus.[275]) Im 3. nachchristlichen Jahrhundert ist sie allgemein.[276]) Die vom Judentum übernommene christliche Woche, welche die Planetennamen nicht kannte. nimmt die heidnischen Wochentagsnamen auf. Daraus folgt, daß die Siebenerwoche nicht nur jüdisch, sondern auch heidnisch war. Schon bei Hesiod ist der 7. Tag dem Apollon als Geburtstag geweiht.[277])

Ebensowenig wie Israel kannte Babylon die Planetenwoche.[278]) Dafür findet sie sich in Indien,[279]) in Persien,[280]) in Tibet,[281]) in Siam,[282]) auf Java[283]) und im vorchristlichen Deutschland. Die Reihenfolge stimmt bei diesen so entlegenen Vorkommen (wenn man von Persien absieht) völlig mit der unseren überein und dies ist besonders bemerkenswert, weil sie von der babylonischen Reihenfolge der Planeten abweicht. Eine Erklärung für diese Abweichung ist nicht vorhanden; der Versuch, den Jeremias (Handb. S. 163) unternimmt, die Planeten-

tage durch das Heptagramm aus der babylonischen Ordnung abzuleiten, gründet sich auf eine Stelle bei Cassius Dio (XXXVII 17), hebt aber die Tatsache nicht auf, daß in Babylon weder diese Folge der Planeten noch die Planetenwoche selbst keilschriftlich belegt ist.[284]) Das Zeugnis des Cassius Dio für die Herkunft der Planetenwoche aus Ägypten reicht nicht aus, da diese dort ebenfalls nicht nachweisbar ist;[285]) Ägypten kann also höchstens Vermittler Indiens gewesen sein.

Die Siebenerwoche geht in Indien bis in die vedische Zeit zurück, in welcher wir die „8. Nacht" in besonderem Ansehen vorfinden.[286]) Wenn nun dieselbe Reihenfolge der Planetentage wie in Indien sich in den jenseits angrenzenden Ländern wie Tibet u. s. f. findet, so können diese die Planetenwoche nur von Indien übernommen haben. Da dieselbe Reihe in Babylon, Israel und Ägypten fehlt, in Rom aber wieder auftritt, so muß angenommen werden, daß die Planetenwoche überhaupt indischen Ursprungs und über Ägypten nach Rom gewandert sei.

In Deutschland ist dieselbe Planetenwoche so alt und festgewurzelt, daß sie sogar die Stürme der Bekehrungszeit überdauert. Sie muß Jahrhunderte vorher im Volke gelebt haben, reicht also mindestens in die Zeit zurück, in welcher sie auch in Rom (im 3. nachchristlichen Jahrhundert zur Herrschaft gelangt.[287])

Daß im germanischen Bereiche die Wandler als göttliche Wesen betrachtet wurden, habe ich aus dem Wandelsternbild von Backa bewiesen. Es erhebt sich die Frage, ob nicht wie die aus dem Sternmonat später gebildete Siebenerwoche auch die Benennung der Wochentage nach Gottheiten eine alte arische Einrichtung gewesen, da sie auch in Persien hohes Alter verrät.

Die indische P l a n e t e n f o l g e ist Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, denen sich die beiden Mondbahnknoten Rahu und Ketu anschließen, zusammen 9 Planeten entsprechend der Neunerwoche.[288]) Die germanische, noch heute giltige und der römischen entsprechende Reihe ist d i e s e l b e, nur daß die beiden letzten Tage fehlen. In vorgeschichtlicher Zeit, als im „germanischen" Bereiche ebenfalls noch die alte arische Neunerwoche galt, müßten noch 2 Namen vorhanden gewesen sein, die den Rahu und Ketu entsprechen. Sie kamen vielleicht mit dem Übergange von der Neuner- zur Siebenerwoche in Wegfall, als der Sternmonat von 27,3 Nächten nicht mehr nach 27, sondern nach 28 Nächten gezählt wurde.

Die näheren Erweise für die Herkunft der siebentägigen Woche und unserer Wochentagsnamen aus dem arischen Kulturkreise (entgegen der bisher üblichen ägyptischen und babylonischen Ableitung) habe ich in die Anmerkungen (288a) verwiesen.

* * *

Die Inschriften von Boghazköi haben gelehrt, daß schon um 2000 vor Chr. sich der indogermanische Stamm der Kanesier (nach ihrer Hauptstadt Kanes in Phrygien) über ganz Kleinasien bis Syrien ergossen und einen gewiß nachhaltigen Einfluß auf die Einrichtungen der Eingeborenen ausgeübt hat. Es ist anzunehmen, daß auch dieser arische Zweig die Einteilung des Himmels nach den 27 oder 28 Nächten des Sternmonds kannte.

Auffällig ist der besonders im Alten Testament hervortretende [289]) Gebrauch der Zahl 40. Diese Zahl gilt in Babylon als Zahl der Gesamtheit, ursprünglich des Jahres. Diese Rundzahl 40 ist aus dem babylonischen und israelitischen Kalender nicht zu erklären. Die Bedeutung springt erst aus dem arischen Sternmondkalender ins Licht, in dem 40 Neunerwochen das Rundjahr von 360 Tagen ergeben. Es gewinnt den Anschein, daß diese 40 als ein Überbleibsel aus früherer arischer Zeitrechnung anzusehen sei, das aus ferner Vorzeit geheimnisvoll in die Gegenwart hineinragte.

Ein Rundjahr von 360 Tagen wird schon in ältesten sumerischen Zeiten über das in Babylon herrschende aus dem Mondmonat von 29,5 Tagen hervorgegangene Mondjahr von 354 Tagen gelegt. Im wirklichen Gebrauche scheint es in Babylon nicht gestanden zu haben. [290]) Das indische Ritujahr von 360 Nächten ist dagegen ein wesentlicher Teil des auf die Neunerwoche begründeten Neunjahres, da nicht nur 40 dieser Wochen die Zahl 360 ergeben, sondern auch das Neunjahr selbst wieder aus 360 Neunerwochen bestand, während in Babylon die Zahl 360 nur aus den sumerischen 12×30 gebildet wird.

Die Weltalterzahlen gehen aus der Vereinigung der 27 und 360 in 432 hervor; jede der beiden Zahlen muß zur letzteren führen. Da aber die Jahreszahl 360 aus $13\frac{1}{3} \times 27$ des Sternmondkalenders, nicht aus ganzen Sternmonaten besteht, so geht daraus hervor, daß die 360 aus dem Jahre zu 40 Neunerwochen entsteht, ein weiterer Beweis dafür, daß die Zahl 432 aus der Übereinanderlegung von Sonnen- und Mondlauf entstanden ist.

Spuren einer Ableitung des „Rundjahres" aus den 40 Neunerwochen des Sternmondjahres lassen sich in Babylon nicht erkennen. Die neueren Versuche einer himmelskundlichen Ableitung, welche Ginzel [291]) aufführt, erscheinen gekünstelt, kommen jedenfalls gegen die Einfachheit der indischen Ableitung nicht auf. Da aber die heilige Zahl des sumerischen Mondgottes 30 ist, [292]) so besteht m. E. die Möglichkeit, das babylonische Rundjahr aus einer besseren Angleichung der Mondmonate (30 statt 29,5 Tage) an das wirkliche Jahr (360 + 5 Schalttage) herzuleiten.

* * *

Wir haben gesehen, daß in Indien aus der Neunerwoche des Sternmonats

ein Sternmondjahr von 351 Nächten zu 13 Sternmonaten,
ein Rundjahr von 360 Nächten zu 13⅓ Sternmonaten,

gebildet wurde; und zwar das Rundjahr aus 40 Neunerwochen, das Sternmondjahr aus den 13 Sternmonaten von je 27 Nächten. In jedem Jahre gab es also eine Spanne von 9 Nächten zwischen den 351 und 360 Tagen und es scheint, daß diese ein frühes Vorbild für die späteren Zwölften gewesen sind. Diese „Neunten" füllten das Rundjahr zu 360 Nächten, dieses aber kehrte alle 9 Jahre durch Einschiebung von 2 Sternmonaten in das wahre Sonnenjahr (von 366 Tagen) wieder ein, genauer noch (zu 365¼), wenn man alle 12 Jahre 1 Neunerwoche ausfallen ließ.

An die Stelle der „Neunten" traten die „Zwölften", als man von der Rechnung nach dem Sternmonat zum Mondmonat von 29,5 Tagen überging, deren 12 ein Mondmondjahr von 354 Tagen bildeten. Dieses blieb alljährlich hinter dem Sonnenumlaufe von 366 Tagen um 12 Tage zurück. Bei der Unregelmäßigkeit des Wiedererscheinens der Neusichel war das Mondmondjahr von schwankender Dauer. Das ältere Sternmondjahr war unabhängig von den Lichtwechseln, seine Neunerwoche lief unablässig durch. Die Einführung des Mondmondjahrs war gegen die älteste Sternmondrechnung keine Verbesserung. Diese beruhte allein auf messender Himmelsbeobachtung, d. i. auf der Rückkehr des Mondes zum selben Standstern in stets gleichem Zeitraum; jenes Mondmondjahr hatte alle Unregelmäßigkeiten des Neulichts zu überwinden.

Das Sternmondjahr beruhte auf wissenschaftlicher Himmelskunde, das Mondmondjahr lediglich auf dem Augenschein. Da die Beobachtung der Dauer des Sternmonats nur in den Nächten, bei Sternenschein, vorgenommen werden kann, so ist, wie erwähnt, hieraus auch himmelskundlich die arische Rechnung nach Nächten erklärt. Dies gilt sowohl für den Sternmonat von 27, wie für den späteren von 28 Nächten, wie noch der altdeutsche Ausdruck „Sieben-" und „Vierzehnnacht" beweist. Das Neulicht dagegen erscheint vor Sonnenuntergang, also bei Tage; die Lichtgestalten des 1. und 3. Viertels sind bei Tage hoch am Himmel sichtbar; der Neumond ist Tagesstand des Mondes; lediglich der Vollmond ist reine Nachterscheinung. Der Mondmonat kann daher nicht nach Nächten gezählt worden sein. Dies ist ein weiterer Beweis (wenn solcher noch erforderlich wäre) für die älteste Rechnung der arischen Völker nach dem nur nachts meßbaren Sternmonat.

Das „Gesetz der Zahlenverschiebung" von 9 zu 7 und von 3 zu 12, das Georg Hüsing[293]) erkannt und dem Wolfgang

Schultz[294]) eine ausgezeichnete Untersuchung gewidmet hat, wird nun nach seinen Gründen klar.

An die Stelle der 9 tritt die 7 im Gefolge des Überganges vom 27- zum 28nächtigen Sternmonat. Der mythische Wert der beiden Zahlen bleibt dabei derselbe. Der Übergang spielt sich innerhalb des arischen Bereiches selbständig ab. Die 9 ist älter als die 7.

Wenn an die Stelle der 3 die 12 tritt, so scheint es sich um den Übergang vom Sternmonat mit den 3 Neunerwochen zum zwölfmonatigen Jahre (zum Mondmonat) zu handeln, d. h. von der älteren dreigeteilten Mondekliptik von 27 zur Sonnenekliptik von 12 Himmelszeichen.

Nach allem ergibt sich wieder, daß die Sternmondrechnung den alten arischen Völkern gemeinsam gewesen ist. Die Bedeutung der Neunzahl greift von Skandinavien bis Indien durch. Der Sternmond von Tanum und die Mondekliptik des Grimnirliedes gehen auf älteste arische Zeiten zurück. Der Sternmonat verband durch die Zehnzahl die menschliche Fruchtreife mit dem himmlischen Gestirne und heiligte ihn.

Unsere heutige Zeitrechnung sucht allein das Sonnenjahr zu erfassen und berechnet die Dauer der Monate nur nach dem Bedürfnisse der Zwölfteilung. Die Verbindung des Himmels mit der Erde durch die Zehnzahl ist aus dem Bewußtsein der Menschen geschwunden; schon das Riglied der Edda rechnet die Fruchtreife nicht mehr nach 10, sondern nach 9 Monaten, also nach dem Mondmonat. Die Neunzahl hat im Kalender keine Geltung mehr. Er ist seines gottümlichen Ursprungs entkleidet.

3. Draupnir.

Nach der Jüngeren Edda (Skaldsk. 3) hat ein Zwerg im Wettkampfe mit Lokis Künsten einen goldenen Ring geschmiedet, von dem es heißt: „er gab dem Odin den Ring Draupnir und sagte, daß von ihm in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere Ringe herabtropfen würden." Auf Balders Scheiterhaufen legt dann Odin (Gylf. 49) auch diesen Ring Draupnir, aber Balder sendet ihn aus Hels Reich dem Odin als Erinnerungszeichen zurück, so wie seine ihm folgende Gattin Nanna der Frigg ein Kopftuch und der Fulla einen goldenen Fingerreif zurückschickt. Nach dem Skirnirliede (21) besitzt dann Freyr den Ring

> „gerötet vom Feuer,
> in dem Odins Sohn zu Asche ward;
> von ihm tropfen a c h t ebenso schwere
> jede n e u n t e Nacht."

Aus der Zeichnung (Abb. 27), die diesen geheimnistiefen Vorgang, diesen seltsamen Ringlauf darzustellen sucht, erhellt, daß

immer 9 Nächte aufeinander folgen, wenn der Mutterring 8 Kinder gebiert.

Das Wesen des Ringes muß mithin in der Zahl 9 sinnbildlich enthalten sein. Die Zahl 9 ist so sehr in das alte Glaubensgefüge verwoben, daß die großen nordischen Opfer immer nach 9 Jahren stattfanden; dabei wurden 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hühner geopfert, wie auch zu den Neumondsopfern 9tägige Opfer mit 9 Stück Tieren fielen. Neun Nächte hängt Odin im Gezweig des Weltbaums. Jenes Menschenopfer ist vermutlich ein Sühnopfer: „ein rechtskräftig verurteilter Verbrecher wird der Gottheit dargebracht; — jede Hinrichtung war ein Opfer“.[295] Jene Opfer waren Sühnopfer (commissa crimina placaturos, Thietm. 1,9). Jac. Grimm glaubte,[296] Zweifel in die Nachricht

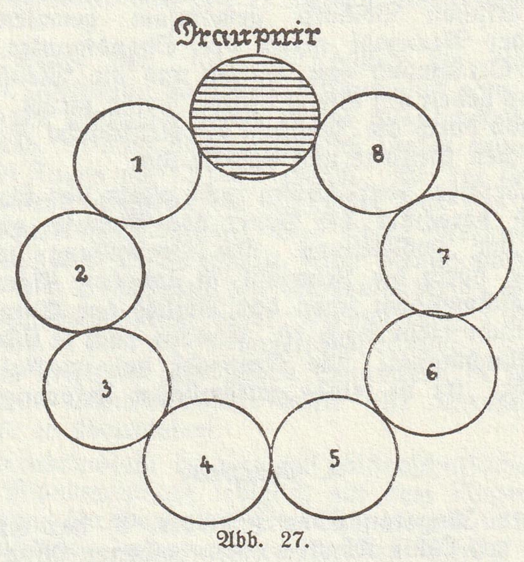


Abb. 27.

setzen zu müssen, daß 99 Menschen geopfert seien. Mir scheint, daß die Bezeichnung des Opfers als „Sühneopfer für begangene Verbrechen“, die Thietmar mit voller Sicherheit gebraucht, jene Nachricht genügend stützt: Daß man die Verbrecher dazu aussah, den Himmlischen die menschliche Sünde durch den Tod zu sühnen, zeigt, wie tief unser heutiger peinlicher Strafvollzug unter den Geist jener Zeit gesunken ist.

Thietmar berichtet ausdrücklich: post 9 annos. Das ist deutlich eine Folge von immer 9 Jahren. Mit dem 10. Jahre tritt der neue Lauf eines Neunjahres ein; die Zehnzahl selbst ist nur wieder der Anfang der Neunerreihe mit der 1 oder setzt sich aus 9+1 zusammen.[297]

Neun ist die grundheilige Zahl des gesamten arischen Uralters. Ihren Ursprung haben wir im Sternmonat gefunden, der

sich von den nordischen Felsbildern bis ins vedische Indien verfolgen läßt. Das Sternmondbild von Tanum zeigt die große Geltung der Neunzahl im skandinavischen 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Verbindung mit dem 27nächtigen Sternmond. „3×9" ist der feierliche Ausdruck des Orakels und der Wahrsagekunst.[298]) So herrschte Minos 9 Jahre, so ging er alle 9 Jahre (δὶ ἐννάτου ἔτους) in die Höhle des Zeus ein. Unmittelbar vor der persischen Eroberung Babylons, also vor 533 v. Chr. taucht dort eine Zeitrechnung von 27 Jahren auf, die nur auf der Grundlage des Neunjahres erklärt werden kann und daher arischer Herkunft sein muß.[299]) Derselbe Sternmond von 27 Nächten, der den Jahrlauf auf 9 und 27 bestimmt, trifft bei Anaximander, zur Zeit des Persereinfalles, auf. Alle Zeugnisse, insbesondere das Homers, beweisen die große Heiligkeit der Neunzahl auch in Griechenland. Für Persien und Indien haben wir dasselbe in den früheren Abschnitten nachgewiesen.[300])

Diese heilige Neunzahl ist vom Himmel abgenommen, sie ist die Dreiteilung des 27nächtigen Sternmonats, die Neunerwoche, welche, wie ich im vorigen Abschnitte nachgewiesen habe, eine durchlaufende Woche war. Nicht wie in unserer Zeitrechnung oder in der Babylons lief eine Fünfer- oder Siebenerwoche neben dem Jahreskreise unabhängig her, sondern die Neunzahl baute die gesamte altarische Zeitrechnung auf, welche sich ursprünglich nur an den auf 27 Nächte bemessenen Sternmond anschloß; in der Neunzahl mußten sich sogar die Schaltungen vollziehen. Grund genug, die Neunzahl als Himmelstochter zu betrachten, die nicht wie der nach den Mondgestalten bemessene Mondmonat die Beobachtung am Tage forderte, sondern aus dem gestirnten Himmel, dem in der heiligen Nachtzeit allen Menschenaugen geöffneten Saale der Himmlischen selbst herabgekommen zu sein schien.

Das heilige Sinnbild dieser das Weltall aufbauenden Neunzahl, welche Götter und Menschen beherrschte, ist nun in unserem eddischen Norden Draupnir, der goldene Ring, von dem in jeder 9. Nacht 8 ebenschwere tropfen, welches eine Folge von immer 9 Ringen ergibt. Dieser Ring ist die Mondzahl 9, welche alle Zeiten zählt, nicht nur die Neunerwoche, sondern auch den Monat von 27 Nächten, nicht nur das 360nächtige Rundjahr von 40 Neunerwochen, sondern auch das heilige Neunjahr von wiederum 360 Neunerwochen; ein Zahlengebäude, auf dem sich auch die Weltalter aufbauen, die Grundzahl der Mondekliptik im Grimnirliede, also Walhalls Urzahl, die tragende Zahl des Weltalls und die Zahl seines Umschwungs:

„Neun Räume kenn' ich, neun Räume des Weltbaums,
Der tief im Innern der Erde wurzelt." —

Draupnir ist ein Ring der Erinnerung. Balder, auf Lokis Anstiften zur Hel gesandt, sendet ihn dem Odin. Dann ist jenes große Sühneopfer, das immer nach 9 Jahren im Norden stattfindet, wohl ein Sühnopfer in Erinnerung an Balder, dem von dieser Finsterniswelt gefällten Gotte. Wenn Balder, die Gottheit des Lichtes, stirbt, so ist das kein menschliches, sondern ein Schöpfungsgeschehen, das immerdar geschieht und nur in der Sage als einmaliger Hergang geschildert wird. Das große dänische Opferfest wurde nach Thietmars Bericht nach dem Dreikönigstage, in Wintersmitte gefeiert, also um Jahresbeginn (nach Beendigung der Zwölften). So steht es im Einklange mit dem Gedanken, daß im Beginne des 10. Jahres, nach 9 umgelaufenen Jahren, ein neuer Neunjahrlauf beginne. Es wurden Klagelieder zu dieser Feier gesungen; auch das weist auf Balders Erinnerungsfeier.

Damit rücken diese Vorstellungen in das Zeitalter der heiligen Neunzahl hinauf. Der Mondring Draupnir ist Odins Gabe auf Balders Holzstoß; von Balder kommt er dem obersten Gotte als Erinnerungsgabe wieder zurück. Odin wird sterben, Balder wird leben (Vol. 53. 62). In der Neunzahl der 432000 Jahre beschließt sich Odins Geschick, in ihr ersteht Balder aufs neue und für ewig. Draupnirs Sinn ist Balders Heimkehr, er ist die Vollendung der Schöpfung, ist der Sinn des zeitlichen Kampfes, der Sinn der Welt.

Auf den Ring schwur Odin, auf den Tempelring der Germane; der Ring hing draußen am heiligen Tore, des irdischen Heiligtumes, Walhalls und Hels. Das Geheimnis dieses Ringes ist das Weltall mit seinen 9 Räumen.

Bilder von solcher Schönheit und leuchtenden Tiefe hat kein anderes Volk hervorgebracht.

V.

Die Schöpfungssage.

1. Ymir.

Aus sumerischer Vorzeit kennt die babylonische Priestersage die große Urschlange, Feindin der Götter, Tiamat, das weiblich gedachte Chaos.[301] Tiamat ist das Urmeer, als Drache mit Flügeln, Füßen, Krallen und Hörnern bewehrt dargestellt. Dieses feindliche Urwesen wird von Marduk in zwei Teile zerteilt, in die Wasser oben und unten, Himmel und Erde. Die Darstellung dieses Kampfes, aus welchem diese Welt hervorgeht, ist auf babylonischen Siegelcylindern häufig. Die Sage ist schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend lebendig. Der Kampf wird

deutlich geschildert: Marduk fängt Tiamat im Netz, in ihren geöffneten Rachen ließ er den Orkan hineinfahren und füllte mit furchtbaren Winden ihren Bauch. Mit dem Sichelschwert aber fuhr er nach und zerschnitt ihren Leib. Dann spaltete er ihren Kopf und ließ ihr Blut vom Nordwind zu verborgenen Orten schaffen.[302] Die eine Hälfte ihres Leibes macht er zur Himmelswölbung, trennt diese von der Erde durch den Tierkreis, schafft die Gestirne, Menschen, Tiere und Pflanzen. Die Sterne des Tierkreises sind die von Marduk gefesselten Ungeheuer des Urmeeres.

Tiamat ist Urmutter des Alls, das Urmeer; Urvater ist Apsu d. i. Ozean. Beide sind uranfänglich.[303]

Auch die neuseeländische Sage[304] läßt die beiden Ureltern Himmel und Erde durch ihre göttlichen Kinder auseinander trennen, ohne daß die geringste Beziehung zur babylonischen Darstellung sichtbar ist. Ebenso kennt die chinesische Sage die Scheidung von Himmel und Erde als des uranfänglich verbundenen Elternpaares der Welt, ohne daß hierin China von Babylon entlehnt hätte.

Der babylonischen Schöpfungssage ist (von Winckler und Jeremias) die nordgermanische als Abkömmling zur Seite gestellt worden. Eine nähere Betrachtung läßt aber erkennen, daß auch diese beiden Sagen völlig verschieden von einander sind.

Zunächst ist Ymir, der Urbraus, nicht uranfänglich, sondern entsteht aus den zwei gegensätzlichen Spannungen von Eis und Feuer „durch die Macht dessen, der die Hitze sandte“ d. i. durch urgöttliche Absicht. Ymir wird ausdrücklich als männliches Wesen bezeichnet („das wie ein Mann gestaltet war“, Gylf. 5); er ist weder Drache noch Schlange. Während in Babylon aus der Zeugung von Apsu und Tiamat die Großen Götter hervorgehen,[305] geht das Geschlecht der Asen nicht aus Ymir hervor,[306] sondern wird von der Himmelsmacht (Audumla) neben Ymir zwischen den Urspannungen hervorgerufen. Die Edda stellt also von vornherein die riesische und göttliche Welt nebeneinander. Die Vermischung (Buri, Bestla) tritt erst später ein.

Sind so die babylonische und eddische Darstellung der Urvorgänge völlig verschieden von einander, so stimmen sie doch darin überein, daß dieses Weltall aus dem Kampfe zwischen einem bösen Urwesen und der Gottheit entstand. Die Edda überliefert uns nichts Näheres über den Kampf zwischen den Asen und Ymir, aber schon die Darstellung der Weltschöpfung ist wieder von der babylonischen völlig verschieden. Nach Gylf. 8 schleppten die Götter den toten Urriesen in die Mitte der Urkluft, schufen aus seinem Leibe die Erde, aus seinem Blute das Meer und die Gewässer, die Berge aus den Knochen, das Gestein aus den Zähnen und den Gebeinen, die zerbrochen waren. Im Meere, dem

Blute Ymirs, legten sie die Erde fest. Darauf nahmen sie den Schädel und fertigten daraus den Himmel und setzten ihn über die Erde auf 4 vorstehende Spitzen und unter jede Spitze setzten sie einen Zwerg, Ostrer, Westrer, Nordrer, Südrer. Dann nahmen sie Funken aus Muspellsheim und setzten sie mitten in Ginnungagap an den Himmel, einige lose darunter (die Wandler), um die Erde zu erleuchten. Um die Erde herum bauten sie aus den Wimpern Ymirs einen Burgwall und nannten diesen Mitgart. Das Gehirn endlich warfen sie in die Luft und schufen daraus die Wolken.

Während diese eddische Erzählung mit der babylonischen nicht die geringste Verwandtschaft bekundet, hat sie die überraschendsten Gegenstücke in der persischen und indischen Überlieferung.

So schreibt ein Pehlewi-Traktat des 9. Jahrhunderts n. Chr., der Sikand-Gumanik Vigar, dem Mani die Ansicht zu,[307]) daß der Himmel aus der Haut, die Erde aus dem Fleisch, die Berge aus den Knochen und die Bäume aus dem Haar des getöteten Ungeheuers Kuni gemacht seien.

Diese Vorstellungen sind im Altertume weit verbreitet. Nach Grimm (536) melden cochinchinesische arische Überlieferungen, Buddha habe die Welt aus dem Leibe des Riesen Banio geschaffen, aus dem Schädel den Himmel, aus den Augen Sonne und Mond, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen Felsen und Berge, aus den Haaren Pflanzen und Gewächse.

In der indischen Sage wird Brahma von den andern Göttern erschlagen und aus seinem Schädel der Himmel gebildet. Hierher gehört aber vor allem das bekannte verworren überlieferte Purushalied des Rigveda (10,90) samt der Aitareya-Upanishad.[308])

Purusha ist das stoffliche Urwesen; das Wort bedeutet „Mann", wie Ymir als „Mann" bezeichnet wird.[309]) Der tausendköpfige, tausendäugige, tausendfüßige Urmensch, der alles ist, was gewesen ist und was sein wird (Rigv. 10, 90, 2), wurde von den Göttern im Opfer zerstückelt; sein Mund ward zum Brahmanen, aus Armen, Schenkeln und Füßen entsprangen die drei anderen Kasten; aus seinem Geiste der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde Indra und Agni, aus seinem Atem der Wind; aus seinem Nabel ward die Luft, aus seinem Kopfe ward der Himmel, aus seinen Füßen die Erde, aus seinem Ohr die Weltgegenden; „so bildeten sie die Welt."

Die germanische, persische und indische Vorschöpfungssage läßt übereinstimmend die Welt von den Göttern aus den Gliedern eines manngestalteten Urriesen geschaffen werden. Deutlicher kann der Gedanke der Entsprechung von Weltall und Mensch nicht hervorgehoben werden. Der babylonischen Sage fehlt dieser Grundzug völlig, während er in den gnostischen

Lehren wieder zu Tage tritt. Die arische Überlieferung ist einheitlich und von der babylonischen grundverschieden.

So wird auch Purusha, während in der babylonischen Sage Apsu und Tiamat uranfänglich sind, nach der Aitareya-Upanishad vom göttlichen Ursein, dem Atman, geschaffen. Im arischen Bereiche ist das Uranfängliche durchaus die Gottheit; sie ist es, welche sowohl den Ymir wie den Purusha durch die Hervorbringung der himmlischen „Nahrung" erhält. — Atman erwog:[310] „Da sind nun die Welten und die Weltenhüter; ich will jetzt für sie Nahrung schaffen! Und er bebrütete die Wasser; aus ihnen entstand eine Gestalt, das ist die Nahrung. Diese suchte ihm wegzulaufen."

Das Sinnbild der Nahrung ist im indischen Altertume die Kuh,[311] so daß wir in der nicht näher bezeichneten Gestalt der „Nahrung" die Weltkuh der Inder zu sehen haben. So entsteht auch in der eddischen Darstellung neben dem Urriesen Ymir, aus welchem das Weltall gebildet wird, sogleich die Himmelskuh, welche mit den vier aus ihrem Euter entspringenden Milchströmen den Weltallsriesen ernährt. Ihr Name ist Audumla, die Saftreiche. Da auch für diese Weltkuh im Babylonischen jede Entsprechung fehlt, so erweist sich ihr Zusammenhang mit Ymir als aus alten arischen Quellen gesichert.

Indem die Gottheit der Edda die beiden Urspannungen, Kälte und Hitze, zwischen denen erst das Leben zu entstehen vermag, zueinander trieb, ließ sie den Urleib der Schöpfung entstehen, welcher manngestaltig war und böse (Gylf. 5), wie seine Urstoffe Eis und Feuer leben- und schöpfungsfeindlich sind, und doch geeignet, aus seinem zerstückelten Leibe den Stoff für den Bau des Weltalls herzugeben. Dieses Weltall ist mithin nicht nur göttliches Werk, sondern es ist auch schon der Stoff selbst göttlicher Absicht gemäß ins Leben gerufen. Die Urspannungen vereinigen sich durch göttliche Macht, um auch Buri, den asischen Geist, der in ihnen verborgen lebte (Gylf. 3 und 6), hervortreten zu lassen, der sie endlich zerstören wird.

* * *

Eine bisher dunkle Stelle der Voluspa (Gering S. 3. 7.) muß nun hier ihre Klärung finden.

3. „Im Weltalter war's, als Ymir lebte:
da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge;
nicht Erde gab es noch Oberhimmel,
nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.

5. Die Sonne von Süden, gesellt dem Monde,
rührte mit der Rechten den Rand des Himmels;
nicht wußte die Sonne, wo sie Säle hatte,
der Mond wußte nicht, welche Macht er hatte,
die Sterne wußten nicht, welche Stätte sie hatten.

> 4. Da lüpften Burs Söhne die Lande empor
> und erschufen den schönen Midgard,
> von Süden beschien die Sonne den Boden,
> da wuchs auf dem Grunde grünendes Kraut."

Man pflegt anzunehmen, daß die 5. Strophe aus einem anderen Schöpfungsliede stamme und fälschlich in die Voluspa eingeschoben sei; „und was die beiden ersten Zeilen derselben besagen, meint Müllenhoff (D. A. 5, 91), hat noch kein Sterblicher herausgebracht." Die Einschiebung mag zugegeben werden; daß sie aber, vielleicht mangels einer echten Strophe, berechtigt war, wird aus dem Folgenden erhellen.

Die beiden letzten Strophen habe ich hier entgegen der verderbten handschriftlichen Überlieferung vertauscht. Die Deutung ergibt sich dann wie folgt: Solange Ymir lebte, gab es nur die Urkluft Ginnungagap, das Weltall ohne Erde und Himmel, den Weltraum, die Urhöhle, welche später nach Ymirs Tötung, durch Erde und Himmel ausgefüllt werden soll. „A mithian ginnunga himin" heißt es in der Snorra Edda 8. Von Süden kommen die Funken aus Muspellsheim, um von den Göttern als Sterne an den Himmel gesetzt zu werden, einige fest an den Himmel, das sind die Standsterne, einige „lose (lausar)" unter den Himmel, die Wandelsterne. So kommt auch die Sonne von Süden. Sie hat aber noch ihre Säle nicht, ihre geregelten Auf- und Untergangsstellungen. Mit der „geschickteren" Hand d. h. mit der Rechten umschlingt sie den Himmelsrand (Sol varp sunnan hendi inni hoegri um himinjodur). Da ausdrücklich gesagt wird, daß sie sunnan = von Süden kommt, so ist der Himmelsrand, an dem sie sich mit der Rechten festhält, der östliche. Damit wird der Sinn dieser dunklen Stelle klar: Sie hatte wie der Mond und die Sterne ihre Säle noch nicht, sie klammerte sich, im Südpunkt stehend, an den östlichen Himmelsrand d. h. sie g i n g n i c h t a u f und vollführte ihren späteren Lauf noch nicht. Das bedeutet, d a ß e s f i n s t e r i n d e r U r k l u f t w a r. Die Himmelslichter schienen noch nicht, bis die Söhne Burs, die Asen, den schönen Midgard und den Himmel darüber aus dem getöteten Ymir schufen; da beschien dann die Sonne auf ihrem Tagesbogen, von Südosten über Süden nach Südwesten, immer höher im Süden steigend den Boden und es wuchs grünendes Kraut auf der Erde.

Der Ausdruck „die Sonne von Süden umfaßte mit der Rechten den Himmelsrand" **setzt eine Erdbreite voraus**, auf welcher die Sonne zuerst im Süden aufgeht. Das ist auf dem Polarkreise und zwar genau in der Wintersonnenwende der Fall. Auch für die Breiten nordwärts des Polarkreises trifft dies zu, nicht aber für südlichere Breitengrade. Weiter südlich weicht der Sonnenaufgang schon nach Osten aus. Das Lied, dem diese dunkle Strophe ursprünglich angehörte, muß also auf Polarkreisbreite oder nördlicher entstanden sein oder wenigstens diesen Standort

voraussetzen, es sei denn, daß man den Ausdruck sunnan = von Süden nicht so wörtlich nehmen will. Aber schon Pytheas berichtete im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wie genau die Nordleute auf Thule den Sonnenlauf verfolgten, wie eifrig sie ihm den „Ruheplatz der Sonne" in der Mittsommernacht d. i. am Nordpunkt zeigten (Müllenhoff, Deutsch. Altert. 1, 402). Der Ausdruck „von Süden" ist also, wenn er überdies nicht sinnlos bleiben soll, wörtlich zu nehmen.

Die bisher übliche Deutung fand in den unverständlichen Versen die Schilderung des Sonnenlaufes in der nordischen Sommernacht, in welcher die Sonne von Nordosten über Süden nach Nordwesten den täglichen Weg dicht über dem Himmelsrande rundum vollführt. Der Ausdruck „von Süden" bleibt dabei ohne Sinn. Eine derartige Schilderung ist hier jedoch, wo es sich um die Zeit handelt, als es den geregelten Sonnenlauf noch garnicht gab, nicht am Platze. Es handelt sich dem Schöpfungsdichter vielmehr um die mythologische Aufgabe, den Fortgang der Schöpfung zu schildern, nicht um eine romantische Schilderung der gegenwärtigen Welt und ihrer Schönheit. Ausdrücklich ja heißt es, daß die Sonne noch garnicht wußte, wo sie ihre Säle hatte, ebensowenig wie ihr Gefährte der Mond, und die Sterne. Sie konnte also gerade am allerwenigsten den Mittsommerlauf vollführen, ihren höchsten Bogen.

Die ganze Darstellung der Schöpfungssage erfordert aber eine Angabe, daß es vor der Einrichtung des Laufes der Himmelslichter finster war, und das wird in dieser, uralte Sprache atmenden Strophe dadurch ausgedrückt, daß die Sonne sich an dem Himmelsrande festhielt, an welchem sie später nach Festsetzung ihres Laufes und ihrer Untergangssäle täglich aufgehen sollte, nämlich am östlichen. Dieselbe Absicht birgt der Ausdruck „der Mond kannte seine Macht noch nicht". Der Mond ist ja später nach Festsetzung der Himmelsordnung der Zeitmesser im arischen Gebiete; solange er diese seine Macht, die ihn vor Sonne und Sternen auszeichnete, noch nicht kannte und übte, herrschte zeitlose Finsternis.

Dem Weltalter (ar var alda thar Ymir bygdi) des Urriesen Ymir ziemte aber gerade diese zeitlose Finsternis. Erst als die Götter ihn getötet hatten, erschien die göttliche Macht in der Festsetzung der himmlischen Lichtordnung. In der Wintersonnenwende zeigt sich die Sonne genau im Süden. Dort ist ihr Aufgangspunkt und mit diesem Punkte beginnt auch die Zeit. Nun kann, da aus Ymir Erde und Himmel geschaffen sind, die Sonne den vom Südpunkte aus mit der Rechten ergriffenen östlichen Himmelsrand loslassen, sie vermag aufzugehen und vom mittäglichen Süden den Boden zu bescheinen, auf dem alsbald grünendes Kraut emporsprießt.

Auch in dem orphischen Bruchstück, das ich Band 1, 148 dem Plutarch entnommen habe, bedeutet der Ausdruck „noch hatte die Sonne nicht ihren bestimmten Ort und ihren festen unveränderlichen Lauf" die Finsternis der Welt vor dem Beginne der göttlichen Licht- und Zeitordnung und bestätigt unsere Deutung der alten edischen Strophe, mit welcher jenes orphische Lied auf alten Pfaden wohl zusammenhängen mag.

Über der riesischen Urfinsternis erhebt sich durch göttliche Tat das schöpferische Licht. Der einzige überlebende Sproß Ymirs, Bergelmir, hat sich mit seiner Sippe in die Unterwelt (a ludr) gerettet. Nach Wafthr. 34. 35 ist diese Rettung Bergelmirs, welche mit dem Zeitpunkt der Schöpfung zusammenfällt, das jüngste Ereignis, von dem der Riese weiß. Wafthrudnirs Wissen ist also nur Vorzeitwissen, nicht Wissen von Gegenwärtigem. Sein Wissen reicht von Bergelmirs Geburt „ungezählte Winter vor der Erde Schöpfung" bis zur Schöpfung. Die Riesen stehen außer der Zeit, vor ihr, ihr Wesen ist unzeitlich und daher älter als das der Götter. Vor dem Licht der Götter herrschte die Finsternis der Riesenwelt. Uralte Weltalterlehre taucht hier auf.

Der Tod Ymirs ist Lichtschöpfung. Die Urfeindschaft zwischen Riesen und Göttern besteht seitdem, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Zerstörungstrieb und Schöpfergeist, und wird erst im Endkampfe auf der Ebene Wigrid ausgefochten. Jene Stunde wird, da die Lichtschöpfung darin zu Grunde gehen wird, auch den Ablauf der „Zeit" bedeuten müssen. Die Zeit ist durch den Umschwung des Himmels in der Zahl 432 000 bestimmt. Über die Achtfüßigkeit Sleipnirs als des Zeitumschwungs dem Untergange entgegen vgl. Bd. 1, 88 und ebendort Anm. 176a.

Die Schöpfungsstunde dieser göttlichen Lichtordnung des Weltalls ist also nach unserem alten Liede, das zeitlich weit vor die Voluspa gesetzt werden zu müssen scheint, die Stunde, in welcher die Sonne für die Polarkreisbreite im Südpunkte auf- und untergeht, in welcher aber ihr jährlicher Aufstieg beginnt. Das ist die Wintersonnenwende. Vgl. Bd. 1, 146. Sie ist Sinnbild; das Wesen Ymirs ist Finsternis, Götterfeindschaft. In seinen Nachkommen noch erfüllt sie das Weltall.

2. Audumla.

Mit der Entstehung Ymirs im Schmelzungspunkte des Weltfrühlings (Eis-Winter, Feuer-Sommer) war auch noch nicht seine Erhaltung gegeben. Entsprach aber die Entstehung der göttlichen Absicht, so mußte diese auch seine Erhaltung wollen; d. h. aus dem Urfrühling mußte zugleich die Erhaltungskraft hervorgehen, welche in Audumla, der Urkuh verbildlicht erscheint. Von ihr gehen 4 Milchströme aus, mit denen sie das

Urwesen erhält. Es scheint, daß diese 4 Milchströme den 4 Himmelswegen entsprechen, von denen an anderer Stelle die Rede ist. Audumla entsteht (Gylf. 6) aus dem „schmelzenden Reif", also aus der Welt der „Reifriesen". Sie nährt sich (Gylf. 6) vom Salze der Reifsteine d. h. von höherer Nahrung, sie ist also höherer Wesenheit als Ymir. Das geht auch daraus hervor, daß, weil sie sich nährte, indem sie die Salzsteine beleckte, unter dieser Tätigkeit das Asengeschlecht aus dem Ureise (in dem die Göttermacht verborgen lag) hervorging. Somit ist das Hervorgehen des Asengeschlechtes, welches zur Gestaltung der Schöpfung bestimmt war, auf eine urgöttliche Schöpfungsabsicht zurückzuführen. Audumla ist die Schöpfungsvermittlerin, sie steht im Schöpfungsvorgang oberhalb auch der Götter; sie entspricht also dem persischen und indischen Urrinde.

Im vedischen Indien ist[312]) die von der Kuh kommende Nahrungsfülle in der Göttin Ida verbildlicht: „Ida komm, Aditi komm" heißt es im vedischen Opferbrauch. Die Göttin-Kuh Ida entstand[313]) aus den von Manu dargebrachten Opfern.[314]) Durch ihre Hilfe erzeugte Manu das Menschengeschlecht, das sich nach ihm (Manu = Mensch) benennt.

Aditi, die Mutter der 7 Lichtgötter (Adityas d. i. Mitra, Varuna usw.) ist Kuh.[315]) Mehrfach werden die Adityas als die „kuhgeborenen" oder „von der Aditi" geboren bezeichnet. „Blickt hier eine alte, sehr tiefer Stufe der mythischen Bildungstypen angehörende Göttin Kuh durch, welche Mutter der himmlischen Lichtwesen war?"[310]) fragt Oldenberg. Wir dürfen diese Frage bejahen und Aditi-Ida und Audumla gegenüberstellen. Ida bedeutet hier „Segensspruch".[317]) Darin haben wir den geistigen Gehalt auch der schöpfungsernährenden und götterhervorrufenden Audumla: Schöpfungsnährerin.

Im ältesten Persien (Awesta) genießt das Urrind gleiche Verehrung wie in Indien.

Zwischen den beiden Sonnenwenden, der eisigsten Winterkälte und der höchsten Sommerhitze, im Begegnungspunkt entsteht der Frühling, das Leben.

Die Hitze kommt von Süden, das Eis von Norden. Uranfänglich lag die Gähnekluft dazwischen. Hitze und Eis sind beide Lebensfeinde, wer sie auflöst, erlöst das Leben.

Mit der Entstehung des Lebensfrühlings ist auch von der Gottheit die Lebenserhaltung, die Nahrungsmöglichkeit geschaffen. Ymir, der Urstoff der Schöpfung erhält seine Lebensmöglichkeit von der urmacht-geschaffenen Gotteskuh, der milchstrotzenden Audumla.

Audumla lockt unter dem Urstoff der Schöpfung, dessen Entstehung auf den obersten Willen zurückgeht, den asischen Stamm hervor: Buri-Bur. Ist Ymir gottgewollt, so ist die ihn erhaltende

Kraft göttlicher Art d. h. Audumla ist göttliche Erhaltungskraft, Uramme des Lebens. Da sie auch das spätere Göttergeschlecht hervorruft, so ist sie zugleich die Götteramme.

So wie in Indien Ida-Aditi Urmutter der Götter, der „kuhgeborenen", genannt wird, so trägt die Amme des Zeus den Namen Ida.[318]) Da Zeus in der Idäischen Höhle (vgl. Idafeld) geboren worden d. h. im Himmelsraume, so scheint der Name der Nymphe Ida in enger Beziehung zum Himmelsgebirge Ida zu stehen.[319]) Auch die indische Ida (= „Segensspruch") weilt auf dem Himmelsberge Meru.[320]) Hierher gehört wohl auch, daß Kynosura, der Polarstern, als „Idäische Nymphe" und Amme des Zeus erscheint, von diesem als „Bärin" unter die Sterne versetzt. Wenn nun Audumla als Amme (Hebamme) der asischen Götterdreiheit auf dem eddischen Idafelde zu denken ist, so entspricht diese Gleichung der anderen (s. oben den Abschnitt über Idafeld) zwischen dem Idafelde, dem phrygischen Ida und dem indischen Ida (Ila). Die beiden Gleichungen stützen sich gegenseitig. Die sprachliche Klärung könnte wohl nur aus dem Phrygischen kommen.

Die Kuh ist das Urbild der Nahrung d. h. aller Erhaltung des Lebens, aller Fruchtbarkeit. Das ist sie bei allen arischen Völkern: Die Wolken werden oft als Kühe (noch heute) bezeichnet. Darum ist die Kuh ein heiliges Tier, später der Lebensherrin Frigg-Freyja geweiht.

Audumla ist als Erhaltungskraft älter als der zu erhaltende Urriese Ymir, älter als die Asen, sie steht in näherer Beziehung zu den wanischen Fruchtbarkeitsmächten, sie ist das älteste Wesen (Urwesen) der Schöpfung: denn in ihr offenbart sich die Schöpfungsabsicht, welche die Erhaltung des Urriesen Ymir beschlossen haben muß, ehe sie diesen durch Entspannung der beiden Urtode zwischen ihnen entstehen ließ.

Die Schöpfungsabsicht zeigt sich auch darin, daß Audumla ihr Leben dadurch fristete, „daß sie die Reifsteine beleckte, welche salzig waren." Hierzu ist ein Bericht des Tacitus[321]) zu halten: „Die Germanen gewannen auf die Art ihr Salz, daß sie das salzhaltige Wasser auf glühende Bäume gossen. Zwischen den Hermunduren und Chatten strömte ein salzreicher Fluß, um dessen Besitz Krieg ausbrach. Denn die Germanen glaubten, eine solche Gegend liege dem Himmel nah und die Gebete der Menschen könnten von den Göttern nirgends besser vernommen werden. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in diesen Fluß und diese Wälder; nicht wie bei anderen Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meresflut zurückgewichen sei, sondern das Flußwasser werde auf glühende Baumschichten gegossen und aus der Vermischung zweier feindlicher Urstoffe, Wassers und Feuers, gehe das Salz

hervor."[322]) Das Eis von Niflheim und das Feuer von Muspellsheim lassen in der Begegnung das den Göttern heilige Salz zur Nahrung für Audumla entstehen; das sind also genau die beiden feindlichen Urstoffe dieses geschichtlichen Berichtes, Wasser und Feuer. Dieser Entstehungsart kommt („nicht wie bei andern Völkern") eine Glaubensweihe zu; die beiden „Grundstoffe" müssen also in dem Glauben der Deutschen eine tiefere Bedeutung gehabt haben. Der deutsche und der nordgermanische Bericht stützen sich gegenseitig und bezeugen sich als älteste Schöpfungssagen. Der Verfasser der Jüngeren Edda gründet sich auf Quellen, die uns außerhalb dieses deutschen, mehr als ein Jahrtausend älteren Berichtes nicht erhalten sind, aber es darf gefolgert werden, daß deshalb auch der sonstige Inhalt seiner Schöpfungssage auf uralter germanischer Überlieferung fußt.

Als himmlisches Wesen bedarf Audumla einer göttlichen Nahrung. Diese ist allein das Salz, welches sich „contrariis inter se elementis igne atque aquis" bildet. Ausdrücklich heißt es, „die Gnade der Götter" (indulgentia numinum) bringt das Salz in die Wälder und den Fluß." Die sonstige natürliche Entstehung des Salzes ist den Germanen bekannt; aber man läßt sie nicht gelten; diese Orte auch „liegen dem Himmel nahe", obgleich sie doch offensichtlich dem Himmel fern auf der Erde liegen. Wir haben also im Berichte des Tacitus einen alten Mythus, der von irdischer Deutung der Dinge bewußt abgeht, um eine alte Schöpfungsvorstellung von zwei entgegengesetzten Grundstoffen, zwischen denen Göttliches aufblühe, zu bekräftigen.

Die Nahrung der Audumla ist mithin selbst auch göttlicher d. i. geistiger Art. Auch die stoffliche Unmöglichkeit, daß ein Lebewesen sich allein von Salz nähre, beweist, daß die ganze Sage in Sinnbildern lebt, und daß auch Audumla selbst gewiß nicht als eine wirkliche Kuh gedacht worden. Audumla wie ihre Nahrung sind himmlische Wesenheiten d. h. die beiden Urstoffe Eis und Feuer, Niflheim und Muspellsheim, sind von der Schöpferkraft (von dem, „der die Hitze sandte") einander genähert, damit zwischen beiden die Möglichkeit der späteren Schöpfung geschaffen werde. Die taciteische Göttersage wird also zu einem Beweise, daß auch die Jüngere Edda außerhalb der Urstoffe eine göttliche Urabsicht kennt; deren Werkzeug ist Audumla, Vertreterin der Gottheit.

„Vier Milchströme rannen aus ihren Zitzen und damit nährte sie den Ymir." Aus Ymir wurde von den späteren Göttern das Weltall gebildet; daraus geht hervor, daß Ymir den Weltraum erfüllend zu denken ist. In dem eingeschobenen Gesätze 14 des Hyndlaliedes werden die „Ecken des Himmels" (himin skautum) erwähnt, die der Ruhm des Helden erfüllt. Dieselben treten in gleichem Sinne Grip. 10 auf. Es handelt sich um die 4 Weltecken, die im alten Weltbilde eine große Bedeutung

haben (Gylf. 8). Diese 4 Weltecken scheinen die beiden Sonnenwenden und die beiden Tag- und Nachtgleichen. (Vgl. Bd. 1, Abb. 5). Sie sind im Sumerischen wie im A. und N. T. gleicherweise bezeugt. Vom indischen Meru, dem goldenen Himmelsberge (dem Himmelsgewölbe) ergießen sich 4 Ströme.[324] „4 Weltgegenden hat die Erde" Rigv. 10, 19, 8. „Ihr (der Wolke) entströmen Fluten, durch diese leben die 4 Erdenräume" Rigv. 1, 164, 42. Auch nach Rigv. 10, 58, 3 ist die Erde viereckig. 4 Himmelswege scheint das germanische Altertum zu kennen, die von der Irminsul (Weltachse) ausgingen.[325] Nach dem Mahabharatam (V, 3602 ff.) hat die Weltkuh Surabhi, die aus dem Unsterblichkeitstranke entstand, 4 Töchter-Kühe, die an den 4 Enden der Welt stehen.[326] Es sind die 4 Ströme, die von Eden ausgehen, das seinen Namen von Ida entlehnte.

Die 4 Ströme, die aus den Zitzen der Audumla rinnen, mit denen sie den Ymir nährte, sind hiernach als welterfüllende Nahrung aufzufassen und Ymir selbst bewahrt durch diesen Ausdruck seine Weltallsgröße.

Wolke und Kuh sind stets entsprechende Begriffe. Audumla ist mithin die Weltnahrung, welche aus dem schmelzenden Winter („als der Reif schmolz" Gylf. 6) sich gleich der warmen Frühlingswolke erhebt, welche das Eis des Winters aufleckt. Da es sich aber in der ganzen Erzählung nicht um den irdischen, sondern um den Weltallsfrühling handelt, und also diese irdische Darstellung nur sinnbildliche Art hat, so ist auch Audumla nicht die irdische Wolke oder die irdische Frühlingswärme, sondern sie ist Schöpfungsabsicht schlechthin, bevor es Himmel und Erde gab (die erst aus Ymir geschaffen wurden). Audumla ist göttliche Wesenheit, das Sinnbild der Weltnahrung: Segen, wie die indische Ida Segensspruch bedeutet.

Somit entspricht Audumla völlig der indischen Aditi. Vgl. Rigv. X, 31, 6:

„Es dehnte weit sich diese seine Huld aus:
Die erste Kuh entstand durch seine Fülle."

Es kommt hinzu, daß die indische Weltkuh als Mutter der Götter bezeichnet wird.[327] Sie ist heilig.[328]

Im persischen Bundehesch ist über die Herkunft des „einziggeschaffenen Rindes" nichts gesagt; es gehört jedoch wesentlich zur Lichtschöpfung Ahuramazdas und wird von Angramainjus bekämpft und stirbt. Aus ihm (Bundeh. 14) entspringen Gewächse, Tiere und Menschen. „Als der einzig geschaffene Stier gestorben war, ging dort sein Mark heraus: Getreide wuchs daraus 55 Arten und 15 Arten heilsame Gewächse. — Der Same des Stiers wurde hingetragen zum Mondkreis und dort gereinigt und die Tiere vieler Gattungen daraus geschaffen" (nicht der ahrimanischen Tiere wie Schlange, Skorpionen und Kröten, Fliegen). Und ferner: „Gayumart d. i. der aus dem ster-

benden Urrinde hervorgegangene Urmensch ließ beim Sterben Samen: dieser wurde im Laufe des Sonnenlichtes gereinigt." Aus ihm wuchsen die Menschen aus der Erde in der Gestalt einer Reivaspflanze (Bundeh. 15). Als Gayumart starb, ging Gosurun, die Seele des einziggeschaffenen Rindes, aus seinem Leibe hervor und klagte: „wo ist der Mann, damit er den Schutz der Welt ausspreche?" Ahura zeigt ihm die Urseele des Zarathustra. „Zufrieden nahm der himmlische Gosurun es an: ich will die Geschöpfe pflegen" (Bundeh. 4). Die Seele des Urrindes wird angerufen als „gute, nützlichste" und „Nährerin" genannt.[329])

Es ist mithin klar, daß alle ahurischen Geschöpfe, Menschen, Tiere, Getreide und heilsame Gewächse aus dem sterbenden Urrinde entsprossen sind. Es steht an derselben Stelle wie in der Jüngeren Edda die nahrungsreiche Audumla. Über deren Tod verlautet nichts, auch ist Audumla insofern geistiger gesehen, als sie den asischen Götterstamm unter dem himmlischen Salze hervor„leckt". Audumla steht, wie dem Inder die Weltkuh, oberhalb auch der Jüngeren Götterwelt, sie geht ihr im Schöpfungsgeschehen voran. Die germanische und persische Erzählung einigen sich zwar darin, daß sie durch ein himmlisches Urrind die Schöpfung entstehen lassen. Odin aber mit Wili und We gleichen nicht dem persischen Schöpfer = Ahura. Die Urgottheit, deren Name in der Edda nicht genannt ist (die aber nach dem Götterende wiederkehrt), läßt Audumla gleichzeitig mit Ymir entstehen d. h. dem Riesischen Urleibe wird die Götterkraft entgegengesetzt und beigegeben. Der Sinn kann dann nur der sein, daß die Macht der beiden Urtode (des Eises und des Feuers) nur dadurch überwunden werden kann, daß man sie zunächst gegeneinander zur Entfaltung der in ihnen verborgenen Götterkraft bringt, um sie später durch diese Götterkraft vernichten zu können.

Der babylonischen Göttersage ist die Bezeichnung Stier für jede Gottheit geläufig, die Urkuh aber ist ihr nicht bekannt. Es ist daher anzunehmen, daß Audumla der Weltkuh der Inder und Perser entspricht d. h. daß jeder der drei arischen Großstämme das uralte Gleichnis von der schöpfungsnährenden Weltkuh auf seine Weise erhalten hat. In diesem Bilde wurde die Schöpfungsmutter gesehen, daher den weiblichen Gottheiten die Kühe als heilig beigegeben erscheinen. Die hohe Heiligkeit des Rindes ist die Folge. Jedoch geht aus allem hervor, daß diese Verehrung nicht dem Tiere, sondern der im Sinnbilde der nahrungspendenden Kuh gesehenen Schöpfungsmacht galt.

Vor das Gefährt der Nerthus waren (nach Germ. 40) Kühe gespannt. Der schwedische König[330]) setzte auf eine Kuh (Sibilja vgl. belja, die brüllende) gläubiges Vertrauen wie auf eine Gottheit. Auch König Ögwald führte eine heilige Kuh überall mit

sich.[331]) Der altnordische Glaube, daß derjenige, der einem Armen eine Kuh gibt, eine Kuh finden wird, die ihn über die Totenbrücke trägt, entspricht dem im Abschnitte über die Himmelsbrücke mitgeteilten Glauben des Draumakvaekhi, daß ein solcher nicht schwindlig auf der Gjallabrücke zu gehen brauche. Tylor (1, 467) berichtet, daß sich in neuere Zeit die Sitte erhalten habe, bei einem Leichenzuge eine Kuh mitzuführen.

Die sumerische Ischtar wird als Kuh angerufen: „Ich bin die heilige Kuh, die wie ein Weib gebiert.“[332]) Bei den Ägyptern wird Hathor-Isis als Kuh dargestellt. Bei den arischen Kurden sagt der Priester als Vertreter der Gottheit zur Frau: „Ich bin der große Stier“, worauf sie antwortet: „Ich bin die junge Kuh.“[333]) Bei den Römern läßt man die ins Haus geführte Braut sprechen: „Wo du Gaius bist, da bin ich Gaia.“[334]) Das deutsche Wort Kuh, griech. ge = Erde und sanskr. gan = Erde und Kuh sind aus arischer Urzeit dasselbe.[335]) Noch heute ist in Indien die Kuh unverletzlich, wie im alten Athen und Rom der Stier nicht getötet werden durfte.

* * *

Die Erzählung von der Asin Gefjon (Gylf. 1), welcher Gylfi soviel Ackerland zugestand, als 4 Ochsen in einem Tage und einer Nacht umpflügen könnten, ist[336]) mit der bekannten Erzählung von der karthagischen Dido verglichen worden, nach welcher diese vom Könige soviel Land kaufte, als mit einer Stierhaut belegt werden konnte; sie schnitt schmale Riemen daraus und umspannte damit einen zum Stadtbau erforderlichen Raum. R. Much legt die Möglichkeit alter phönizischer Übertragung der Didosage in diese aus der Ynglingasaga (5) in die Jüngere Edda entlehnte Erzählung dar. Diese freilich scheint ursprünglich eine Schöpfungssage gewesen zu sein; die 4 Ochsen entsprächen dabei den 4 Weltecken; die vorliegende Fassung würde der euhemeristischen Art der Ynglingasaga entstammen. Aber abgesehen hiervon ist gerade das Kuhfell im arischen Altertum von besonderer Bedeutung, so daß umgekehrt die Erzählung vom karthagischen Fell einen arischen Ursprung haben wird.

Im indischen Volksglauben spielt das Kuhfell eine bedeutende Rolle als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Das Kuhfell ist[337]) im Mahabharatam das Gewand des Gottes Wischnu; und das Kuhfell, in Riemen geschnitten, die dann miteinander verbunden wurden, diente früher in Indien dazu, den Umfang eines Grundstücks zu messen.“ Diese Landmessung durch in Riemen zerschnittene Ochsen- oder Hirschhaut findet sich im Norden (Ragn. Lodbr. 19, 20) und in Deutschland öfter.[338]) Zumal aber hat die Erzählung von der Gefjon nähere Entsprechungen in unserem eigenen Altertume sowie bei den Skythen und Römern als bei der doch anderslautenden Erzählung von der Dido. Mit der phönizischen Her-

kunft der Gefjon ist es gewiß nichts. Aus der Tatsache, daß die Landmessung durch Streifen aus Ochsenhaut von Indien bis Skandinavien bezeugt ist, während ähnliche Zeugnisse für nichtindogermanische Gebiete fehlen, dürfte im Übrigen geschlossen werden, daß dieser Gebrauch indogermanisch und nicht phönizisch ist, daß also die karthagische Sage auf griechische Quellen zurückgeht. In der Tat rührt die karthagische Gründungssage (vgl. Rösiger-Schmidt, Gesch. d. Altert. von Alexander d. Gr. bis z. Völkerw. S. 415) von dem Griechen Timaios von Tauromenion (Sizilien) her, „der das Bedürfnis empfand, in seinem 262 v. Chr. abgeschlossenen Geschichtswerke auch über Karthagos Entstehung etwas vorzutragen. Er setzte die Gründung Karthagos ganz willkürlich etwa in dieselbe Zeit, in der Rom entstanden sei, und mengte in seiner Erzählung alte Schiffermythen mit selbst ersonnenen Fabeln zusammen." Aber das Kuhfell selbst führt zu weiteren Beziehungen und Klärungen.

Im vedischen Sonnwendbrauch wird ein Kuhfell mit Pfeilen durchschossen;[339]) vielleicht sollen diese altindischen Pfeilschüsse „das Öffnen der Himmelswolke bedeuten, damit die wichtigen Winterregen fallen." Im germanischen Norden[340]) pflegte man durch aufgehängte rohe Ochsenhäute zu schießen. Es opferte aber der vedische Inder das Opfertier, indem er den Rücken wandte, bis dessen Tod eingetreten war.[341]) Die Langobarden hingen in ihren Heiligen Baum bei Benevent nach alter Sitte ein Fell, ritten alle zusammen um die Wette hinweg, warfen mitten im Laufe mit den Speeren rückwärts (retroversis manibus) nach dem Fell und erhielten dann jeder einen Teil davon zum Verzehren.[342]) Mannhardt vergleicht litauische und andere nordische Bräuche und sieht in dem Felle eine Verbildlichung des „tiergestaltigen Wachstumsgeistes" und stellt den langobardischen Brauch in Verbindung zu unserem „Kranzreiten".[343]) Eine vita Barbati gibt an, daß die langobardischen Reiter ihr Stückchen Fell „aufs abergläubischeste (superstitiose) empfingen zum Verzehren." Und eine andere vita desselben Heiligen, der von 602—683 zu Benevent lebte, weiß: „wenn sie nun meinten, daß das von den Lanzen in Schwingungen versetzte Fell tot (mortua) sei, kosteten sie von diesem Felle aus seiner Mitte als Heilmittel der Seele auf Grund dieser Einbildung (ex hac illusione)." Der Fellritt war mithin eine heilige Handlung, das Genießen von der Haut höchste Weihe, ein „Sakrament", eine sinnbildliche Verbindung mit der Gottheit. Aus allem spricht höchstes Altertum. Wie der vedische Inder zur kuhgestaltigen Aditi, der Göttermutter, zu kommen hofft, um Vater und Mutter wieder zu schauen, — Aditi, die Unendlichkeit —, und sich im Sterben sinnbildlich durch Berührung einer Kuh (in engster Übereinstimmung mit dem oben erwähnten altnordischen Glauben) auf den Weg zur Aditi macht,[344]) wie der tote Arier

Indiens mit dem Kuhfelle bedeckt wird, dem Sinnbilde der Unendlichkeit, so genießt der Langobarde vom sinnbildlichen Opfer, das er mit seinen Gelübden verbindet, und „heilt aus diesem Glauben seine Seele."

Wir dürfen also in dem langobardischen Brauche, dem nordische entsprechen,[345]) ein Opfer an die im Sinnbilde der Weltkuh gesehene Himmelsmacht und ein Zeugnis für die später von der Edda überlieferte Audumla erkennen. Sie ist die Gottheit, welche allen mütterlichen Segen spendet, sie leitet selbst zur Himmelshöhe den, der ihr opfert. Wer von ihr im Sinnbilde genießt, macht seine Seele gesund. In Sinnbildern lebt der Glaube. Die Unendlichkeit des Himmels tut sich dem Betenden auf.

* * *

In Ostfriesland, das, wie ich gezeigt habe, auch sonst eddische Überlieferung erhalten hat, wird die Milchstraße „Kuhpfad" genannt. Das könnte auf die Himmelskuh zielen. Und auf Island heißen die Sterne des Kleinen Bären die „7 Melkweiber am Himmel". Auch diese Benennung erhält Sinn aus der Vorstellung der göttlichen Weltkuh, welche das Weltall aus ihrem Euter nährt. Auch daß das Fell im Heiligen Baume der Langobarden aufgehängt wurde, welcher selbst ein Sinnbild der Weltachse war, deutet auf himmlische Wesenheit. Von ihr empfangen die Langobarden ein Stück zum Essen, weil es das Sinnbild der Welternährung ist, „aufs abergläubischste", nach alter Sitte der Vorfahren.

In allem birgt sich die uralte Heiligkeit des Rindes als eines Sinnbildes der mütterlichen Nahrung des Weltalls. So geht Audumla, die Nährerin des Uralls und Hervorbringerin selbst der Götter, in älteste Zeiten zurück. Darin liegt auch die Gewähr, daß sich in der Schöpfungssage der Jüngeren Edda ein uralter arischer Kern erhalten hat, und wir dürfen auch den übrigen Inhalt dieser Schöpfungssage in germanischer Abwandlung als uralt ansehen.

Audumla, gottgenährt, ist himmlische Nahrung und Schöpfungsamme. Sie entsteht aus der göttlichen Tat, welche die beiden Urtode des Lebens zur Begegnung zwang. Sie ist die Gotteskraft des Schöpfungsfrühlings. Dieser aber, aus den riesischen Urtoden entstanden, muß daher einer besonderen göttlichen Absicht dienen; diese Absicht ist die Vernichtung der neben den Göttern uranfänglich bestehenden riesischen Urmächte. Die Schöpfung selbst ist das göttliche Mittel dazu. Audumla trägt das Geheimnis der Schöpfung in sich, den Willen der verborgenen Gottheit.

VI.

Die Gottheit der Edda.

1. Der Gott der Seele.

Im Vorwort des unter König Rothari im Jahre 643 veröffentlichten langobardischen Gesetzbuchs[346]) ist das auch aus dem Paulus Diakonus (1,8) bekannte Märchen aufgezeichnet, nach dem aus seiner Himmelshöhe herab Wodan infolge einer List seiner Gattin Frea den Langobarden den Sieg geben muß. Dieselbe Geschichte findet sich ohne die List Freas in einer fränkischen Quelle aus dem 7. Jahrhundert, sie muß alt und volkstümlich gewesen sein. Die Schilderung ist derart, daß Wodan und Frea vom himmlischen Wohnsitze auf die Erde hinabschauen. Nicht nur verleiht Wodan den Sieg, sondern er wird auch um Sieg angefleht. Paulus fügt hinzu, daß Wodan von allen deutschen Völkern als Gott verehrt werde.

Während in dieser Darstellung Wodan als oberster Himmelsgott erscheint, der den Sieg verleiht, berichtet Jornandes (13) von den Goten, daß sie ihre siegbegünstigten Vorfahren (proceres) Halbgötter, anses = Asen genannt hätten. Die Asen, als deren vornehmster gerade Wodan gilt, wären hiernach ursprünglich nicht Himmelsmächte, vielmehr vergöttlichte Menschen, Heldengeister, Ahnen (proceres) des Volkes. Diese Anschauung scheint sich in den vielfachen Stammbäumen germanischer Geschlechter, in deren Anfang Wodan genannt wird, bis in christliche Zeit erhalten zu haben. Jornandes hat seine Gotengeschichte um 551 verfaßt,[347]) also vor den langobardischen Quellen.

Die beiden Auffassungen widersprechen sich anscheinend so stark, daß es notwendig erscheint, die Berechtigung beider an Hand der übrigen Quellen zu prüfen.

Die wichtigsten nordischen Zeugnisse stimmen dahin überein, daß Odin die Helden zu sich entbietet d. h. daß er ihnen nicht den Sieg, sondern um ihrer Tapferkeit willen den Tod schenkt, um sie für Walhall und den Endkampf zu gewinnen. Sein Wesen ist hiernach nicht Segen dieses Lebens, sondern seelische Entrückung ins Jenseits. König Hakon der Gute hört die Walküren durch die Luft reiten und ihn dem Tode weihen: „Warum entscheidest du so den Kampf, Skogul? Wir waren es doch wert, den Sieg zu erhalten.“[348])

Und im Eirikslìede (7):

„Warum nahmst du ihm das Kampfglück,
Wenn er kühn dich dünkte?“ —

Von Odin heißt es in einer Saga, daß er Sieg oder Niederlage gebe, „und schienen beide Lose gleich gut.“ Doch waren die tapferen Krieger mit dem Todesgeschicke nicht immer einverstan-

den; zum Tode verwundet, gibt Bjarki[349]) seinem wilden Zorne gegen den Gott Ausdruck:

„Könnte ich ihn treffen,
Den treulosen Unhold (Odin),
Schimpf und Schande
Die Schlacht ihm brächte;
faßte meine Faust
den falschen Ränkeschmied,
ich zerkrallte den Kriegsgott
wie die Katze die Maus!"

Odin ist es ja, welcher Kriege erregt, um Helden zu gewinnen. Ihn ruft Starkad zum Zeugen an:[350])

„Bezeug' es mir du, Erzeuger des Streits,
du Allverwüster, Odin,
daß deinem Gebot ein Diener ich stets
ergraut im Kampfesgrausen."

Das Überlisten ist Odins ganz besondere Gabe, so daß der eddische Dichter[351]) ausrufen kann:

„Auf den Ring hat Odin den Eid geleistet,
wer darf seinen Treuschwüren traun?
Beim Trunke hat er betrogen den Suttung,
und Gunnlöd versenkt' er in Gram."

Ränkeschmied, treulos, meineidig, was war Odin, wenn er von den Nordleuten so genannt werden konnte? Ihm gegenüber aber stehen Balder, der lichte gute Gott, auch Heimdall, der „groß und heilig" genannt wird, Forseti, der des gerechtesten Gerichtes waltet, Tyr, der tapfere einhändige Gott. So kann nicht gesagt werden, die Eigenschaften Odins zeigten einen untersittlichen Charakter des alten Glaubens; dem widersprächen Heimdalls, Balders und Forsetis Gericht. Woher aber rühren diese Züge der List und Treulosigkeit Odins?

Zunächst ist bekannt, daß die göttliche Gestalt Odins erst in ganz junger, fast geschichtlich nachweisbarer Zeit im Norden hervortritt, nachdem ihre Verehrung sich anscheinend vom Westen her durch Deutschland verbreitet hatte. Das Harbardslied enthält noch dunkle Anspielungen über das Heraufkommen des Odinglaubens aus dem deutschen Süden, wo er schon vor Tacitus als oberster Gott gilt. Ihm trat im Norden die Verehrung Thors und Freyrs entgegen, welche durchaus Himmelsgottheiten sind.

Eine geschichtliche Aufklärung kann jedoch, abgesehen von ihrer notwendigen Unvollständigkeit, nicht genügen. Aber hier greift des Jornandes Bericht ein, welcher deutlich das eigentliche Wesen der Asengötter erkennen läßt. Odin ist nicht höchster Gott, nicht Himmels-, nicht Irmingott,[352]) sondern oberste Führung aller Seelen, weil diese ihm gehören. In Odin, dem Asen und Riesen aus der Ehe Bur-Bestla, ist

dieselbe Schöpfungserscheinung vertreten wie im Menschen, der gleichfalls riesischer und asischer Herkunft ist. Darum auch ist ja Odin dem Untergange geweiht und nur ein reineres Götter- und Menschengeschlecht lebt in der Schöpfungsvollendung.

Das Wort anses des Jornandes ist ganz das nordische Wort Asen, auch erhalten in unseren deutschen Namen wie Ansgar, Oswald u. a. Das gotische ans, nord. ass, welches „Querbalken" bedeutet, erscheint damit nicht verwandt. Wohl aber muß sanskr. asu, iran. añhu mit der Bedeutung Seele, Lebenshauch hierher gehören,[353]) welches Wort für die Seelenlehre des Veda und des Avesta von Bedeutung ist. Nach Oldenberg bezeichnen die vedischen Ausdrücke asuniti, asunita, wörtlich „Asu-führung", die von Agni, dem Seelenführer, geleiteten Bewegungen der Seelen vom Diesseits ins Jenseits und umgekehrt.

Die Vorstellungen vom Fortleben sind in arischer Zeit allgemein; „nach uralter, in primitivste Zeiten zurückreichender Vorstellungsweise versteht sich das Fortleben von selbst."[354]) Und asu ist das eigentliche Ich im Jenseits wie im Diesseits;[355]) der asu des indischen Menschen steigt über die Furt oder Brücke zum Himmel auf, wo nach germanischem Glauben die A s e n wohnen.

Die Vorstellungen von der Unsterblichkeit lassen sich aber nicht auf allgemeingiltige Formen bringen. Auch heute würde niemand sagen können, was denn die „Seele" und ihre Unsterblichkeit nun eigentlich sei.[356]) Dem Glauben ist dies auch einerlei: er untersucht nicht die Form der Seele, sondern glaubt an deren Unsterblichkeit. Inder, Parsen und Germanen sind ganze Menschen auch im Jenseits; sie sind nicht tot, auch wenn der Körper verbrannt wurde.

Man pflegt zu sagen, das seien „primitive Vorstellungen" Abgesehen davon, daß sie noch heute und zwar in den vornehmsten Köpfen und Herzen des menschlichen Geschlechtes[357]) leben, könnte als „primitiv" doch nur die Anschauung gelten, welche die E r f a h r u n g bietet: der Tote ist tot. Denn vor aller Augen verwest der Leib und von Traumerscheinungen, von denen die nordischen Gespenstererzählungen berichten, ist in Wirklichkeit wohl noch keiner besiegt worden. Jedenfalls kann die Unsterblichkeitslehre nicht aus der äußeren Erfahrung, sondern nur aus dem gesamten Gemütsinhalte, der angeborenen Ichwertung und dem B e w u ß t s e i n h i m m l i s c h i r d i s c h e r E i n h e i t entsprungen sein und heute noch entspringen. Auch heute noch ersteht der Unsterblichkeitsglaube häufig erst in reiferem Alter unter der Wirkung seelischer Erfahrungen, innerer Erschütterungen und völliger Umwälzungen, die dem nackten Verstande unerreichbar und daher u n v e r s t ä n d l i c h sind. Gerade darum bleibt aber aller Seelen- und Unsterblichkeitsglaube immer nur einzelnen Menschen ursprüngliches unerlerntes Bewußtsein; er kann mit Verstandesgründen weder

bewiesen noch widerlegt werden, er ist für den ursprünglich Gläubigen allem Verstandeswesen überlegen: Freiheit, welche nicht unter der Knechtschaft des Verstandes steht, ist Lebensgrund dieses Glaubens, welcher Gott- und Menschentum und schließlich alles inwendige (wesentliche) Wesen in unzerreißbarer Einheit fühlt. Der arische Unsterblichkeitsglaube, einheitlich durch alle Völker der weißen Rasse strömend, ist nicht festgesetzte Lehre, sondern eine Gestaltung des arischen Grund- und Lebensgefühls selbst.[358])

Die homerische Hadesvorstellung hat mit dieser arischen Vorstellung nichts gemein; sie scheint (die Nekyia ist als Einschiebsel erkennbar)[359]) unarisch und zwar kleinasiatischen Ursprungs. Dem Dichter der Hadesfahrt des Odysseus ist, wenn er den Achilleus über sein jämmerliches Schattendasein im Hades schelten läßt, nachzufühlen, daß er selbst diese Vorstellungen als unzureichend empfand. Zur Ermittelung des arischen Urglaubens, soweit dieser überhaupt erreichbar erscheint, darf die mittelländische Glaubenswelt, die sich seit dem 12. vorchristlichen Jahrhundert aus arischen und nichtarischen Quellen speist, nur mit größter Vorsicht herangezogen werden.[360])

Dann aber bleibt für die germanisch-thrakisch-iranisch-indische Hauptmasse der weißen Rasse eine im Kerne überraschend gleichmäßige Seelenlehre übrig.

Das älteste germanische Zeugnis scheint mir die Anderlinger Felszeichnung zu sein.[361]) Die erhobenen (dreifingrigen) Segenshände, die erhobene Axt einer Gestalt (die dritte ist nicht deutlich erkennbar) stimmen zu den nordischen Darstellungen der himmlischen Segens- und Fruchtbarkeitsmächte. Daß sie aber in Anderlingen sich an der Innenseite des südlichen Schlußsteins einer hügelgebetteten Steingruft befanden (mit dem Blicke also nach Norden und im menschlichen Grabe) zeigt, daß der Tote in Verbindung mit den himmlischen Mächten gedacht wird; ihre Macht reicht „über das Grab hinaus“, der Tote lebt in göttlicher Gemeinschaft. Das „Neumondopfer“ von Kivik in Schweden lehrt dasselbe.

Nicht anders auch möchte zu verstehen sein, wenn sich aus der Brust einer liegenden Gestalt auf dem großen Himmelsbilde von Backa (Bd. 1 Abb. 2) eine geisterhafte Gestalt erhebt.[362]) Die Seele gehört der Sternenwelt an.

In Übereinstimmung mit des Paulus Diaconus Bericht, daß die Asen als vergöttlichte Vorfahren der Germanen anzusehen seien, nennt demgegenüber noch Fafn. 24 das Menschengeschlecht „der Sieggötter Söhne“.[363]) Dasselbe bezeugt Tacitus (germ. 2) nach alten Liedern, daß sich die deutschen Stämme götterentsprossen (deo orti) wähnen. Nach dem Hyndlaliede 8 sind die Edlen „vom Blute der Götter geboren“.

Wie aber Buri, der Ahnherr der Asen, aus den Steinen hervorgeleckt worden, so ist Tuisto (Tuisko), der göttliche Ahnherr des Mannus erdentsprossen (terra editus, germ. 2); es wäre danach Tuisto (Tuisko) dem Buri, Mannus dem Bur und die 3 Asen Odin, Wili und We der taciteischen Ahnherrendreiheit gleichzusetzen, von welcher die Ingävonen, Herminonen und Istaevonen ihren Ursprung ableiteten.

Es kommt jedoch nicht auf diese Gleichung an, sondern darauf, daß in beiden Fällen eine Geburtsgemeinschaft zwischen Göttern und Menschen behauptet wird, welche ausreicht, auch die Seelengemeinschaft zwischen diesen Göttern und ihren menschlichen Sprossen zu deuten. Der Lebende wie der Tote steht in Gemeinschaft mit der göttlichen Macht, die ihn erzeugt hat und wieder zu sich nimmt. Dann wird es erst verständlich, wenn Odin im Harbardsliede die Gräber „Hügel (oder Haine) der Heimat" nennt, eine Benennung, die dem Himmelsgotte Thor nicht passend dünkt; als spöttisch ist es (aus V. 47) zu verstehen, wenn Thor (V. 45) sagt:

„Da gibst du den Gräbern einen guten Namen,
wenn du sie Hügel der Heimat nennst."

Thor steht im Harbardsliede auf der Erdseite des Himmel und Erde trennenden „Sundes", Odin auf der Himmelsseite; Thor muß täglich diesen Sund überschreiten (Grimn. 29):

„Kormt und Ormt und Kerlaug beide,
täglich durchwatet sie Thor,
wenn an Yggdrasils Esche Urteil zu sprechen
er wandert den weiten Weg."

Thor der Blitzschleuderer ist seinem Wesen nach himmlischer Art, sein Segen kommt von oben herab; täglich kommt er zur Erde hernieder, täglich muß er den Weg zum Himmel, seiner Heimat zurück machen. Thor wie Freyr sind Sondererscheinungen des alten Himmelsgottes. Odin dagegen ist ursprünglich seelischer Ahnherr und als solcher „erdentsprossen"; die Erde ist ihm „Heimat". In dem Sinne aber, nach welchem die Asen von der Urgottheit in den riesischen Stoff eingesenkt sind (Gylf. 6), um aus ihm hervorgehend ihn zu ordnen (Gylf. 8), sind auch die Asen mit der gesamten Seelenwelt, die von ihnen kommt und die sie wieder zu sich nehmen, zugleich Himmelsgottheiten. Der Gott der Seele ist Himmelsgott geworden.

Verbunden mit der riesischen Stoffwelt sind die Asen dem Tode geweiht (Harb. 12). So weihten sich dem Odin tapfere Krieger, um so lange zu fechten, bis sie den Tod im Kampfe fanden.

Diese Gedankenwelt ist von solcher Kraft und Größe, daß das Aufkommen des Odinsglaubens eine ungeheure Erschütterung innerhalb des alten sittengefestigten Himmelsgottums hat

bedeuten müssen. Dem Himmelsgotte, dem Gottvater und der Gottmutter, gehörten auch sonst die Toten an, jetzt aber tritt die Seelenmacht, wenn auch nur Abkömmling der Urgottheit, übermächtig hervor und nimmt fast ihre Stelle ein. Odin übernimmt den Namen Allvater, zu dem „alle Völker in ihrer Sprache beten" (Gylf. 20); die Gottmutter Frigg-Freyja tritt zu ihm; der Name des arischen Himmelsgottes sinkt von seinem alten Glanze herab, Tyr gilt schließlich als Odins Sohn.

Im alten vorodinischen Himmelsglauben weilen die Toten in den Sternenwelten, in Seßrymnir, dem Sitzgeräumigen Saale der (Wanengottheit) Freyja. Asgard, Walhall ist Weltallshöhe. Und dieses Weltall ist erfüllt von den Seelenmächten; der Zug der Seelen kreist in Sternenhöhe mit ihrem Umschwunge in ewiger Bewegung.

Das ist der Seelenzug, die Wilde Jagd, Wotans Heer, das nur manchmal sichtbar wird, nicht als Sturm oder Wind, sondern sturmgleich zu bestimmten Stunden, in den heiligen Zwölften, zwischen den Zeiten, wenn Frau Holle ihre Spindel abgesponnen hat und neuen Flachs vom Rocken nimmt.

Wie der Mensch in sich eine geistige Kraft findet, welche erfindet und überall kämpft und umgestaltendes Leben zu bedeuten vermag, so gilt nun auch die Seelenmacht als schöpferische, gestaltende, erregende Kraft im Weltall. Innerhalb der großen Ordnung, welche im Himmelsgottum den Maßbaum unzerstörbar als Halt und Haft der Welt erblickt, erregt nun die Seelenmacht Kriege, um Helden zu gewinnen.

„In Walland war ich, bewirkte Krieg,
Bracht' Edle in Streit, schuf Ausgleich nimmer."

Diese Worte Odins (Harb. 24) zeigen den Gott in seiner ganzen „wütenden" Art. Er achtet das Leben für nichts, der Tod, sein Walhall und die Mehrung der Seelengefolgschaft ist ihm alles. Die große Weissagung vom Weltende treibt ihn, er sieht seinen Tod und da er in höherem Gebote steht, wohlwissend, was er seinem geliebten Sohne beim Scheiden ins Ohr raunt (Wafthr. 54 f.), so packt ihn kein Zagen; sein Endkampf, das Selbstopfer der gesamten Seelenmacht der Schöpfung, ist notwendig zur endgiltigen Vollendung der Schöpfung, denn in ihr wird der Gott selbst erlöst von aller riesischen Verstrickung und Schuld.

Je näher das Ende zu kommen scheint, und bei der Ungewißheit darüber ist es zu jeder Stunde zu erwarten, um so höher schwingt der Gott sich auf, um seiner Aufgabe gerecht werden zu können. Das Vordringen des Odinsglaubens ist durch eine gewaltige seelische Erschütterung des germanischen Menschen vorbereitet: Weltende, der Baum zittert, aber er darf nicht fallen. Kampf ist das Weltall; die Welt ist das Menschenzeit-

alter, diese Schöpfung ein Durchgang. Wie Odin sich mit Loki verbündet, so verbündet sich überall das „Gute“ mit dem „Bösen“, weil es aus eigener Kraft nicht siegen zu können m e i n t, weil es nur durch Kampf aufrecht erhalten werden k a n n. „Eidbrüchig“ wird Odin, die Kampfwut, die Schöpfungslust, gescholten; er ist darin das Gegenstück zu Heimdall, Balder, Forseti, Freyr, Thor und allen eigentlichen Gottheiten der Urhimmelsmacht. So dient ihm Starkad, ohne ihn lieben zu können, und muß ihm doch dienen, weil Heldentum bis zum Tode allein den Sinn der Welt vor der Vernichtung rettet.

Die alte große Ruhe des Himmelsgottums, verkörpert noch in dem alles sehenden und hörenden „großen und heiligen“ Heimdall, dem Wächter der Himmelsbrücke, ist einer gewaltigen Erregung vom innersten Seelengrunde des Gläubigen aus, gewichen. Auf dieser Stufe finden wir den germanischen Menschen in der Edda. Auch ihn ergreift die Erschütterung des alten Himmelsglaubens durch Odin, dessen letzte Forderungen, Kampf gegen den Untergang, ihn über sich selbst hinausdrängen. Es kann nicht anders sein, die alte Ruhe der Seele löst sich auf, im Harbardsliede schelten die beiden Glaubensstufen in bäurischem Tone gegeneinander, und doch wird und muß Odin siegen und er darf siegen, weil er nur bis zu d e m Tode kämpft, welcher der alten Himmelsgottheit zur Herrschaft helfen soll. Der Odinsglaube ist keine neue Religion, sondern eine seelische Erschütterung, weissagunggeboren, aus Quellen, die bis dahin langsam und ruhig zu strömen pflegten. Der einzelne Mensch sieht sich nunmehr stärker als bisher in die einige Weltaufgabe gestellt, er sieht i n s i c h den Mitinhaber der Weltherrschaft (Helgi Hund. II vor 38), seine Gottentsprossenheit verpflichtet ihn, sein Tod im Kampfe unter Odins Speer ist sein L e b e n.

Die seelische Größe und Gewalt dieser Gedankenwelt mußte jene lachende Wildheit, jene Verachtung des Todes erzeugen, die wir in den Berichten überall zum Ausdruck kommen sehen. Dies ist die Geburtsstunde der Berserker, der Krieger ohne Weib und Kind, welche sich dem Kampftode weihten und nicht eher ruhten, als bis sie ihn gefunden hatten (Germ. 31). Wie Odin im Weltbaum sich seiner Aufgabe geweiht hatte, vom Speere verwundet, so ritzte der sterbende Germane sich selbst nun mit dem Speer, um in die große Seelengefolgschaft des Gottes, in Walhall, die Himmelshöhe, einzutreten.

So kommt es, daß auf den Gott der ewigen S e e l e n j a g d alle Hoheit des Himmelsgottes übertragen wird, daß alle Götter und Göttinnen, Asen und Wanen, als seine Kinder gelten, daß ihm der Name des alten Himmelsgottes A l l v a t e r gegeben wird.

In diese Zeit der inneren Gärung der nordischen Welt tritt das Christentum. Es ist verwunderlich, daß es innerhalb dieser Gärungserscheinungen geistig nicht rascher vorzurücken vermag und daß so viele Blutzeugen des heidnischen Glaubens fallen mußten, ehe seine neue Lehre die Herrschaft gewann.

Auch in Deutschland findet sich die alte Unausgeglichenheit der Gotteslehre während der geschichtlich entscheidenden Stunden. Während Wodan (Mercurius) noch bei den Goten (Jornandes) als Halbgott, als Seelenmacht erscheint, nimmt er bei den Langobarden schon die Stelle des lichten Himmelsgottes ein. Trotz dieser inneren Gärung in der heidnischen Glaubenswelt vermag die christliche Lehre auch in Deutschland schließlich nur mit Waffengewalt vorzudringen.[364])

Der heidnische Glaube bleibt jedoch in seinem arischen Kerne ungestört. Die Allgottheit (Irmingott oben vom Himmel, Hildebrandslied V. 30), welche von allen Völkern unter verschiedenen Namen angebetet wird (Gylf. 20), überwindet schließlich wieder die Lehre, die nur einen Namen der Gottheit und nur eine Glaubens- und Anbetungsform kannte; und die Gottentsprossenheit als Bild für die Unzerstörbarkeit des seelischen Menschen bietet schließlich der ketzerischen Mystik (philosophia teutonica) eines Meister Eckehart im germanischen Gebiete den fruchtbarsten Boden, der heute noch Blüten treibt, während das Indien der Brahmanlehre im eigenen Herzen das Weltall findet.

So sehen wir also Odin, den Asen, der zugleich riesischer Abstammung ist, der sich mit der riesischen Macht verbündet hat, als Führer der Seelen (asu) zum Himmelssaale seine Laufbahn im Glauben beginnen, bis er im Himmelssaale selbst mit dem alten arischen Himmelsgotte eins wird, für dessen endliche Allmacht kämpfend er sein riesisches Erbteil im Endkampfe vernichten muß.

2. Odin und der Sturm.

Nach Jacob Grimms Vorgange wird die bekannte Vorstellung vom Wütenden Heere mit Wuotan, dem heidnischen Gotte, in Verbindung gebracht und es ist seither üblich geworden, Wodan als eine alte Gottheit der Lufterscheinungen, als Wind- und Sturmgott zu bezeichnen. Das Wort Wodan hängt sprachlich mit unserem Wut (furor) zusammen, seine Wurzel erscheint auch im lateinischen vates (der Seher, der Begeisterte). In der Edda ist die Gleichsetzung zwischen Seele und Wind nicht nachweisbar; Aufenthalt der Toten ist Walhall oder Niflhel. Walhall ist das Weltall selbst, in Freyjas Totensaal Seßrymnir (Sitzgeräumiger) der nächtliche Sternensaal. Hel ist Weltallsmacht, Niflhel eine ferne Unterwelt.[365]) Die Kyffhäuser- und sonstigen Wodansberge haben wir als irdische Spiegelungen des als Berg oder

Höhle gedachten Himmelsgewölbes nachgewiesen. Das scheinbare Leben der Toten im Grabhügel gehört einem späten niederen Glauben an. Und doch ist die Vorstellung vom Wodansheere im Sturme dem skandinavischen Norden ebenso geläufig wie dem deutschen Süden. „Oden far förbi" heißt es in Schweden.[366]) In Britannien tritt König Artus an die Spitze der nächtlichen Jagd. Das Wodansheer ist, da dem Gotte die Totengeister gehören, ein Totenheer, mit dem er in himmlischer Höhe einherzieht. Sichtbar und hörbar wird dieses Heer nur zu bestimmten Zeiten, hauptsächlich in den Zwölften d. h. in den zwölf Tagen, welche das Mondjahr von 354 Tagen mit dem Sonnenjahr von 366 Tagen ausgleichen, einer Zeit, welche zwischen den irdischen Zeiten, gleichsam zeitlos steht, in denen darum die Götter sichtbar werden. Schon aus dieser Begrenzung geht hervor, daß die Wilde Jagd nicht ursprünglich mit dem Sturme gleichgesetzt worden ist, der sich an solche Beschränkung nicht zu halten pflegt.

Es kommt hinzu, daß im germanischen Glauben Wind und Sturm nicht göttlicher, sondern riesischer Art sind.[367])

> „Der Riese Totenschlinger sitzt am Rande des Himmels
> in des edlen Aars Gestalt;
> regt er die Schwingen, so rauscht, wie man sagt,
> der Wind dahin durch die Welt." (Wafthr. 36).

Es scheint, daß dieser Adler Hraeswelg nur eine andere Gestalt des Bergriesen Thiazi (Gylf. 23) ist, der in Thrymheim (Welt des Getöses) am Weltallsrande haust und in Adlergestalt (Brag. 2) die Mondäpfel der Idun raubt (verfinstert). Er ist vom selben Bergriesenstamme wie Fenja und Menja;[368]) Thrymheim ist Gebirge (Gylf. 23) am Rande der Welt, „übermächtiger Jötun" wird Thrym genannt. Es gilt als Thors größtes Werk, daß er diesen Riesen erschlagen hat (Harb. 19). Thiazi, der Adlerriese, ist wiederum der Sturm („der wilden Wölfe Geheul", Gylf. 23; Brag. 2) und ist als solcher den Göttern feind. Als Thor ihn erschlagen hatte, warf er die Augen Thiazis „zum heitern Himmel" hinauf (Harb. 19). Das Bild ist klar: Wenn der finstere Sturm erschlagen ist, leuchten am heiteren (nun wolkenlosen) Himmel die Sterne auf, von denen zwei (die Augu Thiassa) diese Erzählung der Erinnerung überliefern.[369]) „Innerhalb des Gitters von Asgard" d. h. in der Weltallshöhe töteten (nach der Lesart Brag. 2) die Asen den Sturmriesen. So ist klar, daß Odin nicht „Sturmgott" sein kann; er ist Feind des Sturmes, sein Wesen ist gänzlich anderer Art.

Auch nach Skaldsk. 27 ist der Wind riesischer Art, Fornjots Sohn, Aegirs Bruder und hat mit Odin keine Gemeinschaft. In Thorsdrapa, einem Gesange des 10. Jahrhunderts, wird Thor „der

Fäller der luftigen Götterstühle Fornjots" genannt. Also auch hier sind die Asen Feinde der stofflichen Wind- und Sturmriesen.[370)]

Kein echtes Zeugnis des germanischen Altertums erblickt in Odin einen „Wind- und Sturmgott". Wenn es heißt, daß Odin „günstigen Fahrwind" gibt, so liegt der Nachdruck auf der Gunst des Gottes: den Wind beschwört der Gott (Hav. 153), Odin nicht minder wie Njord.[371)]

Wenn Odin unter seinen vielen anderen Namen auch „Wetterer" genannt wird (Lokas. 26; Gylf. 3), so ist dieser Name in weit größerem Sinne zu verstehen; dem allbeherrschenden Himmelsgotte gehören auch alle Reiche der Luft, er selbst ist es schließlich, der aus Thors Händen den Blitz entsendet und die Donner krachen läßt. Gerade der Name Wetterer zeigt, daß die Vorstellungen des alten Himmelsgottes auf Odin übertragen wurden. Die nur in den Zwölften erscheinende Seelenjagd ist irrig oder in Märchenweise auf den Sturmbraus übertragen.

Hinzu kommt, daß Wodans Seelenjagd erst in christlicher Zeit als Schreckenserscheinung des winterlichen Sturmes auftritt. Der „alte Gott, sagt Grimm, verlor sein zutrauliches Wesen und ging in den Begriff einer finsteren, schreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewisse Einwirkung verblieb. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben irrte und schwebte er in den Lüften, teuflich und gespenstisch."[372)] Die Beziehungen lagen allzu nahe: der Gott und die Göttin in der lichten Sternenhöhe holten die kampftoten Helden zu sich herauf; deren Leben begann dort auf höherer Ebene; ihr Tod war kein Tod gewesen, sie kämpften droben weiter in fröhlicher Waffenübung, um zum letzten Kampf stark zu bleiben. Der Gott war es, der ihnen den Tod und das neue Leben gegeben hatte, er war auch in der Sternenhalle ihr Führer, sie bildeten das große Heer des Himmels und „Wodans Heer" war nicht nur ihr Name sondern erschien auch ihr Wesen. Im germanischen Glauben war der Gott nur im Gebete oder unter bestimmten Bedingungen sichtbar (Bjarkilied), so in der zeitlosen Zeit der Zwölften, wenn die „Götter umgingen", wenn der alte Gott als Wanderer die Menschen prüfte;[373)] erst unter der Wirkung der christlichen „Abschwörungen" wurde aus dem Gotte der Unhold, die riesische Erscheinung des Sturmes und seiner Schrecken.

Daß ursprünglich die Wilde Jagd des Sturmes nichts mit Wodan zu tun hatte, geht auch aus den Spuren hervor, die noch heute in der Schweiz an die ältere Vorstellung erinnern. In der Edda stehen den Göttern die finsteren Thursen gegenüber, die Verkörperungen der Zerstörung, des Eises, des Sturmes, der Finsternis. Das Wort Thursen ist aber durch das ganze germanische Gebiet verbreitet und so heißt in der Schweiz (Emmental) die Wilde Jagd „Türstengejägt". Anderswo heißt es: „Die

Sträggele (Hexen) und der Türst kommen!" Im Entlebuch der Schweiz wird jener übermütige Spieler, der im Zorne, daß er verloren, seine Waffe gen Himmel zückte, um Gott zu verwunden, als der Turst bezeichnet, der nachts ewig über Berg und Wald jagen muß. Auch im Solothurner Gau fährt der „Durst" nachts durch die Lüfte. Eine englische Sage meldet dasselbe vom Hobthurst.[374])

So wird deutlich, daß in der Wilden Jagd zwei ganz verschiedene Vorstellungen vereinigt sind, die eine riesischen, die andere göttlichen Inhalts. Wenn Wuotan im Odenberge oder Kyffhäuser ruht, um von Zeit zu Zeit mit Helden und Rossen hervorzukommen, so ist dies eine Spiegelung Walhalls, des golderfüllten Himmelsberges, wo der Gott sich mit seinen Helden zur letzten Schlacht am Weltende bereit hält.[375]) Wenn aber der Sturmwind durch die Nacht braust, so ist das Turstengejägd, die Wilde Jagd riesischer Unholde. Die Helden in Walhall üben sich täglich im Waffenkampfe, um dem Ansturm der Thursen widerstehen zu können. Wenn nun in den Überlieferungen das Gottesheer und die Riesische Macht zusammengeworfen sind, so kann das nur unter der Wirkung der Bekehrung zustande gekommen sein, welche aus den alten Göttern riesische Unholde zu machen bestrebt war.

So wird klar, daß Odin weder im Norden noch im Süden „Wind- und Sturmgott" gewesen ist, daß er vielmehr als Erbe des alten Himmelsgottes von der Himmelshöhe alle Welt überschaut, wie dies übereinstimmend die Einleitung zum Gesetzbuch Rotharis und Paulus Diaconus für Deutschland sowie die Einleitung zum Grimnir- und Skirnirliede im Einklang mit Gylf. 9 für den Norden bezeugen.

In Indien wird die Seele mit dem Worte Atman benannt, welches unserem Atem entspricht; es scheint, daß die Seele im Atem (dem Lebenshauche) gesehen wurde, der im Sterben des Körpers in den Weltatem überging. Aber der Veda bietet für eine Gleichsetzung der Seelen und des Windes keine Belege, obgleich man sie zu finden versucht hat.[376]) Aufenthalt der zu Gott gelangenden Seelen ist die Welt Yamas und Varunas, das höchste Lichtreich.[377]) In Indras Lichtstadt, in himmlischer Höhe findet Ardschuna nach dem Mahabharatam, welches Ardschunas Indraweltreise schildert,[378]) „kampferschlagene Helden, fürstliche Weisen und Büßer zu Hunderten" und auf seine erstaunte Frage erhält er die Auskunft:

> „Vollbringer edler Tat sind es, welche da stehn an ihrem Ort,
> Die in Sternengestalt du gesehn von der Erde hast!"

Daß die persischen Frawaschis als Sternenheer gedacht werden, haben wir schon mehrfach bezeugt gefunden.[379]) Ein indisches Gesetzbuch aus vedischer Zeit sagt: „Die Wesenheiten der Weisen, die Gutes getan haben, sind in der Höhe leuch-

tend zu schauen"; der Rigveda: „Hoch am Himmel stehen die, welche Opferlohn gegeben haben" und die große einstimmende Stelle aus dem Mahabharatam haben wir schon[380]) in Verbindung mit der Deutung der skandinavischen Felsbilder angeführt.[381]) Dies alles steht im vollen Einklang mit der „sitzgeräumigen" Sternenhalle der Freyja, in welche sie die Helden entbietet, und darf als eine mit dem arischen Himmelsglauben notwendig verbundene Vorstellung angesehen werden. Der nächtliche Umschwung des Sternenhimmels ist das alte äußere Urbild des Wütenden Heeres.

Auch im alten Persien wurde das Hauptfest der Seelen (Frawaschis) an den Schalttagen am Jahresende gefeiert. „Um diese Zeit steigen die Frawaschis auf die Erde herab und verweilen 10 Nächte auf derselben; sie erwarten mit passenden Opfern von Fleisch und Kleidern verehrt zu werden. Dieser Opfer erledigt man sich in der Weise, daß man Gastmahle veranstaltet und zu Ehren der Frawaschis den Priestern und den Armen Kleider schenkt."[382]) Fleisch und Kleider spenden auch die vedischen Inder[383]) den Seelen durch Hingabe an die Priester und die Zeit des Opfers ist auch dort wie im germanischen Norden die Zeit der kürzesten Tage,[384]) der Wintersonnenwende.

Nach brahmanischer Vorstellung sind alle Himmelskörper durch Windseile am Polarstern befestigt und die gesamte Himmelsumdrehung wird durch den Sternwind Pravaha erzeugt.[385]) Auch im iranischen Glauben und bei den Griechen Anaximander und Anaxagoras sind es kosmische Wirbelstürme, welche die Sterne bewegen,[386]) und es sind gerade die Frawaschis der Guten, welche „den Himmel mit ihrem Strahlenglanze in Ordnung halten."

Die Beziehung der germanischen Seelengeister zu den Sternen reicht in das arische Altertum zurück. Dieselben himmlischen Gestalten, die auf den Felsbildern des Nordens zwischen den verstreut eingeritzten Sternen schweben, finden sich in der Totenkammer von Anderlingen. Die persischen Urseelen, die Frawaschis werden auch als Sterne gedacht, wenn es von ihnen heißt (Yascht 13, 42), daß sie auf himmlische Weise geleitet dahinwandeln an den Höhen des Firmaments.[387]) Die Einheerer und Frawaschis erweisen sich auch in der germanischen und persischen Endlehre als gleichartig. Über die Himmelsbrücke steigen sie in die Sternenhöhe hinauf. Der Umschwung der Sterne ist also auch der Umschwung der Seelen und die Wilde Jagd, Wodans Heer, ist kein Sturmbraus, wie die Verderbung des Namens Wuotan in Wütendes Heer meinen läßt, sondern Wodans Heer ist das Sternenheer, das seinem himmlischen Zuge folgt, wobei die Sterne selbst als Gefährte oder Sitze der Seelen oder als Seelen selbst gedacht wurden.

Mit Recht fragt W. Geiger gegenüber denjenigen, die alle Beschäftigung mit den Gestirnen den Semiten vorbehalten wollen: „Warum sollte sich nicht auch in den Tiefebenen am Oxus und Jaxartes, wo die Sterne überdies durch die klare Wüstenatmosphäre in besonders hellem Glanze erstrahlen, der Blick des Ariers nach oben gewendet haben? Warum sollte er hinter den geheimnisvollen Räumen des Himmels nicht das unbekannte Land geahnt haben, in welches die Seele des Sterbenden hinüberwallt, und in welchem sie nun in Sternengestalt leuchtet? Ich erinnere hier auch noch an den bekannten Volksglauben der Deutschen, wonach die aus dem Leibe scheidende Seele, insbesondere die Seele eines Kindes, in einen Stern sich verwandelt. Ich erinnere endlich daran, daß auch nach indischer Anschauung die „Väter" zu den Sternen in Beziehung stehen. „Die Väter, so sagt der Rigveda, schmückten den Himmel mit Gestirnen wie ein dunkles Roß mit Perlen." (Rigv. 10, 68, 11).

Aber auch die europäischen Arier haben in früher Zeit, wie alle Völker, den Blick zum Himmel erhoben; die skandinavischen Felsbilder bezeugen dies aufs deutlichste. Im nebelreichen Norden bei oft monatelanger Unsichtigkeit meißelten sie ihre göttlichen Sterngestalten geduldig in den Fels.

Aus allem geht hervor, daß die arische Seelenhalle die Sternenhöhe ist. Die den Göttern angehören, steigen auf der Himmelsbrücke in die Götterwelt hinauf, die Seelen der Bösen herabgestürzt von der Himmelsbrücke umfängt die untere Finsternis. Das Urbild des Wütenden Heeres ist der Himmelsumschwung, die Sternenjagd in der nächtlichen heiligen Höhe. Der irdische Sturm dagegen ist riesischer, götterfeindlicher Art und wird später unter der Wirkung des mit der Bekehrung eintretenden Mißverstehens und Aberglaubens sogar menschlichen Zauberern zugeschrieben.[388]) Odin ist weder Wind- noch Sturmgott; erst die kirchliche Umwandlung der lichten Götter in teuflische Unholde verkehrte das alte große Urbild.

„Windhelms Brücke" heißt in einem Helgiliede der Seelenweg; d. h. über das Windreich hinüber, durch den Wind aufwärts steigen die Seelen empor. Was von göttlichem Geschlechte ist, kehrt im Tode wieder zu ihm zurück, um an der Weltordnung auch jenseits teilzunehmen. „Als Helgi nun nach Walhall kam, bot Odin ihm an, mit ihm über alles zu walten."[389])

Eine alte Glosse[390]) übersetzt Ziu mit turbines. Das bedeutet nicht Wirbelwind, sondern, entsprechend dem Gebrauche bei Vergil, die Kreisung des Himmels, dem Begriffe des Himmelsgottes Ziu angemessen. So hat Odin auch hierin das Amt der alten Himmelsgottheit übernommen. Der Wodanswagen umkreist den Himmelspol, wie das Seelenheer in der Sternenhöhe in ewig kreisendem Sturme dahinjagt.

Die Bewegung der Sterne vollzieht sich dem täglichen Anblicke von Ost nach West. Wenn in der Oberpfalz sich die Überlieferung[391]) findet, daß die Wilde Jagd stets von Nordosten nach Südwesten ziehe, so ahnt auch diese das Richtige. Und wenn die norwegische Aaskereia,[392]) der nächtliche Sturmeszug, die Seelen umfaßt, welche nicht so viel Gutes taten, daß sie den Aufstieg in Asgards Höhe, nicht soviel Böses, daß sie die Hölle verdienten, so ist auch diese Überlieferung ein Beweis, daß Odin selbst nicht im irdischen Sturme, sondern mit seinem Lichtheere der Seele in höherer Ebene kreist.

In der Sternenhöhe kämpfen die Geisterheere in steter Waffenübung: „recht ist's, bereit zu sein." Der Kampf des Lichtes ist geistiger Art. Odins Name enthält den Begriff der geistigen Bewegung, er klingt nicht nur im lateinischen vates d. i. Seher, sondern auch im Namen der „Edda" wieder an. Sein Wesen ist die schöpferische Seelenkraft der Gottheit, welcher die irdische Seele als ihr geborenes Gefolge zugehört. Mit Hilfe dieses Gefolges kämpft der Gott im Dienste einer höheren Aufgabe, als ein Waffenmeister der Urgottheit.

Odin ist Sturm, aber Sturm der Seele, Seelenführer im himmlischen Glanze der Sternenwelt. Der irdische Sturm ist riesischer Art, Feind der göttlichen Lichtschöpfung. Mit der Sternengefolgschaft der Seelen tritt Odin in den alten Himmelsglauben ein: Walhall ist Sternenhöhe, Heimat des Gottes und der Seele.

3. Die Urgottheit.

Für das Verständnis der Edda und ihrer Glaubenswelt ist, wie wir ermittelt haben, die Lehre vom Urbaum von größter Bedeutung. Dadurch, daß er im Toben des Weltbrandes aufrecht stehen bleibt, beweist er, daß hinter der zeitlichen, dem Untergange geweihten Schöpfung ein Unvergängliches steht, das den eigentlichen Sinn alles Geschehens birgt. In seinem Stamme, der über Walhalls Weltallshöhe hinausreicht, hat sich sogar das Leben für die neue Welt gerettet; wäre es nicht so, so wäre alles nur Zeit; da er ist, so ist die Überwindung der Zeit möglich. Der Baum trägt also einen zeitüberlegenen Schöpfungsgedanken durch die riesische Finsternis.

In der Jüngeren Edda (Gylf. 5) heißt es, daß der Urriese durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte, entstand. Daß die Urgottheit nicht deutlicher bezeugt wird, darf jedoch nicht zu der Folgerung verleiten, sie sei nicht anerkannt und in den Gesamtsinn des alten Glaubens nicht einbegriffen. Denn es wird dieser erst durch die Voraussetzung zeitüberlegener Gottheit, wollenden Geistes, verständlich.

Erst in dritter Geschlechterfolge (Buri, Bur, Odin) entsteht das Göttergeschlecht der Asen, welche den Urriesen töten und aus ihm dieses Weltall schaffen. Es muß mithin ein höheres

Ausgangswesen, eine Urgottheit angenommen werden, die über den Göttern ist. Und in der Tat ist von diesem an mehreren Stellen die Rede und nur die Lückenhaftigkeit der eddischen Überlieferung ist es, welche uns zwingt, einen Nachweis dieser höchsten Gottesvorstellungen bei den Germanen zu führen.

Wenn Ymir durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte, entstand, so kann darunter nicht Surt selbst, der Feind der Götter verstanden werden; sonst wäre ja er es auch, der diese Götter hervorgebracht hätte, die durch dieselbe Kraft ins Leben traten. Diese Kraft muß den beiden Riesenmächten entgegenarbeiten, ihnen durch die Bewegung, welche sie veranlaßt, überlegen sein. Nebelheim und Muspellheim sind vielmehr als gleichwertige Kräfte geschildert; in ihrem Zusammenströmen entsteht neben Ymir die himmlische Nahrung Audumla und das Asengeschlecht. Das heilige Salz, von dem Audumla sich nährt, ist nach dem ein Jahrtausend früheren Berichte des Tacitus himmlisches Erzeugnis; mithin wird in dieser Schöpfungssage die Tätigkeit himmlischer Kraft offenbar.

Wenn dann der himmlische Njord „von weisen Mächten" (vis regin Wafthr. 39) geschaffen (skopu han) wird und zwar im Wanenheim, und als Geisel den Göttern (godum) gesandt wird, so ist klar, daß diese „weisen Mächte" oberhalb der Wanen und Asen stehen, so wenig auch sonst von ihnen in den Bruchstücken die Rede sein mag.

So heißt es auch (Hyndla 44): „es ist im Rate, daß der Regen aufhöre", d. h. in der Götterdämmerung wird das Feuer durch keinen Regen gehemmt, die Welt muß daher verbrennen. Hier ist deutlich, daß dieser Rat der Urrat, das Vorherbestimmtsein jenes Geschehens ist; über allem Geschehen herrscht die Vorsehung, die wollende, leitende, „ratende" Urgottheit. So ist auch Odins Tod vorbestimmt (Harb. 12). Die Götter selbst suchen nach dem höchsten Wissen und erfahren es kaum. Nur, daß Odin seinem liebsten Sohne beim Abschiede ein Wort ins Ohr raunt, das keiner sonst weiß, das dem Balder aber Hoffnung geben zu sollen scheint, läßt darauf schließen, daß Odin wenigstens von dieser Urhoffnung der Welt, dem letzten Ziele alles Geschehens, von der Vollendung der Schöpfung in einer Neugeburt weiß. Daraus ist deutlich zu schließen, daß der in dritter Geschlechterfolge entstandene Gott sich selbst dem Höheren unterworfen weiß. In diesem „Rate" liegt die Unentrinnbarkeit des letzten Kampfes; das „Weh von Walhall" (d. i. Balders Tod) und der Endkampf selbst sind „beschlossene Sache", sind Weltallswille: Nicht aber Fatum, Schicksal, sondern *sittliche* Notwendigkeit, bewußte Führung. Der Endkampf wird von der Weissagung vorhergesehen; das ist nur möglich, wenn den weissagenden Kräften ein dunkles Bewußtsein des Weltgeheimnisses zugeschrieben wurde.

In einer Weissagung bleibt immer noch die irdische Unvollkommenheit des letzten Unwissens; aber da die Seherin aus dem ganzen Urzusammenhang der Schöpfung ihr Wissen zu schöpfen glaubt und zu schöpfen scheint, so fühlt sich erschauernd der Mensch in den Zusammenhang dieser Schöpfung hineingenommen. Die Kunde vom Ende der Götter und dieser Schöpfung ist mehr als Sage, sie berührt nicht nur die fernen Gestalten des Himmels, sondern zwingt auch den Menschen, dem eigenen Untergange ins Auge zu sehen: Die Brücke des Gerichts erhebt sich über reißenden Giftströmen voll von Dolchen und Schwertern.

So liegen Götter- und Menschengeschick „im Rate". Ohne diesen Rat ist nichts. Hierzu stimmt nun die am Schlusse der Voluspa stehende Stabweise:

„Da kommt ein Hehrer zum Heiligen Gerichte,
Der starke von oben, der alles rät (raedr);
Urteile spricht er, endet die Streite,
Weihung setzt er, die währen soll."

„Raten" (rada) heißt hier „einer Sache walten"; es ist dasselbe der Bedeutung nach, wenn es an der Stelle des Hyndlaliedes heißt: „es ist „i radi", im Rate, daß der Regen aufhöre". Ich habe schon früher [393]) aus den persischen Entsprechungen nachgewiesen, daß diese Strophe zu Unrecht als christlich verdächtigt worden ist. Hier sehen wir, daß der Urrat von eben der Urgottheit ausgeht, welche alles in ihrem Rate trägt, allen Geschehens waltet, es ist dieselbe höchste Gottheit, welche oberhalb der Götter steht und durch Zusammenführen der beiden „entgegengesetzten Urstoffe" den Anlaß zur Entfaltung der Schöpfung gibt, die Gottheit, welche vor und nach der diesseitigen Schöpfung besteht, die ihren Ursinn im unsterblichen Baume verborgen hat, den sie, nachdem die an ihm nagende Riesenwelt zerstört ist, zum leidlosen Grünen bringt. So wird auch hier deutlich, daß die gesamte Schöpfung nur das Mittel ist, die riesische Zerstörungskraft zu zerstören, um sich selbst zu vollenden.

Was Helmold [394]) über die Gottesanschauung der Stettiner berichtet: „Bei aller Mannigfaltigkeit derjenigen Götter, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, leugnen sie doch nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. Dieser von allen gewaltige aber, sagen sie, sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen (Götter) aber gehorchen ihm, indem sie die von ihm übertragenen Ämter verwalten; sie seien aus seinem Blute entsprossen und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gotte der Götter stehe", muß auch auf die germanische Gottesauffassung bezogen werden. Wenn in der Jüngeren Edda (Gylf. 20) Odin selbst „Vater aller Götter" genannt wird, so heißt es auch von ihm kurz vorher, daß er wie die anderen „von göttlichem Ursprung" (gudkunnigir) sei, „und

wie auch die andern Götter mächtig sind, so dienen sie ihm doch alle wie Kinder dem Vater." Auf diese Ursprungsgottheit, von der Odin wie die andern Götter durch ihn abstammen, mag sich dann Snorris Anmerkung beziehen, daß Odin so viele Namen habe, weil es in der Welt so viele Sprachen gebe; „alle Völker meinen nämlich, daß sie seinen Namen nach ihrer Sprache umwandeln müssen, um selber zu ihm beten zu können." Diese Gedanken sind nicht „christlich", denn auch Plutarch (Über die Inschrift auf dem Delphischen Tempel, 9) sagt, „daß der Gott zwar von Natur unvergänglich und ewig sei, aber vermöge eines gewissen von Ewigkeit gefaßten Beschlusses und (inneren) Grundes sich in Veränderung seiner selbst gefalle", woraus dann die Verehrung seiner einzelnen Offenbarungen in der „Welt", als Apollon, Dionysos usw. entstamme. Nach christlicher Lehre gibt es im Gegensatz hierzu nur einen Gott, der nur e i n e n Namen hat. Daß der eine Gott viele Namen habe und doch allen Völkern derselbe sei, ist heidnische Ansicht, die schon im Rigveda auftaucht, wenn Indra „der gesamten Menschheit Hort" genannt wird (II 31, 3), der „eine Hirt, der alle Welt zugleich bewegt" (IV 30, 22), oder wenn es von Agni heißt, daß „alle Menschen in seinem Schutze stehen" (VII 6,6) und von Indra wieder (VII 31, 10), „daß er zu vielen Stämmen kommen möge, Völker segnend." [325]) In Manus Gesetzbuch (1200 v. Chr.) heißt es (12, 122): „Der Brahmane muß die höchste allgegenwärtige Intelligenz als den Herrn aller betrachten, als einen Geist, der allein mit dem Verstande aufgefaßt werden kann, — ihn, den einige als im elementarischen Feuer gegenwärtig verehren; andere im Manus, dem Herrn der Geschöpfe; einige als bestimmter gegenwärtig in Indra; andere in der reinen Luft; andere als den höchsten ewigen Geist; es ist er, der alle Wesen in den fünf Elementarformen durchdringend, sie durch die Stufenwandelungen von Geburt, Wachstum und Auflösung, in dieser Welt kreisen läßt wie die Räder eines Wagens." [396]) Noch heute wird von den Indern als Glaubenssatz (Bohlen 1,368) angesehen, daß „eben aus der Verschiedenheit der Religionsformen Gottes Allmacht und Liebe hervorgehe; der Himmel sei ein Palast mit vielen Türen, in welchen jeder auf seine Weise eingehe." Der Mohammedaner verfolgt den Brahmanen seines Glaubens wegen, dieser dagegen hält auch die Moschee für einen Tempel Gottes. Dementsprechend ist auch die Anmerkung Snorris über die Vielfältigkeit der Anbetung des höchsten Gottes ein Zeugnis für eine höchste Gottheit, die dem Germanen wie dem Inder heute und von jeher über allen Namen und Glaubensgestaltungen stand. Die Götter selbst sind himmlischen Ursprungs; sie sind nicht Stammesgötter, sondern walten allesamt der gesamten Welt. Auch Freyja hat, wie Odin, viele Namen; Thor, dessen Weltallsgröße das Grimnirlied mit der Zahl 432000 verkündet, schleudert den segnenden Hammer nicht

nur innerhalb der Grenzen eines Volkes; er ist Gestaltung einer größeren Macht.

Diese Gottheit ist Allgottheit und kann nichts anderes sein als eben jener „Irmingott oben vom Himmel“ des deutschheidnischen Hildebrandliedes, Ziu, der alte Himmelsgott der arischen Völker, Zeus und Jupiter, bei den Persern „der ganze Umkreis des Himmels“, von allen als bewußt wollende und lenkende Himmelsmacht gesehen, der „Lenker aller Dinge“ (regnator omnium) der Semnonen und schließlich jenes „Geheime, das sie unter den Namen von Göttern anrufen“, wodurch sich allen Zweifeln zum Trotz wieder die Zuverlässigkeit der taciteischen Berichterstattung erweist.

Hieraus geht nun hervor, daß Snorri selbst, im Irrtum seines schon christlichen Zeitalters befangen, Odin und den Allgott gleichsetzt, ohne zu bedenken, daß er selbst kurz vorher Odin in dreifacher Geschlechterfolge aus einem höheren Ursprunge hat hervorgehen lassen. Und ferner folgt daraus, daß Snorri diese Geschlechterfolge nicht etwa erfunden hat; denn träfe dies zu, so hätte er selbst diese inneren Widersprüche hervorgerufen, wozu kein Anlaß vorlag und was anzunehmen unsinnig wäre.

Odin ist Ase und zugleich riesischer Abkunft; das bestätigt gleichfalls, daß er nicht Urgottheit ist, nicht jene Macht, zu welcher alle Völker beten. Sein Wesen herrscht innerhalb dieser Schöpfung, innerhalb der Z e i t, in, nicht vor, über und nach dieser Welt; darum ja ist er es nicht, welcher dieses Weltgeschickes waltet, sondern er gerade ist es, welcher diesem Geschicke unterworfen ist. Er ist Werkzeug der Urgottheit, um deren Willen innerhalb dieser Schöpfung durchzuführen; dieser Wille ist ihm durch seine Abkunft eingeboren und er führt ihn durch das letzte Opfer, durch seinen Kampftod im Weltuntergang zum Sieg. Odin ist also nicht höchste Gottheit, sondern im Grunde nur „Halbgott“, wie Paulus Diaconus den Namen Asen übersetzt. Die Urgottheit hat ihn gesandt, er stammt von ihr, aber er ist sie nicht selbst und nur spätere Zeit überträgt auf ihn Züge des höchsten Urwesens.

Jener Himmelsgottheit galt die Verklärung der Weltsäule als Weltbaum und Weltschwert, ihr auch das wundervolle Märchen von der Spindel und der himmlischen Mühle. Denn es ist für das arische Altertum klar, daß zu dem „gesamten Umkreis des Himmels“ alle Völker beten, jedes in seiner Sprache, jedes ihn mit eigenem Namen benennend. In dieser Anschauung kommt es ja gewiß nicht darauf an, wie man dieses leuchtende Himmelsgewölbe nenne, sondern daß man es mit frommem Sinne verehre. Der Himmel wölbt sich über alle Völker und Erden und wer an die himmlischen Mächte glaubt und ihnen im tiefsten Grunde der Seele dienen will, ist fromm. So betet auch der vedische Inder zu der himmlischen Gottheit:

„Komm', freue dich an meinem Lied,
und huldvoll segne alle Welt;
— und alle Güter miß
uns und der ganzen Menschheit zu!" (Rigv. VIII 1, 18).

Wie im eddischen Rigliede Heimdall die blonden Edelinge und die schwarzen, stumpfnasigen Knechte erzeugt, so hat auch Varuna (Rigv. VIII 41,10) die weißen Arier und die schwarzen Eingeborenen Indiens erschaffen und Indra schlägt sowohl die „Arier wie die Nichtarier" (VI 33,3. VII 83,1).

Die Himmelsgottheiten walten ihrem Wesen nach der gesamten Welt, sie sehen nicht auf ein auserwähltes Volk, sondern schirmen allwärts das göttliche Recht:

„Denn du, o Indra, bist es, der
die Burgen allesamt zerbricht,
des Bösen Feind, des Menschen Hort, des Himmels Herr!"
(Rig. VIII 87,6).

So ist nun auch der zeitliche Kampf innerhalb der Schöpfung ein Kampf des Rechtes gegen das Unrecht. Der Vertrag steht unter göttlichem Schutze; wer den Vertrag bricht, ist friedlos; Strafe, die das Kriegsrecht festsetzt, ist göttliche Strafe und im germanischen Altertum kann sie sogar nur der Priester im Namen der beleidigten Gottheit vollziehen.[397] Wer also Unrecht duldet, handelt wider die Gottheit und nimmt teil an der Zerstörung der göttlichen Ordnung. Diese göttliche Ordnung wird im Sinnbilde des im Rachen des Urwolfes der Finsternis aufgerichteten Schwertes gesehen. Die himmlische Weltsäule, der Urbaum der Schöpfung will geschützt sein und zum Kampfe für dieses Recht als das Licht der Welt ist der Mensch berufen. Darum sind Wahrhaftigkeit, Furchtlosigkeit, Treue, Kraft und Rechtsgesinnung nicht nur menschliche Tugenden, sondern Schöpfungsnotwendigkeiten; sie sind es, welche an dem zeitlichen Kampfe innerhalb der Schöpfung auf der Seite des Lichtes stehn; wären diese Tugenden nicht, übte sich der Mensch nicht ständig in ihnen, so ginge die Finsternis und Urbosheit aus dem Endkampfe als Sieger hervor. Der Endkampf vollendet mit Hilfe der durch solche göttliche Art bewährten Menschen die Schöpfung, welche heute noch im Argen liegt, einst aber in ewiger leidloser göttlicher Schönheit prangen wird.

Diese Urschönheit ist alles Lebens Sehnsucht und steht als oberste Himmelsgottheit über der zeitlichen Schöpfung und über den Göttern.

Wie die Asen in der nordischen Lehre, so sind auch die indischen Götter „nachfolgend dieser Schöpfung", sie sind nicht die Urgottheit (Rigv. X 72), Aditi — die Unendlichkeit, in Gestalt der Himmelskuh — ist schon über den Göttern: die ganze indische Frage nach der Urgottheit eint sich in Brahman, dem „Gebet", wie im Germanischen das Wort Gott eigentlich „das Angerufene"

heißt und gleich Brahman als Gebet sächlichen Geschlechtes ist. Wer nach indischer Lehre in diesem Leben fromm und gerecht gelebt hat, geht zu den Göttern ein und unterliegt, weil diese innerhalb der Zeit leben, der Wiedergeburt; erst wer schon in diesem Leben in seinem Herzen „Brahman wird", geht zu Brahman ein „ohne Wiederkehr". [398]) Von dem Tad („das") heißt es Rigv. X 129, daß es ohne Anhauch atmete ganz allein; anderes als es war nicht da.

Nach dem persischen Avesta wird alles Geschehen von Zeruane Akerene, der „ungeschaffenen Zeit" umfaßt. Von ihr werden erst Ahuramasda und Angramainjus geschaffen, Licht und Finsternis wie Audumla und Ymir, ihr eignen „tausend Heilmittel". [399]) So ist auch die Weltscheidebrücke von ihr geschaffen (Vid. 19,29) und die Vollendung der Schöpfung nach dem Endkampfe zwischen Ahuramasda und Angramainjus, die „gewaltige Neugestaltung" ist von ihr vorhergesehen. [400]) Diese „ungeschaffene Zeit" ist aber nicht nur Zeit, sondern [401]) auch „anfangsloser Lichtraum" und wird der frommen Verehrung teilhaftig. Die „Ewigkeit" ist also schöpferisches Urwesen, aus dem alles hervorgeht, in dem alles enden wird. [402]) Mit der von Theopomp (400 v. Chr.) überlieferten Lehre stimmt Theodor von Mopsvesta (bei Photius im 5. Jahrh. n. Chr.) überein: „Der Urgrund aller Dinge führe bei Zoroaster den Namen Schicksal (tyche); er habe Ahuramasda und Satan (Angramainjus) zugleich geschaffen." [403]) Ebenso entstehen die Riesen und die Asen zugleich durch den Urwillen der Gottheit der Edda.

So steht den Germanen wie den Persern und Indern über den Göttern der Zeit die eine Urgottheit als verborgene ewige Macht, deren Ratschluß in allem wirksam ist und welcher der endliche Sieg, die Vollendung der Schöpfung im Lichte gehört.

Die von der christlichen Überlieferung geduldeten Bruchstücke des alten Glaubens, welche uns in der Edda erhalten blieben, lassen sich nur aus dem Gesamtzusammenhange der arischen Glaubenswelt verstehen. Vereinzelte Züge aus anderen Quellen verraten nur spärlich die alte Gesinnung. Ein schwerverwundeter heidnischer Sachse [404]) läßt sich heimlich in einen Wald bringen, der die höchste Gottheit war, wo er stirbt. Der Name der Asen und Wanen wird dieser höchsten Gottheit nicht gerecht, von der sie erst ihren Ursprung nehmen. Der klarste Name scheint jener „Irmingott oben vom Himmel" d. i. Allgott, [405]) zu sein, dem die Irminsul d. i. Allsäule der Altsachsen, die Irminstraße d. i. der Allweg der Seelen, Irmingrund d. i. der Allgrund, Irminvolk d. i. das Menschengeschlecht, Irmingand d. i. die Allschlange entsprechen. Urhergebracht wird der Name „Allvater", den die Jüngere Edda Odin beilegt, dem „Irmingott oben vom Himmel" zugehören. Ihm gebührt die ursprüngliche sächliche Form des Wortes Gott, das aus uralter auch im Indischen nachweisbarer Wurzel, das

Angerufene, nämlich das Höchste Wesen schlechthin bedeutete. (Grimm 12).

Schon in den einleitenden Abschnitten konnten wir darauf hinweisen, daß selbst die am wenigsten entwickelten Negerstämme ein höchstes Wesen über den niederen Göttern anerkennen. Der Gedanke der einen Allgottheit ist zu allen Zeiten überall aufgegangen und es geht nicht an, ihn den Germanen abzusprechen, nur weil die absichtsvolle Zerstörung seine Spuren unkenntlich gemacht hat.

VII.

Die Weltalter.

1. Der Ursprung der Weltalterlehre.

Die Keilschriftforschungen haben neuerdings ergeben, daß die Babylonier die Vorrückung der Nachtgleichen mindestens seit der Kossäerzeit, also seit etwa 1500 v. Chr. und zwar in ihrem genauen Betrage gekannt haben.[406]) Aber es bleibt dabei, daß die Nippurtafeln die Zahlen 25920×10^n und 432000 lediglich als Vielfaches des Sonnenjahres von 360 Tagen enthalten und daß aus diesen Tafeln nicht der Schluß gezogen werden kann, daß die babylonischen Weltzeitalter auf der Vorrückung des Frühlingspunktes am Tierkreise beruhen.[407])

Im übrigen gelangt die Zahl 432000, welche das indische, persische und germanische Weltalter beschließt, in Babylon nicht zu besonderem Ansehen. Sehr spät (in persischer Zeit, unter Alexander dem Großen) erwähnt sie der babylonische Priester Berossus.[408]) Sie ist die Schlußzahl der 12 Weltenjahre, deren jedes 36000 Menschenjahre zählt ($12 \times 360 = 4320$), also auch hierin lediglich ein Vielfaches von der Tageszahl des Sonnenjahres. Da mit dem Ablaufe dieses Weltalters ein neues beginnt, so ist es diese Lehre vom ewigen Kreislaufe, welche der Zahl 432000 in Babylon den hohen Rang nimmt, den sie in den arischen Weltaltergebäuden zeigt.

Ich habe den Ursprung dieser Zahl 432000 auf die Zusammenlegung des 27nächtigen Umlaufes des Sternmonats und des (angenommenen) 360tägigen Sonnenumlaufes zurückgeführt. Die Beweise bringt die Pradjapatigleichung $16 \times 27 = 432$, die Zahl der Tore von Walhall $(2 \times 27 =) 54 \times 8 = 432$, die Tierkreiszahl der Offenbarung Johannis sowie die persische Teilung der Zahl in drei 1440jährige Dsjemschidalter. Die Zahl 432000 beruht auf der Heiligkeit der 9, der Grundzahl des Sternmonats, den die Germanen, Perser und Inder pflegten, wie es die skandinavischen Felsbilder und der Veda bezeugen. Der Nachweis sumerischer Mondhäuser, den Eduard Stucken versucht hat, ist[409]) bisher nicht gelungen; auch sonst scheint die an sich gegebene Einteilung

des Tierkreises nach dem Mondumlauf in Babylon nicht zu dem für Indien bezeugten Bahnkreis von 27 Sternbildern geführt zu haben (Jer. 102). Die aus dem 27nächtigen Sternmonat für die arischen Völker abgeleitete Neunerwoche tritt allerdings in Babylon vereinzelt auf,[410] aber erst im 8. Jahrhundert v. Chr. und später noch unter Darius II. Ochus, also vielleicht unter persischem Einflusse.

So bleibt bestehen, daß die 27teilung des Himmelsumschwungs in Verbindung mit der 360teilung die Schlußzahl 432000 dieser Schöpfung ergeben hat. Wie ich schon im 1. Bande[411]) ausgeführt habe, kann der Umlauf des Frühlingspunktes, dessen Beginn willkürlich gesetzt werden kann, keinen Untergang begründen, der Frühlingspunkt rückt auch nach vollendetem Umschwunge von 25920 Jahren unaufhörlich weiter, ohne daß ein Weltwinter und Feueruntergang einträten. Diese sind im Jahreszeitensinnbilde begründet und so beweist diese Weltalterlehre selbst ihren Ursprung aus dem Himmelsumschwung von Sonne und Sternmond auf gemeinsamer Bahn.

Daß aber die Weltuntergangslehre auch auf der Grundlage der Jahreserscheinung im nordischen Volke wurzelte, geht aus dem isländischen Namen „Lokis Brand" für den Sirius hervor. Dieser „Hundsstern" ist von je das Gestirn der dörrenden Sommerhitze gewesen. Babylonisch ist er[412] nicht als „Hund" bezeugt; doch kennt ihn die Ilias[413] unter diesem Namen. Der Sirius (der strahlende) bringt nach Il. 22,30 die feurige Glut und wird (11,62) der verderbliche Stern genannt. Hesiod, Vergil und Horaz schildern seine verderbliche Wirkung, galt doch auch die Hundswut als eine Folge dieser Jahreszeit, daher er selbst als „böses wütendes Tier" angesehen wurde.

Der „Weltbrand" scheint aus dem Sinnbilde der Sommerhöhe genommen. Da der Stern „Lokis Brand" aufgeht, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt und die „Hundstage" beginnen, so ist der isländische Name für den Hundsstern deutlich auf diese Beziehung zwischen Sommerhöhe und Weltbrand (Loki) eingestellt. Die Weltbrandlehre der Voluspa muß deshalb auf Island volkstümlich gewesen sein. Eigentlich sollte „Surts Brand" erwartet werden. Der Name ist in der Tat „für eine gewisse harzige, verkohlte Erde" im Norden noch heute im Schwange.[414] Heißt doch das Feuer Vol. 48,8 ausdrücklich „Surts Verwandter" (Surta sefi). Daß man den wildfunkelnden Stern „Lokis Brand" nannte, zeigt also, daß als der eigentliche Urheber des Weltbrandes nicht Surt, sondern Loki galt, was mit der Lehre der Voluspa völlig übereinstimmt. Daß aber die Germanen den Sternen Namen aus der Götterwelt beilegten, bezeugen Friggs Roggen, Aurwandils Zehe, Thiassis Augen, wie ich darüber im 1. Bande ausführlich berichtet habe. Dem Namen „Lokis Brand" wird mithin gleiches Alter zukommen.

Die Vierzahl der Weltalter könnte aus den Jahreszeiten hergeleitet sein; aber dem stellt sich die Tatsache entgegen, daß die vedischen Inder gleich den Germanen nur 3 Jahreszeiten kannten.[415]) Eine Stelle im Rigveda 10,97: „Von den Kräutern, die zuerst von den Göttern hergekommen vor den 3 Menschenaltern", besagt ausdrücklich, daß schon vor den 3 Menschenaltern ein anderes bestanden habe.[416]) Die Dreiheit der Jahreszeiten heranzuziehen, ist also auch hier nicht möglich. Die 4 Weltgegenden und die 4 Himmelsströme bieten keine Vergleichsmöglichkeit.

Da die Walhall- und indische Weltalterzahl 432000 aus 54=2×27 bezw. 27×16 gebildet wird und zwar als die Zahl der Mondekliptik, so muß es auch der Mond sein, der die alte Vierheit der indischen Weltalter hervorgerufen hat.

Eine Vierzahl, welche ein Auf- und Absteigen zeigt, bietet in der Tat allein die Beobachtung der 4 Mondveränderungen. Dazu treten ausdrückliche indische Zeugnisse auf, welche die Vierzahl der Weltalter (Babylon kennt nicht 4, sondern 7 Weltalter) auf die Mondviertel beziehen.[417])

So heißt es im Aitareya Brahmana:[418])

„Der Kali an dem Boden liegt, es rafft sich auf der Dwapara,
Die Treta aufgerichtet steht, das Krita wandert hin und her."

Hieraus ergäbe sich folgende Gleichung:

I. Neulicht bis zum 1. Viertel = Dwapara,
II. 1. Viertel bis Vollmond = Treta,
III. Vollmond bis 3. Viertel = Krita,
IV. 3. Viertel bis Schwarzmond = Kali.

In diesem letzten Viertel rückt der Mond auf die Sonne zu und verschwindet (indem er uns seine nicht beleuchtete Seite zuwendet, scheinbar) in der Sonne. So ist die Vorstellung des Weltbrandes für das letzte Weltalter auch unmittelbar aus dem Lichtumlauf des Mondes gegeben. Da der Mond „in der Sonne" rund 3 Tage unsichtbar ist, bis das Neulicht am Abendhimmel wieder auftaucht, so beträgt die Sichtbarkeit des Mondes rund (30—3=) 27 Tage d. h. soviel wie sein siderischer Umlauf.

Die Benennung der Mond-Weltalter ist in den vedischen Schriften verschieden; so wird an anderer Stelle[419]) das Kaliyuga mit dem 2. Viertel, Dwapara mit dem 1. Viertel, Tretayuga mit dem Vollmond, Krita mit dem Neumond in Verbindung gebracht.

Für uns genügt die Tatsache, daß es überhaupt die Mondveränderungen sind, welche allein die Möglichkeit der Vergleichung bieten, und daß diese Vergleichung die ältesten und zwar vedischen Zeugnisse für sich hat.

So ergibt sich wieder, daß auch die Weltalterzahlen auf die Mondbahn zurückgehen müssen. Für diese gilt aber, wie ich im Abschnitt über den arischen Kalender erwiesen habe, allein die Zahl 27 der Rückkehr des Mondes zum selben Standstern d. h.

der Sternmonat. Die Lichtdauer des Mondes beträgt aber, wie oben gezeigt, gleichfalls 27 Tage.

Mithin ist die Mondbahn mit der Zahl 27 für die Weltalterzahlen grundlegend. Die 27 Nächte des Sternmonats teilen sich im arischen Kalender in die 3 Neunerwochen, von denen 40 das Rundjahr von 360 Tagen ergeben. Dieses Jahreszeiten-Jahr (Ritujahr) ist selbstverständlich die notwendige Anpassung der Neuner- und Mondrechnung an das wirkliche, in den wiederkehrenden Jahreszeiten sichtbare Sonnenjahr von 366 Tagen.

Da die Weltalter eine ins Göttliche erhobene Zeit darstellen sollen, da ferner die Bahn der Sonne (im Jahresumlauf) und die des Mondes (im Monatsumlaufe) dieselbe sind, so muß sich diese Bahn sowohl durch 27 wie 360 teilen lassen, was nur die Einteilung in 432×10^n Grade ermöglicht.

Diese Weltalterzahl bleibt somit ein Vielfaches der 9, der 27 und der 360 und zeigt hierin ihre völlige Übereinstimmung mit dem arischen Kalender. Die Anknüpfung wird für Babylon erst möglich durch die Teilung der 360 in 12 Monate zu 30 Tagen, die sich später auch im arischen Kalender finden. Durch die babylonische 7, welche der arischen 9 entspricht, sind die Weltalterzahlen nicht teilbar, ein deutliches Zeugnis dafür, daß sie altindischen Ursprungs sind. Auch kennt Babylon, wie erwähnt, nicht die 4, sondern 7 Weltalter,[420]) welche Zahl, da 7 weder in 27 noch in 360 aufgeht, die Unursprünglichkeit der ganzen Weltalterzählung für Babylon an sich schon beweist. Die babylonische Siebenzahl der Weltalter scheint überdies aus der Zahl der Wandelsterne abgenommen, hat also mit den Zahlen weder der Sonnen- noch Mondbahn etwas zu tun. Die biblischen 4 Weltalter des Daniel sind persischen Ursprungs.

Der Mond ist den arischen Stämmen insgemein der Zeitmesser für Woche, Monat und Jahr, er ist der leuchtende Stundenzeiger des Alls. Sein vierfach geteilter Lauf verleitet zu einer Vierteilung der Zeit überhaupt. Die 4 Schicksale des Mondes vom Aufglanz bis zum Verschwinden werden damit zu Gleichnissen des Weltschicksals. Auch die archäologische Wissenschaft (vgl. G. Wilke, Rel. d. Indog., 1923 S. 189) beweist, daß in den Schlußabschnitten der Steinzeit die „Mondgottheit" bei weitem die wichtigste Rolle gespielt hat.

Der Weltbrandgedanke begründete sich also mit Recht auf den Untergang des Mondes in das Sonnenfeuer (bis zum Neulicht), mußte aber gleichzeitig (da Mond- und Sonnenbahn vereinigt gesehen wurden) im Sonnenjahressinnbilde seine Entsprechung haben. Diese findet er in der Sommersonnenwende, um deren Zeit vor 4000 Jahren auch der Sternschnuppenfall der Perseiden eintrat („Vom Himmel fallen die heiteren Sterne" Vol. 57.[421])

* * *

Ein altindisches Würfelspiel[422] trägt die Namen der Weltalter und scheint darin auf die Lichtgestalten des Mondes zurückzugehen. Statt mit 4 erscheint es auch mit 5 Würfeln, wobei der fünfte dem Schwarzmonde entsprechen würde. Hiernach scheint es, daß auch das Würfelspiel der Asen auf dem Idafelde (Vol. 8 und 61) auf die Lichtwechsel des Mondes zurückzuführen ist. Der Sinn von Vol. 61 ist dann sofort klar: In der neuen Schöpfung wird nicht nur die Sonne (in ihrer Tochter Wafthr. 47, Gylf. 53), sondern auch der Mond die alte Bahn ziehen:

„Dort werden auch wieder die wunderbaren
Goldenen Tafeln im Grase sich finden,
Die einst in der Urzeit die Asen besaßen."

Das Würfelspiel der Gottheit ist nach Bohlen (1,160 f.) eine sehr gangbare indische Ansicht. Ganz in unseren Zusammenhang stimmt das Gesetzbuch Manus 1,80:

„Zahllose Weltentwicklungen gibts, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dies, der höchste Schöpfer für und für."

Die älteste Urvorstellung von den Mondveränderungen als einem Würfelspiel der Götter hat in ihrer Reinheit die Edda bewahrt.

Den germanischen Nachweis für die ursprüngliche Herkunft der Weltalterzahlen aus einer arischen Mondbahnrechnung habe ich durch die Erklärung der Zahl der 54 Tore Walhalls als 2×27 Mondhäuser und durch den Sternmond von Tanum bereits erbracht. Da die Mondgrundzahl 9 mit dem 27nächtigen Sternmond auch im ältesten Persien das Kalenderwesen völlig zu beherrschen scheint, so darf nunmehr als bewiesen gelten, daß nicht nur die Weltalterzahlen selbst, sondern auch die Vierzahl der Weltalter unbabylonischen, arischen Ursprungs ist und deshalb auch bei dem Dichter des Grimnirliedes mit seiner Einteilung Walhalls in 540 Tore jenes volle, von der babylonischen und apokalyptischen Zwölfteilung abweichende, arische Verständnis fand.

Die Vermutung, daß der Ursprung der indischen Weltalter in den 4 Mondgestalten zu suchen sei, ist schon lange ausgesprochen worden.[423] Sogar A. Weber nahm an,[424] daß die Idee der 4 Weltalter vielleicht noch in die indogermanische Urzeit hinaufreiche. Diese Vermutung wird nunmehr durch die eddische Gleichung in der Walhallzahl und durch den arischen Sternmondkalender zur Gewißheit erhoben.

* * *

Das älteste Zeugnis für die Lehre vom sittlichen Verfall der Menschheit vor dem Weltbrand findet sich im altindischen Mahabharatam (vgl. Olrik, Ragnarök, deutsch von W. Ranisch, 1922 S. 385 ff.). Es scheint aber, daß der Weltuntergangsgedanke, insofern er ein gesetzmäßiges Schwinden zum Aus-

druck bringen will, überall auch das Schwinden der Sitte betonen müsse, das alle Zeit täglich beobachtet. Reicht, wie wir oben bewiesen zu haben glauben, der große Zusammenhang der Weissagung in voriranische Zeit, so muß auch der Gedanke des sittlichen Verfalls den des stofflichen begleitet haben. Daß der germanische Stamm seine „Götterdämmerung" so viel gewaltiger begründet als alle anderen, ist seine eigene Geistestat (Bd. 1, 152); aber diese ist alt, wie das Beispiel der Thiota für Süddeutschland bestätigt (Bd. 1, 149). Dabei ist unerheblich, daß in der Voluspa ähnliche Formeln auftauchen wie in den christlichen Weissagungsschriften und in Indien: Jahrtausende haben an diesen Formeln geschaffen.

Wenn neuere Forscher wie Olrik die innerste Bedeutung des Weltbaums in der Valuspa völlig übersehen, obgleich diese Bedeutung durch süddeutsche Entsprechungen (Oberpfalz, Schönwerth; Olrik S. 22) betont wird, dann nimmt es auch nicht wunder, daß die eddische Darstellung im Kerne unverstanden bleibt. Olrik leitet — allein der sagengeschichtlichen Überlieferung folgend — den Weltbrand aus Indien, den Fimbulwinter aus Persien her, weil sich dort die ältesten Überlieferungen von sommerlicher Hitze und winterlicher Kälte in Verbindung mit dem Untergangsgedanken finden. Man vergißt, daß sowohl Weltfeuer (Surt) wie Fimbulwinter (Loki) der Untergangssage im Muspellsheim und Niflheim der eddischen Schöpfungssage vorgebildet sind, daß folgerecht diese Urfeinde der Götter auch am Schlusse zur Stelle sein müssen, um besiegt werden zu können; man vergißt auch, daß dieser Schöpfungsgedanke schon ein Jahrtausend früher in Deutschland so altbezeugt ist (vgl. 2, 152), daß eine etwaige Entlehnung der Schöpfungssage garnicht in Frage kommen kann. Schöpfungssage und Untergangssage der Edda entsprechen einander so stark, daß beiden ein viel höheres Alter zukommen muß, als die schriftliche Überlieferung sonst anzunehmen gestatten würde.

Die fallenden Weltalter der Edda enden wie in Indien in der Zahl 432000 und das Sinken der Sitte hat seine göttliche Entsprechung schon in der Vermischung der Asen mit der Riesenwelt, des Lichtes mit der Finsternis. Die germanische Selbständigkeit darf den arischen Vettern in Persien und Indien gegenüber nicht zu gering angeschlagen werden.

* * *

Die Vorstellung, daß durch einen vom Himmel fallenden Kometen das Weltsühnefeuer entzündet werde, ist in Persien bezeugt (Bundehesch 30); auch in Indien findet sich dieser Komet (Olrik, Ragnarök, 1922, S. 342). Die jüngeren Quellen, insbesondere die Edda und die frühen christlichen Schriften sprechen von den fallenden Sternen in der Vielzahl.

Ein fallender Komet scheint besser zur Entzündung eines Weltbrands geeignet als Sternschnuppen. Himmelskundlich betrachtet sind beide dasselbe. Man weiß, daß Ströme von Meteoren die Sonne umkreisen und daß ihre Bahn sich mit der Erdbahn in einem genau bestimmten Punkte schneidet. Der „Bielasche Komet" hatte sich 1846 geteilt, die Teile wurden 1852 wieder beobachtet, 1872 glaubte Klinkerfues in Göttingen den prachtvollen Sternschnuppenfall vom 28. November als Restschwarm des aufgelösten Bielaschen Kometen ansehen zu dürfen. Man ist heute der Ansicht, daß ein Komet sich in Sternschnuppenschwärme auflösen könne.

Es besteht daher wohl die Möglichkeit, daß der Sternschnuppenschwarm der Perseiden (die jetzt alljährlich am 10. August) im Sternbilde des „Perseus" scheinbar ihren Ausgangspunkt haben) der Rest eines früheren Kometen sei. Dann rückt auch die Entstehung der persischen Lehre von der Entstehung des Weltbrandes durch den fallenden Kometen in ein höheres Alter. Ein wiederkehrend erscheinender Komet konnte wohl zum Entzünden der Welt bestimmt sein, besonders wenn er regelmäßig um die Sommersonnenwende auftauchte, also zur Zeit der größten Dürre. Auch der Bielasche Komet hat seiner Zeit viele Erdbewohner in Angst und Spannung versetzt (vgl. Mädler, Pop. Astron. 1861 S. 376 f.), bevor er sich in „Sternschnuppen" auflöste.

Nach einer andern Stelle des Bundehesch sind es 2 Kometen, die von Sonne und Mond in ihrer Bahn gehalten werden. Die indische Quelle (Olrik 342) will einen Kometen zwischen Mond und Erde herfahren lassen, was himmelskundlich (Mädler 338) möglich erscheint.

Die Gesamtheit der Vorstellungen wäre mindestens in das 3. vorchristliche Jahrtausend anzusetzen, wahrscheinlich in noch ältere, jedenfalls voriranische Zeit.

2. Die fallenden Weltalter.

Die riesische Seherin der Voluspa beginnt ihre Darstellung der Schöpfung mit den Worten:

„Anfang war's der Alter, als Ymir lebte:
Da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge,
Nicht Erde gab es noch Oberhimmel,
Nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends."

Ihr Gedächtnis reicht nur bis zu ihrem riesischen Ahnherrn Ymir. Sie erwähnt vorher den Maßbaum, aber nicht, daß er geschaffen sei. Auch die Jüngere Edda (Gylf. 15) weiß nichts davon, daß dieser Weltbaum eine Entstehung habe. Wenn wir hinzuhalten, daß dieser Baum den Weltbrand überdauert, so stimmt dies durchaus zu seiner Unerschaffenheit. In seinem Holze birgt sich das Leben für die neue Welt. Er ist also unerschaffen und unvergänglich. Die sichtbare Schöpfung beginnt mit Ymir.

Hierzu berichtet die Jüngere Edda (Gylf. 4): Viele Jahre vor der Erschaffung der Welt war Niflheim entstanden. Ihm gegenüber lag Muspellsheim, wo Surt mit glühendem Schwerte herrschte. Die aus dem Brunnen Hwergelmir in Niflheim entspringenden Giftströme und das Eis, das ebendorther kam, stauten sich in Ginnungagap (der Gähnungenkluft). Von Muspellsheim kam die Feuerluft, sodaß in der Urkluft das Eis zu tauen begann. „Als nun die heiße Luft dem Reif begegnete, entstand durch die Macht dessen, der die Hitze sandte, ein Wesen, das wie ein Mann gestaltet war. Sein Name war Ymir."

Die Macht, welche die Hitze sandte, ist, wie wir gesehen haben, uranfänglich; von ihr ist nicht weiter die Rede. Aber sie ist es, welche die Begegnung der beiden riesischen Mächte verursacht und dadurch den Riesen Ymir hervorbringt. Da Niflheim und Muspellsheim beide riesischer Art sind, so muß auch aus ihrer Begegnung Riesisches hervorgehen. Folgerichtig heißt es daher (Gylf. 5) von Ymir: „Nicht halten wir ihn für einen Gott, denn er war böse wie seine Nachkommen, die Reifriesen." Aus sich selbst erzeugt er sich Nachkommen. Ist Ymir „böse", so ist er trotzdem auf urgöttlichen Willen entstanden. Das „Böse" ist nicht gottgewollt, sondern soll vernichtet werden.

„Es geschah bald darauf, als der Reif schmolz, daß die Kuh Audumla daraus entstand. Vier Milchströme rannen aus ihren Zitzen und damit nährte sie den Ymir; die Kuh aber fristete dadurch ihr Leben, daß sie die Reifsteine beleckte, welche salzig waren."

Der Urwille läßt nicht nur aus den feindlichen Mächten den Urriesen entstehen, sondern schafft auch die Mittel zu seiner Erhaltung. In Audumla ist die göttliche Nahrungsfülle dargestellt.

„Am ersten Tage nun, als sie leckte, kam eines Mannes Haar zum Vorschein, am zweiten Tage der Kopf und am dritten der ganze Mann. Sein Name war Buri; er war der Vater des Bur, welcher Bestla, die Tochter des Riesen Bolthorn, zur Frau nahm. Dies Paar hatte drei Söhne: Odin, Wili, We und das glauben wir, daß dieser Odin und seine Brüder die Welt und die Erde regieren."

„Die Söhne Burs töteten den Ymir." In seinem Blute ertranken alle Reifriesen bis auf Bergelmir, den Stammvater aller jüngeren Riesengeschlechter. Aus Ymirs Leib aber schufen die Söhne Burs dieses Weltall.

Diese Darstellung unterscheidet **vier Schöpfungsstufen**:

1. Die Urgottheit und das Urböse;
2. Die Erschaffung des riesischen und des göttlichen Wesens (Ymir und Buri), welche sich rein fortzeugen;

3. Die Vermischung dieser beiden Grundwesen (Buri-Bestla);
4. Die Weltschöpfung, das Menschenalter.

* * *

Wir haben im ersten Bande als eddische Grundansicht erkannt, daß die Weltschöpfung noch nicht vollendet, daß ihre Vollendung aber das Ziel der alles wirkenden Gottheit ist. Dieser Grundansicht entspricht durchaus die eddische Schöpfungssage: Die Urgottheit findet die beiden Grundfeinde alles Lebens, im Jahressinnbild Eis und Feuer; diese Feinde gilt es zu zerstören. Die erste Schöpfungsstufe sieht die Gottheit noch in scheinbarer Ruhe; neben ihr besteht die Zerstörungskraft der beiden dem Leben feindlichen und unter sich entgegengesetzten Grundstoffe uranfänglich, nicht geschaffen. Niflheim und Muspellsheim sind voller innerer Bewegung. In diesen beiden Zerstörungsgewalten leben schon Loki und Surt voraus. Die Pläne der Vorsehung bilden sich.

In der zweiten Schöpfungsstufe zeigt sich der Urwille der Gottheit tätig. Die Urstoffe werden zu einander geführt und bilden zwischen sich den Urleib der Schöpfung. Neben ihm aber taucht ein Vertreter des Urgottwillens auf, neben dem riesischen Ymir der asische Vorfahr Buri. Beide sind ihrer Bestimmung nach Feinde: Es gilt die Zerstörung Ymirs.

Die dritte Schöpfungsstufe sieht das riesische und asische Geschlecht sich aus sich selbst fortzeugen. Dem Riesen entspringt riesisches Geschlecht; der Ase Bur ist Buris Sohn. Wie in der ersten Schöpfungsstufe das Ziel durch Zusammenführen der Feindesmächte erreicht wird, so soll auch jetzt die riesische Macht von innen her getroffen und aufgelöst werden: Die asische Macht muß riesische Kraft gewinnen. Bur, der asische Geist, vermischt sich mit Bestla, der riesischen Kraft. Bestla ist die Tochter Bolthorns, des „Unheildorns". Durch diese Vermischung wird das Geschick der „Welt" besiegelt.

In der vierten Schöpfungsstufe entspringen aus der Ehe des Schöpfungsgeistes mit der Zerstörungskraft die drei Asen Wodan, Wili, We. In ihnen lebt die Urabsicht der Gottheit, welcher die riesische Urmacht widerstrebt; so töten sie aus der Verbindung asischen Geistes und riesischer Kraft heraus den Urriesen Ymir und schaffen und ordnen aus seinem Leibe diese sichtbare Welt. Aber da Bergelmir sich hat retten können, so hebt nun der Kampf um die Schöpfung selbst an und endet von Loki geschürt erst im Untergange der Riesen durch den Kampftod der Götter.

In der Schöpfungsvollendung ist also das Arge, Tod und Zerstörung zerstört. Leidlos grünt der göttliche Baum: Die Urgottheit hat ihr Ziel erreicht.

* * *

Die Vierteilung des Weltplans ist deutlich in der **dreifachen Zeugung** des asischen Stammes (Gylf. 6) gegeben: Die erste Stufe (Urgottheit) bringt durch Audumlas Walten Buri, den Vertreter der zweiten Stufe hervor; von diesen teilt sich die dritte Stufe in Bur ab und es bleibt nur noch die vierte Stufe d. i. diese Welt mit den Schöpfungsgöttern Odin, Wili, We, welche nicht nur Himmel und Erde, sondern auch die Menschheit hervorbringen, um sie am Kampfe teilnehmen zu lassen.

Das Wort „Welt" ist entstanden aus altsächsisch uuerold, Ver-old = **Menschenalter**, englisch world. Das alte Wort „**Welt**" enthält also in seiner ursprünglichen Zusammensetzung die Grundansicht, daß es verschiedene „Weltalter" gebe, in deren einem **wir Menschen** leben, und bestätigt somit aus ältester Zeit — auch für Deutschland — den Glauben an eine stufenweise vor sich gegangene Verderbung, an deren Ende wir noch nicht angelangt sind. Die Voluspa (45) betont die Bedeutung dieses Wortes ausdrücklich, wenn sie den Zusammenbruch aller Zucht im Menschengeschlecht dem Untergange des „Menschenalters" vorausgehen läßt:

„Arg ist's in der Welt (heimi), viel Unzucht gibt es,
Windalter, Wolfalter, eh' das Menschenalter (verold) versinkt,
Nicht einer der Männer wird den andern schonen."

Hier sind die Namen vind-old, varg-old (Windalter, Wolfalter), wie in anderen eingeschobenen Namen (skegg-old, skalm-old, d. s. Beilalter, Schwertalter) deutlich dem Ausdrucke ver-old gegenübergestellt. Während „Welt" erst in gewohnter Weise mit heim (vgl. Heimskringla, Weltkreis, das Geschichtswerk Snorri Sturlusons) benannt wird (hart er i heimi), fordert am Schlusse auch der Stabreim selbst die Entsprechung ver-old, Menschenalter, als Gesamtnamen im Weltaltergebäude für das einfache heimr. So ist unser scheinbar so harmloses Wort „Welt" der Beweis für eine Weltalterlehre unserer Vorfahren.

Das Wort verold taucht in der Edda nur noch an einer Stelle auf (Vol. 3; Gering 30). Die Seherin sagt:

„Weit sah' ich, sehr weit
über jedes ver-old."

Müllenhoff [425]) „zweifelt nicht daran, daß zuletzt ver-old nur seine alte eigentliche Bedeutung aetas hominum, Menschen- und Zeitalter hat, obgleich die Lexica dafür erst Belege aus christlicher Zeit kennen." In den altdeutschen Quellen kommt das Wort häufig vor; stets bedeutet es irdische, diesseitige, Menschenwelt. In Otfrieds Evangelienbuch (II 9, 20 f.) heißt es nun aber:

thaz uuorolt ist gedeilit:
die Welt ist geteilt;
Irsuachist thu ellu **uuoroltaltar**:
erforschest du alle Weltalter."

Hier ist klar, daß Otfried die Zusammensetzung uuorolt aus uuorolt d. i. Wer-alter nicht mehr versteht, ihm bedeutet das ursprüngliche Doppelwort nur den einzigen Begriff „Welt" und so hängt er nochmals „altar" = Alter daran, d. i. „Menschalter-Alter". Daraus geht hervor, daß das Wort Verold damals in Deutschland schon alt und in seiner Zusammensetzung nicht mehr verstanden wurde. In der Edda dagegen (Vol. 45) tritt seine Zusammensetzung deutlich in Beziehung zu einer Weltalterlehre. Verold, Welt, ist somit (die vierte) Schöpfungsstufe, oder: wir leben im Menschenalter und dieses ist es, die sichtbare Schöpfung mit Himmel und Erde, welche versinken wird, sobald Windalter und Wolfalter vorüber sein werden.

Damit tritt die „Welt" d. h. das vierte letzte Weltalter in Gegensatz zu den vorhergehenden, deren nach der eddischen Darstellung, wie oben gezeigt, noch drei sind. Aus allem geht hervor, daß dem eddischen Schöpfungsberichte eine Weltalterlehre zugrunde liegt, die schon lange vorher in Deutschland zu dem volksgeläufigen, von dem gelehrten Christen Otfried schon nicht mehr verstandenen Weltbegriff geführt hatte, eine Lehre, die uns auch aus der Geschichte der Thiota bekannt ist, [426]) die sich aber in christlicher Zeit bald verlor. Die Weltalterlehre der Edda hat somit altheidnische, vorchristliche und zwar gemeingermanische Verbreitung.

Der Verfasser der Jüngeren Edda, der uns im Einklange mit der Voluspa die Stufengeburt des Asengeschlechtes und damit die Entfaltung der Schöpfung in 4 Weltenaltern erhalten hat, weiß offenbar nichts von diesen Weltaltern. Sein Zeugnis ist darum um so wertvoller.

Wohl hätte der Dichter des Grimnirliedes von ihnen singen können, denn er war es, der die Endzahl des Verold, die Zahl der Männer kannte, die am Schöpfungsende aus Walhalls Toren ausziehn, um den letzten Kampf gegen die Finsternis zu kämpfen. Es sind die 432 000 Einheerer, die Männer des Schöpfungsalters von Walhalls Beginn bis zu seinem Ende.

Nun wissen wir aber, daß die Zahl 432 000 des Grimnirliedes gerade die indische Weltalterzahl ist. So kann also auch von einer zufälligen Übereinstimmung nicht mehr die Rede sein: „Die indischen Vollbringer edler Taten, die Krieger, die im Kampfe gefallen, funkeln in Sterngestalt, bis sie nach dem Zeitraum von 12 000 Jahren zum Urquell des Lichtes gelangen." [427]) Rechnet man diese Zahl der Jahre zu je 360 Tagen, so ergibt sich die eddische Zahl.

Die 4 Weltalter der Edda sind uraltes Gut; vor allem sind sie in Indien und Persien heimisch. Daß erst der verchristlichte Norden ihrer vergißt, spricht für einen heidnischen, nicht durch die Bekehrer vermittelten, wahrscheinlich aber bewußt zerstörten Zusammenhang mit der uralten Lehre. Unabhängig taucht sie

später in der Lehre von den 4 Weltreichen auch im schon christlichen Deutschland wieder auf.

Welcher Art war der alte Zusammenhang?

* * *

Die indische, persische und germanische Weissagung verkünden ein endgiltiges Aufgehen der Schöpfung in Licht auf einer höheren Ebene. Ihr Grund, aus dem ihre große Kraft stammt, ist die Herleitung alles seelischen Lebens aus dem Göttlichen. So kämpfen die Germanen des Ariovist mit Todesverachtung δι᾽ ἐλπίδα ἀναβιώσεως d. h. aus der Hoffnung auf eine Auferstehung. Der Tote ist nicht tot, er lebt ein neues höheres Leben. Mit tiefem Grunde haben die germanischen Stämme ihren Ursprung von den Göttern hergeleitet (Germ. 2) und knüpften noch spätere Geschlechter ihre Herkunft an die Götter an. In Wahrheit handelt es sich ursprünglich wohl um die Unzerstörbarkeit eines göttlichen Urbilds, ein Gedanke, den Persien in den Fravaschi, den geistigen Urbildern der Menschen ausgebildet hatte, der in den Orphischen Mysterien gepflegt wurde und dessen große lebendige Wirksamkeit Indien von alters erfüllt.

Die Abstammung von den Göttern ist nichts anderes als der sinnbildliche Ausdruck für die Unzerstörkeit. In diesem Punkte tritt das gesamte arische Altertum, soweit es nicht — wie Griechenland — unter einer Glaubensvermischung gelitten hatte, dem babylonischen Denken gegenüber, dem das diesseitige Leben alles ist. (Jer. 317.) Auch Israel kennt im Alten Testament nicht den Unsterblichkeitsglauben und lehnt ihn noch heute ab.

Die große Weissagung von der endgiltigen Weltvollendung setzt dagegen den Unsterblichkeitsglauben voraus. Die Himmelsbrücke scheidet die beiden Gegner des Weltkampfes und führt den Bewährten in den Lichthimmel. So verschieden auch die arischen Völker ihre Glaubenswelt ausgebaut haben, in dem Grundgedanken, daß eine Bewährung des göttlichen Ursprungs im Leben zu diesem göttlichen Ursprunge zurückführe, sind sie eins geblieben. Die göttliche Herkunft stellt überdies den Menschen in ein ganz anderes Verhältnis zu den göttlichen Gewalten; es ist Liebe und Freundschaft, nicht Knechtschaft. Der Mensch nimmt aus seinem göttlichen Anteil das Recht, den Göttern zu helfen, Mitkämpfer im Weltall für die Vollendung der Gottesabsicht zu sein.[428]) So steht den arischen Großstämmen das jenseitige Leben im Grunde über dem Diesseits; das heißt aber nicht Weltflucht, sondern Überwindung der Welt, Teilnahme am alles durchflutenden Urkampf um den Sinn und die Vollendung der im Argen liegenden, von den Mächten der Finsternis und Bosheit umlauerten und unternagten Lichtschöpfung. Der Weltbaum ist in allem lebendig, das zum Lichte strebt.

Der große Gedanke der Weltvollendung ist Babylon völlig fremd. Wo er im Judentum auftritt, da ist er durch Persien vermittelt und nimmt sich in der fremden Welt wunderlich genug aus.[429]) „Wir haben vorläufig keine Berechtigung, den Gedanken einer definitiven Welterneuerung, mit der dann leibliche Totenerweckung im Zusammenhang stehen würde, für Babylonien vorauszusetzen, wie er für den großen Theologen der babylonischen Lehre, Zarathustra, bezeugt ist.“ Und: „Die Lehre von einer endgiltigen Welterneuerung, die aus dem Kreislauf der Äonen am Ende hervorgeht ohne Rückkehr in chaotische Zustände, ist innerhalb der außerbiblischen Welt des alten Orients nur bei Zarathustra zu finden, dem großen Theologen der altorientalischen Geisteskultur, und bei Muhammed, der persische Eschatologie wie biblische (jüdisch-christliche) Eschatologie gekannt hat.“ So äußert sich sogar einer der Hauptvertreter des sog. Panbabylonismus.[430]) Es geht nun freilich nicht an, Zarathustra als einen Vertreter Babyloniens zu beanspruchen, da Zarathustra selbst seine große Glaubensgestaltung fern von Babylon gewirkt hat, und es geht ferner nicht an, „die gesamte Theologie des Awesta auf Babylonien“ zurückzuführen, wie Jeremias[431]) es tut, indem er sich selbst widerspricht.

Die arische Überwelthoffnung beruht auf einer ganz anderen Lebensgesinnung als Babylon sie aufweist. Die Vereinigung mit der Gottheit ist in den verschiedensten Abwandlungen der geheime und doch grundklare Trieb der arischen Seele. Diesem weltüberwindenden Triebe allein kann der Gedanke einer Weltvollendung entspringen; nur wer sich im Kampfe und in göttlicher Pflicht weiß, nur wer diese Welt und sich selbst in den Banden der Finsternis sieht, hofft auf Erneuerung alles Weltwesens im Lichte. Wer dagegen wie Babylon nicht im geistigen Urbilde, sondern im Leibe „das Bild der Gottheit“ sieht,[432]) dem bietet die arische Unsterblichkeit nichts, er vermag ihren Grundgedanken nicht zu fassen und so wird ihm auch die jenseitige Vollendung der so schönen Schöpfung ein Widerspruch in sich bleiben.

Im grundsätzlichen Gegensatze zu den arischen Glaubensgedanken von der endlichen Vollendung lebt Babylon von der Lehre des ewigen Kreislaufs; „aus Weltbrand und Sintflut geht jeweilig im Laufe der Äonen eine neue Welt hervor.“[433])

Der Gedanke eines ewigen Kreislaufs entspringt der Erfahrung, sei diese nun lediglich von den rollenden Monden und Jahren, oder sei sie auch vom unaufhörlichen Umlaufe des Frühlingspunktes abgenommen. Daraus, daß der Inder ohne Furcht der Wiederkehr zum Brahman kommen will, der Anhänger Zarathustras und der Walhallgenosse ein Reich der endgiltigen Vollendung hoffen, ergibt sich der völlige Gegensatz zur Lehre vom ewigen Kreislaufe Babylons. Der Vollendungsgedanke

entspringt der arischen Grundansicht vom Leide, der Sehnsucht nach Erlösung, dem Willen zum Kampfe gegen die Umklammerung durch diese Finsternis. Der bloßen Lebensbejahung Babylons entspricht seine Ansicht, daß mit dem Tode alles aus sei. [434]) So erhebt sich also die babylonische Welt nicht über diese sichtbare Ebene und mündet für uns in eine grenzenlose Trostlosigkeit, die durch die Gestirngötterlehre ihrer Priester ins Ungeheure gesteigert wird. Dort gibt es nicht die abgründige Tiefe, den lichtklaren Höhensinn der Inder, den freudigen Lichtkampf der Perser, die todverachtende Walhallgesinnung der Germanen, die schwärmerische Unsterblichkeitssehnsucht und Todessucht der Thraker. Der ewige Kreislauf hält alles im Gleise; die Welt hat keinen Sinn.

Demgegenüber offenbart sich die arische Gemeinsamkeit in der Lehre von den fallenden Weltaltern, von der Entgöttlichung und dem endlichen Siege durch das Opfer. Ganz klar tritt die allmähliche Vermischung des Göttlichen mit dem Riesischen in der Edda auf, wie wir oben gesehen haben. Die 4 Weltalter des germanischen Stammes sind ein Herabsinken des Göttlichen in riesische Finsternis, das freilich im Urrate der Gottheit beschlossen liegt.

Wie Buri sich mit Bestla verbindet, wie Odin, der zur Durchführung des Weltkampfes vom Urwillen Auserwählte, sich mit Loki einläßt, wie er sein Auge um des Wissens willen an die riesische Finsternis hingibt und sie dadurch am Leben erhält, bis ihn erst das „Weh von Walhall" (va Valhallar, Vol. 34,7), Balders Tod, von der verhängnisvollen Bahn losreißt und den Endkampf mit Hilfe aller Heldengeister vorbereiten läßt, das alles ist von erschütternder Traurigkeit und abgründiger Seelenschau, von höchster sittlicher Erhabenheit. Es gibt eine sittliche Weltordnung, in welche Menschen und Götter, Himmel und Erde, Licht und Finsternis einbezogen sind.

Während dieser Gedanke einer sittlichen Weltordnung Babylon fehlt, weil ihm das überweltliche Leben nicht bekannt ist, steht Persien wieder ganz im Gedanken von den fallenden Weltaltern und einer endlichen Neugestaltung. Von Persien übernimmt die spätere jüdische und christliche Welt diese Lehre. Die Überlieferung Persiens läßt erkennen, daß der Weg der Lichtschöpfung abwärts geht und daß der Mensch den Endkampf der lichten und finsteren Gewalt mitkämpfen wird, wie im germanischen Weltbilde bis zur leidlosen höheren, von Grund auf neugestalteten Welt. Von diesem Grundgedanken abgesehen, der in wichtigen Teilen bis in Einzelheiten alte Übereinstimmungen sichtbar werden läßt, [435]) ist die germanische Weltalterlehre doch völlig selbständig. Ihr gegenüber erscheint die persische Darstellung allzusehr in ein „System" gepreßt, [436]) angekränkelt von der Schärfe eines priesterlichen Lehrglaubens. Neben der Darstellung

des Bundehesch geht aber eine alte dunklere Fassung her. Der Drache Dahaka[437]) ist (wie Fenrir von Loki und Angrboda) von Ahriman und Uda hervorgebracht. Erst diese ältere dunkle Fassung scheint in die arische Vorzeit hineinzureichen, in den alten Glauben vom Urkampfe der Welt. Doch bleibt, daß der Mensch an diesem Kampfe weltlich und überweltlich teilhat. Und somit, begründet durch die über das Diesseits hinausragende Aufgabe des Menschen, ist auch dem Perser die Welt eine Sittliche Ordnung, an welcher er mit jeder seiner Handlungen und mit jedem seiner Gedanken und Worte unablässig teilnimmt. Die Grundansicht ist auch hier, daß die sichtbare Welt geschaffen ist, um als Kampfmittel gegen die drohende Finsternis eingesetzt zu werden. Diese sichtbare Welt liegt daher vom Beginne an im Argen und fällt immer tiefer dem Endkampfe zu, der die Neugestaltung bringen wird.

Und so findet sich nun auch in Indien das Fallen der Weltalter ihrem Untergange zu schon in der Zahlenfolge 4, 3, 2 und 1 angedeutet.[438]) Das vierte Weltalter ist das manusha yuga,[439]) das „Menschenalter", das ganz dem germanischen ver-old entspricht und gleich diesem das eigentliche Kampfalter ist. Das Göttliche in dieser Welt sinkt immer tiefer bis zur völligen Gottlosigkeit des Stoffes; der Sündenfall Brahmas, des Weltschöpfers selbst, ist dies und entspricht im Grundgedanken der Schuld der germanischen Schöpfungsgottheit, der Verbindung mit Bestla, mit Loki, mit Mimir. Die Vollendung der Welt ist in der Vereinigung mit der Urgottheit gegeben; jeder Mensch, der das Brahman in sich erkennt (ein Erkennen, das Sündlosigkeit voraussetzt und über der bloßen Vernunft liegt), vollendet die Welt. Alles Leben ist Schuld, im Tode geht dem Schauenden (Erkennenden) das wahre Leben auf, das keine Wiederkehr kennt. Die Wiedergeburt wird nur dem zu teil, der noch nicht vollendet war.

Diese Vorstellungen sind rein indisch und haben sich aus den Grundlagen des Veda entfaltet. Der vedische Inder scheint den Gedanken der Abbüßung der Lebensschuld in immer neuen Lebensgestalten, die Seelenwanderung noch nicht zu kennen. Ihm wandert die Seele (asu) zum Lichtreich empor, und da wir diese selbe Vorstellung bei den Iraniern, Germanen und Thrakern antreffen, von denen sie auch Griechenland wieder eroberte, so dürfen wir sie als alten arischen Besitz ansprechen. Die nordgermanischen Felsbilder zeigen uns, wenn auch in roher Zeichnung, die himmlische Welt über den Gestirnen und diese reicht, wie der Anderlinger Stein[440]) zeigt, in die Steinkammer der Toten. Verband man aber diese Jenseitsvorstellungen mit dem im Jahreslaufe kreisenden Himmel, so war der Gedanke gegeben, das Weltall selbst und zwar die Götterwelt mit dem

umkreisenden Himmel zu vergleichen: Der Himmel trug Sonne und Mond und mit ihnen Sonnenwende und Vierzahl der Erscheinung. Der Mensch ist Bürger einer höheren Welt.

So verbindet die drei Glaubensgestaltungen der arischen Welt dieselbe idealistische Grundansicht gegenüber dem Realismus Babylons. Das „lachend sterben" des Germanen, die Todessucht des Thrakers gründen sich auf ihren das Diesseits überhöhenden Glauben. Die Welt ist größer als ihr Schein, Walhall höher als diese Welt, jenseits Walhall erhebt sich Gimle, der indisch-germanische dritte Himmel, das ewige Licht, die Vollendung.

So hat auch jeder der arischen Großstämme auf dem gleichen Boden des Unsterblichkeitsglaubens die Sondergestaltung seiner göttlichen Hoffnungen gefunden. So nahe es auch liegt, die eddische Lehre von den vier Schöpfungsstufen ins Einzelne gehend den persischen und indischen Entsprechungen (von Hesiod und Ovid zu schweigen) gegenüberzustellen, so genügt doch die Klärung der gemeinsamen Grundlage. Es läßt sich vielleicht sagen, daß die Inder den Kern d. h. die Lehre von den fallenden Weltaltern ins Geistige, die Iranier ins Sittliche, die Germanen ins Seelische entfaltet haben; aber das wäre eine allzu beschränkende Betrachtungsweise. Denn schließlich ist der Kern wiederum der Sage von den fallenden Zeiten doch nur die Unsterblichkeitsgesinnung, das Bewußtsein höherer Abkunft, das Bewußtsein und die Erfahrung des stetigen Verfalls, die sich aufdrängende Pflicht des Widerstandes und der aus dem Bewußtsein höherer Abkunft ohne Weiteres hervorgehende Glaube an die eigene Unzerstörbarkeit. Es ist dies aber dieselbe Lehre, welche sich schon (Bd. 1,38) in der arischen W e l t s c h e i d e b r ü c k e ausgesprochen findet: Die Welt ist Kampf für das Licht. Die Unzerstörbarkeit des Weltbaums hebt den arischen Menschen in die Teilnahme am göttlichen Dasein hinauf, da in diesem Stamme sich auch durch die Weltzerstörung hindurch sein eigenes Leben rettet — für eine höhere Ebene.

Daß „noch nicht aller Tage Abend" ist, daß Niflheim und Muspellsheim noch unzerstört sind, erfahren wir zu jeder Stunde. So ist auch die germanische Schöpfungssage nicht als ein Geschehen, als ein geschichtliches Nacheinander zu betrachten. Wer das unsichtbare und doch lichtfunkelnde Schwert im Rachen der Urfinsternis begriffen hat, wer weiß, daß es ihm auch heute noch leuchtet, der begreift auch, daß die höchste Wahrheit im Märchen verborgen liegt, daß die heilige Sage nicht des Geglaubtwerdens bedarf, weil ihre s e e l i s c h e W a h r h e i t sich in jedem Menschen offenbart. Kein Verstand rührt an die Wahrheit des Sinnbilds; nur wessen Seele zu schauen vermag, dem gebiert sich in der Freiheit die Kraft des Glaubens.

* * *

Die fallenden Weltalter von der Urschöpfung bis zu ihrer Vollendung sind der große Rahmen für das Gesamtbild alles Geschehens und Seins; sie entsprechen den indischen und iranischen Weltaltern.

Daneben gliedert sich aber noch das Verold oder Odinsalter in anscheinend gleiche Stufengänge abwärts.

Nach der Tötung des Urbrausers (Ymirs) erleben die Götter zunächst das Glück des Sieges (Vol. 8):

„Im Hofe übten sie heiter das Breitspiel,
An blitzendem Golde gebrach's ihnen nicht;
bis die mächtigen drei Mädchen kamen,
die Töchter der Thursen aus Jötunheim."

Hierzu berichtet Snorri (Gylf. 14): „und es wird diese Zeit das Goldalter (gullaldr) genannt, bis es zu Ende ging durch die Ankunft der Frauen, die aus Jötunheim kamen." So hört auch Frodis Frieden auf, als die beiden Riesinnen kommen und ihm die Friedensmühle auf Krieg und Zerstörung umstellen.

Hier ist ganz deutlich auch für das vierte Weltalter, das Verold, eine Unterteilung in Zeitalter gedacht. Wie das erste Götteralter den Namen Goldalter („Gold" von der lichtgoldenen Walhallshöhe) trägt, so wird das Ende „Wolfalter" (vargold, auch Wind-, Beil- und Schwertalter, Vol. 45) genannt, offenbar vom Losreißen des Wolfes bis zum Weltende reichend. Dann bleibt zwischen dem Anfangs- und Endalter noch eine Zeit, in welche die großen Ereignisse von Balders Tod und Lokis Fesselung fallen, und wir haben wiederum 4 Zeitalter:

1. Das „Goldalter" der Götter von Ymirs Tötung bis zum Eintreffen der riesischen 3 Nornen. In diesem Zeitalter hat Odin Blutsbrüderschaft mit dem riesischen Loki, der „Schande aller Götter und Menschen" (Gylf. 33) geschlossen, um seine Herrschaft über die Welt zu befestigen. Aus der himmlischen Ehe Odin-Frigg wird Balder geboren.
2. Die Riesenmädchen führen den Götterzwist (Asen, Wanen)[441] herauf; er wird beigelegt. Loki zeugt mit Angrboda die 3 furchtbarsten Götterfeinde, Mitgardschlange, Fenriswolf und Hel. Alle drei werden von den Göttern durch Fesselung und Verbannung unschädlich gemacht. In dem neu erkämpften Götterfrieden tötet Loki den lichten Balder. Loki wird von den Göttern gefesselt.
3. Odin und Frigg thronen in Asgard, bedroht allein von der Weissagung der Angrboda vom Endkampfe. Um diesen bestehen zu können, erregt Odin Krieg in der Welt, damit Helden entstehen, die fähig sind, ihm im Endkampfe beizustehen. Die ganze Seelenkraft der Welt muß auf seiner Seite stehen, wenn ihm der Sieg gehören soll. Jeder Heldengeist tritt, ob Sieger oder besiegt, im Tode in

Asgards Walhall ein. Forseti, der Sohn Balders, übt an des Vaters Stelle Gericht. Und Heimdall scheidet auf der Himmelsbrücke die riesische von der göttlichen Welt. Die Menschenwelt aber geht dem sittlichen Verderben entgegen.

4. Das „Wolfalter" beginnt und mit ihm der Endkampf.

Das „Wolfalter" und Ende beschließen sowohl die 4 Weltalter wie die vierte der 4 Weltstufen, das verold. *Aber während es für das verold das Ende bedeutet, bringt es für die 4 Gottalter die Erfüllung der Urabsicht*, die Vollendung der Schöpfung durch Zerstörung der beiden feindlichen Urmächte Niflheim und Muspellheim. Das Feuer der Weltzerstörung hat durch die 4 Weltalter hindurch auf diesen Augenblick gewartet und muß nun selbst zu Grunde gehen: Die neue Welt, leidlos, grünt empor, keiner weiteren Zerstörung, keinem Kreislauf unterworfen.

* * *

Diese doppelte Vierteilung ist nun im germanischen Stamme gewiß nicht durch ein himmels- oder jahrkundliches Gleichnis und überhaupt nicht durch irdische Zeitteilungen bestimmt. Mag sie ursprünglich auf der Himmelsbeobachtung beruhen oder zu ihr in Beziehung gesetzt sein, so ist doch soviel gewiß, daß der Inhalt der Weltalter ursprünglich *auf ganz anderen Erfahrungen* aufgebaut ist.

Durch das Einsenken des göttlichen Schöpfungswillens zwischen die Urspannung der Zerstörung tritt eine Entgottung dieses asischen Schöpfungsgeschlechtes ein. Um die Welt zu vollenden (durch Auflösung der Urspannung), bedarf es dieses *Gottopfers*. Das ist der Sinn des Liedes:

> „Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baum
> neun Nächte hindurch,
> verwundet vom Speer, geweiht dem Odin,
> ich selber mir selbst." (Hav. 138).

Mithin ist alles Elend und alle Sünde dieser Welt eine Begleitung des Gottopfers und kann auch erst wieder gelöst werden, wenn die schuldige Macht der Asen zu Grunde gegangen ist. Nur dadurch, daß Odin sich mit allen asischen Mächten einschließlich der asischen Menschheit restlos im Todeskampfe einsetzt, vermag der schuldhafte Gott die Bahn für die Geburt der höheren schuldlosen Welt freizumachen. So wie der Gott vom Helden das Einsetzen des Lebens fordert, so opfert er es selbst gleichfalls um eines höheren Daseins willen: Er ist das Vorbild des Einheerers.

In jedem guten Kampfe des Menschen, in allem Heldentum, in aller Schöpferkraft und Schöpfertat lebt der Gott und kämpft um sein Leben und das Heil der Welt. Je tiefer die Welt (verold) vom goldenen Friedensalter zu unserem Wolfalter herabsinkt,

umso wilder tobt der Kampf, um so mehr kommt es auf jeden einzelnen an, daß er seine ganze Lichtkraft in den Kampf des Gottalls einsetzt.

Die bösen Träume, von denen die Götter in Asgard geplagt werden, sind das schuldbeladene, angsterfüllte Gewissen der Welt. Die Urweissagung rüttelt dieses Gewissen auf.[441]) Im tosenden Endkampfe löst sich die Urspannung, alles ist Licht. Darum allein, weil die Götter und gottestreuen Menschen kämpften und nicht aufhörten zu kämpfen, auch als alles verloren schien; weil sie sich o p f e r t e n.

So ist die Sage von den fallenden Zeitaltern eine Sage vom Gottesopfer. Sie ist tief begründet in der Wirklichkeit der seelischen Welt, sie ist unser eigenes Leben. Diese fallenden Weltalter sind als Stunden des ewigen Opfers innerweltliches Geschehen. Nicht durch Glauben, sondern durch das Wesen und die Tat der wesentlichen Gesinnung, durch die ewige Hingabe, durch Wahrheit des Lichtes und Lebens, wird die Welt vollendet.

So ist das germanische Gottum nicht eine müßige Erfindung der Skalden, sondern eine auf die seelische Erfahrung, auf die Wirklichkeit, auf Elend, Not und Kampf des Menschenherzens und der Welt gegründete Wahrheit; ihr Wesen Erlösung; ihr Ziel Vollendung, Gott (Vol. 64 f.).

VIII.

Der Aufbau des Glaubens.

1. Zur Geschichte des Sinnbilds.

Wenn wir in den ältesten Zeugnissen arischen Glaubens und Denkens unser eigenes inneres Leben wiederfinden, wenn es dort heißt, daß in unserem Herzen ein Raum so groß wie das Weltall[443]) sei und die ewige gestaltlose Gottheit in ihm Wesen habe, dann dürfen wir sagen, daß, wie sehr auch die äußeren Lebensumstände sich anders bei uns gestalteten, doch im Kerne der Seele die Jahrtausende keine Veränderung bewirkt haben.[444]) Zu allen Zeiten vermag das Göttliche sein Leben zu entfalten und der Heilsweg des Herzens sich in jedem einzelnen Menschen[445]) zu offenbaren.

Während aber infolge der rechnerischen Durchforschung des uns erfahrbaren Weltalls unserem Zeitalter dieses selbe Weltall ein Nichts geworden ist oder doch nur eine Stoffsammlung für den Forscher, standen jene fernen Zeiten noch unmittelbar im Anblicke des rätselvollen Himmels. Über ihnen erhob sich die göttliche Weltordnung, ein oberstes Gesetz, dem Erde und Himmel dienten, in dem sich beide zu höchstem Geheimnisse vereinigten. Solange man die Ursache der Mondveränderungen

nicht kannte, spannten diese die Vorstellungskraft der Menschheit aufs höchste an; zahlreiche Bilder, Mären, Sagen entstehen aus dem großen Himmelsrätsel. Da ist die Mondgestalt eine Mähersichel (Baugi), ein Schiff (Balder), ein Schwert (Freyr, Sigurd), ein Zweig (Mistiltein), eine Schale (Mimir, Loki), ein Horn (Heimdall), da werden die Mondgestalten als Äpfel (Idun) am Himmelsbaume gepriesen; da fährt der Mond mit goldgehörnten Hirschen über den Himmel, da ist er selbst ein Haupt (Mimir), seine vier Gestalten vier Hirsche im Weltbaum. Kein Wunder, daß es gerade der Mond ist, der mit seinen Rätseln die dichterische Kraft der Völker aufregt, mehr als die Sonne. Der Lauf der Sonne ist einfach, sie beherrscht den Tag und also nur die eine Hälfte des Weltalls. Der Mond aber läuft über den Himmel Tag und Nacht: Nach dreitägiger Unsichtbarkeit taucht das Neulicht im Westen am abendlichen Himmel kurz vor Sonnenuntergang auf, steigt an den folgenden Tagen immer höher ostwärts tagauf, beherrscht den Tag neben der Sonne, bis zum Vollmond, wendet sich immer tiefer in die Nacht nach Osten und geht schließlich im Osten in der Morgendämmerung auf, um wieder für drei Tage völlig in der Sonne zu verschwinden. *Der Mond steht somit für die ältesten Völker höher als die Sonne, er ist oberste Himmelserscheinung.* Alles das aber, was von seinem wunderbaren Wechsel erfunden und gedichtet worden, kann nicht geglaubt worden sein; denn alle diese Erzählungen vereinigt, heben sich gegenseitig auf. Und so gewinnen wir aus diesem Beispiele die Erkenntnis, daß die Himmelssage, der Mythos, *überhaupt nicht Gegenstand des Glaubens* gewesen ist. Wenn in ähnlicher Weise die Weltachse bald als Bohrer, bald als Schwert, dann als Spindel, als Baum, als Mühlstab u. a. gesehen wurde, so geht daraus hervor, daß diese Bilder dichterischer, *sinnbildlicher* Art waren, nicht Glaubenslehren. Der Glaube muß eine andere, festere Grundlage, einen anderen Gehalt gehabt haben und es gilt, durch alle die wundersamen Bilder hindurch auf das Wesen zu kommen, in dem sie alle möglich waren. Dieses Wesen findet sich aber in der festen Ordnung, in der ewigen Wiederkehr der Sterne, in den festen Zahlen des Mondes und des Sonnenumlaufes begründet. So werden die Himmlischen Zahlen Sinnbilder der Ewigen Ordnung, sie verbinden Himmel und Erde, und es ist klar, daß es die Mondzahlen vornehmlich waren, welche diese Ordnung versinnlichten, weil es der Mond war, der als einziger Himmelskörper Nacht und Tag durchfuhr.

Über und hinter allen sichtbaren Himmelserscheinungen stehen die geistigen Mächte des Weltalls, die Götter, denen alle Gestirne ihre Ordnung verdanken; und so werden Mond und Sonne zu Adlern im Weltbaum, zu Augen der Gottheit, zu ihren Spähern, zu Sitzen der Seelen die zahllosen Gestirne. Über den

Göttern aber thront die Urgottheit, das ewige Gesetz, Schicksal und ewiger Ratschluß, in den auch der Götter und dieser Erd- und Himmelswelt Untergang einbeschlossen liegt.

Im selben Maße aber, in welchem die rechnerische Erkenntnis der Himmelswelt vorschritt, verlor diese ihren dichterischen Reiz. Was an geistigen Bildern mit den Himmelserscheinungen verbunden worden war, löste sich vom Himmel, wurde rein dichterische Sage und schließlich war die Welt voll von diesen ursprünglich auf den Himmel bezogenen Geschichten, die nicht mehr verstanden wurden. Es blieb der geistige Kern, die sittliche Gesinnung, der Gedanke des Lichtkampfes, die Erfahrung der einheitlichen Weltordnung: es blieb das Grundgefüge des großen Glaubens, in dem Erde und Himmel, Menschheit und Götter, Seele und Gottheit die eigentlichen Bewegungsgründe waren, und während die Himmelserzählungen durch die Heldensage und durch das Märchen als Stoffe der allgemeinen Bildung, als seelische Nahrung die Beziehung mit der Gottheit aufrecht erhielten, befreite sich der Mensch vom Anblicke der Erscheinung und stand schließlich nur noch im Sitte und Recht schaffenden und schützenden Glauben an die unsichtbare geistige Welt, die jenen alten zahllosen Bildern und Erzählungen einst das einheitliche Leben geschenkt hatte.

Unsere Aufgabe ist es, durch die Welt der Bilder zu ihren Gründen zu dringen. Je größer sie oft ursprünglich gedacht waren, um so weniger werden sie später verstanden; das gilt für alle Zweige des arischen Stammes, am meisten aber für Griechenland, in dem die Glaubensmischung mitten in den fremden Rassen eine deutliche Verderbung der alten großen Himmelsbilder herbeiführt.[446]) Da wird mit dem arischen Himmelsgotte Attis der syrische Adonis verbunden, da sucht man die himmlischen Sitze der Hyperboreer am fernen Norden der Erde, da versetzt man die schwankenden Himmelsberge des Sonn- und Mondwegs an den Bosporus und läßt das Himmelsschiff der Argo sogar durch die libysche Wüste zurückkehren, da sucht man das himmlische Meer schließlich nur noch auf der Erde, da werden aus dem strahlenden Himmelsberge der irdische Olympos und Ida und so sinken die Himmlischen selbst von ihrer ursprünglichen Weltallsgröße in die kleine Werkstatt des irdischen Künstlers herab und nur ihre alten Kennzeichen wie Szepter und Spindel hätten mit ihrer alten Bedeutung als Weltachse die Größe der ursprünglichen Vorstellungen aufrechterhalten, wenn sie nur noch verstanden worden wären.

Die alte Weissagung sogar von der endlichen Vollendung durch den himmlischen Erlöser, der auf den Wolken kommen soll, wird in der Uebernahme aus Persien verirdischt. Das Gleiche gilt von dem alten arischen Idafelde, das in Eden auf der Erde

gesucht wird. Aus den Urseelen der zum Endkampf Berufenen werden 12000 Israeliten. Auch die Vorstellung der 4 Weltalter wird in die irdische Sphäre übertragen. [447])

Man hat oft gesagt, daß die Dichtungen Homers die Götter in den Augen Griechenlands herabgesetzt hätten; das seien keine der Verehrung würdige Gestalten gewesen. Dasselbe gilt von den Geschichten der Germanen und Inder und die Spottreden Lokis über die Götter geben der homerischen Verspottung der Götter nichts nach. Aber man vergißt, daß alle diese Geschichten nicht Inhalt des Glaubens, sondern dichterische Bilder von Weltvorgängen, Schöpfungsrätseln waren, hinter denen hoch verborgen die wahren Mächte des Himmels lebten. Wenn der Himmelsgott Zeus außer der Himmelskönigin noch zahlreiche Verbindungen eingeht, so ist das ein Sinnbild des alles durchdringenden Schöpfungsgeistes. In tausendfacher Vervielfältigung geht aus Zeus die diesseitige Erscheinungswelt hervor:

„Zeus ist Anfang, Zeus Mitte, aus Zeus ist alles entstanden."

Es war die dauernde Zufuhr der großen Glaubensgedanken aus dem arischen Norden, aus Thrakien und ferner aus dem persischen Glaubenskreise, welche es den Griechen ermöglichte, sich über die Verwirrung wieder zu erheben, welche die Fülle der Mären in Verbindung mit der mittelländischen Glaubensmischung notwendig hervorrufen mußte. Pythagoras und Platon werden im griechischen Altertum so zu den großen Verkündern arischen Geistes. Die homerische Hadesvorstellung, kleinasiatischen Ursprungs, weicht wieder dem unsterblichen Schwunge, der einst in arischer Vorzeit Erde und Himmel, Menschen und Götter verbunden hatte. Die nordischen Felsbilder aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend, Erzeugnisse einer armen Schifferbevölkerung, die weitab vom arischen Großstamme in Dürftigkeit ihr Leben unter rauhem Himmel fristete, suchte denselben Himmel und seine segnenden Gottheiten aus ihrer Höhe bis in die kalte Steingruft der Toten herabzuziehen, weil diese Welt ohne den Himmel und seinen Segen ein Nichts und völlig hilflos erschien. Die Wahrheit der arischen Gottheit ließ sich nicht in Tempelmauern einschließen, ihre Größe und Macht durchwaltete das ganze All; zu ihnen stiegen die Tapferen empor, Himmel und Erde in ein einziges Gesetz verbindend.

2. Die Baldersage als Beispiel.

Die Entstehung der Göttersagen läßt sich an dem Mistelzweige verdeutlichen, der den lichten Balder zu Tode traf. Balder [448]) ist in der Erzählung der weiße, gütige Sonnentag. Die Nacht (durch seinen Bruder Höd) erlegt ihn in dem Augenblicke, in welchem die schmale Mondsichel im Westen (Neulicht) d. i. vor Sonnenuntergang auftaucht. Die feine Sichel hat die Form

eines Zweiges und zwar wächst dieser Zweig im Himmel (Vol. 32 f.: hoch über dem Boden stand gewachsen schlank und sehr glänzend ein Mistelzweig; Gylf. 49: Ein Pflanzensprößling wächst im Westen von Walhall, der Mistiltein; dieser schien mir (sagt Frigg) zu jung, um ihn in Eid zu nehmen.). Die Pflanze wächst im Geäst des Weltbaums, wie die Mistel auf Bäumen wuchert. So kam die Mistel zur furchtbaren Ehre, das Todesgeschoß für den herrlichsten Gott zu versinnbildlichen. Aber der Schütze (Höd) ist nicht Balders Feind, sondern Loki ist es, der den verhängnisvollen Schuß veranlaßt. Daraus geht hervor, daß diese Sage im Grunde den Kampf des Bösen gegen das Gute darstellen will und daß sie sich zu diesem Zwecke die Himmelsvorgänge nur deshalb aussucht, um diesen Kampf als alldurchwaltenden Himmelskampf zu kennzeichnen. Das Wesentliche und somit Erste, Schaffende ist die Gesinnung, welche in der Welt überall den Kampf zwischen Licht und Finsternis sieht. Das Zweite ist die Beobachtung dieses Kampfes in den Himmelsvorgängen; das Dritte ist die Sage, die zur Versinnlichung des Vorgangs auf irdische Bilder zurückgreift.

Derselbe Mond, der eben noch mit der senkrechten schmalen jungen westlichen Neulichtsichel das Sinnbild des Mistelzweiges im Weltbaum hergeben mußte, muß bei der Totenfeier des lichten Gottes auch das Schiff Ringhorn (Gylf. 49) darstellen, das in die Flammen des Sonnenunterganges hinausfährt. Gegen Untergang neigt sich (am stärksten im Herbste) die senkrechte Mondsichel, so daß das Bild eines Nachens naheliegt. Diese beiden Stellungen der Mondsichel, die senkrechte und die geneigte, werden in der Erzählung jede für sich genutzt. Denn das Meer ist selbstverständlich auch hier nicht die irdische See, sondern das Himmelsmeer, auf dem die Götter auf ihren Schiffen als Steuerleute fahren, um die Geschicke der Menschen zu entscheiden (Gylf. 14 i upphafi setti hann stiornarmenn oc beiddi tha at daema meth ser orlög manna). Der wanische Schiffsgarten der Felsbilder spielt gleichfalls in die Vorstellung des Totenschiffes Ringhorn hinein; alle jene Schiffe sind Bewegungen des gestirnten Himmels.

Die Sage von Balders Tod stellt sich in ihrer ganzen Ausdehnung als Himmelssage dar. Wenn, wie oben erwähnt, Balder als „lichter Tag" gesehen ist, also keineswegs als Sonne, sondern als Licht des Tages, wenn ferner Höd, sein blinder Bruder, die Dämmerung ist, wenn das Geschoß, mit dem die Nacht den Tag tötet, die abends im Westen jung auftauchende Neusichel als Mistelzweig im Weltbaum gesehen wird, wenn auf dem Mondschiff Ringhorn Balders Leichnam in die Untergangsglut der Sonne hinabfährt (die Neusichel geht alsbald im Westen unter), dann

gebiert ebendort die Erde Rinda in Odins Umarmung den Rächer (Balders Tr. 11):

„Rind gebiert Wali im westlichen Saal",

d. h. im Berührungspunkte zwischen Himmel und Erde im Westen des Sonnenuntergangs, und von diesem Rächer heißt es weiter:

„einnächtig kämpfen wird Odins Sohn;
das Haupt nicht kämmt er, noch die Hände wäscht er,
ehe Balders Schußgegner auf dem Brandstoß liegt",

d. i. am nächsten Morgen ist durch den Odinssohn Wali (Balders Bruder Vol. 33) nach dem Verlaufe nur einer Nacht diese Dämmerung (Hod) besiegt und auf den Brandstoß des Sonnenaufgangs im Osten gebracht (Vol. 33. 24. Balders Tr. 11). So ist die Baldersage an die Weltvorgänge, an Untergang und Aufgang des Lichtes gebunden worden; die rätselhaften Ausdrücke von dem westlichen Mistelzweig, von der Geburt Walis im westlichen Saal, die Verbrennung der Leiche Balders im Abendrot, die des Hod im Morgenrot, die Einnächtigkeit des Rächers, der die Rache noch zu nachtschlafender Zeit, ungewaschen und ungekämmt d. h. vor dem Tageslichte ausführt, alle diese bisher unverständlichen Züge sind restlos klar. Auch warum die Götter das Totenschiff nicht von der Stelle bringen und warum das erst der Riesin Hyrrokin gelingt, ist deutlich, denn das Lichtschiff des Mondes nach Westen hinunterzustoßen (Untergang des Mondes bald nach dem Auftauchen des Neulichts) ist nicht Götter- sondern finsteres Riesenamt; und wenn zugleich der Zwerg Lit („Farbe") von Thor ins Sonnenuntergangsfeuer gestoßen wird, so liegt auch dies klar, denn mit dem Tage schwinden die Farben der Dinge, und zumal im Herbst.

Aber zugleich ist deutlich, daß der Kern der Sage nicht der Kampf zwischen Balder und Hod, sondern der zwischen Odin und Loki ist; die beiden kämpfenden Mächte stehen hinter den Himmelserscheinungen als geistige Mächte riesischer und göttlicher Art. Dies wird aus Folgendem noch klarer: Wäre die Baldersage Himmelskunde, dann ist die Neulichtsichel ein Mistelzweig, aber zugleich ein Nachen, Balders Schiff und noch sehr vieles andere, eine Trinkschale Mimirs, das Horn Heimdalls. Da das aber nicht sein kann, so ist klar, daß diese Göttersagen samt ihrem himmlischen Geräte überhaupt nicht Himmelskunde geben sollen. Es ist nicht die Absicht des Sagenschöpfers gewesen, die Himmelserscheinungen wie Neumond, Nacht, Tag, Abend- und Morgenrot zu erklären, indem er dazu eine Geschichte erfand. Und ebensowenig ist weder die Erscheinung des Tageslichtes der Gott Balder, noch die Dämmerung der blinde Ase Höd. Die Göttersage bemächtigt sich nur der Himmelsvorgänge und schafft sich in ihnen ein Gleichnis. Jeder wußte, daß der Mond weder

ein Zweig, noch eine Schale, noch ein Schiff, weder ein Helm, noch ein Horn, noch ein Schwert, vor allem aber auch nicht dies alles zusammen, sondern daß der Mond wie die Sonne und anderen Sterne Funken aus Muspellsheim seien, von den Göttern als glänzende Körper (Gylf. 11) an den Himmel gesetzt. Auch auf dem Felsbilde von Tanum wird das Mondrund von einer göttlichen weiblichen Wesenheit getrieben; der Mond ist nicht selbst Gott, ebensowenig wie die Sonne, sondern in der Wirklichkeit und in der Sage nur Gerät der Gottheit und einer jeden Sage in entsprechender anderer Gestalt dienend.

Die Göttersage dient nicht der Erklärung der Himmelserscheinungen, sondern bedient sich ihrer nur, um den überirdischen Gehalt der Sage mittelst der allen sichtbaren, überirdischen Erscheinungswelt festzuhalten. Wie das Licht des Tages von der Nacht getötet wird, so stirbt Balder, der Vertreter des geistigen Lichtes, vor den Ränken Lokis. Wenn in der Darstellung der Voluspa 32 f. und Bald. Tr. 9 Loki als eigentlicher Urheber des Pfeilschusses nicht erwähnt wird, so geht doch aus Vol. 62 hervor, daß Höd nicht als böse Macht gedacht ist; ausdrücklich nennt ihn Vol. 34 deshalb nur „Schußgegner", Gegenschütze, nicht Feind; vielmehr wird Höd mit Balder zusammen in der vollendeten Welt den Göttersitz einnehmen, während Loki nicht wiederkehrt. Die Ansicht,[449]) daß Lokis Mitwirkung eine jüngere Darstellung sei, ist daher (Vol. 34) abzulehnen; wäre Höd der bewußte Urheber des Schusses, so wäre das überdies eine riesische Tat, er würde nicht, seinem asischen Wesen gemäß, wiederkehren oder gar mit Balder herrschen.

Von Balder heißt es (Gylf. 22), daß er der weiseste der Asen und am hilfsamsten sei; „doch ist das Eigentümliche dabei, daß keiner seiner Urteilssprüche in Kraft bleibt"; an seinem himmlischen Wohnsitze „darf nichts Unreines sich finden." Und (Grimn. 12):

> „kein anderes Land in aller Welt (als Balders)
> ist so von Freveln frei."

Die allgemeine Erfahrung, daß alles Gute in der Welt vom Bösen umstrickt ist, daß das Gute überall von der ihm gebührenden Herrschaft verdrängt wird, ist der Kern der Baldersage und findet ein Gleichnis in dem Untergange des lichten Tages durch die Kraft der Finsternis. Die göttlichen Vorstellungen werden insgesamt erst an zweiter Stelle mit den Naturvorgängen in Verbindung gebracht. Das Licht weicht der Finsternis, nachdem auf Anstiften Lokis der verderbliche Schuß gefallen.

Daher sind diese Erzählungen nicht da, um geglaubt zu werden. Daß sie der Wirklichkeit zugestaltet sind, wird am Himmel gesehen; nicht immer, denn in der Baldersage ist der Mistelzweig als Neulicht nur einmal in 29,5 Tagen, das Abendrot aber täglich

zu sehen, ein äußerlicher Widerstreit, der wiederum bezeugt, daß keineswegs die sichtbare Wirklichkeit in der Sage dargestellt werden sollte, sondern daß ein vorhandener Glaubensstoff sich der himmlischen Vorgänge willkürlich bemächtigt. Die aus der Sage dann hervorschimmernde Wirklichkeit ist nur ein Widerspiel des in ihm verborgenen Glaubens an den Kampf zwischen Licht und Finsternis als Himmelssage. Dieser Glaube ist das Wesen des alten Gottums, nicht die märchenhafte himmelskundliche Einkleidung. So sind in der katholischen Vorstellung die Heiligengeschichten gut und nützlich zu wissen, aber sie sind nicht das Wesen sondern Beispiele des Glaubens.

Die Glaubenssage vermag sich infolge wiederholter Verwendung desselben Naturvorgangs sogar häufig zu widersprechen; sie ist trotzdem in jeder Darstellung gesondert wahr, denn der Glaubensinhalt liegt hinter ihr als der Gegensatz zwischen Göttern und Riesen, zwischen der Weltordnung und der Weltzerstörung. So ist die Himmelsbrücke Regenbogen und Milchstraße zugleich, weil sie in Wahrheit keines von beiden ist, sondern lediglich Sinnbild der Scheidung zwischen Licht- und Dunkelwelt, zwischen Himmel und Hölle, Sinnbild der Sittlichen Weltordnung.

Es ist, wie schon oben erwähnt, oft behauptet worden, daß die Spottreden Lokis über die Götter eine weit vorgeschrittene Zersetzung des Götterglaubens bezeugten. Aber auch bei Homer finden wir eine Fülle von vermenschlichenden Göttergeschichten, die den Himmlischen alles andere als sittliche Hoheit beilegen und die deshalb schon im Altertume getadelt worden sind. Auffällig ist, daß die Menschen der Ilias und Odyssee trotz aller dieser derben Göttersagen von einer tiefen Frömmigkeit erfüllt sind. Die Erklärung hierfür liegt darin, daß die Götter nur vom Dichter als Menschen, im Glauben selbst als Weltmächte gesehen sind. Die Welterscheinungen werden vom dichterischen Geiste frei ergriffen, seine Erzählungen sind Märchen, nicht Glaubenslehren. Widersprechen sie sich, so bleibt die Gottheit selbst von diesem Widerspruche frei. Lokis Spott trifft die Göttermärchen, nicht die Götter, die oberhalb menschlicher Rede schweben. So ist Balder der Sohn Odins und der Frigg, aber den Rächer Balders zeugt der Gott mit der Rinda „im westlichen Saal", am Erdrande, damit die Rache nach einer einzigen Nacht vollzogen werden zu können scheine. So ist auch die Sage von Balders Tod und Verbrennung in der vorliegenden Fassung Märchen, Gleichnisrede. Der eigentliche Gehalt liegt in dem Kampfe mit Loki beschlossen; sein wahrer Tod ist über aller Zeit, ist inneres Weltgeheimnis, Untergang des Guten und Lichten. Es ist Balders Wesen, daß er sterben muß. Das Gleiche gilt von seiner Wiederkehr in der vollendeten Welt, denn nur dort bleiben seine Urteile in Kraft.

Die Sage Balders im Gleichnis vom Tagesuntergange würde auch, wenn dieser die wahre Grundlage der Sage wäre, der großen Baldersage widersprechen, die den Gott vor der Menschenschöpfung sterben und erst nach dem Untergange des Menschengeschlechts in der vollendeten Welt wiedererstehen läßt. Also ist auch hieraus deutlich, daß die himmelskundliche Fassung der Sage nicht ihr Wesen sondern dichterische Ausschmückung bedeutet. Das Wesen des Balderglaubens liegt in der seelisch erfahrbaren Tatsache verborgen, daß das Göttliche in dieser Welt ständig vom Bösen unterjocht wird, und daß diese Welt den Kampfsplatz bedeutet, auf dem seine Wiederkehr errungen werden soll und zwar für eine Welt, in der seine Gesetze ewige Dauer haben können. 450)

Wenn der Name des Götterfeindes Loki mit „Beender, Beschließer" zu übersetzen ist, dann deutet der Name schon seine Grundwesenheit an: Das Ende dieser Welt (verold, Menschenzeit) wird durch ihn im Weltbrande herbeigeführt. Man hat gesagt, daß in Deutschlands Ueberlieferungen die Gestalt des Loki ebenso wie sein Name fehle, daß diese daher lediglich dem germanischen Norden angehörten und sehr jung seien. Abgesehen aber vom Namen, der ebenso oder anders gelautet haben könnte, hat die deutsche Überlieferung eben jenes Wort Muspilli für den Weltbrand erhalten, mit dem auch die Edda (Lokas. 42, Gylf. 4 usw.) den Zerstörer der Welt bezeichnet:

„wenn Muspells Söhne durch den Schwarzforst (= Weltnacht) reiten."

Nun ist aber Muspilli gewiß kein beliebiger Brand, in den das Weltall gerät, sondern der geweissagte Weltuntergang. Der setzt aber eine Gestalt in der deutschen Sage voraus, welche der Lokis = Angramainjus entspricht und deren Name in Deutschland vielleicht ebenso Muspell gewesen ist, wie im Norden Surt mit diesem Namen belegt wird. Das Wesentliche ist, daß in Deutschland wie in der Edda der Weltbrand durch einen götterfeindlichen bewußten Willen hervorgerufen wird. Der Name ist gleichgiltig, um so mehr, als in Deutschland nahe alle Überlieferung zerstört worden ist.

Daß zu den sinnbildlichen Erzählungen der Edda gerade die Himmelsvorgänge herangezogen wurden, ist wiederum auf der Grundlage des Glaubens zu verstehen, der die Götter im Himmel über die Welt herrschen sah. Die Tierkreiszahl 432000 festigt diesen Himmelsglauben. Aber nur dieser Glaube ist Gottum; die Verklärung der Götterhäuser im Grimnirliede bietet nicht Glaubenslehre, sondern begleitende Dichtung. Glaubenssatz ist die Unzerstörbarkeit der Seele, Walhall in der Sternenhöhe; aber die Speise, welche die Einheerer erhält, der Met der Heidrun, das Fleisch des Sonnenebers sind dichterische freie Ausschmückung.

Dies alles läßt die Frage auftauchen, ob es ein Mittel gibt, die Glaubensvorstellungen von den dichterischen Ausschmückungen zu trennen. Ein solches Mittel scheinen die „Entsprechungen" zu bieten d. h. wenn Himmelsbrücke und irdische Gerichtsbrücke, Weltesche und irdischer Gerichtsbaum sich entsprechen, so unterscheiden sich diese Vorstellungen von den freien Dichtungen dadurch, daß sie feste Einrichtungen des irdischen Rechts- und Gemeindelebens widerspiegeln. Aber solche Entsprechungen setzen wiederum einen Glauben voraus, den nämlich, daß Himmel und Erde, göttliches und menschliches Leben in einer und derselben Ordnung stehen, sie setzen eine Göttliche Weltordnung voraus und diese Glaubensvoraussetzung ist die Wurzel der „Entsprechungen."

Die Baldersage bietet uns ein Beispiel für die Entstehung sinnbildlicher Götterdichtungen. Diese sind Glaubenssagen und werden durch die Kennzeichen wie „Mistelzweig" und „Ringhorn" in himmlische Höhe gerückt, um sie irdischer Deutung zu entziehen.

* * *

Das neben der Voluspa großartigste Lied der älteren Edda „Balders Träume" oder „Wegtams Lied" hat der Erklärung bisher widerstanden.

Den lichten Balder plagen böse Träume. Die Götter geraten in Unruhe und Odin macht sich selbst auf den Weg in die Unterwelt, um dort bei der riesischen Seherin den Sinn dieser furchtbaren Träume zu erfahren. Der Gott verleugnet seinen Namen und nennt sich Wegtam (Weggewohnt), weil er von der riesischen Feindin keine Aufklärung erhalten würde, wenn sie wüßte, wen sie vor sich hat. Nur an diese aber kann der Gott sich wenden, denn er weiß, daß die bösen Träume von ihr gesandt sind. Widerwillig trotzdem gibt ihm die Riesin die dreifache entsetzliche Auskunft:

1. daß Balder sterben wird,
2. wer Balder töten und
3. wer ihn rächen wird.

Mit diesen drei Auskünften ist Odins zukunftsbanger Wissensdurst furchtbar gestillt. Sein liebster Sohn soll sterben. Gram und Zorn rasen in ihm empor. Der Listigen hat er die Zukunft entlockt, nun braucht er sich nicht mehr vor ihr zu verhüllen und gibt ihr voller Gram und Hohn die Rätselfrage als vierte:

„Wessen Töchter sind's, die in Tränen zerfließen
und der Hälse Zipfel gen Himmel schleudern?"

Und an dieser Frage erkennt den Gott die lichtfeindliche Riesin:

„Nicht Wegtam bist du, wie ich wähnte vorhin,
Odin bist du, der alte Schöpfer!"

Und da sie ihn nun erkannt hat, weil es Odins Töchter sind, die um Balder weinen werden, so stehen sich der Gott und die Riesin nun in vollem uraltem Schöpfungshasse gegenüber und Odin enthüllt nun auch ihr, daß er sie wohl kennt: Sie ist die Angrboda, die „Angstbotin", die Senderin jener bösen Träume selbst, die Gattin Lokis, der den Schmerzenspfeil gegen Balder senden wird durch List, und mit dem sie die drei furchtbarsten Feinde der Götter gezeugt hat, die Mitgartschlage, den Fenriswolf und Hel selbst. Das schleudert ihr Odin nun ins Gesicht:

„Kein weises Weib, noch Wahrsagerin bist du,
der Thursen drei trugst du im Schoß!"

Der Gott und die Riesin kennen sich, denn Odin ist es, der diese drei Thursen vorderhand unschädlich gemacht hat, der die Schlange ins Weltallsmeer, die Hel in die Unterwelt geschleudert und mit den Göttern den Fenriswolf gefesselt und ihm das Lichtschwert in den heulenden Weltallsrachen gestellt hat. Das ist Odins Werk und Ruhm. Urweltlicher Schicksalshaß führt die Dichtung zu unaussprechlicher Größe; von giftigem Haß überquellend und künftiger Rache gewiß höhnt und frohlockt die Entsetzliche:

„Des Ruhmes froh (daß du meine drei Kinder bändigtest!)
reite du heimwärts!
Nicht eher besucht mich ein anderer Mann,
als Loki sich löst, ledig der Fesseln,
und zum Sturz der Götter die Zerstörer kommen!"

Diese Zerstörer sind ihre drei von Odin gefesselten Kinder, die mit dem später gleichfalls von den Göttern gefesselten Loki, ihrem Gatten, auf den Tag des Loskommens warten, welcher eintritt, wenn das Menschengeschlecht versagen wird. Man hat diese Dichtung, die an innerer Spannung, Wucht und Größe in der ganzen Welt wohl kaum ihresgleichen findet, bisher nicht verstanden, weil man in der Riesin eine gewöhnliche Riesin und nicht die „Angstbotin" mit ihren drei Riesenkindern, die Gattin Lokis, die Senderin der bösen Schicksalsträume erkannt hat. Und ferner deshalb nicht, weil man Odins gram- und hohnvolle Frage nicht verstand:

„Wessen Töchter sind's, die in Tränen zerfließen
und der Hälse Zipfel zum Himmel schleudern?"

Nach Bugges Vorgang hat man in diesen „Töchtern" allgemein die Meereswogen gesehen, die Töchter Aegirs und der Ran. Die Meereswogen sollen um Balder weinen? Die Töchter der riesischen Mächte? Die dem Balder so feind sind wie alle anderen Riesen, feind wie die Angstbotin selbst? Dazu steht in der folgenden Strophe klar zu lesen, daß es Odins Töchter sind, denn an dieser Frage gerade erkennt ja die Riesin den Gott, den alten Schöpfer. Das Bild von den „Wellenmädchen" wird

erklärt, die Hälse seien die Ecken der Segel und die Zipfel die Taue oder Schotten, die daran befestigt seien, also Aegirs Töchter schleuderten in ihrem Schmerz die Schiffe so hoch empor, daß die Segelzipfel den Himmel zu berühren scheinen.

Da es nach dem Liede selbst sich aber nur um Odins eigene Töchter handeln kann, so könnten darunter nur seine Wunschmädchen, die Walküren verstanden werden, die mit den himmlischen Wolken in Verbindung stehen (Helgi Hjorwardsf. 28, Gering S. 156):

„ihre Rosse schüttelten sich, es rann aus den Mähnen
in tiefe Täler der Tau,
der Hagel in hohes Gehölz."

Das Bild, daß „die Wolken weinen" ist dem alten Norden geläufig. „Jetzt prasseln auf mich die Tränen der Wolken" klagt ein holzgeschnitztes Bild auf Samsö; vgl. Gust. Neckel, Walhall S. 22 f., wo mehr Belege darüber. Während dem Bilde von den Meereswellen, die ihrer Hälse Zipfel zum Himmel schleudern, jede Bildhaftigkeit fehlt, ist es für die Himmelstöchter, die Wolken, ein Bild von großer Kraft und Naturwahrheit. Die aufwehenden zerrissenen Wolken könnten kaum malerischer geschildert werden, als es in diesem auch sonst von größter dichterischer Meisterschaft zeugenden Liede geschieht. Und noch mehr Zeugnisse dafür, daß es sich in dieser Frage Odins um seine eigenen Mädchen handelt, kommen hinzu. Der Urtext hat meyjar d. i. nicht Töchter, sondern Mädchen. Nun gelten aber die Walküren gerade als Odins Mädchen, seine Wunschmädchen und Heldenbringerinnen. Vol. 31. Vgl. Neckel, Walhall S. 84 f.; ders., die Überlieferungen vom Gotte Balder, 1920, S. 241. Wenn also Odin fragt: Wessen Mädchen sind's, die um Balder in Tränen zerfließen, so erkennt die Riesin in diesen Mädchen sofort die Walküren und in dem erfragten Gebieter dieser Mädchen ihn, den Gott, Odin selbst.

Es ist deshalb nur eine Bestätigung unserer Deutung, wenn Gylf. 49 bei der Schilderung von Balders Totenfeier Odin begleitet erscheint von Frigg, seinen beiden Raben und den Walküren. Auch in Ulfs Liede Husdrapa heißt es ausdrücklich: „Der weitberühmte Odin reitet zum Scheiterhaufen seines Sohnes. Walküren und Raben folgen dem Siegesgotte". Zwischen den drei Schilderungen besteht also die völlige Übereinstimmung, daß die Walküren zu Balders Totenfeier kommen. Da Husdrapa nur eine Darstellung von Bildern ist, die in einem Festsaale angebracht waren (Neckel, Balder S. 45 f.), so ist erwiesen, daß die Walküren nach allgemeiner Vorstellung notwendig zu dieser Totenfeier gehörten.

Und hieraus ergibt sich weiter, daß Balder bildhaft der lichte Himmel ist und daß, wenn dieser lichte Himmel stirbt, die Wolkenmädchen kommen, um ihn zu beweinen. Es ist also klar, daß die

Baldervorstellung mit der vom lichten Himmel in Beziehung stand, so sehr, daß sein Tod nicht ohne Herannahen der todgebietenden Walküren, die in den Wolken reiten, gedacht werden konnte.

Aber ferner ist klar, daß diese Wolkenmädchen Odins Mädchen und nicht Balders Feinde sind, daß sie ihn vielmehr beweinen, daß Balders Feinde aber Loki und Angrboda sind, zwei Wesen der vollen Götterfeindschaft, böse und die Schande der Götter und Menschen, Urheber des Trugs (Gylf. 33). Balder ist Licht und Güte, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Mithin ist in unserem herrlichen Liede die natursymbolische Deutung abwegig. Die Erwähnung der Wolkenmädchen beim Tode des lichten Gottes dient auch in diesem Falle nur dazu, ihn aus den Fesseln der vermenschlichenden Vorstellung zu befreien und mit unvergänglicher Weltallsgröße zu begaben. Balder ist der Schöpfungsgottheiten Licht und alles weint um ihn, da es stirbt. Aber sein wahrer Tod lag ja schon vor der diesseitigen Schöpfung, die seitdem und darum im Argen liegt, und erst das Weltende, die Götterdämmerung wird ihn aus der riesischen Umklammerung befreien. Dann wird sein ewiger Tag sein, voller Güte und Schönheit.

Wäre Balder wirklich seinem Wesen nach nur als lichter Tag gedacht, so müßten umgekehrt die Wolken als seine Feinde gelten. Nun sind sie aber in unserem Liede seine weinenden Freundinnen, die heldenbringenden Walküren. Als solche Odinsmädchen weisen sie sein Bild aus aller natursymbolischen Verflachung und geben es der Welt des Geistes unwiderruflich zurück. Sie sind als Himmelstöchter Kennmittel seiner himmlischen Wesenheit und verhindern die mit jeder menschlich erzählenden Geschichte notwendig verbundene Vermenschlichung der Gottheit.

* * *

Daß die Baldersage in himmlischer Höhe spielt, geht noch aus anderen Beziehungen hervor. Die Fußsohlenbilder der skandinavischen Bronzezeit und Altindiens konnten als Sinnbilder der Götter gelten und die Füße Balders wären der Riesin Skadi nicht so schön erschienen, wenn sie in ihnen nicht das leuchtende Schweben des Himmlischen geliebt hätte. Die Spur der Skadi d. i. „Schaden" (Hyndla 31) führt uns nun weiter.

Skadi wird für die Tötung ihres Vaters, des Sturmriesen Thiazi, von den Asen durch die Ehe mit dem lichten Njord entschädigt. Dieser ist Herr über Noatun d. i. Schiffsgarten, ein alter Ausdruck für das Himmelsmeer (Bd. 1,49. 104 f. 119 f. 125). Diese „Ehe" ist aber nicht sonderlich glücklich. Njord, der hohe Himmelsgott, und Skadi, die winterliche Kälte, kommen überein (Gylf. 23), 9 Monate („Nächte") im riesischen Vaterhause der Skadi, 3 Monate in Noatun zu weilen. Die Erklärung

liegt nahe, daß Skadi, die „schimmernde Götterbraut“ (Grimn. 11), die Frostriesin, den Himmel die 9 Wintermonate des Nordens hindurch besitzt, ihn dann aber für die 3 Sommermonate seiner eigentlichen Segensart zurückgibt. Skadi wohnt auch nach der Vorrede zum Skirnirliede mit Njord in Himmelshöhe.

Skadi verleugnet aber auch in ihrer himmlischen Wohnung die riesische Art nicht. Als die Asen nach Balders Tötung den schuldigen Loki auf 3 Felsen gefesselt haben, wo er bis zum Untergange der Götter liegen bleiben soll, ist es Skadi, welche (Lokas. am Schlusse; Gylf. 50) über des Gefesselten Antlitz eine giftige Schlange befestigt, so daß das Gift auf dieses herabtropft.

Die alte Vornehmheit der Asen tritt immer wieder hervor. Den Urwolf Fenrir töteten sie nicht (Gylf. 34), weil sie „ihre Heiligtümer und Friedensstätten nicht mit seinem Blute beflecken wollten.“ Den Loki fesseln sie, aber die weltlange Qual des gefesselten Bösen ist Werk riesischer Abkunft. Und um diesen Unterschied zwischen göttlicher und riesischer Gesinnung noch zu unterstreichen, ist es die Asin Sigyn, Lokis Gattin, welche auch dem Gefesselten die Treue haltend unter das tropfende Gift eine Schale hält, damit sie die Qual des Bösen mindere. Nur wenn sie die Schale leeren muß, tropft das Gift in des Riesen Antlitz und er windet sich so, daß die Erde bebt. „Das nennt man jetzt Erdbeben.“

Loki, der Vater des Urwolfes der Finsternis, ist selbst Finsternis. Das großartige Schöpfungsbild wird klar, wenn wir bedenken, daß Skadi d. i. „Schaden“ in der Himmelshöhe weilt — für die 9 Monate des Winterfrostes. Der Winter aber ist es, der in seinen langen schwarzen nordischen Nächten die gewaltige Himmelsschlange der Milchstraße am Himmel über der finsteren Nacht befestigt; im Sommer verschwindet sie um so mehr, je heller dort oben die Nächte sind. Die Befestigung der Schlange in der Himmelshöhe ist also der riesischen Skadi Werk, der Winterzeit, der „schimmernden Götterbraut.“

Das angelsächsische Gosforthkreuz aus dem 9. Jahrhundert hat uns das Bild des gefesselten Finsternisriesen aufbewahrt. Abb. 28.

Die Riesen haben, wie wir immer wieder feststellen mußten, Weltallsgröße und überragen oft noch die der Götter (Thor im Handschuh des Riesen). Das Bild zeigt uns die finstere idäische Weltallshöhle, rings umspannt von der „Milchstraße“, der Giftschlange. Und die Asin Sigyn hält die milde Mondschale unter das tropfende Gift. Das Bild läßt keinen Zweifel über den Sinn der Schale.

Wir sehen wiederum die Himmelserscheinungen als Kennmittel verwandt. Der Beschauer des Bildes ersieht aus der Mondschale, daß es sich in der Darstellung der Sage um Weltallsdinge, um Göttergeschicke handelt.

Und somit wird auch die Geschichte von der riesischen Skadi und der asischen Sigyn mit ihren himmlischen Kennmitteln ein Zeichen dafür, daß es sich auch in Balder selbst, um dessentwillen dies alles geschieht, um einen Himmelsgott handelt. In allen möglichen Gleichnissen treten die Erscheinungen des Himmels in seine Geschichte ein, um seine Wesenheit zu bezeugen. Balder hat nichts mit den babylonischen „Wachstumsgöttern", nichts mit Tamuz, nichts mit Adonis zu tun. Er ist nicht von unten, sondern von oben her (Bd. 1, 111). Selbst wenn sein Name nicht „leuchtend", „weiß" (s. Tomascheck, Die alten Thraker: phalios), sondern der „Herr", richtiger „Fürst", bedeuten sollte (G. Neckel, Balder S. 135), so erinnern wir uns, daß auch Zeus mit „König" angeredet wurde, daß die Semnonen den regnator omnium verehrten. Diese Bezeichnung bezeugt nicht knechtische Unterwerfung; die Götter bleiben Verwandte und Freunde der Menschen, was wir an anderer Stelle mit genügenden Zeugnissen belegt haben. Auch Indra ist „Herr". Bd. 2, 177.



Abbildung 28. **Loki und die Mondschale der Sigyn.**
Vom angelsächsischen Gosforthkreuz. 9. Jahrhundert.

Die Sage der Asin Sigyn, die sogar dem Urbösen, dem Todbringer, die Treue hält und seine Qualen lindert, ist beispiellos in ihrer hohen lauteren Herrlichkeit. Man muß, um diese recht zu erkennen, die biblische Entsprechung dazu halten. „Der Teufel ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel . . . und sie werden gequält werden Tag und Nacht von

Ewigkeit zu Ewigkeit", — während sich die Gerechten der himmlischen Seligkeit erfreuen (Off. Joh. 20,10. Matth. 25,46. Jes. 66,24)! Aus der Edda spricht die große „indogermanische" Art, welche den Feind besiegen, aber nicht quälen will, welche aber demselben Sagenstoffe im südlicheren Kreise verloren gegangen ist. Sigyn zeugt für Balders Gesinnung; diese ist, wie die angeführten Zeugnisse zeigen, nicht christlich bestimmt, sondern widerspricht der biblischen Mitleidlosigkeit durchaus (Bd. 1,144 f.).

Daß die Asen den Urwolf nicht töteten, weil sie nicht ihre Weihestätten beflecken wollten, bewirkt ihren Untergang. Die Erhabenheit der Gesinnung, welche auch aus dieser Erzählung spricht, stimmt zur Gesinnung der Sigyn. Die „Weihestätten" der Götter sind die Himmelshöhe; dort, wo sie den Weltallswolf, ihren künftigen Töter, nicht töten wollten, fiel Balder, vom Mistelzweige der Nacht getroffen. Balder ist Himmelsgott.

Und wiederum heißt es (Gylf. 49): Die Götter „konnten an der Friedensstätte nicht Rache üben", als Balder fiel.

Man hat in der Milde und Weichheit der Baldersage christlichen Einfluß vermutet. Der Ursprung dieser Balderstimmung ist aber vorchristlich. Im 5. vorchristlichen Jahrhundert erzählt der griechische Geschichtschreiber Herodot (1,34—45) die Baldergeschichte, verirdischt, aber nach einem offenbar viel älteren Mythos vom Himmelsgotte Atys (Attis, vgl. Bd. 1,110 f.) auf dem „mysischen" Olymp. Kleinasien ist damals schon seit 1½ Jahrtausenden indogermanisch besetzt (Bd. 1,8 f.). In dieser alten Erzählung findet sich die Balderstimmung deutlich in dem vornehmen Verzicht auf Rache. Uralte Frömmigkeit indogermanischer Art lebt in der Baldersage, welche selbst aus dem alten Himmelsglauben stammt, unbeeinflußt durch spätere christliche Gedanken.

Die Größe ihrer Gesinnung besiegelt das Geschick der Götter. Bewußt gehen sie ihm entgegen: Das Selbstopfer erlöst die Welt im letzten Kampfe von aller Finsternis. Dann wird Balder herrschen; er, das geistige Licht. Denn jene künftige Welt ist Himmelshöhe über dem jetzigen Himmel; sie ist keine Erneuerung, sondern die Vollendung der untergegangenen Welt in ewigem Lichte Balders, ohne Bosheit, ohne Leid und Tod.

* * *

Loki wird (Gylf. 50) „in einer Höhle" gefesselt; wir haben sie als die „Nacht" erkannt, als Weltallshöhle, Loki als den Finsternisriesen. Es ist dieselbe Höhle, in welcher Thökk haust, das einzige Wesen, das um Balder nicht weinen wollte, weil es niemals Nutzen von ihm gehabt habe. In der Tat hat ein Nachtwesen niemals „Nutzen" vom Himmelsglanze des Sonnentages. Jene Thökk war in Wirklichkeit Loki. Balder

erweist sich auch hier wieder als Himmelsgott. Aber alle diese Geschichten erhalten ihre „himmlischen" Beziehungen mit der deutlichen Absicht, die Vermenschlichung der Sage und des Gottes selbst zu verhindern. Balder ist Licht, Güte und Segen der himmlischen Höhen, welche das Weltall lenkt, der liebste Sohn der himmlischen Ehe Allvaters.

* * *

Der tötende Mistelzweig der Baldersage als dichterisches Bild der Neusichel des Mondes bedarf noch besonderer Untersuchung.

Nach Plinius (hist. nat. 16, 44) hieß die Mistel bei den keltischen Druiden „Allheil" und wurde an einem bestimmten Tage mit goldener Sichel von der Eiche abgenommen, nämlich „wann der Mond 6 Tage alt war, mit welchem Tage ihnen Monate und Jahre und jedes 4. Jahrhundert beginne und weil der Mond am 6. Tage doch schon Kraft genug habe, ohne grade die Hälfte seines Lichtes zu füllen." Die Kalenderregel eines Mondjahres liegt hier klar zu Tage; zugleich aber tritt die Mistel zu diesem Monde in eine Beziehung, welche noch durch die „goldene Sichel" des Druiden gekräftigt wird, die noch einmal die Mondsichel darstellt. Einer anderen Kalenderregel zur Mistel erwähnt Mone (Europ. Heident. 1, 426) nach einem alten Kräuterbuche; auch der französische Neujahrsgruß au gui (Mistel) de l'an neuf gehört hierher (Mone, 2, 404; Grimm, Myth. 1158).

Ferner läßt Vergil seinen Helden Aeneas einen „goldenen Zweig" (ramus aureus) auf den Rat der Sibylle suchen und finden, welcher ihn sicher in die Unterwelt geleitet. Diesen goldenen Zweig nennt Vergil selbst eine Mistel (Aen. 6, 205 f.; vgl. 136—148, 187—188, 269—271, 405—408, 635). Aber wenn der Dichter V. 268 f. die Wanderung des Aeneas in die Unterwelt schildert „wie wenn man beim fahlen Schein des ungewissen Mondlichts durch Wälder geht", so ist zugleich deutlich, daß Vergil unter dem „goldenen Zweige" eben die goldene Mondsichel verstanden wissen wollte (vgl. Gust. Neckel, Überlieferungen vom Gotte Balder, S. 189), die alsbald nach ihrem Aufblitzen westlich abwärts in die Unterwelt schwebt.

Die Tötung Balders durch einen Zweig hat ferner eine persische Entsprechung beim Firdusi (Neckel 184 f.). Der Held Rustem muß einen Zweig suchen, der weit im Osten an der Küste des Chinameeres auf einer gewaltigen Tamariske wächst.

Die germanische, keltische, römische und persische Fassung haben die Suche nach dem Zweige gemeinsam. Das Neulicht des Mondes taucht bekanntlich in der Abenddämmerung tief im Westen mit einer wundervoll zarten

schmalen goldenen Sichel auf. Alle alten Völker, welche ein Mondjahr nach dem 29,5tägigen Mondmonat hatten, suchten allmonatlich nach diesem ersten Aufblitzen des goldenen Zweiges im Weltbaum. Das Erscheinen des Neulichts pflegte in Babylon und bei den Arabern öffentlich angesagt zu werden, weil mit diesem Tage der Mondmonat begann. Es ist deshalb verständlich, daß in allen erwähnten Fassungen der Mistelsuche die Mistel am Rande der Welt und zwar richtig nach der Edda „westlich von Walhall" gefunden wird. Die hinreißende Schönheit und Zartheit des Anblicks konnte kein treffenderes Bild finden als das von der goldenen Mistel, die auf dem Weltbaum wächst.

„Es stand gewachsen, höher als die Ebene,
dünn und sehr schön, ein Mistelschoß".

(Vol. 31, Neckel S. 40). Jedem, der häufiger dieses immer entzückenden Schauspiels genoß und dem das allmonatliche Suchen der Neusichel und ihr Finden immer neue Freude bereitet, wird nicht nur die Strophe der Edda deutlich sein, sondern es werden sich ihm auch Vergils Verse 6, 143 f., daß der abgebrochene Zweig sich „ständig erneuere", klären. Denn dieser Ausdruck verrät, daß der Dichter den Goldenen Mistelzweig ebenso am Himmel suchte wie Homer selbst mit dem Worte „beständig" (Odyss. 12,64) die himmelskundliche Art der Argofahrt durch die Plankten dem Verständnisse sichern wollte! — Und auch das stimmt ein, daß die Farbe der Mistel, welche mit ihren schlanken Ruten auf ihrem Wirtsbaume ein auffälliges Dasein führt, nicht mit dem Grün des Baumlaubes übereinstimmt. Das Laub der Mistel ist von gelb-grauer Farbe, welche einen deutlichen Goldton durchschimmern läßt. Darum sagt Vergil richtig (V. 207):

„Mit safrangelbem Laube (croceo fetu) umgibt sie die
schlanken Zweige,
sprossendes Gold in der dunklen Eiche".

Es ist also die Goldfarbe der Mistel, nicht die ihrer (weißen) Früchte, welche die Beziehung zur goldenen Sichel des Mondes herstellt, ferner die Schlankheit der Zweige und ferner ihr Wohnen in der Luft „höher als die Ebene" auch zu einer Zeit, wenn der Wirtsbaum selbst ohne Laub ist.

Die Neujahrs- und Weihnachtsbräuche Englands und Frankreichs gehen auf die alte keltische Heiligkeit der Mistel zurück. Vergil scheint (wie Plinius) seinen „goldenen Zweig" aus mündlicher Sage nordischer Herkunft geholt zu haben, vielleicht auch von thrakischen Sängern, die er 6, 120 und 644 f. in Bezug auf Orpheus erwähnt. Die Glücksbedeutung der Mistel bezieht sich auf ein Mondjahr nach einer Zählung mit (30tägigen) Mondmonaten, welche mit dem ersten Aufblitzen der Mondsichel beginnen. Im germanischen und persischen Bereiche galt in

ältester Zeit dagegen der Sternmonat mit drei Neunerwochen, deren Beginn vom Erscheinen der Neusichel gänzlich unabhängig war. Für diese alten nordischen Arier hatte die Neusichel nicht die Bedeutung des Monatsbeginnes. Ihnen erschien dieser schlanke Zweig als Waffe, als Pfeil oder auch Zauber*schwert*, welche den Himmelsgott töten, Waffen der alsbald hereinbrechenden Nacht. Denn die Sichel erscheint kurz vor Sonnenuntergang und geht alsbald der Sonne nach westlich unter. Man sieht deutlich, daß der Mondzweig als *Lebenszweig* gepflückt alsbald westlich in die Unterwelt (Aeneas) wandert; als *Todeszweig* aber den Untergang des Taghimmels (Balder) und das Hereinbrechen seines Todes, der Nacht versinnbildet. Die Sichel taucht am *Rande* des Himmels im *Zwielicht* auf, in der Zeit des *Kampfes* zwischen Nacht und Tag. Darin wird die Waffe vom blinden „*abseits* stehenden" Höd d. i. „Kampf" geführt, aber auf Veranlassung der dahinterstehenden, alsbald siegenden Finsternis (der Nacht), Lokis.

Es ist verständlich, daß in Deutschland die Mistel keine Spuren einer früheren Heiligkeit hinterlassen hat; sie war dem germanischen und ursprünglich wohl dem gesamten arischen Altertum Todeswaffe, nicht Lebenszweig wie den späteren Kelten, bei deren Nachfahren sie noch heute als Lebenszeichen gefeiert wird. Wir haben keinen Grund, die keltische Sitte nachzuahmen und Balders zu vergessen. Den leuchtenden Tageshimmel erreicht keine Waffe, nichts vermag ihm zu schaden; nur der schlank und scharf aufblitzenden Waffe der Nacht gelingt es, in den Taghimmel unversehens einzudringen. Der glänzende Pfeil ist da, ehe man sich dessen versieht.

Wir sehen wieder, daß die Himmelserscheinungen nach Belieben als Kennmittel des überirdischen Sagenstoffes verwandt werden. So wie das Weinen der Mädchen Odins um Balders Tod d. i. das Weinen der Wolken nicht auf schrifttümliche Entlehnung zurückzugehen braucht, sondern stets unmittelbar der Himmelsansicht entnommen werden kann, so ist die *Mistelsuche* eine allmonatliche Übung aller alten Völker und bedürfte nicht des Nachweises einer einzigen Quelle. Wohl aber muß der Vergleich des Neulichts mit einer *Mistel* selbst in eine alte Gemeinsamkeit reichen, die nach allem eine nordische war, weil sie das Bild des *Weltbaums* voraussetzt.

Da die Baldersage schon bei Herodot in offenbarer Verderbung auftaucht (Neckel S. 142 ff.), während die Edda eine voll in sich geschlossene, in sich richtige Darstellung erhalten hat, so muß der nordischen Fassung ein höheres Alter zugesprochen werden. In der Tat muß sie wie oben ausgeführt in die Gemeinsamkeit des Sternmondkalenders zurückreichen und in nördliche Gegenden, welche den Monatsbeginn nach dem Neulichte wegen

seines Schwankens nicht gestatteten (vgl. S. 2,127 f.). Aus diesem Grunde wohl wählten zu vollerer Sicherheit die Druiden den 6. Tag nach Neumond zum Jahresbeginn.

Aus allem geht wiederum Balders himmlische Wesenheit hervor; das Alter der Sage verbürgt dem Gotte den Zusammenhang mit dem „leuchtenden" Himmelsgotte der arischen Völker. Balder ist nicht nur älter als „Christus", sondern auch „älter" als Odin und wie Tyr und Thor erst in später Sagenform zu Odins Sohn gemacht. Es hat seinen guten Grund, daß in der vollendeten Schöpfung nicht Odin, sondern Balder herrschen wird.

Der goldene Mistelzweig lehrt wiederum den Aufblick zu Balder, zur leuchtenden Himmelshöhe. Alle diese Gestalten der Göttersage haben Weltallsgröße und um sie vor vermenschlichender Auffassung zu bewahren, gibt ihnen die sorgende Lehre Kennmittel des allumfassenden Himmels.

3. Die Hilfsmittel der Glaubenslehre.

Die mit der Setzung von Begriffen notwendig verbundene Verengung des Gefühlsfeldes schnürt leicht auch die Freiheit des Gefühls in die Fesseln des bloßen Verstandes. Nicht aber die Strenge des Lehrsatzes, nicht die begriffliche Klarheit und Enge, sondern die gesamte Seelengestimmtheit entscheidet über den Menschen und seinen gottümlichen Standort.

Die Befreiung des inneren Menschen von begrifflichen Fesseln tritt dort ein, wo im Gebete das Ich die Kleinheit des Verstandes überwindet und das Gefühl allein, in Demut, Liebe, Bitte oder Dank, in der ganzen Erlösungssehnsucht des armen Herzens sich mit dem Ewigen zu vereinigen und aus ihm Kraft zu schöpfen sucht.

Dieses Gebet ist auch die Geburtsstunde des Opfers, dessen vornehmster, erster und letzter Grad die Selbsthingabe an die Gottheit, die in innerer Läuterung sich selbst verzehrende und gewinnende Weihe ist. Wie das wahre Gebet selbst nur wenigen Menschen und diesen auch nur in geringen Augenblicken des Lebens gegeben sein mag, so ist auch das Opfer in seinem ersten, wahren Sinne selten. Gebet und Opfer in äußerlicher Haltung sind dagegen auch eine nur äußerliche Weihe ohne den eigentlichen, ursprünglichen, gottümlichen Wert.

Zu allen Zeiten werden daher, heute wie vor und nach zehntausend Jahren, beide Arten, die innerliche wie die äußerliche, nebeneinander bestehen und es ist immer Sache des Menschen gewesen, der innerlichen vor der äußerlichen den Vorzug zu schaffen. Das wahre Gebet erhebt sich über jede Zeit, weil es (unter welchem Namen auch immer) an das Herz der Gottheit rührt; das äußerliche Gebet und Opfer bleibt im Vorhofe jedes Glaubens. Wo also das wahre Gebet und das wahre Opfer auf-

treten, die in der Hingabe der Gesinnung bestehen, ist auch die Gottheit dem Glauben wesentlich zugegen.

Wenn es im indischen Hitopadesa[451]) heißt, daß einem Unglücklichen helfen mehr Wert habe als ein Roßopfer, daß die Tugend aber Tausende von Roßopfern (dieses ist die höchste äußerliche Form des altindischen Opfers) aufwiege, so zielt dieser Ausspruch auf die Wertung des wahren Opfers, das der Umwandlung des Herzens entspringt.

Für Griechenland ist die ursprüngliche Einfachheit aller Opfer bezeugt.[452]) Plutarch (Lyk. 19) überliefert einen Ausspruch des Lykurg über die Opfer, da ihn einer fragte, warum er so geringe und spärliche Opfer angeordnet habe, und er versetzte: „Damit wir es niemals unterlassen, die Götter zu verehren." Der Sinn dieses Wortes zielt deutlich darauf, daß das reichliche Opfer die eigentliche Gesinnung des Opfers verdecke und zerstöre, diese ist die Verehrung der Götter.

Der Sinn des altnordischen Wortes für „opfern" blotan (dessen sprachliche Ableitung nicht bekannt) ist[453]) stets „durch Opfer verehren." Mit dem Worte „Blut" hat es nichts zu tun. Die alte ursprüngliche Opfergesinnung enthüllt Hav. 143:

„Im Unmaß opfern ist ärger als gar nicht beten,
Gabe schielt stets nach Entgelt;
verschwendet ist schlimmer als nicht geschlachtet
— — — — — — — —
So ritzte Thund (Odin) in den Tagen der Vorzeit."

Eine Opfergabe an die Götter, welche nach Entgelt schielt, hat also keinen Wert. Wer demnach gar im Unmaß opfert, ist geringer als derjenige, der überhaupt nicht betet, weil sein Opfer nicht nur keinen Wert hat, sondern eine schlechte Gesinnung vor den Göttern zeigt; dies ist Odins alte Lehre. Zu ergänzen ist und diese Ergänzung wird in der ausgemerzten Zeile enthalten gewesen sein: daß das wahre Opfer aus dem wahren Gebet entspringe, daß über der Opfergabe die Hingabe der Gesinnung und des Herzens stehe. Die Opfergesinnung Indiens, Lykurgs und der Edda ist dieselbe.

* * *

Diese seelische Auffassung des Gebetes und des Opfers setzt voraus, daß die Gottheit für das Gebet empfänglich geglaubt wird. Die Götter sind mithin nicht blinde Naturkräfte, sondern bewußte, handelnde, empfangende und gebende Wesenheiten. Sie sind „Steuermänner" (Gylf. 14) des Weltalls und der Menschengeschicke, sie haben das Weltall bewußt geordnet (Gylf. 8, Vol. 6 ff.), sie herrschen unter ewigem Ratschlusse und gleichzeitig in eigener Freiheit und Verantwortung. Das Naturgeschehen ist ihr Werk, nicht ist das Natur-

geschehen göttlich. Die Schöpfung ist nicht Gottheit, sondern ihr Werk; sie ist lediglich Erscheinung. Die Götter als Naturkräfte deuten, hebt die Götter auf.[454]) Beim Beten legt der Germane die Hände vor die Augen;[455]) das hat nur Sinn, wenn man das irdische Licht verdecken will, um das himmlische desto besser sehen zu können, wenn das Gebet eine überweltliche Verbindung herstellen will.

Die Götter, in ihrer weltallschaffenden Größe, sind geistige und seelische Wesenheiten und durch Geist und Seele mit dem göttlichen Teile des Menschen verbunden (Vol. 18). Daraus folgt notwendig, daß Odin nicht die Sonne oder der Mond, nicht der sichtbare Himmel, daß Balder nicht der „lichte Tag", Freyja nicht die „lichte Nacht" sein kann, so weit diese Schöpfungserscheinungen stofflicher Art sind. Und doch werden die Götter in der Himmelshöhe scheinbar so oft mit diesen Himmelserscheinungen, des Tages, der Nacht, des Tierkreises und der Gestirne wie Sonne und Mond in unmittelbare Beziehung gesetzt, daß es einer deutlichen Klärung dieser Beziehungen bedarf, um den Unwert der alten und so falschen „natursymbolischen" Deutung nachweisen zu können.[456])

Wir lösen demnach die Gestalten des Götterglaubens von den Weltschöpfungsdichtungen. Der Götterglaube hängt aufs engste mit dem Unsterblichkeitsglauben zusammen und ist seelisch-geistiger Art; die Schöpfungsdichtung behandelt die Weltentstehung und die Ordnungen des sichtbaren Himmels.

Reine Göttersage ist der Kampf zwischen Odin und Loki; er wirkt auch in der Tötung Balders durch des blinden Hod Geschoß. So sind auch Lokis Kinder, der Fenriswolf, Hel, die Weltschlange Gestalten einer geistigen Welt. Geistig sind ursprünglich alle Sagen, die den Kampf zwischen den Göttern und Riesen darstellen.

Der Inhaber des Blitzhammers, Donar, ist zugleich Weiher (veor) der Ehe, Schirmer der Verträge und Geber alles Segens. Wenn er mit der Axt an sein Wagenrad schlägt, dann donnert es; diese Märchenrede beweist, daß der Donner nur des Gottes Waffe, sein Kennzeichen, daß nicht er selbst der Donner, sondern daß er der Donnerer ist, wie Zeus der Blitzschleuderer. So ist Thor in der nordischen Sage der Bekämpfer der Mitgardsschlange, der Vertreter der göttlichen Ordnung. Der Donner ist dem menschlichen Gebete und Opfer taub, aber Donar erhört beide. Mithin ist Donar nicht Himmelserscheinung, sondern Himmelsmacht, bewußter Gott, und wird als solcher geglaubt. Die Götter sind Steuerleute, in den Felsbildern, in der Edda, sie sind nicht Vergöttlichungen der Himmelserscheinungen; diese eignen ihnen als Kennzeichen.

Balder besitzt wie Odin den Mondring Draupnir, er wird vom Mondpfeil (Mistiltein) getroffen, seine Leiche fährt

auf dem Mondschiffe Ringhorn in den Abendbrand des Sonnenuntergangs hinaus. So eignet dem Apollon bei Homer und Hesiod der silberne Mondbogen. Da alle diese Mondbilder von der Mondsichel hergenommen sind, welche niemals in der Nacht, sondern wie der Augenschein und die Überlegung lehren, nur am Tage (abends und morgens) sichtbar sind, so würde die natursymbolische Deutung in Balder und Apollon den Lichtgott des Tages sehen wollen. Aber die Mondsichel ist immer nur Waffe, Gerät, Schiff, niemals Wesen der Gottheit; das himmlische Gerät beweist nur, daß die Gottheit himmlischer Art ist. Nicht, daß sie den Bogen, den Ring besitzt, ist ihr Wesen, sondern, was sie mit ihnen tut, bezeichnet die Art der Gottheit. Dabei ergibt sich, daß Balder geistige Himmelsgottheit, geistiges Licht und Wärme, Milde, Barmherzigkeit, Schönheit, Gerechtigkeit vertritt. Balder ist Gottheit, nicht Himmelserscheinung.

Wir bemerken also, daß den großen Himmelsgottheiten die Himmelserscheinungen als Kennzeichen (Attribute) ihrer himmlischen Gottwesenheit, ihrer himmlischen Herrscherart beigelegt werden. Freyjas Halsband, der Tierkreis, dient dazu, die Gottheit als himmlische Weltallsmacht vor der Vermenschlichung zu bewahren. Das Stirnband ihrer Dienerin Fulla (Gylf. 35) ist in gleicher Gesinnung der Mondreif; die Sternschnuppen werden Freyjas Tränen genannt. Odins achtbeiniges Pferd scheint auf den Umlauf des Himmels auf dem achtgeteilten Himmelskreis zu zielen. Sein goldener Helm ist die Sonne (Gylf. 51); der lichte Helm der Walküre Sigrun der Mond. So ist Freyrs Eber die Sonne, der Mond ist der Eber Freyjas. Die Würfel, mit denen die Asen spielen, sind die 4 Mondgestalten. Frigg sitzt an der Weltallspindel; die Weltachse ist als göttliches Schwert im Rachen der Urfinsternis aufgerichtet. Der Mond ist wiederum Mimirs Trinkschale, Odins Auge und Heimdalls Horn unter der Himmelswurzel am Himmelssee der Urd (Moiren). Sifs Goldhaar ist der goldene Sternhimmel, ein Bild, das in Indien ebenfalls auftritt.[457]) Wenn Uhland[458]) meint, Sif sei das Getreidefeld, dessen goldener Schmuck im Spätsommer abgeschnitten werde, und sich dafür auf Skaldsk. 75[459]) beruft, wo Sif als Kenning für Erde erscheint, so verführt ihn seine dichterische Vorliebe für die natursymbolische Deutung dazu, zu übersehen, daß Sifs Wohnsitz nach Skaldsk. 17 ausdrücklich Asgard, also die Himmelshöhe ist.[460]) Wie in Indien, so wird der Sternenschmuck des Himmels auch in Griechenland als Götterhaar bezeichnet. Der Sternhimmel ist aber ferner Walhalls Goldlaub, Glasir, der Glanzwald in der himmlischen Höhe.

Alle diese Bilder sind Kennzeichen für die Himmlischkeit der Gottheiten. Der Mond kann als Himmelserscheinung nicht zugleich Ring, Schiff, Pfeil, Helm, Auge sein. Daraus

ergibt sich notwendig, daß diese Bilder nicht auf eine Erklärung der Himmelsvorgänge zielen, daß die natursymbolische Deutung völlig abwegig ist. Wenn die Geschichte von Balder erzählt wurde, von seinem Ende, seiner Schönheit und Hilfsamkeit, dann lag es nahe, sie als eine Menschengeschichte aufzufassen; das Meer, auf das sein Totenschiff hinausgestoßen wurde, konnte als irdische See gedacht werden. Um diese Vermenschlichung der Gottessage zu verhindern, gab die Lehre seinem Schiffe den Namen Ringhorn (Mondnachen); dann war dem Hörer klar, daß es sich um eine himmlische Welt handle, dann geriet der Gott nicht in die niedrige Ebene eines rein geschichtlichen irdischen Verständnisses.

Wenn Freyja die Tränenschöne genannt wurde, so erfuhr der Schüler, daß dieser Name auf die goldenen Sternschnuppen ziele, und wußte, daß Freyja nicht irgend eine schöne irdische Frau in irdischer Kleinheit, sondern eine himmlische Gottheit von Weltallsgröße sei.

Durch diese himmlischen Kennzeichen erhielten aber nicht nur die Glaubensvorstellungen von den Gottheiten ihre Weltallsgröße, sondern auch die Glaubenssagen, der Kampf zwischen den Göttern und Riesen, zwischen Odin und Loki, erhob sich aus irdischer Vorstellung zum Weltallsmaß. Dieser Götterkampf erfüllte nunmehr, dank dieser sinnbildlichen Hilfsmittel, das Weltall und umschloß Himmel und Erde.

Die Erinnerungsmittel der Lehre sind die K e n n g e r ä t e, wie das Tierkreishalsband, das Mondschiff, oder K e n n z a h l e n, wie die Neunzahl, die 540 Tore Walhalls als Tierkreiszahl, oder K e n n f a r b e n wie Balders Weiße (vgl. den Blumennamen „Balders Braue"), die Weiße aller der Gegenstände, die in Urds See getaucht werden, wie Odins blauer Himmelsmantel.

Erinnerungsmittel der Lehre sind aber ferner die K e n n t i e r e wie Odins Pferd (Sleipnir = Tierkreisumlauf), seine beiden Raben (Hugin und Munin = Gedanke und Gedächtnis), seine Wölfe (Geri und Freki = Gierig und Fresser); dazu gehören Freyjas Katzen, deren Namen nicht überliefert sind, die Liebestiere der Nacht; ferner Thors Ziegenböcke, die wie Heidrun wohl auf die Blitzwolke zielen und Thors Wetterkraft andeuten sollen. Auch die K e n n - N a m e n sind Erinnerungsmittel, deren jeder (der Wetterer, der Schreckliche u. a.) eine Seite der unendlichen Fülle der Gottheit kennzeichnet. Von besonderer Kraft ist das Lehrmittel der K e n n m a l e: Odins Einäugigkeit, Tyrs Einhändigkeit. So wie die griechische Kunst nichts von Hephästs Hinken weiß, so ist Odin nicht a n s i c h „einäugig"; diese Bezeichnung trifft nur eine bestimmte Seite seines Wesens; auch der Gott Tyr ist nur in einer bestimmten Fassung seiner Wirksamkeit einhändig, insofern er den Sieg nur nach einer Seite spenden kann. Dem Mangel an Gliedern bei den Göttern tritt

die Vielgliedrigkeit der Riesen gegenüber (6 Köpfe, 100 Arme u. a.), welche deren Ungeschlachtheit bezeichnen soll.

Das Haupt-Erinnerungsmittel aber ist die Kennsage. Wenn Thor den Riesen Thiazi erschlägt, der Donnerer den Sturm, so zeigt diese Sage, in welcher der immerwiederkehrende Himmelsvorgang als einmalige Tat der Gottheit erscheint,[461]) daß Thor als Gottheit des Himmels auch Herr über den zerstörenden Sturm ist.

Das Erinnerungsmittel ist Dichtung, aber eine Dichtung, welche die Wahrheit geben will. Da die Gottheit unsichtbar, geistig ist, so kann kein Sinnbild ihr Genüge leisten, aber das Kennmittel kann dem unwissenden und irrenden Menschen den Weg weisen. Im Kennmittel ist mehr Klarheit als in der begrifflichen Fassung. Alle arische Götterlehre zielt auf jenseitige d. h. übersinnliche und übergedankliche Wesenheit; die Vorstellungen der Allgegenwart, Allmacht, der weltüberlegenen Größe sind deutlich erst im Sinnbild, das nicht mehr als Dichtung sein will („keiner weiß, welches Essen die Einheerer nährt"; an anderer Stelle ist diese Speise der Sonneneber; der Tau fällt von der Esche Yggdrasil, an anderer Stelle vom Gebisse des Himmlischen Rosses Hrimfaxi) und doch den Sinn mit zwingender Kraft zur himmlischen Ahnung lenkt.

Die Kennmittel sind die große Lehrweise unseres Altertums. In ihnen war Freiheit und Wahrheit. Die Gottheit war über dem Sinnbild, über ihrem Kennzeichen, über dem Erinnerungsmittel der Lehre und — sollte es dadurch sein. Mit diesen Kennmitteln ausgestattet konnte man das Volk schalten und walten lassen.

Oberhalb des äußerlichen Kennmittels, welches die Gottheit vor irdischer Mißkennung bewahrt, steht aber das Sinnmittel, das in bildlicher Kürze den Sinn der Gottheit zu fassen sucht. Es tritt zumeist in der Sinnsage, der Göttersage auf.

In geringerer Gestalt erscheint auch das Göttermärchen; wenn Frau Holle ihr Bett macht, so schneit es; wenn Thor mit der Axt an sein Wagenrad schlägt, so donnert es; wenn der gefesselte Loki sich regt, so bebt die Erde;[462]) in der Erzählung vom Ursprunge des Langobardennamens liegt der Himmelsgott droben im Bette und seine Hausfrau dreht dem Schlafenden das Bett um.

Die Sinnsage dagegen zeigt die Gottheit im Kampfe mit dem Gottheitsfeinde; sie erzählt von ihrem Schöpfungswirken und von ihrem Walten. Alle diese Göttersagen benutzen zunächst das Kennmittel, um der Erzählung den Weltallssinn zu wahren. Auf dieser Ebene erst findet die Lehre die Freiheit für die dichterische Gestaltung des Grundsinnes, der in und über allem Geschehen schwebt.

Wenn die Weltallsströme, die aus dem Hwergelmirbrunnen strömen, g i f t i g genannt werden, so ist keine natursymbolische Deutung möglich; wenn Audumlas Euter 4 Milchströme entrinnen, von denen der Urleib Ymir des Weltalls genährt wird, so kann eine Versinnlichung der 4 Himmelsströme d. i. der Weltgegenden (wie in Indien) darin gefunden werden.

Wir haben also, wie oben erwähnt, die Götter- und die Schöpfungssage von einander zu trennen, obgleich beide häufig genug durcheinanderlaufen. Beide können nur dort dasselbe sein, wo diese Schöpfung lediglich ein Sinnbild des urgöttlichen Wesens ist; das ist in der klassischen Zeit der griechischen Glaubensmischung der Fall, nicht in der Edda.

In Homers wundervoller Dichtung vom Beilager des Zeus und der Hera (Il. 14, 152—351) auf der Höhe des Ida (des Himmelsberges) holt die Himmelsfrau sich den Sternenkreis der Nacht (das Halsband der Aphrodite) und den Schlaf und bezaubert so — märchenhafter Schönheit — den allschauenden Himmelsherrn: und es taueten goldene Tropfen. Der Sinn ist einfach: e s w i r d N a c h t.

Von des Zeus und der Hera Brautlager singt in wundervoller Größe auch Aeschylos in einem Bruchstücke aus den Danaiden: [463])

„Es sehnt der heilige Himmel sich, zu umfah'n die Erd',
Sehnsucht ergreift die Erde, sich zu vermählen ihm;
Vom schlummerstillen Himmel strömt des Regens Guß,
Die Erd' empfänget und gebiert den Sterblichen
Der Lämmer Grasung und Demeters milde Frucht;
Des Waldes blühenden Frühling läßt die regnende
Brautnacht erwachen."

Hera hat ihre Wohnung im Himmel gleich Zeus; aber man sieht, wie der Naturvorgang mit den Gottheiten verbunden wird. Das scheint im germanischen Kreise wie in Persien so nicht möglich.

Es ist schon anders, wenn der orphische Hymnus [464]) vom Zeus singt: „sein schimmerndes Haupt bestrahlt den Himmel, wo sein Sternenhaar hängt, die Gewässer des brausenden Ozeans sind der Gürtel, welcher seinen heiligen Leib, die allesgebärende Erde, umschlingt, seine Augen sind Sonne und Mond, sein Geist, der alle Dinge nach seinem Plane bewegt und lenkt, ist der königliche Aether, dem keine Stimme und kein Laut entgeht." Aber auch hier ist ein Zusammenklingen zwischen Schöpfungsleib und Gottheitsgehalt gegeben, während in der Edda der Urweltleib dem „bösen" Ymir angehört und diese Welt erst aus seiner Zerstückelung entsteht.

Im Germanischen wie im Persischen und Indischen ist nicht der Stoff, sondern allein die O r d n u n g des Stoffes göttlich. Den ganzen Schöpfungsgehalt umschließt die Finsternis, die Windung der Schlange, der Rachen des Wolfes, Hels Macht

über alle 9 Welten. Innerhalb ragt das Lichtschwert, die Weltachse als Sinnbild des göttlichen Willens. Alle Himmelssinnbilder zeigen die *göttliche Tätigkeit*: der Weltbaum, der gegen die Zerstörungsmächte grünt, die Weltallsspindel, welche das Schicksal und den Himmel bewegt, die Himmelsmühle, der Weltbohrer.

Die arische Gottessage ist also etwas anderes als Schöpfungsvergöttlichung. Sie schildert den Kampf des Gottesgeistes gegen die Finsternis und um bildlich einprägsam zu sein, sind die Götter *licht*, die Götterfeinde *finster*. *Das Kennmittel der Farbe erweitert sich ins Weltall.* Die Gottheit wird im steten Kampfe gezeigt, in stetem Schöpfungsstreben, in stetem Walten. Alle Göttersagen, in denen es sich um den Kampf gegen die riesische Welt handelt, zeigen die große Entsprechung zwischen der sittlichen und feindlichen Welt, aber so, daß die Erscheinungswelt, die Himmels- und Erdvorgänge, Frühling und Winter, Sonnen- und Mondgang *nur Ausdruck des Grundgedankens der Welt*, des Lichtkampfes, sind. Selbst der Untergang der Welt ist keine stoffliche, sondern eine seelische Tatsache: wie die Götter, so erfahren auch die Menschen das Kommen des Zusammenbruches *in sich selbst*.

Der arische Glaube scheint nicht geistiger, sondern in seinen tiefsten Wurzeln *seelischer* Art. Auch das Geistige ist nur Behelfsmittel des Seelischen. Daß Gottheit und Seele urwesentlich zusammengehören, ist indisch, persisch und germanisch und taucht auch (nach dem Aufwachen aus der homerischen Betäubung) über Thrakien in Griechenland wieder auf. Walhall, die Brahmanstadt, Ahuramazdas Lichtwelt sind nur *Sinnbilder* des großen arischen Unsterblichkeitsglaubens d. i. der sich in allem Reinen, Lichten und Guten dem Göttlichen entsprossen fühlenden arischen *Seele*.

Der Glaube an die göttliche Urheimat der Seele gibt dem Leben seine Aufgabe; er ist aber auch die Wurzel aller Glaubensgestaltung. In das unsichtbare Lichtreich strebt das Herz, das sichtbare Sternenall wird zum Götterwohnsitz und zur Halle der Seelen.

Nun hat aber auch die *Schöpfungssage* freies Spiel in herrlichen Bildern. Der Sonnenhirsch kommt von Süden, von zweien am Zaum geleitet: Aus der tiefsten südlichen Lage in der Winterwende steigt der Sonnenmittag zur nördlichen Höchststelle in der Sommersonnenwende auf: es wird Sommer. In dem Himmelssee der Urd nähren sich 2 lichte Schwäne: Sonne und Mond.[165])

So wie Sleipnir, das achtbeinige Odinsroß, als Sinnbild des Zeitumlaufs im achtgeteilten Himmelskreise zu deuten ist, so gibt

es auch im griechischen Sagengarten Mythen rein himmelskundlicher Art. Dahin gehört die Geburt Apollons auf Delos (s. den Abschnitt Yggdrasil und die Heilige Palme), die Jagd des Sonnen-Herakles hinter der Mond-Hindin im Kreise; hierher gehört vor allem auch die Argonautensage; insbesondere die Sage von den „Plankten", die bisher aller Deutung widerstanden haben. Gleich den griechischen Plankten scheinen auch Sleipnir und Draupnir rein himmelskundlicher Art zu sein; aber vor der Argosage haben sie die Kürze voraus. Sie sind Bilder, welche keiner Sage bedürfen; in diesem Sinne zeigen sie eine weit höhere Geisteskraft als das redselige Griechenland.

Eine himmelskundliche Bestimmung findet sich auch in Thors „Ostfahrten". Der Bekämpfer der Riesen sucht seine Gegner im Osten (Lokas. 60. Harb. 29. 23). So wäre nun zu fragen, wen er da sucht.

„Ostwärts saß die Alte im Eisenwalde
und gebar allda die Brut des Fenrir." (Vol. 40).

Der schlimme giftige Höllenfluß Slidr (Vol. 36) kommt von Osten. Auch der Anführer der Riesenwelt im Weltende kommt von Osten (Vol. 50).

Wir pflegen den Osten als die Gegend des Lichtaufgangs zu bezeichnen; nach Wafthr. 13 steigt dem Germanen der Edda von Osten die Nacht hernieder (Hrimfaxi). Im Abschnitte über die „Gaumensperre des Wolfes" habe ich schon ausgeführt, daß die Geburt der Götterfeinde im Osten auf himmelskundlicher Grundlage beruht; die Wölfe eilen hinter der Sonne und dem Monde her, beide Fenrirsprossen scheinen von Osten über die großen Gestirne zu kommen. Der Grund, warum der Himmelsgott Thor seine Gegner im Osten sucht, ist daraus deutlich. Und doch sind die Ostfahrten Thors nur eine himmelskundliche Unterstützung des Glaubens an den ständigen Kampf des Lichtes gegen die finstere Riesenwelt: Thor hilft allem Lichte; und immer ist er dort, wo der Kampf entbrennt; ja, er sucht diesen Ort. Ihn allein fürchtet Loki (Lokas. 64).

In freier Dichtung gehen so die himmelskundlichen Sagen mit der Göttersage durcheinander. Das Märchen spielt hinein. Aber der große Grundgedanke bleibt überall erkennbar.

Wahr sind die Götter; die Götter werden geglaubt, ihnen „traut" man, das ist (trua) das alte Wort für glauben. Die Götter stehen über der menschlichen Dichtung; die Götterlieder der Edda enthalten nicht die Glaubenslehre, sondern bunte Erzählungen aus dem üppigen Garten der Sage und des Märchens. Aber diese führen uns mittelst der uralten Kennmale zu den Urthronen der Gottheit in die himmlische Höhe, zum Ursitz der Seele und ihr lichter Glanz bricht unzerstörbar durch die Finsternis der wölfischen Nacht.

* * *

Es bedarf noch eines Blickes auf die äußere Gestalt der Riesenwelt. Fenrirs Rachen vermag mit einem Bisse das Weltall zu zermalmen, ein Biß verschlingt den weltallgroßen Göttervater. Die Midgardschlange umschließt das Weltall; Hel hat Macht über alle 9 Welten. Die Schale, mit welcher Sigyn, die Asin, dem gefesselten Loki die Gifttropfen wegfängt, ist die Mondschale. Dies ist deutlich aus dem Steinbilde auf dem angelsächsischen Gosforthkreuze [466]) zu erkennen. Thor ist ein Däumling gegen den Riesen Skrymir (Gylf. 45). Es erhellt, daß die riesischen Gestalten ursprünglich eine noch weit gewaltigere Größe haben als die Götter; die riesische Welt erfüllt und umfaßt mit ihren Gestalten das gesamte Weltall. Wie der Urriese, aus dem das Weltall geschaffen worden, böse genannt wird, so ist Lokis Weltallsgröße, wie die seiner 3 entsetzlichen Kinder, des Allwolfes, der Hel und der Mitgartschlange, geistiger Art. [467]) Hier in diesem alles Geschehen darstellenden Kampfe zwischen Odin und Loki, zwischen Licht und Finsternis, gibt es keine Möglichkeit „natursymbolischer" Deutung.

Wenn Sigdr. 14 Odin auf dem Weltberge steht und Mims Haupt ihm Rede spendet, da ist Mimirs Haupt oben im Weltall. Das dem Mimir abgehauene Haupt ist nichts anderes als der Mond. [468]) Die Rundgestalt des Mondes tritt nur in der Nacht auf. Mimir ist der allumfassende Nachtriese [469]) mit der rinnenden Feuchte des Weltalls; sein Wesen und Wissen tritt an allen Quellen hervor. Während Aegir das irdische Weltmeer (Okeanos) zu sein scheint, ist Mimir die Himmel und Erde umfassende nächtliche Urfeuchte, das Urwissen Ymirs, Weltallswissen. [470]) Daß Mimir dem Gotte nur gegen das Pfand des einen Gottesauges [Odin hat sein Lichtauge der Nacht gegeben] von seinem Urwissen spendet, zeigt seine Urfeindschaft gegen den Gott. Aber dieser ist selbst dem Mimir durch Bestla, die Riesin, verwandt; Mimir gilt als des obersten Asen Oheim. Wir sehen die Weltalter ineinandergreifen. [471]) Der Riesensproß Odin hat sich an die Riesenwelt verpfändet, er muß zugrunde gehen; aber es gab keinen anderen Weg, die Riesenwelt zu überwinden als den von innen heraus. Das ist der Inhalt der Weissagung, der Inhalt des großen Selbstopfers der Asenwelt, durch welches allein die Riesen vernichtet werden können und die Vollendung der Schöpfung, die Erlösung aus dem Argen, erreicht wird. Mondhaupt, Sonnenauge, Mondschale deuten auf die Nacht, sind aber nur Kennmittel der größeren Sinnsage.

Aus allem geht hervor, daß auch auf die Riesensage die „natursymbolische" Deutung nicht anwendbar ist. Das Mondhaupt, die Mondschale sind Lehrmittel. Geist steht gegen Geist,

Finsternis gegen Licht, bewußte Zerstörungssucht gegen bewußten Aufbau: der Kampf der germanischen Gottessage ist der Inhalt des Weltalls.

Wenn schließlich auch der Gedanke des Weltbrands vom Himmel abgenommen wird, so zeigt sich auch hierin das Streben, seine himmlische Art vor einer Mißdeutung als irdischer Brand zu bewahren. Denn dieser Weltbrand ist wesentlich nicht Menschen-, sondern „Göttergeschick"; das bedeutet Ragnarök. Wenn also auch die Vierheit der Weltalter von den 4 Mondgestaltungen abgenommen ist, der Weltbrand vom Versinken des Mondes in das Sonnenfeuer (zum Neumond) und zugleich von der Höchstglut in der Sommerwende bei ausbleibendem Regen, so daß Sonne und Mond beide das Urbild der Glaubensvorstellung zu liefern scheinen, so ist doch dies vermeintliche Urbild dem Glauben selbst nur zugestaltet, um ihn vor der drohenden Verirdischung in seiner überweltlichen Bedeutung zu erhalten. Darauf aber kam es wesentlich an, um dem Menschen die ihm gebührende Einstellung im Weltall zu versinnlichen: daß das Weltgeschick mit auf seine Schultern gelegt sei. —

Götter-, Schöpfungs- und Himmelssage erweisen sich als Lehrmittel des Glaubens, der oberhalb dieser Sagen lebt. Der Glaubensinhalt blüht in unendlichen Bildern und Sagen auf, in deren heiligem Dunkel sich die Ahnung der Gottheit erhebt. Das „Zeichen" der Gottheit begleitet den Germanen in die Schlacht (Germ. 7); unter den „Namen" der Götter rufen sie „jenes Geheimnisvolle an, das sie nur in Andacht schauen"; „der Hoheit der Himmlischen halten sie es für angemessen, die Götter nicht irgendwie nach Art des menschlichen Antlitzes zu bilden." (Germ. 9.) Kennmal und Sinnbild sind Hilfsmittel der Anschauung und sollen die Verirdischung und Vermenschlichung der Glaubensgestaltung verhindern.

* * *

Richten sich die Kennmittel an den erwachsenen Menschen, dem sie zu dauerhaftem Verständnis der Glaubenslehre dienen, so erscheint nun auch das Kinderspiel als ein Mittel, die großen Gedanken des Glaubens zu lehren. Die beiden Urmächte des Lichts und der Finsternis werden auf der Weltbrücke geschieden, damit sie zu den beiden Heeren stoßen, die den Endkampf auszufechten haben. Im 1. Bande haben wir in dem in Deutschland und Schweden weitverbreiteten Brückenspiel bis ins Einzelne die Darstellung von Walhall und Niflhel, der Brücke und des Endkampfes zwischen Himmel und Hölle nachweisen können. Dieser Nachweis zeigt die ganze Größe und die vollkommene Verbreitung jenes alten Glaubens. Das Brücken-

spiel ist heute noch allverbreitet,[472] auch in England und Finnland. Über den altheidnischen Ursprung herrscht bei den Sammlern kein Zweifel. Ein so ausgebildetes Glaubensspiel kann nicht von Kindern dem Glauben der Erwachsenen nachgebildet sein. Es ist wohlbewußt als Kinderlehre geschaffen, um schon im kindlich offenen Gemüte den Samen für das größere Verständnis zu säen. Wir sehen also auch hier die alten Glaubenslehren auf einer geistigen Höhe, welche wohl geeignet scheint, Bewunderung zu erregen. Das kindliche „Mysterienspiel" der Weltscheidebrücke ist seit mehr als einem Jahrtausend ohne die zugehörige Deutung am Leben geblieben; wie stark muß jener alte Glaube gewesen sein! Es wird verständlich, daß nur Waffengewalt ihn hat brechen können. Wir sehen, daß die Hilfsmittel der Glaubenslehre nicht nur Erkenntnis, sondern auch Weckung des seelischen Willens bezweckten.

Aber es gab noch ein höheres Mittel zum Aufbau und zur Festigung des alten Glaubens im Leben.

4. Das Gesetz der Entsprechungen.

Das Weltbild der Edda, das aus unserer Untersuchung (Bd. 1, 82 ff.) an den Tag getreten ist, bezeugt eine tiefreichende Entsprechung zwischen dem Weltall- und dem Erdenleben. Wir haben gesehen, daß die Weltesche der Edda, gefestigt in der Anschauung der allnächtlich sichtbaren Weltachse, im Gottesdienste der Altsachsen als Irminsul d. i. Allsäule sinnbildlicher Verehrung teilhaftig ist. Wenn nun die Götter (Bd. 1, 19) an der Weltachse und zwar an ihrer Himmelswurzel beim Brunnen der Urd ihre Gerichtsstätte haben und täglich ihr Gericht halten, so entspricht dem das irdische Gericht an heiligen Bäumen, das bis in die Gerichtspflege der Feme hinabreicht.

Die altertümlichste Weise der überlieferten germanischen Gerichtshegung scheint[473] die nordische; man steckte Haselstäbe im Kreis und zog Schnüre darum. Haselgerten und Haselstangen wurden auch sonst als Bannzeichen in die Erde gesteckt, wie dies im Ostgotländischen Rechte bezeugt wird. Wenn nun um das Jahr 1030 der isländische Skalde Hallward Hareksblesi zu König Knut von Dänemark sagt: „Kein Fürst ist Gott näher als du unter der Haselstange der Erde", und wenn auf einem Grabsteine von Rök in Ostergötland sich eine Runeninschrift aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts findet: „Feinde ringsum unter der Erde Haselbaum",[474] so ist klar, daß die Haselstange oder der Haselbaum der Erde eine Bezeichnung für den Weltbaum d. i. Weltsäule sind und daß eine Entsprechung zwischen der Weltalls- und der irdischen Haselstange vorliegt.

Die Weltachse der Edda erscheint in Ostergötland als Haselbaum; am Tempel von Uppsala stand ein immergrüner heiliger Baum, vermutlich eine Fichte, in Deutschland sind Linden und Eichen Gerichtsbäume, in Dodona stand die Eiche des Zeus, auf Delos die heilige Palme, Persien verehrte den Unsterblichkeit spendenden Haoma, Indien den Feigenbaum, „bei dem die Götter weilen". Jedes Volk übertrug auf eine bestimmte Baumart, wie das die Wohnsitze mit sich brachten, den Begriff der weltstützenden Heiligkeit. Gerade aber daraus, daß ganz verschiedene Baumgattungen denselben Begriff des Weltbaums aufnahmen, geht hervor, daß die Weltbaumvorstellung dem irdischen Brauche zeitlich vorangeht. Man nennt im Norden den Weltbaum eine Esche, in Ostergötland Haselstange, auf Delos Palme, weil diese Baumarten der Vorstellung der hochaufragenden Weltachse am besten entsprachen, aber die Vorstellung eines heiligen Baumes selbst entsprang dem Anblicke des Himmelsumschwungs um eine unsichtbar-sichtbare Achse; dieser Anblick war nur dem Norden gegönnt, von dem alle diese Vorstellungen ausgegangen sind (Bd. 1, 91 f.).

Die Welteſche reicht durch das Dach von Walhall hindurch, ein Bild, welches ganz dem Wesen der Weltachse entspricht. Ebenso schildert aber die Volsungasaga die Halle König Volsungs; [475]) sie war derart gebaut, „daß eine mächtige Eiche in dem Saale stand und die Zweige des Baumes in frischem Grün über das Dach des Saales hinausragten, der Stamm aber reichte hinab in die Halle und nannten sie das Kinderstamm". Später hat man, wie Mannhard gezeigt hat [476]), die Entsprechung des Weltbaums als Schutzbaum neben das Haus gesetzt und ihm dort Verehrung dargebracht.

Ein uraltes nordisches Sprichwort, das die Egilssaga (68) bewahrt hat, lautete: „Man muß die Eiche verehren, unter der man wohnen will."

Wenn dann der Gottesdienst der Vorfahren in heiligen Hainen gepflegt wurde, so entspricht dieser Brauch dem Urbilde des Weltbaums, der als „Goldener Hain" die Welt überlaubte. Auch die häufige Erwähnung eines Quells neben dem heiligen Baum, so in Uppsala, so in Stettin, [477]) führt auf den Urdbrunnen an der Wurzel der Weltachse. [478])

Alle diese Entsprechungen aber lehren, daß der irdische Gerichts- und gottesdienstliche Brauch das himmlische Urbild voraussetzen; die Weltachse und der Himmelsquell an ihrer Himmelswurzel sind das Urgegebene, dem sich der irdische Brauch nachbildet und von dem er seine göttliche Weihe erhält.

Eine weitere bedeutsame Entsprechung liefert das Brückengericht (Bd. 1, 26 f.). Die Himmlische Brücke, auf welcher das Totengericht stattfindet, spiegelt sich in der irdischen Rechtspflege wieder. Das Gericht auf einer Brücke zu hegen, erscheint so absonderlich, daß diesem Brauche eine besondere Vorstellung zugrundeliegen muß. Wenn sonst das Gericht an der heiligen Baumstätte „gehaselt" wurde, so erwies der ostergotländische Ausdruck die irdisch-himmlische Entsprechung. So muß auch das Brückengericht eine Spiegelung des jenseitigen himmlischen Gerichtes auf der Weltscheidebrücke sein; auch in diesem Rechtsbrauch ist die Glaubensvorstellung das Erste, welchem der irdische Brauch, dem sonst jede Begründung fehlen würde, nachgebildet wurde.

Auch wenn der heilige Hammer die irdische Ehe einsegnete, so war Thors Blitzhammer dessen Vorbild. Schon auf den nordischen Felsbildern aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend wird die himmlische Hochzeit vom beil- oder hammerbewehrten Gotte gesegnet, wie auch Thors Hammer in der Edda (Thrym 30) die Riesenbraut weiht. Der irdische Brauch leitet sich von der himmlischen Vorstellung her, der in der gewitternden Gottheit den Segner der Fruchtbarkeit erkannte.

So entsprechen vielleicht die 9 Gefache des friesischen Hauses den 9 Welten der germanischen Vorstellung.[479] Wenn sich das menschliche Gebet nach Norden wendet, so richtet es sich in den Wipfel des Weltbaums nach Walhalls Höhe, zum nördlichen Himmelspol.

Die Welt mit Himmel und Erde ist eine einzige große Ordnung, von dem einen Weltbaume durchwachsen. Den 3 Himmeln entsprechen die 3 Räume der Unterwelt und der Erde, so daß die Edda wie Persien und Indien 9 Räume der Welt zählen kann. Erscheint schon in dieser gleichmäßigen Dreiteilung der 3 Weltebenen das Gesetz der Entsprechung durch die Zahl angedeutet, so mußte die Entdeckung, daß die menschliche Fruchtreife zum Sternmondumlaufe in einer zahlenmäßigen Beziehung stand und daß diese sich in dem Verhältnis 1 zu 10 ausdrückte, für den Sinn, dem das Weltall als durchgehende Einheit erschien, einer Offenbarung gleichkommen. Der Gebrauch der Zehnzählung stammt ohne Zweifel von der Fingerzählung her, aber die Heiligkeit der Zehnzahl selbst kann nicht durch diese begründet werden. Ausdrücklich besingt Pythagoras (Bd. 2,131) die Heilige Zehn als Mutter und Schlüsselhalterin des Weltalls, Bezeichnungen, welche sonst der nächtlichen Himmelsmutter zukommen, welcher der Mond eignet und welche den Gebärenden beisteht. Die Zehn ist die Entfaltung der Eins und dem einen himmlischen Umlaufe des Sternmonds von 27, 3 Tagen entspricht die irdische Fruchtreife mit dem Zehnfachen dieses Zeitraums.[480]

Es mag auch sein, daß die germanische Gliederung der Verwandtschaft in Schwertmagen für die Mannesseite und Spindelmagen für die Frauenseite auf einen gottümlichen Entstehungsgrund zurückgeht. Schwert war die Weltachse dem schwerttragenden Manne, Spindel der spinnenden Hausfrau. So wie wir für das Wort Welt aus altem verold eine Glaubensgrundlage in der heidnischen Weltalterlehre ermittelt haben, so beruht auch das Wort Mann (der Messende, Denkende) ersichtlich im germanischen wie im indischen Kreise auf alten gottümlichen Vorstellungen, auf einer Vorsage.

Wie dem himmlischen Glasberge (Sigdr. 14) die irdischen Götterberge (Wodansberge) entsprechen, wie der Sitz der Himmlischen, Olympos,

> „der Götter ewiger Wohnsitz,
> Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer beflutet,
> Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
> Wallet ruhig umher und deckt ihn mit schimmerndem Glanze"
> (Odyss. 6, 42 ff.).

im irdischen Olympos und Ida seine Entsprechung findet, zu welcher auch die persischen und indischen Gleichungen kommen, so durchwaltet das Gesetz der Entsprechung die gesamte Glaubenswelt unserer Altvordern.

Auch **Babylon** kannte auf schon sumerischem Untergrunde dieses Gesetz, nach welchem himmlische und irdische Einrichtungen sich entsprachen.[481]) Dort gilt die Gottheit als Urbild des Königs und aus dem Anspruch des Gottkönigtums folgert sich der Gedanke der Weltherrschaft.

Auch der Priester ist in Babylon Bild der Gottheit. Die Menschen aber sind um des Tempeldienstes willen[482]) geschaffen. Der irdische Tempel entspricht dem Himmelsbau, wie in Deutschland die Gerichtslinde dem Weltbaum.

Einige Beispiele zeigen den seelischen Unterschied gegen die arische Denkweise. Wenn dem babylonischen Könige wie der Gottheit geopfert wird,[483]) so wird dagegen im arischen Kreise gelegentlich der König selbst der Gottheit sogar geopfert (Yngl. S. 15). Die Priester sind im germanischen Glauben „Diener" (Germ. 10), niemals Bild der Gottheit. Das Wesen des Unterschiedes zwischen dem germanischen und dem babylonischen Entsprechungsgesetze scheint darin zu liegen, daß die baylonische Entsprechungslehre auf einer **absichtsvollen** Steigerung des königlichen und priesterlichen Ansehens beruht, aus welcher sich die übrigen Entsprechungen zwangsläufig ergeben, während der germanische Brauch den Weltbaum alle Welten durchwachsen

sieht, sich mithin auf eine erfahrbare Schöpfungsgrundlage stützt. Die germanischen Entsprechungen beschränken sich demnach, in dem sie von staatskluger Ausmünzung des Grundgedankens nichts wissen, auf die großen Sinnbilder, in denen ihre geistige Welt sich bewegt und von denen sie ihre sittliche und rechtliche Ordnung empfingen.

Denn zu weit höheren Welten als in Babylon [484]) führt im arischen Bereiche der Gedanke der Einheit alles Geschehens. Während im Babylonischen der Mensch mit dem Tode sein Leben abgeschlossen hat, beginnt im arischen Glauben ein neues Leben des Menschen jenseits. Das heißt, das irdische Leben ist nur eine irdische Entsprechung des himmlischen Lebens. Dies geht in den arischen überlieferungen so weit, daß sowohl die Germanen wie die Griechen, Perser und Inder der menschlichen Entsprechung gegenüber eine besondere Göttersprache bezeugen. [485]) In Babylon fehlt diese Entsprechung.

Von den Germanen berichtet Appian, [486]) daß sie den Tod mißachten, weil sie wieder aufzuleben hoffen, was von den Kelten und Thrakern in ähnlicher Weise bezeugt wird. Wenn nach jener Felsmeißelung von Anderlingen (Bd. 2,109) die Gegenwart der Himmlischen bis in die Steinkammer der Toten reicht, so lehrt dieses Bild nichts anderes. Die Aufgabe des Menschenlebens ist im Diesseits nicht erschöpft, die Gottheit braucht Helfer gegen die Mächte der Zerstörung, damit aus dem Endkampfe die neue Welt leidlos vollendet werden könne. Das irdische Leben ist nur eine Entsprechung des ewigen Lebens.

Das großartigste Zeugnis aus dem Glauben der Weltentsprechung ist aber darin gegeben, daß, wer hier für oder gegen die Götter kämpft, diesen Kampf auch jenseits fortsetzt (Vol. 51 „Die Leute Muspells"); die Lichthilfe wird nur von denen kommen, die in diesem Leben von der reinsten, göttertreuen Gesinnung erfüllt waren, die, unachtend ihres eigenen Vorteils, truglos und wesentlich ein göttliches Wesen betätigten. (Bd. 1, 40.) Die Scheidung zwischen der Götter- und Riesenzugehörigkeit vollzieht sich durch das unerbittliche Brückengericht, das allen Schein vernichtet und die wesentliche Wahrheit an den Tag bringt. Wer im Diesseits Finsternis ist, auch wenn sein Mund und sein Tun fromm erscheinen, ist auch im Jenseits Finsternis und weder die Täuschung anderer noch seiner selbst hilft ihm, wenn auf der Ebene Wigrid (Wafthr. 18, Gylf. 51) seine Schande offenbar wird. Der arische Mensch ist nicht „zum Tempeldienst berufen" und keine Gesetzeserfüllung vermag ihm genug zu tun. Er ist nicht Knecht sondern „Freund" und Verwandter der Götter; ja aus ihrem Blute entsprungen (Hyndl. 8). Wie es im Norden an Beispielen für Thors, Odins und Freyrs „Freunde" nicht

mangelt,[487]) so ist auch dem Rigveda der Ausdruck „Freund und Verwandter" Indras, Varunas u. a. geläufig (Rigv. II 29, 4):

„Wohlan, ihr Götter, ihr ja seid verwandt uns,
so seid mir gnädig, der ich zu euch flehe;
nicht werden matt bei Freunden wir, wie ihr seid."

Gerade diese helle Freundschaft ist es, welche eine so vertraute Innigkeit gestattet (Rizv. VIII 18, 19):

„Mit euch sind eng verbunden wir in Bruderschaft."

Im eddischen Glauben bilden Götter und Menschen eine Aufgaben- und Pflichtgemeinschaft, über deren Erweis das diesseitige Leben entscheidet und deren Folge die jenseitige Teilnahme an der Götteraufgabe ist. Die Lehre von der Welt-Entsprechung ist mithin tief, ja wesentlich mit dem Unsterblichkeitsglauben verbunden. Der Weltbaum selbst spendet den Tau der Unsterblichkeit, er, der über der Todeswelt wurzelnd Götter- und Menschenwelt durchwächst, birgt in seinem Stamme, die Weltzerstörung überdauernd, das neue Leben. Die Entsprechungen, die in Babylon diesseitsergebenem Verstande ihr Dasein verdanken, erheben sich im arischen Gottum aus dem Grunde der seelischen Gesamtstimmung der Rasse, welche dem Scheine des Diesseits eine höhere wesentliche Wahrheit vorangehen sieht. Das Gesetz der Weltentsprechung steht auf dem arischen Glaubensgrunde: Die Aufgabe der Welt ist zugleich überweltlich.

5. Das Weltgesetz.

Des Allwolfs Rachen reicht von der Erde bis zum Himmel; also ist der Wolf selbst sehr viel größer als dieser Zwischenraum.

Das Schwert, das ihm in den aufgesperrten Rachen gestellt wird, reicht ebenso hoch; also sind die Götter selbst erheblich größer als der Zwischenraum zwischen Erde und Himmel, den allein schon ihr Schwert ausmißt.

Das Halsband der Frigg-Freyja ist die Mondbahn, ihre Spindel die Weltachse; also ist Frigg-Freyja selbst sehr viel größer als das Weltall.

Am Stamme der Weltachse sprechen die Götter Recht; also ist die Weltachse, da schon die Götter mehr als Weltallsgröße haben und die Esche selbst das Dach Walhalls durchbricht, unendlich.

Das stimmt zum Wesen des Maßbaums als einer geistigen Größe, dem Haft und Halt der Welt.

* * *

Der Name Maßbaum „miotvidr“ ist nur Vol. 2 überliefert, wenn man nicht auch Fjolsw. 16, wo miotudr (der „Messer“) wahrscheinlich für miotvidr verderbt steht, heranziehen will. Das zu Grunde liegende nordische miot, althochdeutsch mezzon, ist unser messen, ermessen, bedenken.[488] Miotudr d. i. der Messer kommt auch im Altsächsischen des Heliand und im Angelsächsischen als metod, meotod in der Bedeutung Schöpfer, „Gott“ vor, wie „Schicksal“ im Heliand metodogiskapu heißt. Noch die mittelhochdeutschen Dichter gebrauchen mezzen im Sinne von schaffen, bemessen, schöpfen.

Die Bezeichnung „Maßbaum“ umfaßt also den Sinn eines Baumes, der eine gewollte Ordnung darstellt. Miotvidr mit Lebens- oder auch Schöpfungsbaum zu übersetzen, würde dem Sinne des alten Wortes nicht entsprechen, weil in diesen Ausdrücken der Baum als ein Sinnbild des Lebens und der Schöpfung erscheinen würde, während in ihm der strengere Begriff des Bemessens, also des Beleber- oder Schöpferbaumes enthalten ist.

So wie das altsächsische metodogiskapu = Schicksal auf einer Glaubensgrundlage ruht, von welcher aus gesehen die Welt als göttliche wohlvorbedachte Zeit erscheint, und wie metod selbst Schöpfer, Bemesser, Beschließer = Gott ist, so ist auch das altnordische miotvidr = Maßbaum in dem Sinne eines die Welt messenden, d. h. durchwaltenden, schöpfenden Baumes zu verstehen, der, weit entfernt, das Sinnbild der Schöpfung zu sein, diese hervorbringt, erhält und — überdauert. Wie fehl eine Auffassung der Weltachse als Lebensbaum oder Schöpfungssinnbild ginge, geht schon daraus hervor, daß diese Schöpfung im Weltbrande zugrundegehen, der Maßbaum aber standhalten wird; dies kann er nur, wenn er etwas anderes und zwar mehr als diese Schöpfung selbst, nämlich der Lebenszeuger und -nährer, der Lebenserneuerer, die göttliche Absicht selbst sein soll. In der Tat wird er auch (Vol. 56) aldrnari d. i. Lebensnährer genannt.

Der Maßbaum („Edelbaum“ Hrafng. 25) ist mithin Gottes- und Schicksalsbaum, er ist der Baum der Vorsehung, dessen, was der Welt zugemessen ist. Da die Götter an seinem Stamme Recht sprechen, so nehmen sie von seinem „Maße“ das Recht; als Maßbaum ist er Sinnbild der selbst den Göttern überlegenen Allgottheit, jener Macht, welche diese Schöpfung aus dem Urschlund (Weltraum) hervorgehen ließ, damit der asische Schöpfergeist den riesischen Zerstörungsgeist vernichte und am Ende der Welt (des verold = Menschenalters) die zerstörungslose Gottesschöpfung erkämpft werden könne.

Der Maßbaum gehört also zum arischen Himmelsglauben wie sein sichtbares Beispiel, die Weltachse. Wenn also die Altsachsen die Allsäule als ein Heiligtum aufgerichtet hatten, so galt ihre Verehrung der Allgottheit, welche als „Allgott oben vom Himmel“ [489]) „aller Dinge Lenker“ [490]) war. So bezeugt auch der Tiefsinn des späteren Indiens von dem Unsterblichkeit spendenden Weltbaume: „Er ist Brahman“; und wie der Maßbaum der Voluspa alle 9 Räume der Welt durchwächst, so heißt es auch vom indischen Aswattha: „In ihm beruhen alle Welten“. Er ist unsterblich, weil er die Ordnung der Gottheit selbst versinnlicht, der Gerichtsbaum der Götter, die daher ihr Recht schöpfen.

* * *

Da miotudr = Schicksal ist, so bezeugt eine dunkle Stelle aus den Skaldskaparmal 8 nunmehr den Sinn: „Das Schwert heißt des Mannes Schicksal (miotudr)“. In dem Abschnitte über die „Gaumensperre des Wolfes“ habe ich gezeigt, daß das in den Rachen des Allwolfs aufgerichtete Schwert nichts anderes als ein neues Sinnbild der göttlichen Weltordnung darstellen soll. Während aber der Weltbaum seinen unsterblichen Sinn aus dem Wesen der Allgottheit empfängt, wird dieses Weltallsschwert, ein anscheinend jüngeres Sinnbild der Weltsäule, von den innerhalb der Schöpfungswelt entstandenen Göttern aufgerichtet. Aus des getöteten Urriesen Leibe ordneten die Asen die Schöpfung, aus ihm schufen sie Himmel und Erde. Und um vor dem furchtbarsten Sprossen des Urriesen, Lokis Kinde, dem Allwolfe, der mit einem Bisse das Weltall zermalmen kann, sich zu sichern, fesseln sie ihn und stellen ihm das Schwert in den Rachen. Die Götter bewahren die von ihnen geschaffene göttliche Ordnung, indem sie zwischen Himmel und Erde die Weltachse aufrichten, auf deren Spitze [491]) sich die Weltallshalle der Halsbandfrohen d. i. sternengeschmückten Gottheit bewegt.

Das Weltall ist also auch in diesem Bilde als eine sinnvolle, göttliche Ordnung gesehen, deren Aufrechterhaltung eine Sache steter Anstrengung, unablässigen Kampfes sein soll. Das Schwert im Rachen der das Weltall umspannenden Urbosheit ist also das Sinnbild auch einer sittlichen Weltordnung.

* * *

Während der Maßbaum als göttlicher Ursinn das Weltall durchleuchtet und alle Zerstörung, die ihm droht, überdauernd das Leben in die vollendete Welt trägt, während das Weltschwert die göttliche Ordnung innerhalb dieser Zeit (verold) aufrecht hält, ist es die Weltscheidebrücke, welche durch ihr unbestechliches göttliches Gericht die Schöpfungskräfte von

den Zerstörungskräften sondert und dadurch die Heeressammlung des Lichtes bewirkt. Ohne das allgegenwärtige Brückengericht Heimdalls kann die göttliche Schöpfungsabsicht nicht durchgeführt werden. Die Schöpfung liegt im Argen, sie ist noch nicht vollendet, voller Übel, Bosheit, Tod. Sie ist ein Durchgang, eine Mischung, in welcher sich das Göttliche durch das Riesische zu seinem Ziele durchringen muß, im Weltall und im Menschenherzen. Die Himmelsbrücke ist mithin ebenfalls Sinnbild der Sittlichen Weltordnung, ausgespannt zwischen Himmel und Hölle, unverrückbar festgebaut, der Götter herrlichstes Werk, zerbrechend aber im Endkampfe. Das wird einst geschehen, wenn die sittliche Ordnung der Welt in Trümmern liegt (Vol. 45); da wird der Weltwolf sich losreißen und die riesische Macht stürmt mit den höllischen Scharen über die Brücke und die Brücke bricht (Gylf. 51). Daß die Himmelsbrücke zerbricht, ist tief in ihrem Wesen und dem des Glaubens begründet. Die Offenbarung Johannis kennt diese Brücke nicht, aber Persien hat sie in ähnlichen Gesinnungen und auch im persischen Glauben geht die Cinvatbrücke nicht in die vollendete Welt über.[492] Dem entspricht die indische Vollendungslehre. Der Sinn ist klar:[493] Da infolge der Bewährung der einheerischen Helden die riesische Macht im Endkampfe völlig vernichtet ist, so ist in der vollendeten Schöpfung eine Scheidung zwischen göttlichem und riesischem Geiste nicht mehr nötig und möglich. Die Himmelsbrücke ist wie das Himmelsschwert Sinnbild der Sittlichen Weltordnung nur innerhalb des Menschenzeitalters (verold), der „Welt", und beide werden mit der Vollendung der Schöpfung entbehrlich. Ganz allein der Weltbaum bleibt, er steht aufrecht im Toben des Weltuntergangs (Vol. 47) und rettet den allgöttlichen Keim in die zerstörungslose, leiderlöste Welt ewiger Dauer.

* * *

Das Sinnbild der großen göttlichen Weltordnung wird schließlich durch die Himmlische Zahl gefestigt (Bd. 1, 81). Die Zahl der Tore Walhalls ist dem Himmelsumschwunge, im Besonderen dem nächtigen Mondwege, entnommen. Walhall ist die Weltallshalle, in deren Mitte der Weltbaum sich erhebt. Somit wird die Himmlische Zahl, indem sie nicht nur den Himmelsumschwung sondern auch die Zahl der Himmlischen Heldengeister als die Summe der menschlichen Verpflichtung darstellt, zum Mittel, diese und jene Welt als eine und dieselbe zu kennzeichnen. Mittelst dieser Entsprechung zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt erhebt sich auch die Himmlische Zahl zum Sinnbilde der alles durchwaltenden einheitlichen Gottesordnung. Die Himmelszahl gehört nicht den nachgeborenen Göttern an, sondern

ist Gesetz der Urgottheit, welche vor der Göttergeburt auch die Weltalter als Göttliche Ordnung „maß“ und dem Menschenalter (verold = Welt) die sinnbildlichen 432 000 Jahre gönnte. Die Götter selbst wissen nicht, wann diese Zeit endet:

„recht ist's, bereit zu sein.“

Diese Zahl kennzeichnet also das sichtbare Weltall als eine zwar begrenzte, aber göttliche Ordnung, gebaut nach dem Gesetze der Urgottheit. Nur wenn diese Zahl erfüllt wird, vollendet sich im Endkampfe die dieser endlichen Welt überlegene göttliche Absicht.

* * *

Der Begriff der göttlichen Weltordnung, bildlich im Weltbaum, Himmelsschwert und in der Weltscheidebrücke ausgedrückt, ist in der Himmlischen Zahl der Weltalter greifbar zur Erde herabgekommen, ganz gegenständlich geworden. Das Schöpfungsgesetz, aus dem Himmelsumschwung genommen, stellt auch die Sittliche Weltordnung dar.

Dem entspricht im vedischen Indien der Gedanke des Rita, der heiligen Weltordnung, die das Schöpfungsleben und die sittliche Welt beherrscht.[494]) „Rita strömen die Flüsse“. „Nach dem Rita hat die himmelgeborene Morgenröte aufgeleuchtet.“ Die weltordnenden Urväter „haben nach dem Rita die Sonne am Himmel emporgeführt.“ Die Sonne ist „das helle, sichtbare Antlitz des Rita“. „Um den Himmel läuft das zwölfspeichige Rad des Rita, das nie alt wird — das Jahr.“ Aber auch alle sittliche Ordnung ist Rita. „Wer dem Rita folgt, des Pfad ist schön zu gehen und dornlos.“ Rita ist das „Wahre und Rechte.“ Rita sind die großen Satzungen des Mitra und Varuna. Rita ist aber auch das Haus, in dem Varuna aufgewachsen ist, also das Weltall.[495]) Der Götter Macht ist groß durch das Rita. Brihaspati, der Gebetesherr, hat einen himmlischen Bogen, dessen Sehne das Rita ist.[496])

Eine ähnliche Vorstellung wie die vom eddischen Himmelsschwerte tritt in dem uralten Mythos von Indras Kampf mit der dreiköpfigen Schlange auf.[497]) Mit Hilfe der 7 Urväter öffnet Indra die Höhle des Drachens d. i. die Weltallshöhle (wie Fenrirs Rachen), den Felsen, „durch das Rita“, so daß die Wasser hervorstürzen (wie der Fluß Wan aus dem Rachen des Fenri). Die 7 Urväter sind von den 7 Sternen des vor 4000 Jahren den Himmelspol, also die Weltachse, dicht umkreisenden Großen Wagens abgenommen.

Das Rita, der Begriff der Göttlichen Weltordnung, welche die Sittliche ist, tritt mit demselben Worte in Persien auf (Rita = Asha)[498]) Rita und Asha reichen in voriranische Zeit zurück.[499]) Gerade die „Konkretheit“ der Rita-

Vorstellung ist altertümlich.[500]) Das Asha ist auch im Avesta die höchste Sittenlehre: „gute Gedanken, gute Worte, gute Werke: humata, hukhta, huvarshta“ ist das Asha.[501]) Derselbe Wortlaut findet sich im 17. Abschnitte des altindischen Mahabharatam.

Mit dem Asha = Rita wird der Urfeind der göttlichen Ordnung Angramainjus geschlagen, denn es ist selbst diese Ordnung. Der das Asha Betätigende kommt gefahrlos über die Weltscheidebrücke.

* * *

Nach allem ist der Begriff der Göttlichen und Sittlichen Weltordnung den drei arischen Großstämmen eigentümlich; wir dürfen annehmen, daß er im ältesten gemeinsamen Glauben wurzelt und sich mit dem „Maßbaum“ der Edda nicht nur im Wortsinne, sondern wesentlich in fernen Untergründen berührt. Alle diese Vorstellungen setzen einen altgemeinsamen Himmelsglauben voraus, der mit dem ersten Anblicke des gestirnten Himmels den Begriff der Göttlichen Weltordnung notwendig hervorbringen mußte. Wie der Baum aus dem Keime sein inneres Gesetz entnimmt, so entfaltet der Weltbaum ein inneres, das göttliche Gesetz; sein Keim ist der göttliche Sinn der Schöpfung, dem die Sittliche Weltordnung nach dem Gesetz der Entsprechung folgt.

IX.

Die Vollendung der Schöpfung.

Inmitten des dunkeln Weltgeschehens offenbarte sich dem forschenden Blicke und dem bebenden Herzen uralte ungeheuerste Erfahrung: Die Welt geht rastlos zu Grunde. An jedem hold aufbrechenden Frühling nagt das Verderben, im unerbittlichen Kampfe steht das Licht mit der Finsternis, alles, was gut, rein, hochgesinnt die mutvollen Schwingen aufwärts breitet, erstirbt unter dem Hohn und Gelächter der niedrigen Welt. Im dunklen Schoße der Gesinnung selbst kämpfen die bauenden und die zerstörenden Mächte unablässig untereinander und alle sittliche Kraft, die zum Lichte will, fühlt deutlich die furchtbare Schwere jener finsteren Gewalten, die abwärts wollen und abwärts ziehen.

Eine große gemeinsame Not verbindet Götter und Menschen: Das Weh von Walhall. Die Baldersage umschließt das Weltall. Schon in seiner Entstehung ging das Verhängnis seinen Weg. Die Macht der Finsternis tötete den reinsten Gott,

den Inbegriff alles Lichtes. Seine Gesetze und Urteile haben keine Kraft, obgleich sie die besten und hilfsamsten sind. Daß Balder von jenem tückischen Pfeile getroffen wurde, „das war der unglückseligste Schuß, von dem Götter und Menschen wissen" (Gylf. 49). Bis dahin herrschte die Arglosigkeit unter den Göttern; sie trauten selbst Loki, ihrem furchtbarsten Feinde, nicht zu, daß er so das Gastrecht mißachten könne. Sie fesseln ihn, aber es ist zu spät. Balder muß zur Hel. Sein verwaistes Amt wird von seinem Sohne wahrgenommen. Aber die Furcht ist nun auf der Welt; in allem lebt das Verderben, und jeder fühlt es nun. Die große Weissagung erhebt ihr Haupt voller Entsetzen.

Lebte Balder, so wäre sein Wesen und sein lichtes Recht in Geltung; die alte große Schöpfungsfreude lebte ungehindert. Sein Licht wäre in allem verbreitet, und die Zerstörung, Loki, könnte ihr Haupt nicht erheben. Die Welt wäre vollkommen; jene göttliche Ordnung könnte in seligem Glanze ewig grünen. Nun aber ist das alles zu Ende. Was nutzt es noch, daß die himmlischen Mächte den Urheber des unglückseligsten Schusses und aller Götterfeindschaft fesseln: seine Saat ist überall. Mit heulendem und geiferndem Weltallsrachen dräut der Urwolf, mit Urbosheit umklammert die Allschlange die göttliche Schöpfung und Hels Macht umspannt alle 9 Räume des Weltbaums. An den Wurzeln der Esche nagt der Wurm.

Das „Weh von Walhall" ist Göttern und Menschen gemeinsame Not. Der entspricht die Gemeinsamkeit der Pflicht.

So wächst das germanische und arische Gottum in drei großen Glaubensgedanken empor: Himmelsgottheit, Unzerstörbarkeit, Sittliche Weltordnung.

Aus diesen drei Wurzeln der arischen Glaubensart erhebt sich der Kampf um den Sinn der Welt. Dieser Sinn der Welt starb mit Balder, so geht um Balders Wiederkommen der ewige Kampf. Die Welt geht rastlos zu Grunde, wenn nicht Widerstand geleistet wird.

Dem Fallgesetze wirkt die göttliche Ordnung entgegen; ihr Wesen ist Wahrheit. Sie spricht aus jedem Frühling, aus jedem Wachstum, aus jeder wahrhaftigen Gesundheits- und Gesundungsfreude; sie klingt in jedem Gewissen, sie ist überall die Stimme der ichüberlegenen Vernunft. Aber auch die leuchtenden Sterne gehen ihren wunderbar geregelten Gang; Sonne, Erde und Wasser, alle Lebenskeime tragen in geheimnisvoller Wechselwirkung den Schöpfungsgedanken vorwärts und halten die faulende Welt vom Versinken in Zerstörung zurück. Die Elternliebe wacht über dem Kinde als eine heilige Vertreterin jener Ordnung; jeder redliche Gemeinschaftssinn hält den fallenden Bruder aufrecht; jede Erfahrung leiblichen und seelischen Elends reißen vom abwärts führenden Wege hinweg.

War die Arglosigkeit der Götter schuld an Balders Tod, so kann nur die Bewußtheit der Kampfesnotwendigkeit die furchtbare Verstrickung lösen. Über den fallenden Weltaltern steht der göttliche Ratschluß als ein bewußter Wille. Dem Geschick der Schöpfung kann nur die Gemeinsamkeit des göttlichen und menschlichen Wollens wehren. Die gemeinsame Not ist es, welche Götter und Menschen in der Sittlichen Weltordnung verbindet. Beide großen Gedanken begründen sich gegenseitig.

Jede menschliche Verpflichtung, jede irdische Forderung der Wahrhaftigkeit ist göttliche Verpflichtung, das sittliche Recht ist Ausdeutung göttlicher Gebundenheit. Es gibt keinen Unterschied zwischen Gottum und Sittlichkeit; das Wesen der himmlischen Pflicht ist heilig.

Keine äußerliche Handlung rettet vor der unerbittlichen Entscheidung der Himmlischen Brücke: das wahre Wesen eines Menschen spricht ihm sein Gericht. Die sich hier Bruder nannten, stehen sich im Endkampfe auf Wigrid gegenüber.

Die drei großen Glaubensgedanken gehen aus der einen großen Lebensgestimmtheit unseres Stammes hervor: Hinter dem Scheine erst lebt die Wahrheit; die Welt ist nur Menschenzeitalter. Über uns, über das Weltall hinaus, an Größe unmeßbar, weil Zeit und Raum versagen, über die Bedrängnis des Herzens und die Verzweiflung des Gewissens hinaus waltet die Vorsehung, ein Urwissen um die letzten Dinge, waltet aber auch die große Hoffnung, daß das Leid der Welt, daß alle Bosheit und Finsternis endlich doch völlig zerstört sein werden.

Aber selbst wenn er ohne Hoffnung und Glauben stehen müßte, in seiner Brust wächst dem Menschen der Gedanke der Verpflichtung. Gegen den Weltverfall richtet sich das Himmlische Schwert mitten im Rachen der Urbosheit empor, die Weltsäule: mitten im umnachteten Gemüte der menschliche Wille.

Am Weltall baut jede Tat. Jeder Kampf im Innern des Herzens, jede Hingabe an das Göttliche schafft am Lichtbau der Schöpfung. Wir haben früher gesehen (Bd. 1, 141 f.), daß in den germanischen und in den persischen Quellen der Kampf der Götter gegen die Mächte der Finsternis ähnlich geschildert wird. Im Norden aber welche Gestaltungskraft gegenüber Persien! Hier steckt das Zeugnis für das Alter der Vorstellungen, das weit hinter die blasse persische Fassung zurückreichen muß (Olrik, Ragnarök S. 453).

Diese Sage muß so alt sein wie die Sorge um das Geschick des Weltbaums. Diese Sorge zeugt Weissagung und den Willen zum Widerstand gegen die Mächte der Finsternis.

Um das Weltall, um Gott geht es überall. Nicht auf die äußerliche Handlung, sondern auf den Sinn der Tat kommt es an,

nicht auf leidenschaftslose Gesetzeserfüllung, sondern auf schöpferische Urgnade aus höchstem Himmelsborn, Licht aus gottgesendetem Leid.

In der neuen vom Bösen befreiten Welt sollen entsprechend den schuldlosen Göttern wackere Geschlechter leben, die irdischer Speise nicht bedürfen. Diese Sage beweist, daß sie in Sinnbildern spricht. Die Zeit (432000) ist vergangen; nur der Sinn des Ewigen lebt noch, sein Licht. Der Lichtsinn im Menschengeschlechte, das sind die neuen Bewohner, die Tod und Böses nicht kennen. Das Gesetz der Entsprechung fordert, daß Menschen und Götter in der neuen Welt auf gleiche Weise vollendet sind. Da die Zeit vergangen ist, gilt nur ewige Gegenwart. Diese Gegenwart ist aber auch heute, wie sie in aller Zeit und in allen Zeitaltern lebt, das Sein gegenüber dem Werden. So ist also die neue Welt, die vollendete Schöpfung in jeder Gegenwart und auch heute da, wo der sittliche Kampf gekämpft und ausgefochten wird. Gimle ist in uns, wenn wir die Stunde der Vollendung erleben, die sich über dem Tode der Finsternis erhebt.

Wenn alles Elend sich um uns und in unseren Herzen häuft, wenn keine Hoffnung mehr auf Hilfe, wenn die Not am größten, wenn das Weh von Walhall bis zum Himmel sein Haupt erhebt und die Ungeheuer heulend an seidenen Banden reißen, so gibt es doch in der dunkelsten Stunde die Rettung, welche das Zeugnis der göttlichen Entstammtheit ist, es gibt eine Stunde der Hingabe an Wunden und Schmerzen, in der wie trockenes Laub alle Ichsucht abfällt. Und diese Stunde, in welcher der Einzelne sich dem Gotte weiht, weil er zum ersten Male die Berührung des Ewigen spürt, ist im Untergange die große Stunde der Geburt. In dieser Stunde ist die Schöpfung vollendet.

Unabhängig von allem Glaubenswesen durchwirkt ein geheimes Gesetz aufbauend dieses All: Alle arischen Dichter vom Rigveda bis zu Platon und den deutschen Geistern haben es gesungen. Es kann nicht gesagt und gelehrt werden, weil es nur ergriffen, nicht begriffen werden kann.

Aber in der größeren Welt des Glaubens weht es wie Hoffnungsschwingen, die sich über die Niederungen des Verstandes erheben und nun aufschwebend sich im goldenen Morgenlichte der Vollendung breiten.

Ist die Stunde des Untergangs, die Götterdämmerung, an keine Zeit gebunden, so ist auch die Stunde der Geburt, die neue, vollendete Welt, ein Ewiges und als solches stets gegenwärtig. Ihr Sinnbild ist das Bewußtsein der Gottentstammtheit. Was ewig ist, stirbt nicht. So wird die große Furcht überwunden, das wahre Sein wirkt in uns und stellt alles Leben auf eine höhere Ebene. „Lachend sterben", das geht wohl an, wenn kein Tod gilt.

So ist die Dreiheit des eddischen Glaubens im Grunde die Einheit einer weltüberlegenen Gesinnung, der auch nur eine übergeschichtliche Einstellung (vgl. Abschn. I, 3) gerecht zu werden vermag. Aus jener Gesinnung quillt der unzerstörbare Mut, das Leid der Welt zu überwinden. Leid gebiert Licht, weil es der Beweis eines Kampfes ist. Über den Trümmern einer Welt, über dem blutenden Irrsal des Herzens erhebt sich richtend unsichtbare Sternennacht, über umflortem Blicke trostvoll unsterbliches Leben.

Schlußwort.

Die große Glaubenswelt unserer Vorfahren mußte bis auf den Grund zerstört werden, wenn der neue Glaube zum endlichen Siege geführt werden sollte. Was an Überlieferungen aus ältester Zeit erhalten ist, die Lieder und Erzählungen der Edda, konnte geduldet werden, weil sie, nur geringe nackte Trümmer, in ihrer Zerstörung den alten Zusammenhang nicht mehr erkennen ließen und dadurch verwirrten; lose Geschichten, Rätselreden ohne Halt. Wir haben zu den Wurzeln des Baumes hinabzusteigen versucht, der in den verwandten Urstämmen unserer Art wuchs, ehe sie sich trennten. Der Urglaube der weißen Rasse erhebt seine unsichtbare Krone ins Licht.

Jene bunten Erzählungen von den Göttern erweisen sich als Dichtungen, denen die Vorfahren horchten, denen Glauben zu zollen, denen sich zu verpflichten ihnen nicht anstand. Gut und nützlich zu wissen, schaffen sie doch nicht den großen Bau des alten Gottums. Aber aus den alten Trümmern bricht ein neues Licht, eine klare Spur führt zu dem Bewußtsein, daß hier Größeres verloren ging.

Und hier und bis dahin gilt die harte Arbeit der Glaubensforschung, die mit unerbittlicher Strenge des wissenschaftlichen Mittels dem sich stolz blähenden Geiste verantwortungsloser Willkür, seichter Halbheit und Unwissenheit entgegentritt, die aber auch in bescheidener Zuchtgesinnung der traurigen Armut eines leeren Buchstabendünkels gerne entraten mag. Mehr ja fast wie jede andere des Altertums ist heute die Wissenschaft der Edda eine solche des Lebens; und mag sie manchen, der sich gerne leichter Mühe erfreut, hart ankommen, so winken doch großen Aufgaben immer noch große Erfüllungen. Ihnen gilt das Wort 502 des Altmeisters: „Das Forschen muß so endlos sein wie der sich über

uns dehnende Raum, in dessen unermessene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wissenschaft ist ein sich wölbender Tempel, am Himmel aber bleibt eine Öffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichsam ein Anblick des menschlichen Augen undurchdringbaren Himmels."

Uns, die wir an den Gräbern großer Hoffnungen stehen, ziemt es den Blick zu einem Himmel zu erheben, der sich über jenem Himmel der Wissenschaft allem ehrlichen Wahrheitsstreben wenn auch unerwartet öffnet. Aber das sind nicht mehr die Wege der prüfenden Wissenschaft, denen wir uns in diesem Buche anvertrauten.

Denn wie die Geburt eines Gottums nicht aus einem Glaubenszwange, aus einer wissenschaftlich erschlossenen Sage erfolgen kann, sondern aus den Quellen des Gemütes, aus der unmittelbaren Vereinigung mit der als ursprünglicher Herzensbesitz erfahrenen Gottheit aufsteigen müßte, so ist auch die arische Göttersage lediglich die Kruste, welche vom alten Gottum geblieben ist, von ihm zeugt und manchmal hilft, die Eigenart des dahinter verborgenen Glaubens selbst zu deuten; aber die Wiedergeburt jenes Gottums könnte nicht aus einer künstlichen und unmöglichen Belebung der Kruste, sondern nur aus den im Innern des Baumes, im Herzen selbst sprudelnden Säften und Glaubensquellen in der großen Stunde der Geburt geschehen, in welcher das Ewige sich offenbart.

Und doch ist die Beschäftigung mit den Überresten dieser alten Glaubenswelt unerläßlich. Sie ist es, die den leicht irrenden Geist auf die Erfahrung eines uralten Erbes hinweist, die ihn hindert, in leichtfertiger Willkür das Niedrige zu ergreifen, das nur dem unerfahrenen Auge der Gegenwart groß und wichtig erscheint, — wie das nahe Lärmen der Marktglocke die ehernen Stimmen des verborgenen Domes übertönt, wie vorne der niedrige Hügel das entferntere gewaltig zum Himmel aufragende Gebirge dem tagesgeblendeten Blicke verbirgt.

Anmerkungen
zum zweiten Bande.

1) L. Preller, Griech. Mythol., 3. Ausg., Berlin 1875, 2, 336.
2) A. Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur, Leipzig 1913, S. 53 ff. — H. Winckler, die babylonische Geisteskultur, Leipzig 1907, S. 102.
3) Jeremias S. 54.
4) J. K. Ginzel. Handb. d. mathematischen und technischen Chronologie. Leipzig 1906 f. 2 Bände, I, 37 f. — Jer. 158. 247. Abb. 141.

Auf meine Bitte hat der Fachastronom der Bremischen Seefahrtsschule Herr Dr. Max Völkel die Güte gehabt, sich wie folgt zur Sache zu äußern:

Gehen wir von der wohlbegründeten Ansicht aus, daß die Sage vom Zuge der Argonauten eine poetische Schilderung des jährlichen Sonnenlaufes zwischen den Standsternen ist, und daß die Entstehung der Sage in die Zeit fällt, wo die Plejaden nahe am Punkte des Frühlingsäquinoktiums standen (etwa vor 4000 Jahren), so kann man auch für die schwimmenden Felsen eine astronomische Deutung angeben. Bekanntlich sind dies zwei Berge, die in bestimmten Zeiträumen — auf dem Weltmeer schwimmend — zusammenprallen und sich dann wieder von einander entfernen; alles, was sich zwischen sie wagt, wird zermalmt, insbesondere auch die zwischen durch fliegenden Tauben des Zeus. Wenn es genügend verbürgt ist, daß bei den alten Kulturvölkern der täglich über dem Horizont zurückgelegte Weg der Sonne als Berg bezeichnet wurde, ebenso der entsprechende Weg des Mondes, und daß die Plejaden unter dem Bilde der Tauben verstanden wurden, so ist der Zusammenhang zwischen der Sage von den Prallfelsen und den astronomischen Tatsachen ganz augenscheinlich. Denn in der Tat steigen die täglichen Bahnen von Sonne und Mond bergartig über dem Horizonte empor — und in der Breite der Mittelmeerländer schon mit ziemlich steilem Anstieg. Dabei schiebt sich der Sonnenweg im Laufe eines Jahres hin und her. So geht die Sonne im Dezember etwa im Südosten auf und etwa im Südwesten unter; im Juni dagegen im Nordosten bezw. Nordwesten. Ihre Tagesbahn — der Sonnenberg — schwankt also in ziemlich weiten Grenzen hin und her. Ganz ähnliches gilt für die Tagesbahn des Mondes, nur daß sein über dem Horizont sichtbarer Weg — der Mondberg — die Schwankung bereits in einem Monat vollendet. Der Mondberg prallt also im allgemeinen 24mal im Jahre mit dem Sonnenberg zusammen, 12mal auf dem Hinweg, 12mal auf dem Rückweg. Zwischen beiden Bergen fliegen alltäglich die Plejaden über den Himmel; sie gingen damals genau im Osten auf und im Westen unter. Besonders zur Zeit des Äquinoktiums, wo die Flugbahn der Plejaden dicht neben dem

Sonnenberg dahinstreicht, ist also das Zerdrücktwerden der Plejaden durch den heranrückenden Mondberg ein naheliegendes Bild. Die nebenstehende schematische Zeichnung der Tagesbahnen mag dies erläutern. Dabei sind N, O, S, W der Nord-, Ost-, Süd- und Westpunkt des Horizontes, in dessen Mitte man sich den Beobachter denken mag. Ueber ihm wölbt sich die Himmelskuppel S B C D N. Ferner ist O C W die tägliche Bahn der Plejaden, A B U die tägliche Bahn der Sonne (Sonnenberg) und A¹ D U¹ der von Tag zu Tag näher rückende Mondberg.

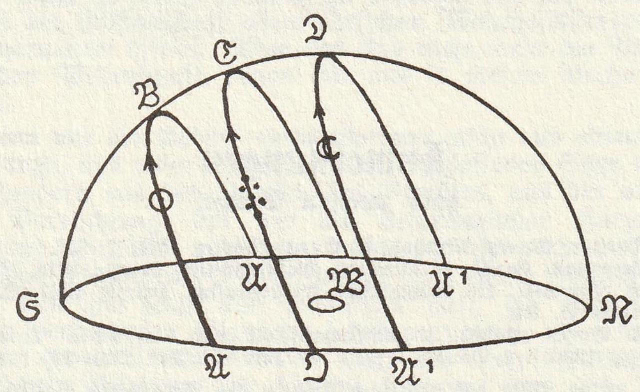


Abb. 29. Die Plankten (Symplegaden).

5) Ginzel I, 428 Anm. Aratus 262.
6) L. Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen, Berlin 1809, S. 144 f. 316.
7) Ovid, Fast. 4.
8) Preller I, 381. Ideler, Sternnamen S. 143 f.
9) Ginzel I, 74, 584 „die Mondstationen um 4000 v. Chr.".
10) Ginzel I, 59. Hesiod, Werke und Tage 383 f.
11) Ginzel I, 75.
12) Ginzel I, 29. Jeremias, Handb. 197.
13) Ginzel I, 72. 74. 318. — Willibald Kirfel, die Kosmographie der Inder nach den Quellen dargestellt, Bonn 1920, S. 36.
14) P. v. Bohlen, das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Ägypten, 2 Bde. Königsberg 1830. 1,209.
15) Ginzel I, 72. 83 f. Jeremias S. 109.
16) Preller, Griech. Myth., Berlin 1875, 2, 308.
17) Hesiod, Werke und Tage 383 f. Hesiod gibt seine Mahnungen dem Landmann, der vor Sonnenaufgang auf dem Felde ist. Er sieht die Plejaden nach 40tägiger Unsichtbarkeit in der Morgendämmerung vor Sonnenaufgang im Osten auftauchen; das ist der heliakische Aufgang, der im Jahre 431 v. Chr. für die Breite von Athen zwischen dem 15. und 19. Mai (Sommersanfang) vor sich ging (Ginzel I, 24. 27. Ideler 143. 148). Ihr kosmischer Untergang (in der Morgendämmerung im Westen) erfolgte 6 Monate später im November (Wintersanfang). Um 800 v. Chr. am 11. Mai bezw. 26. Oktober, Mädler, Pop. Astr. 1861 S. 597.
18) Ideler, Sternnamen 144.
18a) L. v. Schröder, Arische Religion, Leipzig 1916, 2, 12. 16. 23.
19) Preller 2, 318.
20) Bohlen 2, 44.
21) de mundo 6.
22) Tacitus, Germania 40.

23) Ovid, Fast. 3, 852. 4, 903. Ideler 132 ff. Eratosthenes, katasterismoi 19, 1—12 ed. Matth., Frankfurt 1817 S. 56, Aratus 225.
24) Preller I, 115. 96. 2, 313.
25) Rätsel der Edda I (2. Auflage) S. 126.
26) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Ausgabe, Göttingen 1844, S. 12 über das Wort „Gott".
27) A. Walde, Latein. etymol. Wörterbuch, Heidelberg 1906 u. arceo: arca, griech. arkos Schutz, armenisch argel Hindernis, altpers. arkadri Burgberg. Wurzel areg abschließen. Vgl. auch griech. ergo schließe ein, lat. arx, gr. akropolis. Der Name der Hera Argeia auch Akraia (Pausan. 2, 22). arx ist der geläufige Name der Himmelsburg des Zeus, arca von gleicher Wurzel das „Bergende" Schiff. — Nach E. von Bunsen (Die Plejaden und der Tierkreis Berlin 1879 S. 161), der sich auf M. A. Baliol, Oxford, Mankind, their origin and destiny, 1872, beruft, „bedeutet arca in der Sprache der Javaner (nach dem Arischen) noch die Sonne und der Sonnentempel in Kanarak wird die Arka genannt". Vielleicht ist hiermit Arghanatha (vgl. Anm. 14) zu verbinden. — Vgl. auch L. von Schröder, Arische Religion, Leipzig 1916, 2, 23, welcher gr. Jason sprachlich vom vedischen Vivasvant herleiten zu dürfen glaubt und die Argonautensage für einen alten Sonnenmythus erklärt.
28) Über die griechische Verörtlichung der Sage und deren zeitliche Bestimmung u. a. Ad. Kirchhoff, d. Komposition d. Odyssee Berlin 1869, S. 86. Müllenhoff, Deutsch. Altertum I, 55 f.
29) G. Wilke, Baum und Schiff. Mannus Bd. 11/12. S. 155 ff. — Derselbe, Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst. Mannus 1922, Bd. 14, S. 92 ff.
30) E. Weidner, Das Alter der babylonischen Astronomie.
30a) Zu Odysseus als Jahresgottheit (Führer des Weltschiffs in Märchenspielart) vgl. die Zahlen der Dichtung: 12 Schiffe folgen ihm nach Troja Il. 2, 63; 12 Rinder-, 12 Schaf-, 12 Schweine-, 12 Ziegenherden, 360 Eber (dazu einige für die Freier) Od. 14, 13; 14, 100; 12 Müllerinnen in seinem Hofe Od. 20, 107. 50 Mägde (50 Wochen) Od. 22, 420. Er allein durchschießt die 12 Äxte (Od. 19, 573), Die Zahl der Freier 108 (4×108=432!) Od. 16, 245 f.
30b) Vgl. Arth. Drews, Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie. Jena 1923.
31) Grützmacher, Alt- und Neuprotestantismus. Eine geistes- und religionsgeschichtl. Untersuchung. Erlangen 1920. S. 34. Koppelmann, Weltanschauungsfragen. Berlin 1920. G. Neckel, Altn. Lit., 1923, S. 25.
32) N. Söderblom, Das Werden des Gottesglaubens, Leipzig 1916, S. 1.
33) Zu Riemer, 10. Mai 1806 bei W. Bode, Goethes Gedanken II 31.
34) Zu Heinr. Meyer, aufgez. von Grüner, 24. Aug. 1823.
35) Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, 1867, 1,491 f.
36) Gylf,34, 51, Vol. 53, 54. Hyndl. 42.
37) Vol. 40, 41. Gylf. 12.
38) Grimn. 39.
39) Wafthr. 47.
40) Müllenhoff, Deutsch. Alt. 5, 126.
41) Eiriklied 7, Genzmer, Edda 2, 197.
42) Gylf. 34.
43) Vol. 53, Gylf. 51.
44) Gylf. 7, 8.
45) S. Band 1, S. 89, Abb. 7, S. 87.
46) Gylf. 51,
47) Bd. 1, S. 73 f.
48) Gylf. 34.
49) Bd. 1, 83 f.
50) Bd. 1, 83, 111 f.

51) a brodds oddi; vgl. Gering, Glossar z. d. Liedern d. Edda 1896 broddr m. spitz zulaufender Gegenstand, Schwertspitze, Atlilied 42, 1.
52) Bd. 1, 86.
53) Jac. Grimm, Myth. 109; Kl. Schriften 7, 4; Deutsche Sagen 2, 16 Nr. 381.
54) J. Grimm, Rechtsalt. 896.
55) Bd. 1, 27. Grimm, Myth. 187,213. Da Heimdall an der Stelle steht, wo auch das Weltschwert d. i. die Weltachse den Himmel erreicht, so ist der Name Schwertase erklärt. Snorri ferner erzählt in den Skaldskaparmal: „Heimdalls Haupt (höfud) heißt das Schwert; denn es wird gesagt, er sei mit einem Manneshaupt durchbohrt worden. Von ihm handelt das Heimdall-Lied und das Schwert heißt seitdem Heimdalls Geschick, denn das Schwert ist des Mannes Geschick." Dies alles ist echt skaldische Tiftelei. Wir können aber herausschälen, daß Heimdall, der das Weltall umspannende Lichthimmel, nach der wunderlich trockenen Gelehrsamkeit der Skalden von dem aufgerichteten Weltallsschwerte (von unten nach oben) durchbohrt sei; das Weltallsschwert ist also Heimdalls Maßschwert (miotudr). Das alte Heimdallslied hätte uns Aufklärung gegeben; es ist nicht erhalten. Da Heimdall im Endkampfe durch Loki fällt, die Weltachse (der Weltbaum) aber bestehen bleibt (standandi), so könnte man der unsäglich trockenen (Weinhold, Alt. Leben, 1856, S. 328 ff.) Skaldenkunst zutrauen, daß sie das Schwert Haupt benannten in dem Sinne von „Meister": Heimdalls Meister sei das Schwert; und von diesem sei er gemeistert d. i. durchbohrt worden. Denn unsinnig wäre anzunehmen, daß Heimdall den Namen Schwertase erhalten habe, weil er von einem Schwerte durchbohrt d. h. getötet sei; erst im Endkampf fällt er durch Loki. Die Snorrische Deutung kann also nicht stimmen. Von diesen späten Skaldentifteleien entfernen wir uns schleunigst und finden darin nur, daß Heimdall, der in der Himmelsburg „steht", dort wo die Himmelsbrücke den Himmel erreicht, also am nördlichen Himmelspol, zu dem die Spitze des Weltallschwertes aufragt, mit einem Schwerte in Verbindung gebracht wird, nach welchem er vor allen anderen Göttern den Namen Schwertase erhält, und nehmen dies als einen weiteren Beleg für die alte Anschauung des aufgerichteten Weltallschwertes, der „Gaumensperre des Wolfes".

Wenn es übrigens bei Snorri heißt, das Schwert heiße seitdem Heimdalls miötudr, so belehrt Müllenhoff (Deutsch. Alt. V 89 f., 143 f.) über die Verwechselungen, die zwischen dem alten, kaum noch verstandenen Worte miötudr (Verhängnis, Geschick, eigentlich der Messer) mit miötvidr d. i. Maßbaum vorkamen. Dürften wir auch hier eine solche irrige Vertauschung annehmen, so wäre freilich mit einem Schlage alles klar; es müßte dann lauten: „das Schwert ist Heimdalls Maßbaum" und wir hätten die Gleichungen Schwert, Welesche und Weltachse beieinander.
56) Grimm, Myth., 39.
57) Edda 179.
58) Edda 181.
59) Im cod. exon. 322,13; Grimm, Myth. 839.
60) Edda 180.
61) Edda 185. 839.
62) R. Much, der germ. Himmelsgott, Halle 1898, S. 7 f.
63) Bd. 1, 18. 143. 153.
64) Bd. 1, 84. 91. 127.
65) Bd. 1, 27 f.
66) Bd. 1, 126 f.
67) Müllenhoff. Der Schwerttanz der Germanen (in Festgaben für Gust. Homeyer) Berlin 1871. Weitere Belege bei Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893.
68) Bd. 1, 16. 87. Dazu nun G. Wilke vgl. Anm. 29.

69) Gylf. 5. Vol. 3.
70) de nat. deor. 2, 18.
71) de civitate dei 7, 8. Jac. Grimm, Kl. Schrift. 7, 212.
72) J. Grimm, D. Rechtsalt. 1, 251 ff.
73) Edda 2, 514.
74) Roter Hofmarksfreiheit 1400.
75) Grimm, R. Alt. 1, 276.
76) Adalb. Kuhn, Westfäl. Sagen, Leipzig 1859, 1, 116.
77) Ad. Kuhn, ebda. u. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848.
78) Henne am Rhyn, Deutsche Volkssage, Wien 1879. Nr. 702. 554.
79) Gering, Edda S. 161. Helg. Hund. 1, 3 „und manasal midjan“: unterm Mondsaal mitten.
80) Henne a. Rh. S. 32. Nr. 11.
81) Jac. Grimm, Deutsche Myth. 3. Ausg. 252.
82) Ilias 20, 70.
83) Creuzer, Symbolik u. Mythologie, 3. Ausg. III. 350 f. IV 132. 156 f.
84) Orph. Hymnen, griech. u. deutsch. v. Dietsch 1822, LIX. S. 143.
85) Leben d. Pythagoras, Porphyr. 41 bei Creuzer IV 719.
86) ebda IV 659 ff.
87) Sophus Müller, Nord. Altertumsk. 1897. II 58 f. Abb. 37. Hoops, Reallex. d. germ. Alt. 4, 206.
88) Fr. Fuhse, Deutsche Altertümer, Leipzig 1904, S. 61.
89) Am Schlusse seiner Schrift über den Staat schildert Platon (worauf mich Wolfgang Schultz-Wien freundlichst hinweist) die Spindel der Ananke (de re publ. X 616 ed. Stallbaum III 2 p. 363): „Von einem Ende (des Weltalls) zum andern erstreckt sich die Spindel der Notwendigkeit, vermittelst der sich sämtliche Umdrehungen vollziehen. Die Stange und der Haken sind aus Erz, der Wirtel ist aus einer Mischung von Erz und anderen Stoffen.“ In einem großen hohlen Wirtel liegen 8 Wirtel in einander. „Die Stange ist mitten durch den achten Wirtel hindurchgetrieben.“ Die 8 Wirtelkreise scheinen die Wandlerbahnen andeuten zu sollen. — Die Darstellung Platons ist unklar. Die Weltachse liegt für Griechenland schon sehr schräg. Das Bild der Weltallsspindel erscheint nur im Norden klar, wo der Himmelspol dem Scheitelpunkt naherückt. — Zu der Platonischen Stelle vgl. Plutarch, Symp. 9, 14: „Es scheint mir Platon als Spindel und Spindelstange die Achsen, als Wirtel die Sterne ungewöhnlich zu benennen.“ Aristoteles, de mundo 2, 4: „Die Achse der Welt ist ihr Durchmesser, um den sie sich dreht.“
90) 3. Tusend 2. Hunderf Nr. 24.
91) um 180 n. Chr., adversus mathematicos 287.
92) Skaldsk. 8.
93) Edda S. 376 Anm. 2.
94) Gylf. 14. Gering S. 307.
95) Brunner, Grundz. d. deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig 1901, S. 92, 151.
96) Grimm, Rechtsalt. 2, 532 f.
97) Gering, Edda S. 380 Anm.
98) Bd. 1, 89.
99) Bd. 1, 150.
100) Gering, Edda S. 376. Anm. 7.
101) griech. myle, mahlen sanskr. mahlana. Fr. Fuhse, Deutsche Altertümer, Leipzig 1904, S. 64. — Hoops, Reallex. d. germ. Alt. 3, 243.
102) Gering, Glossar 1896. Helg. Hund. 2, 4. und 3.
103) Ad. Kuhn, Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, Gütersloh 1886 S. 16, 90, 102 f.
104) Bd. 1, 87. 89.
105) Ad. Kuhn, Herabkunft, 1886 S. 103.
106) Bd. 1, 33. 45, 87.

107) Ideler, Sternnamen LII. 4. 17 f.
108) ebda XLIX.
109) ebda 407 ff.
110) Wolfgang Schultz im „Mitra", Monatsschr. f. vergleichende Mythenforschung, Wien 1914—1920, Sp. 265.
110a) Skaldsk. 42, Rask. S. 130: skautz ludr ofan; es stürzt der Kasten (Behälter) von oben herab.
Helg. Hund. 2, 2, 8: stokkr ludr fyrir; es springt der Behälter herab.
Helg. Hund. 2, 4, 2: thott ludr thrumi; daß der Behälter erdröhnt.
Gylf. 27, Rask S. 30: Heimdallr hefir ludr thann er Giallar horn heitir; Heimdall hat den Behälter, der Gjallarhorn heißt.
„Eine Art von Boot" übersetzt Finn Magnussen (Eddalaeren 1824, 1 S. 6) ludr in Wafthr. 35; dazu S. 23 jedoch: Moellesaekken, Mühlensack.
111) Bd. 1, 112.
112) Simrock, Deutsche Myth. 1864. S. 18.
113) Müllenhoff, D. Alt. 5, 241.
114) P. Herrmann, Nord. Myth. 1903. S. 577.
115) J. von Harten u. K. Henniger, Niedersächsische Volksmärchen u. Schwänke, Bremen.
116) Plutarch, Cäsar c. 19. Müllenhoff 5, 106.
117) Mone, Europ. Heidentum 2, 26 f. Grimm, Myth. 558 f.
118) Grimm 559.
119) Pausanias 8, 7, 2.
120) Bd. 1, S. 89.
121) Thietmar v. Merseburg, 1, 3: veneratur et timet omnis incola. Grimm 558.
122) Wafthr. 47. Gylf. 53.
123) Nach dem Auszuge in Gering, Edda S. 355.
124) Gering, ebda: „Die zusammenstoßenden Berge, Symplegaden".
125) Jeremias 76.
126) ebda 158.
127) Jer. 103. 248. 247.
128) Jer. 43.
129) Bd. 1 108.
130) Hyndl. 7. — Bd. 1, 105.
131) Gylf. 8. Bd. 1, 85.
132) In den Havamal 13 f. sagt Odin:

> „Über Gastungen schwebt der Vergessenheit Reiher,
> der den Verstand uns stiehlt;
> dieses Vogels Gefieder umfächelte mich,
> als in Gunnlods Grotte ich saß.
> Trunken ward ich, toltrunken
> in des sinnreichen Fjalars Saal".

Dieser F j a l a r ist derselbe Zwerg, der mit Galar den Kwasir tötete und sein Blut in den Kessel Odrörir und in die Krüge Son und Bodn rinnen ließ. Fjalars Saal und Gunnlods Grotte sind dasselbe. Der Zwerg Fjalar wird auch Vol. 16 erwähnt. Nach Vol. 14

> „zog sein Stamm aus der steinigen Heimat durch sumpfige Täler zum Sandgefilde".

Wenn an der Ostseeküste Schwedens ein aus Kies und Steinen bestehender Landrücken „Sandgefilde" genannt wird (Müllenhoff V 93; vgl. Gylf. 14), so bietet das selbstverständlich keine Erklärung. Ursprünglich saß Fjalar in der „steinigen Heimat", im Gebirge.
133) Kuhn, Herabkunft, S. 219 f.
134) W. Kirfel 229. 233.
135) So wird zum Feuermachen ein Bohrer benutzt. Zwischen zwei Bretter wird ein S t ä b ch e n gestellt, um das man die Schnur eines Bogens

schlingt. Durch schnelles Hin- und Herziehen des wagerecht gehaltenen Bogens setzt man das Stäbchen, den Bohrstift, in rotierende Bewegung, bis das Brett durch die infolge der Bewegung erzeugte Hitze zu glimmen anfängt". Fr. Fuhse, Die deutsch. Altertümer, Leipzig 1904, S. 109. Vgl. Hoops, Reallex. d. germ. Alt. 2. 302.

Dieselbe Art des Bohrens benutzt (Odyss. 9, 384 f.) Odysseus, um den Polyphem zu blenden:

„Wie wenn ein Mann, dem Bohrer lenkend, ein Schiffsholz
Bohrt; die Unteren ziehen an beiden Enden des Riemens,
Wirbeln ihn hin und her und er flieget in dringender Eile:
Also hielten auch wir in das Auge den glühenden Knüttel,
Drehten und heißes Blut umquoll die dringende Spitze".

136) Hav. 103 f. Gering S. 99.
137) Mahabharata 1, 17, 4 vgl. A. Holtzmann, Zur Geschichte und Krit. des Mahab., Kiel 1892 f., 2, 19.
138) Falk u. Torp, Norw. dän. etym. Wb., Heidelberg 1907, 1, 793 u. onsdag.
139) Kluge, Etym. Wb. 8. Aufl., 497 u. Wut. — Für die Ableitung des Wortes Edda „Dichtkunst", von welchem an. Edda-Großmutter zu unterscheiden bleibt, sprechen sich Falk u. Torp 1, 180 trotz der lautlichen Schwierigkeiten aus. Neckel dagegen vgl. Falk u. Torp 2, 1453.
140) Bd. 1, 109.
141) Müllenhoff, D. Alt. 5, 155 f.
142) Bd. 1, 114.
143) Preller 1, 190 f.
144) Hommel, Gesch. Babyl u. Ass., 1885 S. 197.
145) Jeremias, Handb. S. 33 f.
146) ebda S. 60.
147) Bd. 1, 82 f.
148) Jer. 2.
149) C. Bezold. Ninive u. Babylon, 1903. S. 22.
150) Hommel, Gesch. Bab. u. Ass. S. 244 f.
151) Bd. 1, 8 f.
152) Bd. 1, 92.
153) Bd. 1, 83 f.
154) Jer. 53.
155) Bd. 1, 129 f.
156) Hommel a. a. O. 338 f.
157) Preller, 1, 193. Vgl. Odyss. 7, 162 f. in des göttlichen Dulders Bittrede an Nausikaa:

„Ehmals sah ich in Delos, am Altar Phöbus Apollons,
Einen Sprößling der Palme von so erhabenem Wuchse, —
Und ich stand auch also vor ihm und betrachtet ihn lange
Staunend, denn solch ein Stamm war nie dem Boden entwachsen".

158) Creuzer, Symbolik u. Myth. 3. Ausg. 4, 621.
159) Bd. 1, 15. 19.
160) Oldenberg, Rel. d. Veda, 2. Aufl., S. 70.
161) Bd. 1, 100 f.
162) Vgl. Bundehesch 3 über Schlangen, Kröten, Fliegen als Angramainjus' Schöpfung.
163) Mannhardt, Feld- u. Waldkulte 1904. 1, 56.
164) Bd. 1, 86.
165) Vgl. zu diesen Fragen die Fülle der Beziehungen bei R. Eisler. Weltenmantel u. Himmelszelt, München 1910, 2, 575 ff., wobei E.'s Bestreben, überall semitischen Ursprung zu finden, zur Vorsicht rät. Der „geflügelte Baum" des Pherekydes ist selbstverständlich die Weltachse eranisch-arischer Herkunft; „Flügel" hat sie, um ihre Umdrehung bewirken zu können. Die Eiche von Sichem und die arabische heilige Palme werden letztlich gleichen Ursprungs sein.

166) Bd. 1, 88.
167) Kirfel S. 2* u. 6.
168) ebda S. 11.
169) Bd. 1, 84 f. Anm. 169 .
170) Creuzer, 1, 6. 4, 622.
171) Preller 1, 527.
172) Die Griechen machten aus Jerusalem Hierosolyma; wer wollte nun aber das hebräische Wort aus dem griechischen deuten!
173) Kirfel 57. 58.
174) ebda 58. 91.
175) ebda 91. 105.
176) Creuzer 1, 6. 7.
177) Die Deutung ist allerdings unsicher. Ida ist auch die Weltkuh, ist Erde, Bitte, Lobgebet. Agni wird Ilayas-putrah, Pururavas (Sonne?) Aida-Sohn der Ida (Ila) genannt (Kuhn, Herabk. 78. Weber, Ind. Stud. 1, 196 f.).
178) Kirfel 93.
179) Weber, Ind. Stud. 1, 397.
180) Kuhn, Herabkunft 1886 S. 114. Bd. 1, 13.
181) Kirfel, 215. 218.
182) Windischmann, Zoroastrische Studien S. 21. — Wilh. Geiger, Ostiran. Kultur 1882 S. 30 ff. 40 f.
183) Vendidad, Farg. 2, 21 Spiegel.
184) ebda 2, 5.
185) Windischmann 27.
186) Vendidad Farg. 2, 1 f.
187) Bd. 1, 104.
188) Vgl. Georg Hüsing, Die iranische Ueberlieferung und das arische System, Leipzig 1909, S. 28 vermutet gleichfalls „mythisch-kosmologischen" Sinn der ältesten Vorstellung; „die wirklich geschichtlichen Namen scheinen das Unechte zu sein".
189) Bd. 1, 93 f.
190) Im „Mitra" Sp. 253 ff.; dazu Wolfg. Schultz ebda Sp. 257 ff.
191) Minokhired 10, Spiegel.
192) Windischmann, Zor. Stud. S. 2. — Bd. 1, 12. 101.
193) herausg. v. Dietsch S. 142.
194) Hommel, Gesch. Bab. u. Ass., Berlin 1885, S. 722. Asarhaddon besiegt 678 vor Chr. die arischen Meder am „Kristallberge" Bikni (= Demawend). Demawend ist aber wie der Olymp verirdischter Himmelsberg (vgl. R. I 136.), von den Griechen das jasonische Gebirge genannt. Lüpker, Reallex. d. kl. Alt. 1860, S. 603 (Media). Windischmann, Zor. Stud. S. 18.
195) Bd. 1, 21 ff.
196) Jer. 53 f.
197) Vgl. oben den Abschnitt (I 2) über die Argosage. 198) Jer. 57.
199) Kirfel 40.
200) Friedr. Delitzsch, Wo lag das Paradies?, Leipzig 1881, sucht den Garten Eden in der paradiesischen schönen Umgebung Babels, muß jedoch selbst zugeben, daß schon die alexandrinischen Ueberſetzer dies nicht mehr wußten (S. 80), und daß selbst der babylonische Talmud hierüber keine Angaben hat. Vgl. Franz Delitzsch, Neuer Commentar üb. d. Genesis, Leipzig 1887, S. 79 ff.; gegenüber Friedr. Delitzsch, Herm. Gunkel, Handkommentar zum Alt. Test., Göttingen 1902, S. 5 ff. 32 f. nennt Eden eine mythologische Landschaft, die mit den eranischen Vorstellungen große Aehnlichkeit haben. Der „Gottesgarten" liegt (Gunkel S. 32) im Himmel, die Ströme seien die 4 Milchstraßenarme.
201) Hakonlied 13, Genzmer, Edda 2, 200.

202) Helg. Hjorw. 1; Skaldsk. 34, Snorra Edda herausg. v. Rask. Stockholm 1818: at Glasir stendr med gulnu lauft firir Sigtys salum.
203) Grimm, Myth. 782.
204) ebda 783. 144.
205) Tylor, Anf. d. Kult. 2, 54 f.
206) Flat. 1, 13. Hervorars. 1. G. Neckel, Walhall S. 66.
207) Neckel S. 67. Grimm, Kl. Schrift. 7, 11 f.
208) Zimmer, Altind. Leben 408 ff. Müllenhoff, Deutsch. Alt. 5, 115 f. 1, 45
209) hist. rom., celt. 1, 3.
210) Bd. 1 ,10. 168. 61.
211) Jer. 231.
212) Gering, Glossar 1896 S. 162. Vgl. Vol. 48 u. 14.
213) Skaldsk. 61. Rask. S. 185.
214) Bd. 1, 11 f. Zu den eddischen Eiden vgl. P. Herrmann, Nord. Myth. 488. Grimm, Myth. 611.
215) Preller, Griech. Myth. 1, 669.
216) Bd. 1, 88.
217) In diesen Zusammenhang gehört auch Leuke, Die „Weiße Insel" des entrückten Achilleus, im Norden (verörtlicht an der Donaumündung); ihr entspricht deutlich die „Weiße Insel" der Inder, nördlich vom Himmelsberge Meru, wo die Menschen weiß, mondgleich glänzend leben (Preller, Griech. Myth. 2, 371—373. Weber, Ind. Stud. 1, 400). Diese Weiße Insel scheint ebenfalls nichts anderes zu sein, als das Eiland der Hyperboreer, der Himmelspol, den Apollon mit klingendem Spiele lenkt (Orph. Hymn. XXXIV 16, Räts. I 88).
218) Hesiod, Theog. 468 ff. Preller 1, 104 f.
219) De antro nymphar. 6 bei Clemens Alex. Strom. V 5.
220) de styge bei Stobäus, Eklog. phys. I 4.
221) Creuzer 4, 292 f.
222) Textes et monuments relatifs au culte de Mithra I 198. Eisler. Weltenmantel 611 f.
223) caudam reducto ore vorat bei Claudian, dem Günstling des Vandalen Stilicho, de cons. Stil. II 424 ff. (nicht reductam wie Eisler 616 anführt).
224) Bd. 1, 19.
225) Gimle ist himmlisches Gebirge (Vol. 64. Gylf. 52) oder der Saal selbst auf den himmlischen Höhen; das Wort bedeutet nach Gering (Edda S. 15) „Edelsteindach". Daß der Himmel von Edelstein sei, ist auch alte iranische Vorstellung (Windischmann S. 2). Richtiger ist wohl = gimil, Himmel zu setzen.
226) Windischmann, Zor. Stud. 9.
227) Vol. 54. Wafthr. 51. Gylf. 29. 33. 43. 51. Brag. 1. Skaldsk 2. Grimm. 17.
228) Neckel, Walhall, 1913, S, 67 f.
229) Hund. I, 1 Gering S. 160.
230) Die Hymnen des Orpheus, griech. u. deutsch v. Dietsch, Erlangen 1822.
231) d. i. das Wendelmeer; s. Bd. 1, 89.
232) Grimm 184. 262.
233) so Vergil, Lukretius.
234) Creuzer 4, 246.
235) Bohlen, Das alte Indien 1, 353 f. nach den Transaktions I 38.
236) Weitere Belege bei Carl Ritter, Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot, Berlin 1820, S. 332—342.
237) Schwedische Felsbilder von Göteborg bis Strömstad. Hagen 1919. Taf. 36, 1.
238) Bd. 1, 49.
239) A. Weber, Ind. Stud. 9, 363.
240) Zimmer, Altind. Leben 354 f.
241) Bohlen, alt. Indien 2, 248.

242) Oldenburg, Rel. d. Veda, 2. Aufl., 191.
243) Windischmann, Zor. Stud. 65.
244) G. Hüsing, Iran. Ueberl. S. 96. — Doch berichtet Dupuis X 282 nach einem mahomedanischen Schriftsteller, daß gerade die ältesten Perser die Planeten verehrt hätten.
245) Mädler, Pop. Astron. 1861, S. 286 u. a.
246) Zimmer 356 f.
247) Oldenberg, Rel. d. Veda 191 f.
248) Der Edda ist die Rechnung mit Zehnern geläufig; 30 heißt 3 Zehner Atlilied 51, 5; 40 wird durch 4 Zehner (tigir) ausgedrückt Grimn. 23.
249) Auch die Edda erblickt in Sonne und Mond nur Funken aus Muspellsheim (Gylf. 11, Wafthr. 23, Vol. 4); Sonnen- und Mondverehrung kennt sie nicht.
250) Ginzel, 1, 93.
251) H. Zimmer, Altind. Leben, Berlin 1879, S. 365.
252) ebda 354.
253) Weber, Ind. Stud. 10, 241. Zimmer 356.
254) Bd. 1, 99. Thrymlied 15. 19. Oddruns Klage 8.
255) Jeremias, Handb. 147.
256) Die Einfachheit der Zehnzählung gegenüber der mit 12 Grundzahlen erleichterte die Bildung hoher Zahlen; in den Yajustexten findet sich (nach Zimmer, Altind. Leben S. 348) folgende Steigerung: 1 (eka), 100 (çata), 1000 (sahasra), 10 000 (ayuta), 100 000 (niyuta), 1 000 000 (prayuta), 10 000 000 (arbuda), 100 000 000 (nyarbuda), 1 000 000 000 (samudra), 10 000 000 000 (madhya), 100 000 000 000 (anta), 1 000 000 000 000 parardha). Unsere germanische Sprache hat heute schon von 1 000 000 an fremde Sprachen zu Hilfe genommen. Ebenso aber wie wir heute mit Leichtigkeit diese hohen Zahlen bilden können, ob wir auch keine einheimischen Namen dafür besitzen, werden auch unsere Vorfahren in deren Bildung bewandert gewesen sein. Die Bildung der Zahl 432 000 aus 432 × 1000 und deren Gliederung in 54 × 8 oder 540 × 800 mußte ein Leichtes sein.
257) Zimmer 355.
258) Jeremias, Handb. 56.
259) Weinhold, Altnord. Leben, Berlin 1856. S. 378.
260) Bohlen, alt. Indien 2, 198.
261) Ginzel 1, 60.
262) ebda 2, 316.
263) ebda 1, 382.
264) ebda 2, 325.
265) Jeremias, Handb. 162.
266) Weber, Ind. Stud. 9, 427. Ginzel 1, 76 f. Jeremias 102 f.
267) Ginzel 1, 282.
268) ebda 1, 487.
269) ebda 1, 281.
270) ebda 1, 120.
271) Jeremias 164.
272) Jer. 102. Ginzel 1, 77.
273) Ginzel 2, 9. 1, 120.
274) ebda 2, 9.
275) ebda 2, 10.
276) ebda 2, 177.
277) Hesiod, Werke u. Tage 770, 771. Ginzel 2, 325.
278) Ginzel 1,94.
279) ebda 1, 257. 339. Bohlen 2, 246 ff.
280) Ginzel 1, 281. 282.
281) ebda 1, 403.
282) ebda 1, 412.

283) ebda 1, 418.
284) Rob. Eisler, Weltenmantel u. Himmelszelt S. 305 f.
285) Ginzel, 1, 105. Ger. 165.
286) Zimmer 365.
287) Nachweise bei Bohlen 2, 247.
288) Weber, Ind. Stud. 2, 261. 239. Kirfel, Kosmogr. 175. 280. Ideler, Sternnamen 36. Bohlen 2, 248.

288a) Die „wissenschaftliche" Reihenfolge der Wandler nach den Entfernungen und Umlaufszeiten ist, wenn wir nach dem alten Weltbilde Sonne und Mond zu den Wandlern rechnen, folgendermaßen zu beziffern:

1. Mond. 2. Sonne. 3. Merkur. 4. Venus. 5. Mars. 6. Jupiter. 7. Saturn.

Nach dieser Bezifferung lauten die Reihenfolgen (vgl. Jeremias 82, 164. Ginzel 1, 121. Kirfel 128 f., 141, 280):

Bei Pythagoras	1 2 3 4 5 6 7	
Platon, Aristoteles	1 2 4 3 5 6 7	
den Indern Kirf. 128, 141	2 1 3 4 5 6 7	
den Indern (Puranas) Kirf. 129	2 1 5 3 6 4 7	
den Indern (Jainas) Kirf. 280	2 1 5 3 6 4 7	+ Rahu u. Ketu
Ptolemäus, Jer. 82	1 3 4 2 5 6 7	
den Aegyptern 3. Jhd. n. Chr.	1 3 4 2 5 6 7	
den Babyloniern, Assurbanipal, Ginzel 1, 120	1 2 — 4 7 3 —	
den Babyloniern, nach Jensen	1 2 6 4 7 3 5	
den Babyloniern, nach Hommel	2 1 6 3 5 7 4	
den Babyloniern, nach Kugler	6 4 3 7 5 1 —	
den Mandäern, Syrern, Juden, Ginzel 1, 121	2 4 3 1 7 6 5	
den Römern	2 1 5 3 6 4 7	
den Germanen	2 1 5 3 6 4 7	

Nach Cassius Dio 37, 17 ergibt sich die römische Folge, welche auch die unsere ist, aus einer gesetzmäßigen Umstellung der ägyptischen. Legt man die ägyptische Folge, rückwärts mit Saturn beginnend, auf die 24 Tagesstunden, immer wieder von neuem weitere Stunden und Tage anschließend, so beginnt der 2. Tag mit der Sonne, der 3. Tag mit dem Monde, der 4. Tag mit dem Mars usf., die Anfangsplaneten dieser 24stundentage ergeben unsere Wochentagsreihe.

Dasselbe Ergebnis erzielt man nach einer anderen Regel des Cassius Dio, wenn man die ägyptische Folge auf die Ecken eines Heptagramms verteilt. Vgl. Abb. 30.

Ginzel und Jeremias leiten daher. wie allgemein üblich, unsere heutige Wochentagsreihe aus Ägypten ab und setzen ihre Entstehung in das 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Aber diese Reihenfolge scheint für Ägypten damals auch noch neu gewesen zu sein, denn gerade Ptolemäus setzt sie und zwar mit wissenschaftlicher Begründung erst im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung für Aegypten fest. Cassius Dio aber schrieb gar erst im 3. Jhd.

Außerdem zeigt unsere Übersicht, daß unsere Wochentagsreihe: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend, also 2 1 5 3 6 4 7 schon mindestens 600 Jahre vor Chr. in den altindischen Puranas und bei den Jainas im Gebrauche steht als Planetenreihe.

Es ist an sich schon auffallend, daß, wie die Übersicht zeigt, Babylon die wissenschaftliche Folge nach den Entfernungen nicht kennt, daß sie aber den Indern und

und Pythagoras gemeinsam ist. Die Nachricht des Altertums (Bd. 1, 80 f.), daß Pythagoras in Babylon mit den Brahmanen verkehrt habe, gewinnt dadurch eine weitere Bestätigung.

Die Frage ist, wie entsteht aus der wissenschaftlichen Reihenfolge die altindische Folge, die wir heute in unseren Wochentagsnamen besitzen.

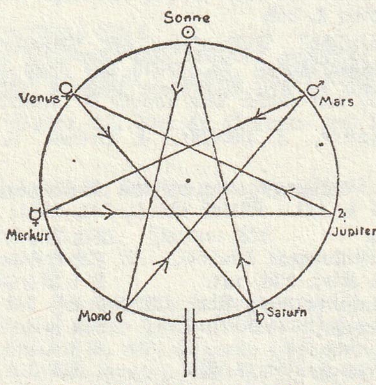


Abb. 30. **Zur Entstehung der Wochentagsnamen.**
Die Pfeile, von Saturn beginnend, ergeben unsere Wochentage.

Die Antwort gibt uns überraschenderweise Indien.

Die ägyptisch-indische Reihenfolge der eigentlichen 5 Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn ist die dem alten Indien geläufige „wissenschaftliche" nach den Entfernungen und Umlaufszeiten; der Mond ist als nächster Körper voran, die Sonne in die Mitte der Reihe zwischen Venus und Mars gesetzt.

Legt man mit der Sonne beginnend in steter Wiederholung diese 7 Planeten über die 60 Tagesstunden (Muhurtas) der Inder, so fällt auf die 1. Muhurta des 2. Tages der Mond, auf die 1. Muhurta des 3. Tages Mars u. s. f., so daß die altindische und unsere Wochentagsreihe sich aufs einfachste ergibt. Die sogen. ägyptische Reihe muß daher, da ihre Folgerung schon 600 Jahre vor Ptolemäus in Indien auftritt, indischen Ursprungs sein. Colebrooke, Asiat. Ref. V 107. VII 286 f. Bohlen 2,250.

Unsere Wochentagsreihe entstammt mithin weder Babylon noch Ägypten, sondern entsteht daraus, daß die wissenschaftliche Planetenfolge Altindiens [Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn] über die 60 Stunden des indischen Tages gelegt wird. Das Durcheinander unserer Wochenplanetenreihe ist nur scheinbar; die Tagesnamen entsprechen den Planeten der 1. Stunde jedes Tages.

	1	2	3	4	5	6	7
1.	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn
2.—56.	—	—	—	—	—	—	—
57.	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn
58.	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
59.	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
60.	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus

Vgl. die Nachträge. — Über nationalistische und wahrscheinlich auch durch Glaubensfeindschaft begründete Kalenderabsonderung bei den Juden vgl. Ginzel 1,132 Anm. 2.

289) Jer. 152. W. H. Roscher, Die Zahl 40 im Glauben, Brauch u. Schrifttum der Semiten.

290) Jer. 159.
291) Ginzel 2, 127.
292) ebda 2, 126.
293) G. Hüsing, Die iranische Überlieferung u. das arische System, Leipzig 1909.
294) Wolfg. Schultz, Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos u. in mythenhaltiger Ueberlieferung, Wien 1910.
295) Herrmann, Nord. Myth. 463.
296) Grimm, Myth. 43.
297) G. Grimm, R. Alt. 1, 298.
298) W. H. Roscher, Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl. Berichte üb. d. Verhandl. der sächs. Ak. d. Wiss. zu Leipzig, 71. Bd. 1919 Heft 5 S. 53 ff. — Ders., Enneadische Studien. Versuch einer Geschichte der Neunzahl bei d. Griechen. Abhandl. ders. Gesellschaft. XXVI 1, 1907, S. 51. — Wolfg. Schultz, Ges. der Zahlenverschiebung. Mitteilungen der Anthropol. Ges. Bd. XL. Wien 1910 S. 105 f. — Vgl. neuerdings Oskar Fleischer, Die vorgeschichtl. germanisch-griechische Kulturgemeinschaft. Zeitschr. Mannus Bd. 14, 1922, Heft 1 über die Geltung der 27 gerade im altgriechischen Kreise.
299) Kugler, Sternkunde u. Sterndienst in Babylon. Eisler S. 739. 740.
300) Ueber die ursprünglich 27 Mondhäuser Persiens vgl. Ginzel 1, 282.
301) Friedr. Delitzsch, Wo lag das Paradies?, Leipzig 1881, S. 88 f. Jeremias, Handb. S. 20 ff. Winckler, Babyl. Geisteskultur, Leipzig 1907 S. 92 f. Herm. Gunkel, Schöpfung u. Chaos, Göttingen 1895 S. 20 f. 111 f.
302) H. Gunkel, Schöpfung u. Chaos 24.
303) ebda 17.
304) Tylor, Anf. d. Kult. 1, 316 ff.
305) Jer. 21.
306) Jer. 23.
307) E. H. Meyer, Eddische Kosmogonie, Freiburg 1891. S. 116.
308) Deussen, 60 Upanischad's. S. 15 f.
309) Oldenberg, Rel. d. Veda 277.
310) Aitar. Up. 1, 3, 1.
311) Oldenberg S. 67 f.
312) ebda S. 70. 330.
313) Sat. Br. 1, 8, 1.
314) Oldenberg, Weltanschauung der Brahmana-Texte, Göttingen 1919 S. 42. 121. Usener, Sintflutsagen, Bonn 1899. S. 26 f. 260.
315) Oldenberg, Rel. d. V. 179. 205 f.
316) ebda 206.
317) Usener a. a. O. Vgl. oben „Idafeld".
318) Preller, 1, 105 f.
319) Creuzer 3, 105. 107. 108.
320) Usener, Sintflutsage 26 f.
321) Tacitus, Ann. 13, 57. Plinius, hist. nat. 31, 39. E. Mogk in Pauls Grundr.
322) Grimm, Myth. 998 f. Weinhold, Altnord. Leben 90.
323) Hesek. 7, 2., 5. Mos. 22, 12. Ap. Gesch. 10, 10. Jeremias, Handb. 49.
324) Bohlen, alt. Indien 2, 210.
325) Grimm, Myth. 330.
326) Kuhn, Herabk. 1886 S. 220.
327) Oldenberg, Rel. d. V. 202. 206. 243. 71. 239.
328) Ders., Weltansch. d. Brahm. Texte 42.
329) Windischmann, Zor. Stud. 65.
330) Ragnar Lodbroks Saga 8.
331) Weinhold, Altn. Leben 1856, S. 37. Simrock, Deutsche Myth. 1864. S. 17.
332) Jer. 254.
333) ebda 341.

334) Plutarch, römische Fragen 30.
335) Bohlen 1, 254.
336) R. Much, germ. Himmelsgott 1898 S. 73 f.
337) de Gubernatis, Tiere S. 34 nach Böthlingk u. Roth, Sanskr. Wörterb. u. goçarman. Grimm, R. Alt. 1,124 ff.
338) Grimm, Poesie im Recht, Kl. Schr. 6, 173 f.
339) Oldenberg, Rel. d. V. 444.
340) Grimm, Myth. 617.
341) Oldenberg 357.
342) Grimm, Myth. 616 f. Mannhardt, Feld- u. Waldkulte 1, 394.
343) Mone, Europ. Heidentum 2, 199. Wenn die Langobarden diesen Ort des Gelübdes votum nannten, so möchte eine bescheidene Vermutung den alten Wodan dahinter suchen.
344) Oldenberg, Rel. d. V. 574. 577.
345) Grimm 617.
346) edictus Rotharis; H. Brunner, Grundz. d. deutsch. Rechtsgesch., Leipzig 1901, S. 45. Grimm, Myth. 122. Kl. Schr. 7, 165.
347) Wattenbach, Geschichtsquellen 1866 S. 59.
348) Genzmer, Edda 2, 200. 197. Olrik, Nord. Geistesleben 41.
349) Genzmer 1, 184.
350) Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz. 1870. S. 312.
351) Hav. 109, Gering S. 100.
352) Bd. 1, 127.
353) Oldenberg, Rel. d. Veda 526. W. Geiger, Ostiran. Kultur, Erlangen 1882 S. 298. Fick, Vergl. Wörterb., Göttingen 1909; 3, 14.
354) Oldenberg 537.
355) ebda 529.
356) über die Hauch-, Traum-, Schattenseele u. s. w. vgl. Gustav Neckel, Walhall, Dortmund 1913, S. 38. 106.
357) Goethe zu Eckermann 4. Febr. 1829: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht länger auszuhalten vermag".
358) Erwin Rohde, Psyche, Seelencult u. Unsterblichkeitsglaube d. Griechen. Freiburg 1898. 2, 2.
359) ebda 1, 49.
360) Oldenberg, Rel. d. V. 530.
361) Bd. 1, 61. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 2. Aufl., Taf. XXI S. 88.
362) Just Bing, Der Götterwagen. Mannus VI. Jahrg. S. 277.
363) Grimm, Myth. 318.
364) Briefe des Heil. Bonifatius Nr. 63, Geschichtschr. der deutschen Vorzeit Bd. 92 S. 127.
365) Bd. 1, 113. 29, 137.
366) Grimm 871. 895.
367) ebda 600 ff.
368) Gering S. 378.
369) Bd. 1, 41.
370) L. Uhland, Der Mythus von Thor, 1836, S. 30 f.
371) Gylf. 23; Grimm 603.
372) Grimm, Myth. 870 f.
373) Vgl. Homer, Odyss. 17, 485 ff.:

„— oft tragen die Götter entfernter Fremdlinge Bildung;
Unter jeder Gestalt durchwandeln sie Länder und Städte,
Daß sie den Frevel der Menschen und ihre Fömmigkeit schauen".

374) Henne am Rhyn, Deutsch. Volksf. S. 595. 540. Grimm, Myth. 872. 488.
375) Grimm 891.
376) Oldenberg, Rel. d. V. 226.

377) Rigv. 10, 27, 21. Zimmer, Altind. Leben 408 f.
370) Bd. 1, 50.
379) Bd. 1, 71.
380) Bd. 1, 50.
381) Oldenberg, Rel. d. V. 565 f. Dazu Bohlen, alt. Indien 1, 172.
382) Spiegel, Eran. Altertum II 97.
383) Oldenberg, Rel. d. V. 549 f. 554.
384) ebda 445. 567.
385) Kirfel, Kosmogr. d. Inder S. 130.
386) R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt 93. 504.
387) W. Geiger, Ostiran. Kultur, Erlangen 1882. S. 293.
388) Grimm, Myth. 603 f.
389) Helg. Hund. 2 nach 37.
390) Grimm 184.
391) Schönwerth, Aus d. Oberpfalz, Sitten und Sagen.
392) P. Herrmann, Nord. Myth. 51 f.
393) Bd. 1, 144.
394) Chronik d. Slaven 1, 83.
395) 8, 41, 10. 8, 67, 6. 4, 30, 18. 5, 23, 4. 6, 1, 5. 3, 34, 2. 8, 87, 2. 6, 33, 3 u. v. a.
396) Bohlen 1, 211 f. 155 f. Über den Unterschied zwischen indogermanischer u. semitischer Religion vgl. Chr. Lassen, Ind. Alt. 1, 494 ff.
397) Tacitus, Germ. 7.
398) Bhagavadgita 15, 5 f.
399) Tartak Apastak, Grosch vaç 5, Wolff S. 134.
400) Rhode, Heilige Sage des Zendvolks 202.
401) Yasna 16, 6. Sih roçak 2, 30. Vid. 11, 13 W.
402) Bd. 1, 144.
403) Kleuker, Anh. z. Zendavesta 3, 3, 275.
404) Grimm, Myth. 64. Pertz, S. S. 2, 377.
405) Bd. 1, 90.
406) Vgl. E. Weidner, Das Alter der babylonischen Astronomie u. Astrallehre, Leipzig 1914, S. 39 f. — Jeremias, Handb. 124.
407) Bd. 1, 68.
408) Jerem. 194 f.
409) Jer. 102.
410) Jer. 165.
411) Bd. 1, 68.
412) Jer. 129.
413) Ilias 22, 29. Preller 1, 372.
414) Grimm, Myth. 770.
415) Weber, Ind. Stud. 1, 88. Zimmer, Altind. Leb. 373.
416) W. Kirfel, Kosmogr. d. Ind. 8.
417) Weber, Ind. Stud. 1, 283. Zimmer 371. Lassen 1, 987.
418) Ait. Br. 7, 15 bei Weber 1, 460, 286.
419) Ind. Stud. 1, 283.
420) Jeremias, Handb. 204.
421) Bd. 1, 148.
422) Weber, Ind. Stud. 1, 284 f.
423) ebda 1, 283, im Anschluß an Max Müller.
424) ebda 2, 237.
425) Müllenhoff, Deutsch. Alt. 5, 111.
426) Bd. 1, 149.
427) Bohlen, alt. Ind. 1, 172. „Daß einige Griechen dasselbe geglaubt, verrät Aristophanes und Platon gibt sogar die völlig identische Zeitdauer, wie sie von den Ägyptern bestimmt werde, dahin an, daß die Seele des Weisen schon nach 3000 Jahren ihre Wanderung vollende, der

ganze Kreislauf aber 10000 Jahre währe, wofür höchstwahrscheinlich 12000 zu lesen ist." — Platon und mit ihm ganz Griechenland kennt die wahre Zeit von 432000 Jahren nicht, ein Beweis, daß die Edda die Zahl der Einheerer nicht auf schrifttümlichem Wege aus dem Süden übernommen hat. Sie nennt diese Zahl überhaupt nicht, sondern nur ihre Teiler 54 und 8 d. h. sie teilt den Tierkreis in die 2×27 Mondhäuser und die 8 Weltgegenden. Die Überlieferung der Edda ist also von Grund auf himmelskundlich, ursprünglich und teilt ihre Überlieferung nur mit Indien und (undeutlicher) mit Persien.

428) Bd. 1, 145.
429) Bd. 1, 152.
430) Jeremias, Handb. 324. 71 f.
431) ebda 164.
432) ebda 324.
433) ebda 72. 194.
434) ebda 321.
435) Bd. 1, 139.
436) Theopomp; Bd. 1. 144.
437) Bd. 1, 139.
438) Bd. 1, 64. 77.
439) Weber, Ind. Stud. 1, 87.
440) Bd. 1, 61. Über den Auferstehungsglauben in den Steingräbern vgl. Georg Wilke, Religion d. Indogermanen, 1923, S. 182.
441) Bd. 1, 116. 126.
442) Bd. 1, 155 f.
443) Chandogya Up. 8, 1. Deußen S. 189.
444) Vgl. Abschn. I 3 „Die übergeschichtliche Einstellung"; die Zeugnisse bei Grützmacher, Alt- und Neuprotestantismus S. 26 u. a.
445) Bd. 1, 163.
446) Creuzer 4, 659 ff.
447) Haller, Judentum, Göttingen 1914, S. 236.
448) Beldegg = lichter Tag, Formali 10, Sn. E. Rask, Stockholm 1818, S. 14. Verwandt mit griech. phalios glänzend, sanskr. bhala Glanz, phaleriao Wz. pha = weiß sein. Tomaschek, d. alt. Thraker, Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. d. Wiss. phil. hist. Kl. Bd. 130 S. 41.
449) P. Herrmann, Nord. Myth. 1903 S. 384.
450) Bd. 1, 162 f.
451) Bohlen 1, 272.
452) Creuzer 4, 634 f.
453) Grimm, Myth. 32.
454) Cicero, de nat. deor, 1, 118. 2, 95.
455) Njalss. 89. Herrmann 450.
456) Bd. 1, 38 f.
457) Oldenberg, Weltansch. der Brahmanatexte S. 35.
458) Uhland, Mythus von Thor, 1836, S. 75.
459) Rask. Stockh. 1818, S. 220.
460) Gering, Edda S. 358.
461) Preller, Griech. Myth. 1, 317.
462) Tylor, Anf. d. Kult. 1, 359.
463) bei Athen. 13; deutsch in Rud. Beer, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer, Wien 1891 S. 37., vgl. Creuzer 1, 26 über die „Heilige Hochzeit".
464) Eusebius, praep. evang. 3, 9. Tylor, Anf. d. Kult. 1, 345.
465) Gylf. 16; Grimm, R. Alt. 2, 553. Usener, Sintflut. 187.
466) P. Herrmann, Nord. Myth. S. 412 Abb. 10.

467) Hierher gehört auch die Wandlungsfähigkeit Lokis und aller Riesen vgl. bei Saxo Grammat. Hardgreips Strophen, Ettmüller, Altnord. Sagenschatz, Leipzig 1870, S. 14:
„In die Wolken jetzt, des Wetterers Dünste,
mein Haupt ich hülle,
dieweil mir stehn auf dem Steingerölle
fest die Füße.
Zu der Wichtel Wuchse die Wucht der Glieder
ich nieder neige,
und mein Haupt ich, das den Himmel rührte,
dann beug' am Boden".
468) Simrock, Deutsch. Myth. 231.
469) Bd. 1, 112.
470) Arthur Drews, Mimir, Studie a. d. Gebiete der vergl. Myth., Rich. Wagner-Jahrbuch 1912, S. 37. 39 f.
471) Mimirs Haupt wird von den himmlischen Wanengöttern abgeschlagen d. i. der Mond verschwindet, es ist Neumond, 3 Tage Unsichtbarkeit. Odin aber nimmt es an sich und erhält es durch seine Kunst am Leben. In der Nacht also ist Mimirs Wahrsagekraft erhalten, in welcher allein der Vollmond (Mimirs Haupt) sichtbar ist. — Dieses Märchen von Mimirs Haupt (= Vollmond) geht neben dem anderen her von Mimir, der jeden Morgen aus Odins Auge (= Mondschale) trinkt. Der Morgen zeigt das dritte Viertel des Mondes, Schalengestalt; der Trank ist wohl der Tau, der Himmelsmet. Der Himmelsgott gibt der Nacht sein eines Auge, den Mond, zum Pfande, dafür empfängt er Teilnahme am riesischen Urwissen, welches älter ist als seine Götterweisheit. Auch durch dieses Märchen klingt also die Sorge um den Bestand der göttlichen Ordnung, des Verold und ist im Grunde wohl ein Ausdruck für diese Sorge, von welcher wie von bösen Träumen die Götter ständig gequält sind (vgl. Bald. Tr. 1).
472) Fr. M. Böhme, Deutsch. Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 522—534; Rochholz, Alemann. Kinderlied. S. 373—375.
473) Grimm, R. Alt. 2, 434.
474) P. Herrmann, Nord. Myth. 589.
475) v. d. Hagen, Altn. Heldens. 1897. S. 12 f.
476) Mannhardt, Feld- und Waldkulte 1, 54 f.
477) ebda 1, 57.
478) Müllenhoff 5, 104.
479) P. Herrmann 588.
480) Das Handbuch belehrt: „Vom 1. Tage der letzten Menstruation an gerechnet beträgt die Dauer der Schwangerschaft im Durchschnitt 280 Tage oder 40 Wochen. Die wahre Dauer der Schwangerschaft ist unbekannt, da der Zeitpunkt der Befruchtung unbekannt ist."
481) Jeremias, Handb. 171 f.
482) ebda 184.
483) „Mit der Erstarrung der Götterwelt durch die Astrologie, die im ehernen Fatum das Walten der Gottheit sieht und das moralische Weltregiment in starres Schicksal verwandelt, erstarrt der Königsbegriff zur orientalischen Tyrannis, die an Stelle der Gottheit das eherne Geschick repräsentiert, über Leben und Tod grausam gebietet." Jeremias, Handb. d. altorient. Geisteskultur. Leipzig 1913, S. 336.
484) Eine der babylonischen ähnliche Entsprechungslehre in Neumexiko siehe Jeremias Handb. 344. Dazu Fr. Röck, Kalender, Sternglaube und Weltbilder als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt. Wien 1922.
485) Alwismal, Gering S. 81 f. — Grimm, Myth. 307. — Platon im Kratylos. Preller, Griech. Myth. 1, 89. — Fr. Wolff, Avesta, Einleitung. — A. Weber, Ind. Stud. 10, 97.

486) Appian, hist. rom., celt. 1, 3.
487) P. Herrmann, Nord. Myth. 473.
488) Müllenhoff 5, 90. 143. Grimm, Myth. 20. 1199.
489) irmingot obana ab hewane Hildebr. 30.
490) regnator omnium deus Tac. germ. 39.
491) a brodds oddi Fjolsw. 32.
492) Bundehesch 31.
493) Bd. 1, 38.
494) Oldenberg, Rel. d. Veda 194 ff.
495) L. v. Schröder, Arische Religion 1914. 1, 348 f. 358.
496) Oldenberg 66.
497) ebda 141 f.
498) ebda 195. L. v. Schröder a. a. O. 349.
499) Oldenberg 194.
500) ebda 28. — Ders., Weltansch. d. Brahmanatexte 124 f. 157. 191.
501) Wilh. Geiger, Ostiran. Kultur 333.
502) Jac. Grimm, Über Schule, Universität, Akademie. 1849.

Nachträge.

Argo. Zu Band 2 S. 18. Die Vorstellung des Weltschiffs scheint auch im keltischen Norden eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Im Weltbrand wird das ungeheure Schiff Roth-Ramhach („das rudernde Rad!") an der Klippe Cnamhchoill stranden. Olrik, Ragnarök, deutsch von W. Ranisch, 1922 S. 32. Mone, Eur. Heid. 2,405. 504 f.

Über die Bedeutung des Tierkreises als Quelle von Sagen vgl. neuerdings Arthur Drews, der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie. Jena 1920.

Die Spindel der Gottheit. Zu 2, 48. Eine genauere Beschreibung der Weltallsspindel der Jainas gibt Colebrooke, Miscell. Essays, London 1837, 2,220 f.; Asiatic Researches 9,287 f.; einen Auszug daraus Lassen, Ind. Altert. 4,771. Über das Alter der Jainas vgl. Lassen 4,756 f.

Idafeld. Zu 2,90. Der „Garten Eden" persischen Ursprungs vgl. Wolfgang Schultz, Dokumente der Gnosis, Jena 1910 S. 3.

Zur Deutung der Felsbilder. Band 1,51. 2,99 f. Fußsohlenbilder. Die Sitte der altindischen Jainas, ihre himmlischen Gottheiten durch Fußsohlenpaare in Felsen eingemeißelt darzustellen, besteht noch in neuerer Zeit. Vgl. die Abbildung bei Colebrooke, Misc. Ess. 2,318 aus den Transactions 1,520 f.

Noatun als himmlisches Meer. Band 1,48 f. 2,101 f. Über die Bewegung der Gestirne als Schiffahrt auf dem Himmelsstrome, besonders in der ägyptischen Vorstellung vgl. Franz Boll, Sphaera, Leipzig 1903, S. 169. Usener, Sintflutsagen. Dazu Jamblichus, Mysterien 7,2 (deutsch von Theodor Hopfner, Leipzig 1923) über „die göttliche Energie, die das Schiff des Kosmos steuert".

Zur Kenntnis der Wandelsterne (2, 104) bei den Eingeborenen von Otaheiti vgl. Kotzebue, Neue Reise um die Welt, Weimar 1830, S. 75.

Die Sterne als Auswurf der himmlischen Tiere. In Band 1,57 (Abb. 4) habe ich die Zeichnung, welche die Sterne als Auswurf der Mondrinder darstellt, einen Scherz des Felszeichners genannt. Das läßt sich nicht aufrechterhalten. Der Rigveda bezeichnet die Sterne als Kühe. 8,36,1. Wenn wir die außergewöhnliche Heiligkeit des Rindes (Audumla) im arischen Altertume bedenken, so verstehen wir, daß im indoiranischen Brauche sogar die Ausscheidungen der Rinder sinnbildlich als heilig galten. Vgl. Oldenberg, Religion des Veda. Der Auswurf des himmlischen Stieres

(Indras Roß) gilt in alten Erzählungen als Unsterblichkeitsspeise vgl. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, Leipzig 1874, S. 61 f. In anderen alten Erzählungen indischen Ursprungs (Gubern. 98) erweisen sich die Sterne als Auswürfe der Mondkuh; sie ist „reich an Perlen". Die Sonne selbst scheint in russischen Märchen gelegentlich als der Dung des Sonnenrosses gegolten zu haben (Gubern. 185). Die Sonne ist nicht der „Sonnengott". In unserem Mondbilde von Tanum (Band 1 Abb. 4. Bd. 2, Abb. 8) sind mithin die Sterne ernsthaft als Auswurf der himmlischen Rinder gezeichnet. Das deutliche Mondgehörn der Rinder zeigt überdies, daß es sich wirklich um die Mondrinder handelt, welche bei ihrem nächtlichen Dahinschweben im Lichtglanze (vgl. Bd. 1,57) „reich an Perlen" d. i. an Sternen sind. Vgl. auch Bd. 2, 110 f. Das ist Märchensprache.

Zum Ursprung der Wochentagsnamen. Bd. 2, 137 und Anm. 288a. Die Teilung des Tages in 60 Muhurtas, durch welche die wissenschaftliche Entfernungsfolge der Wandler in unsere Wochentagsfolge umgelegt wird, ist in Indien schon im Gesetzbuche des Manu bekannt, also vor dem 1. vorchristlichen Jahrtausend. Bohlen, das Alte Indien 2,251. Diese Sechzigteilung geht nach Lassen nicht auf Babylon zurück, sondern auf einen alten Jahrkreis von 60 Mondjahren, der 12 Fünfjahre umfaßte und vielleicht erst auf das alte Jupiterjahr übertragen wurde.

Der Mondkalender geht auch auf diesem Wege unmittelbar in die großen Weltalterzahlen 216 und 432000 über. Vgl. Chr. Lassen, Ind. Alt. 1,827. 2,1144.

Zur Theorie der planetaren Stundengötter vgl. jetzt Wilh. Gundel, Sterne und Sternbilder im Glauben des Altertums und der Neuzeit, Bonn 1923, S. 195 f.

Da nach unserem Ergebnis unsere Wochentagsfolge auf einer im Germanischen nicht nachweisbaren, altindischen Tagesteilung von 60 Stunden beruht, so muß diese Namenreihe bei uns denselben Ursprung haben. Sie ist aus Indien über Ägypten und Rom in das vorchristliche Deutschland gelangt.

Odins Mädchen. Bd. 2,206 f. Die „Mädchen" in Bald. Tr. 12,5 werden in der Jüngeren Edda (Saldsk. 75, Rask S. 212) ausdrücklich als „Mädchen Odins" genannt. Aus den dort aufgeführten Namen (Hild, Göndul, Hlök, Mist, Skögul, Hrund, Mist, Hrist, Skuld; ein Name ist irrig zweimal aufgeführt) geht ihre völlige Übereinstimmung mit den Walküren hervor. Grimn. 36. Gylf. 36. Helgi Hund. 1,48. Die Mädchen, die um Balder weinen, sind also auch nach diesem Zeugnis nicht Aegirs, sondern Odins Mädchen. Die übliche Übersetzung meyjar = Töchter geht fehl, während die wörtliche Übersetzung den Sinn des Gedichtes völlig aufklärt.

Zu Balder als Himmelsgott. Im Merseburger Zauberspruch ist Phol = Balder, wie im Hyndlaliede 43 Loki und Lopt, bei Äschylos (s. Bd. 2,86) Zeus und Zen im unmittelbaren Zusammenhange den Namen wechseln. „Phol und Wodan fuhren zu Holze"; Götter wie Wodan und Balder fahren nicht in irgend einen irdischen Wald, sondern in das ihnen allein angemessene Weltallsgehölz, in den goldlaubigen Hain der Himmelshöhe, nach Walhall. Es ist derselbe Vorgang wie im eddischen Grimn. 30:

„Die Pferde benutzen zur Fahrt
nach Yggdrasils Esche die Asen täglich,
wenn sie reiten, zu sprechen das Recht."

Vgl. unser Weltbild der Edda Bd. 1,87. Abb. 7. Das Lahmen des himmlischen Rosses kann himmelskundlich nur auf das Ausbleiben des Mondes in den 3 Neumondnächten Bezug haben. Einen solchen himmlischen Mondschaden kann auch nur der oberste Gott, Wodan selbst, und zwar mit Sunna und Fulla d i. Vollmond heilen, wie er es ist, der den Mond aus der riesischen Umklammerung in der Odroerirsage befreit, und wie der Mond es ist, der im Neumondopfer von Kivik wieder ans Licht heraufgezaubert wird. Vgl. Bd. 2,68 und 119. Gylf. 35.

Der Name des Balderrosses ist uns nicht überliefert, muß aber doch in den Grimn. 30 genannten Asenhengsten enthalten sein. Gylf. 15. Nach dem Merseburger Mythus könnte Gyllir = der Goldgelbe als Mondroß Balders in Frage kommen; Der Mond ist auch am hellen Tage sichtbar; Balder wird darum nicht zum „Mondgott"!

Das **Horn Heimdalls.** Bd. 1,31. Axel Olrik, Ragnarök 116 ff., führt das Gjallarhorn Heimdalls im Hinblick auf die Posaune des Weltgerichts auf christliche Beeinflussung zurück, da ihm weder die persischen noch die keltischen Sagen eine Entsprechung geboten haben. Olrik bemerkt jedoch nicht, daß umgekehrt diese Vorstellungen der jüdischchristlichen Apokalypse wie in anderem so auch hierin aus Indien geschöpft haben. Bd. 1,94. Es ist Siwas selbst, der dritte Gott der indischen Dreieinigkeit, der auf seiner himmlischen Muscheltrompete den Weltbrand ankündigt. Wir haben als Vorbild des Gjallarhornes das himmlische Mondhorn oben im Himmelsraume erkannt. Es stimmt nun deutlich dazu, daß in Indien dem Siwas gerade der Halbmond eignet. Bohlen, Alt. Ind. 1,208. 2,196. Die Muschel heißt Sankya, nach Bohlen Concha marina.

Die Vorstellung, daß in der Weltallshöhe auf der himmlischen Brücke der Himmelsgott das Mondhorn als Wächterhorn bläst (vgl. Bd. 1,170. Anm. 77), steht in großartigem Einklange mit Vol. 27: „Das Horn ist verborgen unterm Himmelsluft trinkenden heiligen Baume" sowie Vol. 46: „laut bläst Heimdall, das Horn ist in der Luft; horn er a lopti". Hier ist das alte Schöpfungsbild vom Mondhorne, das droben in der Luft ist, fast greifbar gezeichnet. Über Heimdall als Himmelsgott Bd. 1,31.

Die aus den älteren arischen Quellen entlehnenden mittelländischen Apokalypsen wie die Off. Joh. u. a. kennen den himmlischen Grund dieser Vorstellungen nicht mehr. Die von Olrik vermutete Entlehnung des Gjallarhorns aus der apokalyptischen Überlieferung ist nach allem unwahrscheinlich. Über den arischen Lehrgebrauch der himmlischen Kennmittel (Attribute) vgl. den Abschnitt „die Baldersage als Beispiel" und „die Hilfsmittel der Glaubenslehre".

Irminsul. Das Urteil Olriks, Ragnarök 404, daß der Gedanke einer Weltsäule der Eddamythologie ganz fremd sei, wird schon durch Fjolsw. 32 („lang wird die Halle der Halsbandfrohen auf der Klinge Spitze beben") widerlegt. Bd. 1,83. 2,33. Die altsächsische Irminsul hat aber neue Zeugen im europäischen Norden gefunden (Olrik 402 u. a. O.) und aus dem Opferbrauch der Lappen, die ihn auch nach Olriks Ansicht entlehnt haben, kann auf den bisher unbekannten Kult der Irminsul geschlossen werden. Die Allsäule, in den Sternnächten nordischer Breiten sichtbar, trägt das Weltall und wird dadurch zum Sinnbild der Göttlichen und Sittlichen Weltordnung. Vgl. Bd. 2, 34. In welchem Umfange und in welchem Reichtum der Bilder die Eddamythologie von der Weltsäule weiß, bezeugt unser Abschnitt über „die Verklärung des Himmels". Bd. 2,29 ff.

Namen- und Sachweiser

zum ersten und zweiten Bande.

[Der 1. Band wird nach dessen 2. Auflage angeführt.]